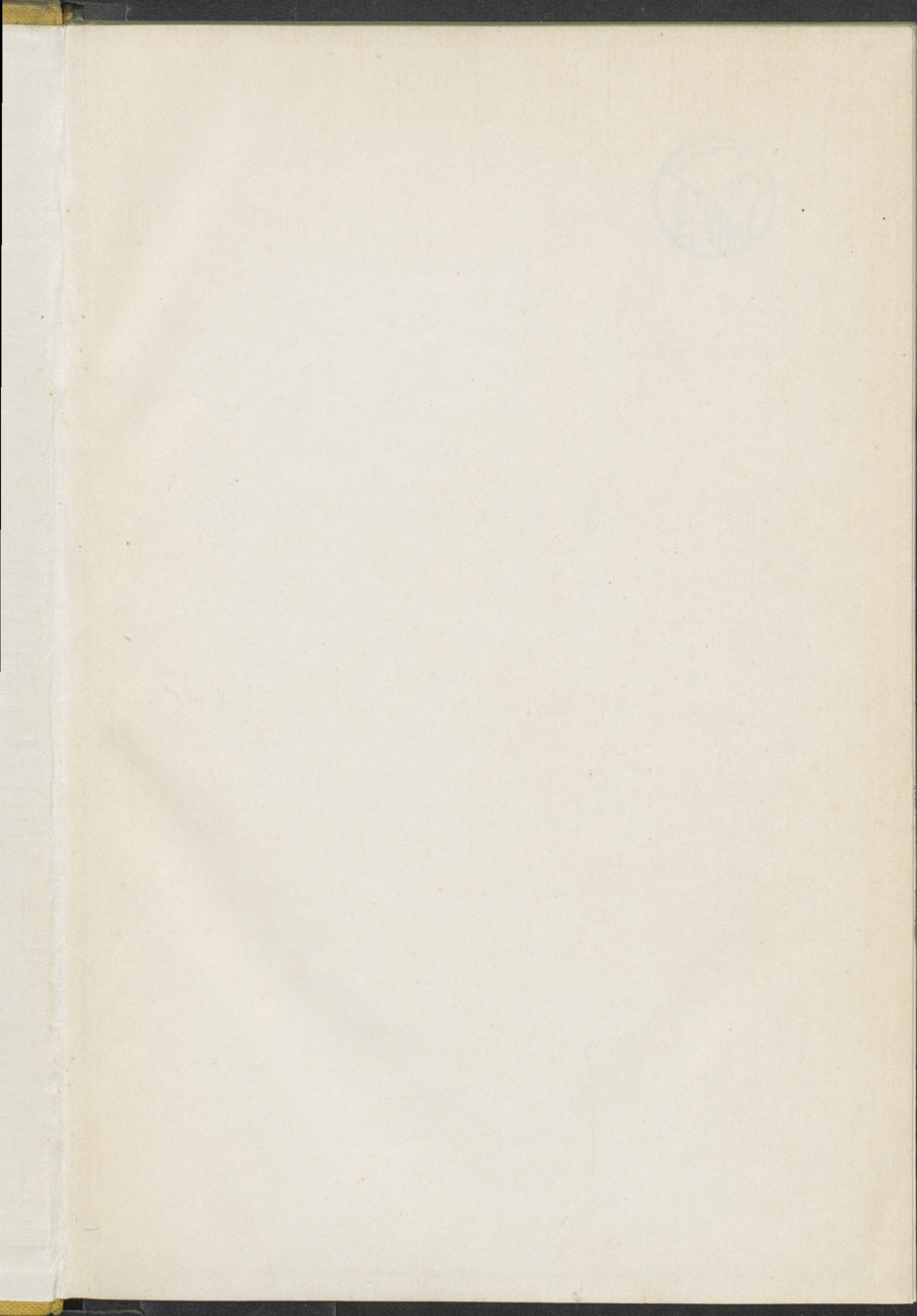
Wilhelm v. Giesebrecht

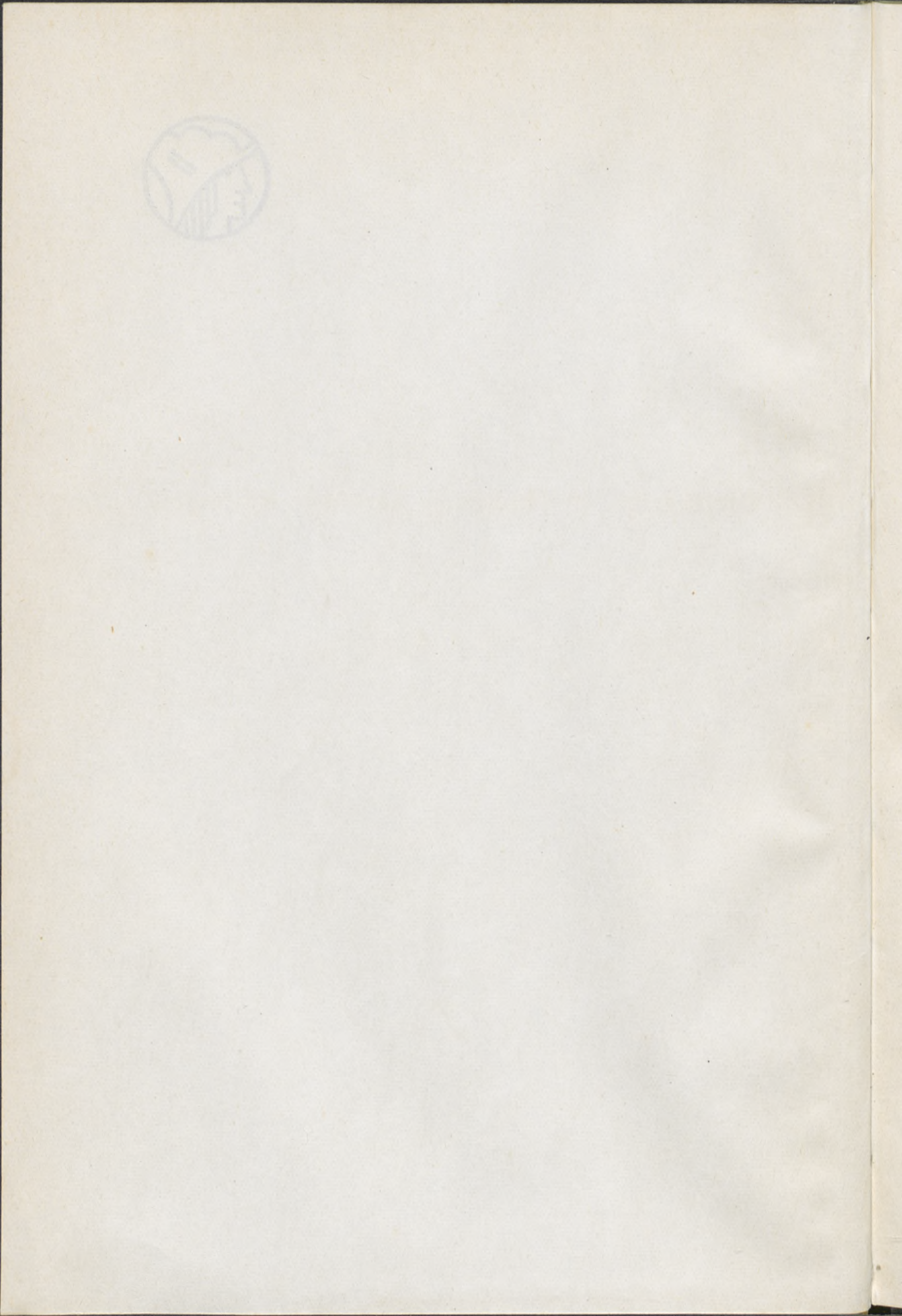
Geschichte der deutschen Kaiserzeit

4

F. W. Hendel Verlag Leipzig







Giesebrecht / Geschichte der deutschen Kaiserzeit

Wilhelm von Giesebrecht

Geschichte der deutschen Kaiserzeit

Herausgegeben
von
Wilhelm Schild

Vierter Band

1930

Im F. W. Hendel Verlag zu Meersburg


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Heinrich V. und das Ende des Investiturstreits
Lothar von Supplinburg. Konrad III.

Achtes Buch

Ausgang des Streits mit dem Papsttum unter Heinrich V.

1106 – 1125

1. Innerer Friede und äußere Kämpfe

Die Stellung Heinrichs V. zu Reich und Kirche

Selten hat ein deutscher König sein Regiment unter günstigeren Verhältnissen begonnen als Heinrich V. Heiß ersehnte das Volk nach den stürmischen Zeiten des Vaters ruhige Tage, allgemein verlangte man nach einer Ausgleichung des langen Streites zwischen Reich und Kirche. Die Unsicherheit im Innern drückte schwer und schwerer auf die niederen Klassen; die Fürsten wurden inne, daß alle äußere Macht des Reichs, wenn nicht endlich die innere Eintracht hergestellt würde, dahinschwinden müßte. Der junge König schien wie vom Himmel selbst bestimmt, um den Streit zu schlichten, den allgemeinen Wunsch der Verständigung zu erfüllen. Durch den Tod des Vaters war die kaiserliche Partei an ihn gewiesen; sie fand in ihm jetzt ihren einzigen Mittelpunkt, während sich schon früher die Anhänger der kirchlichen Sache ihm angeschlossen hatten. Die großen Gegensätze der Zeit glichen sich wie von selbst in seiner Person aus, hoben sich gleichsam mit seinem Regierungsantritt auf. Niemand konnte Frieden stiften als er, und für ihn schien es leichte Arbeit, den alten Hader auszutragen.

Heinrich fühlte alle Vorteile seiner Stellung und gedachte, sie zu benutzen. Jedoch voll brennender Herrschsucht wie er war, wollte er weniger die Ruhe des Reichs als seine eigene Größe. Der Friede galt ihm nur etwas, wenn er zugleich seine Macht sicherte und erhöhte. Ein Meister in der Verstellungskunst, wie es wenige gegeben, hatte er sich demütig gegen die Bischöfe, nachgiebig gegen die weltlichen Großen gezeigt, mit unterwürfigen Worten um Roms Gunst gebuhlt, so lange es seine Lage forderte: jetzt war er Herr, und bald sah die Welt, daß sein Gemüt herrischer war als das des Vaters. Dieser hatte sich mitleidig, freigebig, versöhnlich, als ein Freund des Volkes selbst im Elend bewiesen. Der Sohn war herzlos, geldgierig, kannte keine Schonung des Gegners, kein Mitleid mit den Armen. Trotz gegen den Papst, Stolz gegen die Fürsten, Verachtung gegen das Volk bargen sich im Grunde seiner Seele und traten allgemach deutlich zutage. Der Friede, den er wollte, war Unterwerfung

des deutschen Fürstentums, des diesseits und jenseits der Alpen aufstrebenden Bürgertums, vor allem des römischen Papsttums; mit der Hitze jugendlicher Leidenschaft verlangte er nach der Vollgewalt des Kaisertums, wie sie seine Vorfahren geübt oder erstrebt hatten. Wie weit lag auseinander, was die Welt von ihm und was er von der Welt verlangte!

Noch kannte man in Deutschland zu wenig das harte und stolze Gemüt des Königs. Man freute sich seiner rastlosen Tätigkeit, seines scharfen Verstandes, der Entschiedenheit seines Willens. Man beugte sich selbst der Gewalttat; denn es war eine Zeit, wo man die starre Gewalt einmal gelten ließ, weil nur sie zur Ordnung und Herstellung der verlorenen früheren Machtstellung des Reiches führen konnte. Jene unruhigen sächsischen Fürsten waren williger geworden, als sich je erwarten ließ, und mit Staunen sah man, wie die ergebensten Anhänger Roms, ein Gebhard von Konstanz und andere, welche so oft auf das Investiturverbot geschworen hatten, jetzt ungescheut dem König die Hand boten, wenn er willkürlich über die Bistümer verfügte. Nur wenige Fürsten gab es, welche nicht zu begreifen anfingen, daß bei den Bistümern auch ein Recht des Reiches zu wahren sei, und welche es noch immer mißbilligten, wenn der König sich dieses Recht zu schützen entschlossen zeigte. Seitdem der alte Kaiser gestorben war, schmolz die Zahl der unbedingten Anhänger des Gregorianischen Systems in Deutschland sichtlich zusammen. Die Investituren schienen wieder eine offene Frage geworden, welche der erhoffte Friede zu lösen hatte, und man wünschte kaum, daß sie ganz im Sinne des Papstes entschieden würde.

In Rom war die veränderte Lage der Dinge anfangs nicht hinreichend erkannt worden. Solange der Vater lebte, hatten der Sohn und die deutschen Fürsten unbedingte Unterwürfigkeit gezeigt; man hatte sogar den Papst im Anfange des Jahres 1106 eingeladen, in Person über die Alpen zu kommen, um den Frieden zwischen Kirche und Reich herzustellen. Die neuen Wirren, welche alsbald ausbrachen, machten freilich die Reise nach Deutschland unmöglich, doch bereits unter dem 31. März hatte der Papst Einladungen an die deutschen Bischöfe erlassen, um einem Konzil in der Lombardei beizuwohnen, welches am 15. Oktober eröffnet und auf welchem die Eintracht zwischen Kirche und Reich hergestellt werden sollte. Wenig später waren mehrere deutsche Bischöfe in Rom erschienen, welche dem Papste volle Devotion bezeigten. Erzbischof Bruno von Trier, ein Mann durch Geburt[1], Gelehrsamkeit und Welterfahrung hervorragend, hatte Buße geleistet, daß er die Investitur vom Kaiser genommen, und hatte durch seine Fügsamkeit und Gewandtheit im hohen Grade die Gunst des Papstes gewonnen. Dann erschien Bischof Otto von Bamberg und bat um die Weihe, welche er noch immer nicht hatte erlangen können; er erhielt sie am 13. Mai zu Anagni und zwar vom Papste selbst, der längere

[1] Vgl. Bd. III, S. 581, Anmerkung 2.

Zeit den ausgezeichneten und der römischen Kirche so ergebenen Mann bei sich zu fesseln wußte. Unter solchen Umständen mußte es dem Papste als ein Glück erscheinen, daß der Tod des alten Kaisers dem Sohne alle Macht in die Hand gab; das größte Hindernis einer Verständigung mit dem Reiche schien damit beseitigt, und von dem lombardischen Konzil ließ sich das Beste hoffen.

Im Spätsommer 1106 verließ der Papst Rom; es geschah nicht ohne Besorgnis, da ein Teil des römischen Adels in der Stadt und in der Campagna noch immer ihm widerstrebte. Um die Mitte des Oktobers war er in Guastalla, inmitten der Besitzungen Mathildens; hier sollte sich das Konzil versammeln[1]. Viele Bischöfe Italiens hatten sich eingestellt; aus Deutschland waren freilich nur wenige gekommen, aber unter ihnen Männer von nicht geringer Bedeutung. Erzbischof Bruno, der damals nach dem Wunsche der Fürsten im Rate des Königs die erste Stelle einnahm und als die Seele aller Geschäfte betrachtet wurde, erschien mit einem stattlichen Gefolge als Abgeordneter des Reichs, dann Gebhard von Konstanz, der Legat des apostolischen Stuhls, und der erwählte Erzbischof Konrad von Salzburg, der in Guastalla vom Papste selbst die Weihe erhielt. Von den Mainzer Suffraganen hatten sich die Bischöfe von Chur, Augsburg und Bamberg eingefunden; Rupert von Würzburg war auf der Reise gestorben. Auch von mehreren bischöflichen Kapiteln stellten sich Abgeordnete ein, um über ihre und ihrer Bischöfe Angelegenheiten den Urteilsspruch des Papstes zu fordern. Auffällig war, daß der Erzbischof von Köln weder selbst erschien noch einer seiner Suffragane das Konzil besuchte.

Erzbischof Bruno hatte den Auftrag, den Papst der unterwürfigen Gesinnung des Königs zu versichern. Heinrich versprach, der Kirche wie seiner Mutter, dem Papste wie seinem Vater gehorchen zu wollen; er bat um die Anerkennung seiner königlichen Rechte. Bruno forderte aber zugleich den Papst im Namen des Königs auf, über die Alpen zu kommen, um dort mit dem Könige und den Fürsten alle Streitpunkte persönlich auszutragen, und der Papst glaubte dem Wunsche des Königs entsprechen zu müssen. Danach war über die Hauptangelegenheit, welche das Konzil beschäftigen sollte, nicht mehr zu verhandeln; die Entscheidungen desselben konnten nur noch Einzelheiten betreffen.

Die Beschlüsse der Versammlung waren zum Teil versöhnlicher Art. Es war von großer Bedeutung, daß die im Schisma ordinierten Bischöfe vom Papste anerkannt wurden, wofern sie nicht Eindringlinge, Simonisten oder Verbrecher seien; auch manchen Metropoliten, denen bisher das Pallium verweigert war, erteilte es jetzt der Papst in Gnaden. Heilsame Maßregeln wurden damit angebahnt, um die erschütterten Ordnungen der

[1] Es sollte zuerst in Piacenza gehalten werden, dann aber änderte der Papst seinen Entschluß.

Kirchen Deutschlands und Italiens herzustellen, um die heillose Wirtschaft der Gegenbischöfe zu beseitigen. Doch nicht in allen Dingen zeigte der Papst gleiche Nachgiebigkeit. Die noch widerstrebenden Bischöfe wurden von ihm streng gezüchtigt. So verhängte er über das Erzbistum Ravenna, wo man im Widerstande beharrte, harte Strafen; die Bistümer von Piacenza, Parma, Reggio, Modena und Bologna wurden der Kirchenprovinz des Erzbischofs entzogen[1] und gerade im Gegensatz gegen Ravenna Parma, einst der Herd des Schismas, jetzt in Unterwürfigkeit allen Kirchen vorangehend, zu ungewohnten Ehren erhoben. Udalrich von Aquileja, den mächtigen Eppensteiner, traf der Bann wie einige andere Bischöfe Italiens, welche sich noch nicht unterworfen hatten. Auch deutsche Bischöfe empfanden die Strenge des Papstes. So wurden Otbert von Lüttich und der von ihm geschützte Walcher von Cambrai gebannt, obwohl sich beide bereits mit dem Könige verständigt hatten. Friedrich von Halberstadt wurde auf die Klagen seiner Domherren des Amtes entsetzt, ungeachtet ihm die Synode von Nordhausen andere Hoffnungen erweckt hatte. Des Mindener Bischofs Widelo Absetzung genehmigte der Papst und bestätigte damit eine Maßregel seines Legaten Gebhard von Konstanz (Bd. III S. 621). Wenn eine gleiche Strafe nicht auch den Bischof Hermann von Augsburg traf, gegen den seine Domherren schwere Klage erhoben, so dankte er es der Fürsprache desselben Legaten; Hermann ward nur suspendiert, bis der Papst in Augsburg selbst seine Sache untersuchen könne.

Denn schon in kurzer Frist gedachte Paschalis in Augsburg zu sein, Weihnachten wollte er dann zu Mainz mit dem König und den deutschen Fürsten feiern und dort das große Friedenswerk durchführen. Sicherlich rechnete er dabei auf einen entschiedenen Triumph der Kirche in der Investiturfrage. Wir wissen, daß er noch auf dem Konzil Bestimmungen über die Investituren traf wie auch über die Eide, welche bisher Laien von den Bischöfen geleistet waren oder in Zukunft geleistet werden sollten. Leider sind wir über den Wortlaut dieser Bestimmungen nicht zuverlässig unterrichtet, aber außer Frage steht, daß das Investiturverbot aufrechterhalten wurde, dagegen scheint der Papst in bezug auf die Eide Zugeständnisse in Aussicht gestellt zu haben. Wenn er auch den Lehnseid in der bisherigen Form kaum gelten lassen konnte, mochte ihm doch ein Eid der Treue zulässig erscheinen. Es kommt in Betracht, daß König Heinrich von England kurz zuvor ausdrücklich auf die Investitur verzichtet und sich mit dem Treueid der kirchlichen Prälaten begnügt hatte, daß auf diese Weise der lange Zwist zwischen der englischen Krone und Erzbischof Anselm von Canterbury endlich beigelegt war. Um dieselbe Zeit hatte auch König Koloman von Ungarn in aller Form das Investiturrecht aufgegeben.

[1] Das gegen Ravenna gerichtete Dekret ist im Jahre 1118 von Gelasius II. wieder aufgehoben worden.

Wie zuversichtlich aber auch der Papst in Guastalla sein mochte, sein Mut sank schnell, als ihm von Männern, welche die Lage des Reichs besser erkannten, klargemacht wurde, daß er mit den deutschen Fürsten die keineswegs dem Investiturverbot sehr geneigt seien, und vor allem mit dem herrschsüchtigen jungen König einen schweren Stand haben würde. Immer hatte er die Deutschen für ein böses und gottloses Geschlecht gehalten: deshalb fanden solche Worte um so leichter bei ihm Glauben. Eilig änderte er deshalb seinen Entschluß. Die Reise zum Könige gab er auf, laut sich beklagend, daß ihm die Tore Deutschlands verschlossen seien. Mit spanischen Gesandten, die vor ihm erschienen waren und sich gerade zur Heimreise anschickten, zog er unerwartet durch Burgund nach Frankreich und feierte das Weihnachtsfest in Cluny. Seine Absicht war nun, in der Mitte Galliens eine große Kirchenversammlung zu halten, um dort den Frieden mit dem deutschen Reiche in seinem Sinne herzustellen. Er rechnete dabei nicht nur auf die Unterstützung des gallikanischen Klerus, sondern auch auf den Beistand des Königs Philipp und seines Sohnes Ludwig; er forderte die Kapetinger auf, jetzt die Kirche zu verteidigen, wie es einst Karl der Große getan habe, sie zu schützen auch gegen König Heinrich, gegen den sein Herz schon mit Mißtrauen erfüllt war.

Paschalis hatte das Richtige gewählt, wenn er den deutschen Boden mied. Nicht als Schiedsrichter über hadernde Parteien, wie einst Gregor VII. gewollt hatte, würde er hier gewaltet haben, sondern einem fast einmütigen Widerstand begegnet sein, wenn er auf dem strengen Investiturverbot bestand. Niederlagen harrten seiner eher in Deutschland als Triumphe. Der König hatte den Papst vergeblich zu Augsburg erwartet, war dann zum Weihnachtsfest nach Regensburg gegangen, wo ihm die Legaten des Papstes die wohl nicht unerwünschte Nachricht überbrachten, daß derselbe seinen Plan geändert und sich nach Frankreich gewandt habe. Heinrich begab sich darauf durch Ostfranken und Thüringen nach Sachsen. Zu Quedlinburg empfing er am 2. Februar eine Gesandtschaft des Königs von Frankreich, der ihn zu einer Zusammenkunft aufforderte. In welcher Absicht dies geschah, ist unklar; ungewiß ist auch die Antwort Heinrichs, die jedoch nicht ganz abweisend gewesen sein kann. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er seitdem jeden Schritt des Papstes, dessen Mißtrauen er mit noch schärferem Mißtrauen begegnete. Wie wenig er die Erneuerung des Investiturverbots achtete, legte er an den Tag, indem er den Propst Reinhard, der Erzbischof Bruno nahestand und denselben nach Guastalla begleitet hatte, an Stelle des entsetzten Friedrich in Halberstadt zum Bischof zu wählen befahl und ihm die Investitur erteilte; weder Reinhard nahm daran Anstoß noch Erzbischof Ruthard, der den Investierten unbesorgt weihte. Reinhard stammte aus dem im Halberstädtischen Sprengel reichbegüterten Geschlecht der Grafen von Blankenburg, welches Bischof Burchard mit seinem Geiste erfüllt hatte. Wie sein berühmter

Vorgänger war Reinhard von höchst streitlustiger Natur; Heinrich hatte seine Wahl später schwer zu bereuen.

Die Verhältnisse Sachsens hatten gerade damals durchgreifende Veränderungen erfahren. Im Jahre 1106 waren rasch nacheinander die beiden höchstgestellten Männer des Landes gestorben: Markgraf Udo von der Nordmark (2. Juni) und Herzog Magnus (23. August). Udo hinterließ nur einen minderjährigen Sohn Heinrich; deshalb hatte der König die Verwaltung der Nordmark einem Bruder des Verstorbenen, Rudolf mit Namen, vorläufig auf acht Jahre übertragen. Mit Magnus starb der Mannesstamm der Billinger aus; das reiche Erbgut des Hauses kam an die Töchter des letzten Herzogs, Wulfhilde und Eilika. Letztere, an den Grafen Otto von Ballenstedt vermählt, brachte ihrem Gemahl die durch Ostsachsen und Thüringen zerstreuten Billingischen Allodien zu; dadurch vermehrte sich Ottos ohnehin sehr beträchtliches Besitztum so, daß man ihn fortan den Reichen nannte. Wulfhilde war die Gemahlin des Welfen Heinrich, des Bruders des Bayernherzogs; sie erbte Lüneburg und das umliegende Gebiet. Durch diese Erbschaft faßten die Welfen zuerst Fuß im Sachsenlande, wo sie bald eine so hervorragende Stellung gewinnen sollten.

Das sächsische Herzogtum mit den ihm verbundenen Grafschaften hatte der König keinem der Schwiegersöhne des letzten Billingers, sondern dem Grafen Lothar von Supplinburg [1] übergeben. Es war kein Geschlecht alten Ruhms, dem Lothar entsprossen war; zuerst in demselben trat sein Vater Gebhard hervor, der in der Schlacht bei Homburg (1075) für die Freiheit Sachsens gefallen war. Lothar war beim Tode des Vaters noch Kind; sobald er zu den Waffen tüchtig war, hatte auch er sie gegen den Kaiser ergriffen. Treu hatte er zu den Söhnen Ottos von Nordheim gehalten, auch sich an den verwegenen Unternehmungen Ekberts von Meißen beteiligt. In das Geschlecht beider trat er dann, als er sich um das Jahr 1100 mit Richinza, der Tochter Heinrichs des Fetten, der Enkelin Ottos von Nordheim, vermählte, deren Mutter Gertrud, Ekberts Schwester, die großen Besitzungen der Brunonen um Braunschweig ererbt hatte und damals, die Witwe dreier Männer, zugleich für ihren minderjährigen Sohn Heinrich die Ostmark und Meißen verwaltete (Bd. III S. 610), die mächtigste und gefürchtetste Frau weit und breit. Alle Erinnerungen der langen Kämpfe für die sächsische Freiheit verbanden sich in Lothars Person, und die kirchliche Partei vergaß dabei schwerlich, daß seine Großmutter Ida jenem dem sächsischen Kaiserhause verwandten Geschlecht der Querfurter angehört hatte, welchem der Märtyrer Brun Bonifatius entstammte. Auch als sich König Heinrich gegen seinen Vater erhob, hatte Lothar sich abermals dem Aufstande gegen den gebannten Kaiser ange-

[1] Die Stammburg Lothars war unweit Helmstädt, die wohl nicht sehr zahlreichen Allodien des Hauses lagen meist zwischen Oker und Elbe.

schlossen und mit dem Herzogtum dann den Lohn für seine Dienste gewonnen.

Lothar und Rudolf waren dem jungen König verpflichtet, und es lag in der Natur der Dinge, daß sie seine Gewalt stützten; mit ihnen hielten aber zugleich der Adel und das Volk Sachsens zu dem neuen Herrscher. In Merseburg und Goslar sprach Heinrich in der Macht der alten Kaiser Recht. Alles beugte sich seinem Willen; mit so freier Gewalt schaltete der König in diesen Gegenden, die einst der Herd des Aufstandes gegen seinen Vater gewesen waren, daß das trotzige Volk völlig seine Natur verändert zu haben schien. Gegen Ostern nahm Heinrich durch Westfalen, wo er in Paderborn hofhielt, seinen Weg dem Rheine zu. Palmsonntag feierte er zu Köln, Ostern (14. April) zu Mainz, wo er sich bis in die ersten Tage des Mai aufhielt.

Inzwischen hatte der Papst die deutschen Bischöfe zu einem Konzil berufen, welches er um Himmelfahrt (23. Mai) zu Troyes zu halten gedachte, und auf welchem der langersehnte Friede zwischen Kirche und Reich herbeigeführt werden sollte. Die Stimmung war Paschalis in Frankreich nicht nur beim Volke, sondern auch bei Hofe günstig. König Philipp zog in Begleitung seines Sohnes mit dem Papste an die Ostgrenzen seines Reiches, wo man König Heinrich erwartete. In der Tat war Heinrich von Mainz aufgebrochen, um sich nach dem oberen Lothringen zu begeben. Aber nicht er selbst trat dem Papste entgegen, sondern eine stattliche Gesandtschaft, bestehend aus Erzbischof Bruno von Trier, Bischof Otto von Bamberg, Erlung von Würzburg[1], Reinhard von Halberstadt, Burchard von Münster, den Herzögen Welf von Bayern und Berthold von Zähringen, den Grafen Hermann von Winzenburg[2] und Wiprecht von Groitsch nebst vielen anderen Herren. Zu Chalons an der Marne trafen sie den Papst und den König von Frankreich.

Die Gesandten Heinrichs traten mit großer Entschiedenheit auf, namentlich Herzog Welf, ein gewaltig beleibter, breitschultriger Herr, der sich stets sein Schwert vortragen ließ, und dessen Reden mehr den Rittersmann als den Friedensboten verrieten. Die Gesandtschaft schien eher den Papst einschüchtern als mit ihm verhandeln zu sollen. Erzbischof Bruno machte ihren Sprecher; er verhieß dem Papste den Gehorsam des

[1] Erlung, der im Jahre 1105 vertriebene Bischof von Würzburg, war nach dem Tode Ruperts wieder in das Bistum eingesetzt; es geschah das unter allseitiger Verständigung und zu allgemeiner Befriedigung.

[2] Die Winzenburg, von welcher jetzt nur spärliche Ruinen vorhanden sind, lag im Hildesheimschen. Sie war erst von diesem Hermann gebaut, der aus dem bayrischen Geschlecht der Grafen von Formbach stammte, aber durch seine Mutter aus dem Hause der Grafen von Reinhausen im Leinegau große Erbgüter in Sachsen gewonnen hatte. Neben Wiprecht von Groitsch besaß er damals das besondere Vertrauen des Königs, dem beide unzweifelhaft schon beim Aufstande gegen den Vater die wichtigsten Dienste geleistet hatten.

Königs, doch unbeschadet der Rechte der Krone gegenüber der Kirche. Worin der König diese sah, entwickelte Bruno in folgender Weise: bei der Erledigung eines Bistums sei vor der Wahl der König über die Persönlichkeit zu befragen, welche man in das Auge fasse, dann habe nach Zustimmung des Königs die kanonische Wahl und Weihe stattzufinden, schließlich die königliche Investitur mit Ring und Stab, wobei der neue Bischof dem König zu huldigen und ihm den Lehnseid zu leisten schuldig sei; denn anders könne er die Burgen und Städte, die Länder, Zölle und die anderen Regalien nicht empfangen. So, erklärte Bruno im Namen des Königs, sei es in früheren Zeiten gewesen, und berief sich dabei auf ein gefälschtes Privilegium, welches Hadrian I. Karl dem Großen erteilt haben sollte; wenn jetzt gleiches dem Papste genehm sei, dann würden Reich und Kirche fortan miteinander in Frieden leben. Der Papst ließ durch Bischof Aldo von Piacenza den Deutschen antworten: die Kirche dürfe nicht wieder in die frühere Knechtschaft zurücksinken; wenn aber kein Prälat ohne Zustimmung des Königs gewählt werden dürfe, so werde sie ihm abermals knechtisch unterworfen; Ring und Stab seien ferner kirchliche Sakramente, welche der König nicht erteilen könne; auch verunehrten die Kleriker ihren Stand, wenn sie beim Lehnseide ihre für das Sakrament des Altars geweihten Hände in die blutbefleckten eines Laien zu legen hätten; mit der Aufhebung der Investitur und des Lehnseides verlange der Papst daher nur, was die Ehre der Kirche erheische.

Heinrichs Gesandte murrten und stießen halblaut Drohungen aus; man hörte von ihnen: „Nicht hier, sondern zu Rom wird mit den Schwertern der Handel zur Entscheidung kommen.“ Sie schieden vom Papste mit der Erklärung: niemals werde der König zugeben, daß in einem fremden Reiche über ein Recht seiner Herrschaft entschieden werde. Der Papst sandte darauf noch vertraute Männer an Adalbert, den Kanzler des Königs, der in der nahen Abtei St. Menge zurückgeblieben war. Dieser junge Kleriker, ein Sohn des Grafen Sieghard von Saarbrücken, besaß im höchsten Maße das Vertrauen des Königs, so daß er dem Ansehen Brunos, welches sich besonders auf die Fürsten stützte, bereits gefährlich wurde. Der Papst mochte deshalb mehr durch ihn als durch den Trierer zu erlangen hoffen und ließ den Kanzler dringend bitten, den König zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber Paschalis hatte sich in Adalbert völlig getäuscht, welcher den Widerstand des Königs gespornt haben würde, wenn er eines Spornes bedurft hätte. Von einer Zusammenkunft des Papstes mit dem Könige war nicht mehr die Rede, vielmehr lag der Zwiespalt zwischen ihnen klar zutage: jener verweigerte ebenso bestimmt das Investiturrecht, als es dieser beanspruchte. Die Hoffnung auf die baldige Herstellung des Friedens zwischen Reich und Kirche begann so mit jedem Tage mehr zu schwinden.

Paschalis begab sich von Chalons nach Troyes, um das Konzil dort

zu der bestimmten Zeit zu eröffnen. Wie die Reise des Papstes nach Frankreich vielfach an das Auftreten Urbans II. in den gallischen Ländern erinnerte, so sollte auch das Konzil die großen Tage von Clermont wieder in das Gedächtnis rufen. In der Tat war dasselbe zahlreich besucht, namentlich von den französischen Bischöfen; der Papst trat in allem Glanz seiner Stellung auf, und die Devotion der Kapetinger konnte sein Ansehen nur steigern. Wiederum tauchten Kreuzzugsgedanken auf, wiederum wurde die Treuga Dei verkündigt, wiederum das Investiturverbot[1] und das Verbot der Priesterehe erneuert und manche wichtige Bestimmungen für die Kirche erlassen. Aber jene Begeisterung, welche Urban zu Clermont empfunden und erregt hatte, fehlte dem Papste und fehlte der Versammlung. Was man vor allem von den Verhandlungen erwartet hatte, die Herstellung des Friedens mit dem Deutschen Reiche, ließ sich nicht erreichen; der große Sieg, welchen der Papst und seine Anhänger erhofft hatten, zeigte sich als eine Täuschung.

Die deutschen Bischöfe waren nicht auf dem Konzil erschienen, wahrscheinlich durch ein Gebot des Königs zurückgehalten; nicht einmal Gebhard von Konstanz, der Legat des Papstes, hatte sich eingestellt. Aber wie erbittert Paschalis auch gegen den König sein mochte, er wagte doch nicht, mit Strafen gegen ihn einzuschreiten, vielmehr bestimmte er ihm das ganze folgende Jahr als Frist, um in Rom zu erscheinen, wo dann auf einem allgemeinen Konzil die Investiturfrage entschieden werden solle. Dagegen ließ er die deutschen Bischöfe, welche sich Heinrich williger als ihm erwiesen hatten, seinen ganzen Zorn fühlen. Erzbischof Friedrich von Köln wurde mit allen seinen Suffraganen vom Amte suspendiert, weil sie auf dem Konzil sich nicht eingestellt hatten. Dieselbe Strafe traf aus gleichem Grunde Ruthard von Mainz und dessen Suffragane, nur der Bamberger und Churer wurden ausgenommen, weil sie zu Guastalla bereits dem Papste ihre Ergebenheit bezeugt hatten; Ruthard war überdies dem Papste mißliebig, da er gegen das Verbot der Kirche Udo von Hildesheim restituiert hatte. Selbst Gebhard von Konstanz drohte eine ähnliche Strafe, zumal er bei der Weihe eines investierten Bischofs beteiligt gewesen war: doch verzieh der Papst dem Legaten, eingedenk der früheren Verdienste desselben, und gab den Fürbitten der versammelten Väter nach[2]. Laut klagte Paschalis, daß er in den Herzen der Deutschen die Demut vermisse; hatte er früher den Gedanken gehegt, nach dem Konzil noch über den Rhein zu gehen, so gab er ihn jetzt völlig auf.

Wie unzufrieden der Papst war, noch weniger zufrieden war man

[1] Wer sich investieren ließ und wer einen Investierten weihte, wurde mit dem Banne bedroht; von einer gleichen Strafe für den Investierenden war nicht die Rede.

[2] Gebhard verhielt sich seitdem so ruhig, wie er früher stürmisch aufgetreten war. Nicht ohne Einfluß darauf mochte sein, daß die anderen Zähringer in unverbrüchlicher Treue zum jungen König standen. Am 12. November 1110 starb Gebhard.

mit ihm. In Deutschland beklagte man sich über seine Hartnäckigkeit und seine Strenge gegen den hohen Klerus. Wohin sollte es auch führen, wenn er die Bischöfe massenweis suspendierte? Die Gefahr, welche der Kirche hieraus erwachsen mußte, stellten ihm seine zuverlässigsten Freunde vor Augen. So erwirkten in der Tat Bruno von Trier, Gebhard von Konstanz, Otto von Bamberg und der Abt von Hirschau alsbald die Aufhebung der Suspension Ruthards, und wenig später wurden auch die Maßregeln gegen die anderen Bischöfe zurückgenommen. Nun war man an anderen Orten über die Schwäche des Papstes höchlich erstaunt, und als solche war vielen von Anfang an die Nachsicht gegen König Heinrich erschienen, welchen der Papst trotz der offenen Verletzung des Investiturverbots nicht einmal mit Strafen bedroht hatte. Anselm von Canterbury meldete nach dem Konzil dem Papste: der König von England beklage sich, daß Heinrich ungeahndet die Investitur erteile, und drohe, selbst wieder das voreilig preisgegebene Recht zu üben. Der Papst antwortete, daß er Heinrich weder die Investitur zugestanden habe noch jemals zugestehen werde; der junge König solle, wenn er auf dem bösen Pfade des Vaters beharre, sicher das Schwert des heiligen Petrus fühlen, welches schon gezückt sei: der Streich bleibe nur gehemmt, bis man den Trotz der Deutschen nicht mehr zu fürchten habe.

Als der Papst diese Antwort gab, war er bereits nach Italien zurückgekehrt und wußte, daß er andere und nähere Widersacher zu bekämpfen hatte als die Deutschen. Im August 1107 trat er den Rückweg über die Alpen an; im November gelangte er nach Rom. Dort mußte er sogleich den aufständigen Stefano Corso in dem tuscischen Teile des päpstlichen Gebiets wieder zu unterwerfen suchen; er belagerte ihn in Montalto, ohne die Burg nehmen zu können. Abermals wuchs nun der Übermut der römischen Herren; täglich erfüllte Tumult die Stadt. Der Papst verließ endlich im Herbst 1108, um einem neuen allgemeinen Abfall vorzubeugen, den Lateran und begab sich nach Benevent; das Stadtregiment hatte er Pier Leone und Leo Frangipane, den Oberbefehl der päpstlichen Truppen seinem Neffen Walfred, den Schutz der Campagna dem Grafen Ptolemäus von Tuskulum übergeben. Kaum im eigenen Hause sicher, wie wollte er den Ungehorsam des Königs und den Trotz der Deutschen brechen, zumal Krone und Fürstentum in den deutschen Ländern einiger waren als seit einem halben Jahrhundert? Es wollte wenig besagen, wenn er auf einer Synode in Benevent jeden die Investitur erteilenden Laien für dem Banne verfallen erklärte.

Heinrich fühlte vollkommen das Übergewicht seiner Stellung über den Papst. Während des Konzils hatte er mit Heeresmacht bei Verdun und Metz gelegen, bald nach dem Schluß desselben verließ er Lothringen und feierte das Pfingstfest zu Straßburg. Wie wenig er die Beschlüsse des Konzils achtete, legte er schon hier an den Tag, als er das durch

Heinrichs Tod erledigte Erzbistum Magdeburg durch Investitur dem Adalgot, einem Sohne des Grafen Werner von Veltheim und Neffen Burchards von Halberstadt, übertrug. Die Mutter Adalgots war eine Schwester des Grafen Wiprecht von Groitsch, und unzweifelhaft wirkten auf die Erhebung des neuen Erzbischofs mehr Rücksichten auf seinen einflußreichen Oheim als kirchliche Interessen. Die Kirche hatte für Heinrich überhaupt nur insofern Bedeutung, als sie ihm Macht leihen oder nehmen konnte. Er hatte des Papstes bedurft, um zur Krone zu gelangen; im Besitze derselben sah er in dem Nachfolger Petri, der ihm das Investiturrecht bestritt, nur noch einen Gegner, und die gesammelten Kräfte des Reichs schienen ihm den Sieg über denselben kaum noch zweifelhaft zu machen, wenn es auf einen neuen Kampf ankommen sollte.

Noch war die Stunde nicht gekommen, wo Heinrich rücksichtslos dem Papste entgegentreten mochte. Ruhig erwartete er, was Rom gegen seine Investituren wagen oder nicht wagen würde; seine eigene Tätigkeit richtete er zunächst nach einer anderen Seite. Er nahm im Sommer 1107 seinen Weg nach Sachsen, den Geist mit umfassenden Plänen erfüllt, um die frühere Machtstellung des Reichs im Osten herzustellen.

Heinrichs V. Händel im Osten

Böhmen, Polen und Ungarn hatten sich seit einem Menschenalter der deutschen Herrschaft mehr und mehr zu entziehen gewußt, viel aber fehlte, daß sie deshalb zu festen staatlichen Ordnungen gediehen wären. Überall rangen die unter dem Einflusse der Kaiser und Päpste begründeten neuen Zustände mit dem Urwesen der slawischen Stämme und der Magyaren, und nichts hemmte eine gleichmäßige Entwickelung in den östlichen Staaten mehr, als daß es in den herrschenden Familien, da die Thronfolge nach dem Erstgeburtsrecht schwer Anerkennung gewann, selten an Streitigkeiten fehlte. Stets gab es im Osten Kronprätendenten, und wer als Fremder in die inneren Angelegenheiten dieser Reiche eingreifen wollte, hatte nur diesen Prätendenten seinen Beistand zu leihen. Auch Heinrich tat dies, sobald er seinen Blick nach dem Osten richtete, und seine Absichten dabei konnten niemandem zweifelhaft sein.

Böhmen hatte sich in der glänzenden Stellung, welche es zu den Zeiten König Wratislaws und seines ältesten Sohnes, des Herzogs Bretislaw II., eingenommen, nicht zu behaupten gewußt. Herzog Boriwoi, Wratislaws zweiter Sohn, konnte sich nie in der Gewalt festsetzen, welche er durch willkürliche Beseitigung der bestehenden Senioraterbfolge erlangt hatte (Bd. III S. 579). Der unglückliche Aufstand seines Vetters Udalrich von Brünn schreckte andere Prätendenten nicht ab, und glücklicher als Udalrich war Swatopluk von Olmütz, ein zweiter Vetter Boriwois, ein

Mann von brennendem Ehrgeiz und roher Gemütsart. Keine bessere Stütze hätte Boriwoi in seinen Bedrängnissen finden können als seinen jungen tapferen Neffen Boleslaw von Polen, der nach dem Tode seines Vaters (1102) den größten Teil der Piastenherrschaft geerbt hatte, aber mit seinem älteren, minder gut bedachten Halbbruder Zbigniew in unausgesetztem Hader lebte. Doch durch eine schwankende und zaghafte Politik in diesen Streitigkeiten entfremdete sich Boriwoi seinen Neffen, und noch bedenklicher war, daß er durch Mißtrauen das mächtige Geschlecht der Werschowetzen in Böhmen gegen sich reizte, ja selbst seinen eigenen Bruder Wladislaw von sich abwendig machte. So war Boriwoi ein völlig verlassener Mann, als Swatopluk im Einverständnis mit Boleslaw von Polen und König Koloman von Ungarn im Frühjahr 1107 aufstand und gegen Prag anrückte. Unbehindert zog Swatopluk in die Stadt ein, wo er am 14. Mai als Herzog Böhmens installiert und sein Vetter Wladislaw zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Boriwoi hatte mit seinem jüngsten Bruder Sobeslaw die Flucht ergriffen, zunächst zu seinem Schwager Wiprecht von Groitzsch, dann zu König Heinrich, vor dessen Thron er über Swatopluks Gewalttat Klage führte.

Der König beschloß, in Böhmen einzuschreiten, freilich mehr im eigenen Interesse als in dem des Flüchtlings. Er beschied Swatopluk vor seinen Richterstuhl: käme er nicht, so würde sich der König selbst sofort mit einem Heere vor Prag zeigen. Swatopluk folgte in der Tat der Ladung, nachdem er seinen Bruder Otto als Statthalter in Böhmen zurückgelassen hatte; kaum aber stellte er sich in Merseburg dem Könige, so wurde er in Haft gebracht, und Wiprecht von Groitzsch erhielt den Auftrag, Boriwoi nach Prag zurückzuführen. Als sich Boriwoi und Wiprecht, nur von einem mäßigen Gefolge begleitet, der böhmischen Grenze näherten, stießen sie bei Dohna auf Otto und das böhmische Heer. Auf schimpfliche Weise ergriff da sofort Boriwoi die Flucht und suchte nun Schutz bei den Polen; sein Gepäck fiel in die Hände der Böhmen.

Kaum konnte noch zweifelhaft sein, daß Boriwoi den schwierigen Verhältnissen, welche er selbst in Böhmen geschaffen hatte, nicht gewachsen sei. Um so mehr hörte König Heinrich auf die großen Versprechungen, welche ihm der gefangene Swatopluk machte; 10 000 Mark Silber bot er für Böhmen, welches ohnehin in der Gewalt seines Bruders war. Nachdem Swatopluk für seine Treue und die bedungene Geldsumme Geiseln versprochen hatte, wurde er im September zu Goslar mit dem Herzogtum belehnt. So kehrte er in sein Land zurück, konnte aber trotz aller Mühe nur 7000 Mark beschaffen; für den Rest mußte die Person seines Bruders als Geisel bürgen. Obwohl sich Otto alsbald der Haft entzog, erhielt sich doch ein gutes Vernehmen zwischen Heinrich und Swatopluk; denn sie waren Männer, die sich in ihrer Denkungsart vielfach begegneten. Als im folgenden Jahre Swatopluks Gemahlin einen Sohn gebar, hob

Heinrich das Kind aus der Taufe und machte bei dieser Gelegenheit die noch schuldige Summe dem Vater zum Geschenk.

Die nahe Verbindung Swatopluks mit dem Könige erfüllte Koloman von Ungarn und Boleslaw von Polen mit gleichem Mißtrauen. Beide waren Fürsten von kräftigem Sinne und starkem Selbstbewußtsein, beide nicht von fern gewillt, deutschem Einflusse ihr Land zu öffnen — und nicht ohne Grund besorgten sie, daß Heinrich jene Autorität, die einst sein Großvater im Osten besessen, wiederzugewinnen suchen würde. Beider Macht hatte überdies dieselbe verwundbare Stelle; wie Boleslaw mit Zbigniew in unversöhnlichem Hader lebte, so Koloman mit seinem Bruder Almus. Wiederholte Reichsteilungen hatten keinen dauernden Frieden zwischen den feindlichen Brüdern in Ungarn herbeigeführt, und endlich hatte Almus bei Boleslaw eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden. Ob Koloman deshalb dem jungen Polenherzog zürnte, bot er ihm doch jetzt ein Schutzbündnis gegen König Heinrich und Swatopluk an; der Ungar und der Pole kamen überein, wenn einer von ihnen im eigenen Lande angegriffen werde, sollte der andere in Böhmen einfallen. Um Boleslaw nicht durch innere Wirren zu hemmen, wurde eine Verständigung mit Zbigniew herbeigeführt, freilich ohne dauernden Erfolg. Almus mußte aus Polen weichen und suchte darauf eine Zuflucht in Deutschland.

Schon die nächste Zeit bewies, daß die Befürchtungen Boleslaws und Kolomans begründet waren. Noch im Winter 1107 machten die Böhmen einen Einfall in Schlesien, während Boleslaw gegen die heidnischen Pommern in den Kampf gezogen war, in jenen Kampf, der ihm als seine Lebensaufgabe erschien. Mit Blitzesschnelle wandte er sich jedoch und trat den Böhmen entgegen, die eiligst Schlesien räumen mußten. Und schon hatte auch Zbigniew von neuem den inneren Krieg angefacht. Dreifacher Gefahr sah sich der junge Held gegenüber, aus welcher ihn nicht allein seine Standhaftigkeit, sondern auch die rechtzeitige Hilfe der Ungarn und Russen befreite. Zbigniew mußte sich unterwerfen, und abermals griff nun Boleslaw das undankbare Geschäft an, den treulosen Bruder zu versöhnen. Die Böhmen verschonten indessen auf einige Zeit die polnischen Grenzen, so daß Boleslaw bald abermals seine Waffen gegen die Pommern richten konnte.

Heinrichs Aufmerksamkeit hatte sich inzwischen auf die Westgrenzen seines Reichs gewendet. Hier drohten Gefahren von Robert von Flandern, der sein Schwert, welches er einst im fernen Orient geschwungen, nun zu fruchtbareren Eroberungen für seine ererbte Herrschaft auf französischem und deutschem Boden benutzte. Besonders lag ihm der Besitz von Cambrai am Herzen, welche Stadt ihm der alte Kaiser zuletzt auf seine Lebenszeit überlassen hatte. Noch immer war um das Bistum Hader[1]. Die deutsche Partei im Kapitel und in der Stadt hielt an Walcher fest; die

[1] Vgl. Bd. III, S. 607—609. 612.

französische hatte, nachdem Manasse zum Bischof von Soissons erhoben war, einen anderen Gegenbischof in Odo von Tournai aufgestellt. Robert war es gewesen, der Odo nach Cambrai führte, obwohl er früher Walcher zu schützen versprochen hatte. Aber der neue Bischof besaß in der Stadt nur seinen Palast; die Einkünfte waren in den Händen des Grafen, der auch nach dem Tode des Kaisers Cambrai nicht aufgeben wollte. Unstet irrte Walcher, unter dem Banne des Papstes stehend, in der Welt umher, bis er endlich an dem Throne König Heinrichs eine Zuflucht suchte, hier seine Klage verlauten ließ und um so eher Gehör fand, als auch Herzog Gottfried und andere Herren Niederlothringens über die Gewalttätigkeiten des Flanderers Beschwerde führten.

Der König berief die Fürsten des Reichs, und alle erklärten sich für den Krieg gegen den übermütigen Grafen. Das Aufgebot gegen ihn erging; zum Tage Allerheiligen sollte sich das Heer zu Tongern bei Lüttich sammeln. Der König, der sich bis in den Anfang des Oktobers in Sachsen aufgehalten hatte, war noch am 2. November in Köln, aber gleich darauf stieß er zum Heere, überschritt mit etwa 30 000 Mann die Schelde bei Valenciennes und griff Douay an. Die Stadt war gut befestigt und Graf Robert selbst zu ihrer Verteidigung herbeigekommen. Ein Sturm der Königlichen auf die Mauern mißglückte und brachte herbe Verluste; die Umgegend wurde darauf furchtbar verwüstet, doch Douay hielt sich darum nicht minder. Bald wünschten die Großen auf beiden Seiten ein gütliches Abkommen, und auch der König war einem solchen nicht abgeneigt. So kam ein Vergleich zustande, und Robert erreichte wenigstens zum Teil, was er erstrebte. Unbedenklich leistete er den Vasalleneid, als ihm die Vogtei in Cambrai und außerdem einige Plätze im bischöflichen Gebiet, vor allem Câteau-Cambrésis, zugestanden wurden. Er versprach, Walcher, welchen der König herzustellen beschlossen hatte, in Cambrai frei gewähren zu lassen; er hat das Versprechen jedoch diesmal nicht besser als früher gehalten.

Der König zog darauf selbst gegen Cambrai. Schon als er gegen Robert angerückt war, hatten dessen Soldtruppen in der Stadt das Weite gesucht; jetzt flohen auch Odo und die Domherren, die es mit ihm hielten. Große Furcht herrschte in der Stadt, doch bereitete ein Teil des Klerus, welcher Walcher geneigt war, ihm und dem Könige einen glänzenden Empfang. Die Bürger hatten in dieser Zeit fortwährenden Wechsels der bischöflichen Herrschaft eine eigene Verwaltung für ihre Angelegenheiten begründet, sich selbst ihre Oberen gesetzt und ein Stadtrecht aufgezeichnet. Der König, dem von Köln her jede Selbständigkeit der Städte verhaßt war, beschied jetzt die Bürger von Cambrai vor sich und verwies ihnen hart ihre Willkür. Die Bürger baten um Gnade, und selbst Walcher trat fürbittend für sie ein. Heinrich ließ sich scheinbar erweichen, befahl aber, das Stadtrecht zu bringen; als es in seinen Händen war, zerriß er es,

indem er zugleich von den Bürgern einen Eid verlangte, daß sie es nie wieder aufrichten würden. Außerdem mußten sie ihm Treue schwören und zwölf Söhne angesehener Männer aus ihrer Mitte als Geiseln stellen. Dennoch brachen bald nach dem Abzuge des Königs die Streitigkeiten von neuem aus. Die geflohenen Domherren kehrten in die Stadt zurück, und Walcher mußte abermals in das Exil wandern. Der Gegenbischof wagte freilich nicht, die Stadt selbst zu betreten, sondern nahm seinen Sitz zu Incy. Nach manchen Irrfahrten kam Walcher im Jahre 1109 als Gesandter des Königs nach Rom und wußte sich die Gunst des Papstes zu gewinnen; er legte sein Bistum nieder, wurde darauf vom Bann gelöst und in die Würden und Einkünfte, die er vor Antritt seines bischöflichen Amtes gehabt hatte, wieder eingesetzt. Seitdem war Odo allgemein als Bischof in Cambrai anerkannt; schließlich nahm er auch vom Könige die Investitur, geriet aber gerade dadurch in neue Verwickelungen, so daß auch er das Bistum endlich freiwillig aufgab.

Der Kriegszug des Königs war schnell beendet worden. Schon um die Mitte des Dezembers war Heinrich nach Lüttich zurückgekehrt, Weihnachten feierte er zu Aachen. Hatte auch der Zug keinen vollständigen Erfolg gehabt, Robert bekannte sich doch fortan als ein Mann des Königs; er und sein Sohn Balduin haben in der nächsten Zeit ihm öfters persönlich Hofdienste geleistet. Wie im Osten hatte Heinrich im Westen sein und des Reiches Ansehen zwar nicht glänzend, aber nicht ohne Glück zur Geltung gebracht.

Im Anfange des Jahres 1108 hielt sich der König längere Zeit in Mainz auf, wo er auch das Osterfest feierte. Am 1. Mai hielt er dann in Nürnberg Hof und begab sich im Sommer nach Sachsen. Vor allem beschäftigten ihn Kriegsgedanken gegen die Ungarn. Es war unvergessen, wie Heinrich III. einst dieses Volk besiegt und unterworfen hatte, unvergessen zugleich, welchen hartnäckigen Widerstand es dann den Vorfahren des Königs entgegengesetzt hatte. Noch besonders hatte Koloman Heinrich selbst dadurch gereizt, daß er, von Kroatien aus über die dalmatische Seeküste seine Herrschaft ausbreitend, nicht nur Besitzungen Venedigs, sondern auch des Deutschen Reichs an sich riß; nicht minder war klar, daß sein Bund mit Boleslaw von Polen sich mehr noch gegen Heinrich als gegen Böhmen richtete. Es bedurfte so kaum der Klagen und Versprechungen des Almus, um Heinrich zum Kriege zu bewegen. Die deutschen Fürsten widerstrebten nicht dem Willen des Königs, der auf den September die Heerfahrt ansetzte, welche auch Swatopluk zu unterstützen bereit war.

Am 6. September stand der König bei Tulln an der Donau mit einem zahlreichen Heere; bei ihm befanden sich der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Münster, Halberstadt, Hildesheim, Naumburg, Regensburg, Freising, Passau, Eichstädt und Augsburg, Herzog Welf von Bayern und



der junge Herzog Friedrich von Schwaben, des Königs Neffe, Friedrichs Mutter Agnes und ihr zweiter Gemahl Markgraf Liutpold von Österreich, ferner die Markgrafen Dietbold vom Nordgau und Engelbert von Istrien[1], die Grafen Wiprecht von Groitsch, Hermann von Winzenburg, Ludwig von Thüringen, Berengar von Sulzbach, Otto von Habsburg, Friedrich von Tengling, Adalbert von Bogen, Otto von Regensburg, Gottfried von Calw und viele andere Grafen und Herren. Gewaltige Zurüstungen waren gemacht; fast das ganze streitbare Bayern rückte aus und mit ihm Fürsten und Ritter aus allen Teilen des Reichs. Sofort überschritt das Heer die Grenzen und drang unbehindert bis Preßburg vor. Hier lag Koloman und bot den Deutschen Widerstand, so daß sie die Burg belagern mußten. Nur zu schnell schwanden da die stolzen Hoffnungen, mit denen man den Kriegszug begonnen hatte. An den Mauern Preßburgs wurde abermals wie im Jahre 1052[2] die deutsche Tapferkeit zuschanden. Es half nichts, daß inzwischen auch Swatopluk längs der Waag vorgedrungen und sich vor Preßburg mit den Deutschen vereinigt hatte. Denn kaum hier angelangt, erhielt er die Nachricht, daß Boleslaw von Polen in Böhmen eingefallen sei, Boriwoi mit sich führe und die Werschowetzen jetzt für diesen Partei ergriffen hätten. Er mußte zurückeilen, um sein Herzogtum zu retten. In Böhmen begegnete er freilich Boleslaw nicht mehr, der sich, um einen Angriff der Pommern abzuwehren, wieder der Heimat zugewandt hatte. Blutige Rache traf darauf die treulosen Werschowetzen; fast das ganze mächtige Geschlecht wurde unter grausamen Martern hingeschlachtet.

Heinrich sah das Glück wanken und mußte um so mehr an den Rückzug denken, als die üble Jahreszeit eintrat und das Heer murrend nach der Heimat verlangte. Um den 1. November zog er von Preßburg ab, ohne daß, wie es scheint, ein Friede geschlossen wurde. Am 4. November war Heinrich wieder in Passau, löste sein Heer auf und begab sich nach Franken. Das Weihnachtsfest feierte er in Mainz; ein für ihn ruhmloses Jahr ging hier zu Ende.

Inzwischen dauerte der Krieg zwischen Ungarn und Böhmen ununterbrochen fort. Noch im November hatte Koloman unter furchtbaren Verheerungen in Mähren einen Einfall gemacht. Mit einem starken Heere war ihm Swatopluk entgegengezogen, aber ein Unfall hinderte ihn am Kampfe. Bei Nachtzeit durch einen dichten Wald reitend, wurde der Böhmenherzog von einem spitzen Aste am Auge so schwer verwundet, daß

[1] Beim Tode des Eppensteiners Liutold (1090), als sein Bruder Heinrich das Herzogtum Kärnten erhielt, war für Istrien in Engelbert wieder ein eigener Markgraf bestellt worden. Engelbert gehörte dem Geschlechte der fränkischen Grafen von Sponheim an, von welchen ein Zweig damals in Kärnten ansässig war. Engelbert war ein Neffe des im Jahre 1102 verstorbenen Erzbischofs Hartwig von Magdeburg; seine Mutter Hedwig stammte wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Eppensteiner.

[2] Vgl. Bd. II S. 407. 408.

er dasselbe verlor und als ein kranker Mann umkehren mußte. So konnte Koloman seine reiche Beute sicher nach Ungarn schleppen. Aber kaum genesen, suchte Swatopluk noch mitten im Winter ihn dort wieder auf. Bis zur Feste Neitra drang er vor und kehrte erst, nachdem er durch Verwüstungen des feindlichen Landes seine Rache gesättigt, nach Böhmen heim. Vor allem lag ihm daran, nun auch Boleslaw zu züchtigen. Schon vor Preßburg hatte ihm Heinrich einen Rachezug gegen den Polen versprochen; auch der König selbst brannte, den verwegenen jungen Fürsten zur Rechenschaft zu ziehen, der überall hemmend seinen Plänen entgegentrat.

Der König hatte die Fastenzeit des Jahres 1109 in den überrheinischen Gegenden zugebracht und das Osterfest in Lüttich gefeiert. Die Vorbereitungen zum Polenkriege wurden möglichst geheim betrieben; im August dachte der König in den Kampf zu ziehen. Im Anfange dieses Monats war er noch in Erfurt, in der Mitte stand er bereits mit einem großen aus Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen gesammelten Heere an der polnischen Grenze. Boleslaw war des Angriffs nicht gewärtig; er lag in den Netzeniederungen gegen die Pommern im Felde. Am 10. August hatte er hier dem heidnischen Volke eine schwere Niederlage beigebracht, infolge deren Nakel und andere Burgen in der Nähe sich ihm ergaben. Da erhielt Boleslaw eine Botschaft von König Heinrich, daß er Zbigniew die Hälfte seines Reiches abtreten, dem Deutschen Reiche einen Jahrestribut von 300 Mark Silber zahlen oder ebensoviele Ritter dem Könige stellen solle; weigere er sich dessen, so werde er die deutschen Schwerter zu fühlen haben.

Wie zu erwarten stand, war Boleslaws Antwort eine zürnende Abweisung der schmählichen Forderungen. Unverzüglich rückte darauf der König bis an die Oder bei Beuthen vor. Zbigniew hatte leichtfertige Versprechungen gemacht, daß sich die Burgen Niederschlesiens dem Könige ohne Schwertstreich ergeben würden. Aber Beuthen setzte sich zur Wehr, ebenso bei weiterem Vordringen Glogau, obwohl am 24. August hier ein Teil des Heeres unbehindert über die Oder ging. Deutsche und Böhmen — denn schon war auch Swatopluk zum Heere gestoßen — schlugen nun vor Glogau ein Lager auf und begannen die Burg zu belagern. Die Besatzung verteidigte sie tapfer, und bald eilte auch Boleslaw zum Entsatz herbei. Nur ein kleines Heer hatte er in der Eile mit sich führen können, nicht stark genug, um eine Schlacht zu wagen, aber tätig genug, um den Feind unaufhörlich zu beunruhigen. Nachdem die einige Zeit fruchtlos fortgesetzte Belagerung Glogaus aufgegeben war, zogen Heinrich und Swatopluk plündernd auf beiden Seiten die Oder hinauf; sie drangen bis Breslau, dann über Breslau zur Burg Nitschen zwischen Ohlau und Brieg vor. Nirgends ergaben sich die Festen; überall neckte Boleslaw aus dem Hinterhalte mit seinen leicht bewaffneten, fast nackten Polen die schwer gepanzer-

ten Ritter, die auf dem aufgeweichten Boden und in den ungelichteten Wäldern nur mühsam vorwärts kamen. Es machte auf Boleslaw wenig Eindruck, daß ihm Heinrich Krakau zu besetzen drohte; auch die mäßigeren Bedingungen, welche ihm nun angeboten wurden, wies er mit Stolz zurück.

Schon litt Heinrichs Heer schweren Mangel in den unwirtbaren Gegenden; er beschloß endlich, den Rückweg anzutreten. Da traf ihn ein unerwarteter Schlag, der sein Mißgeschick steigerte. Bis zum späten Abend hatte er mit dem Böhmenherzog, der am anderen Tage abziehen wollte, Rat gehalten und sich kaum von ihm getrennt, als ihm die Nachricht zuging, daß jener durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen sei. Ein unbekannter Mensch — man glaubte, daß er von den Werschowetzen gedungen sei, — hatte sich, als der Herzog seinem Lager zuritt, in sein Gefolge gedrängt und den günstigen Augenblick erspäht, um ihm mit solcher Kraft einen Speer in die Schultern zu schleudern, daß er sogleich tot zur Erde sank. Im Dunkel der Nacht und bei der Bestürzung des Gefolges war der Mörder ohne Mühe entkommen (21. September). In dem Lager der Böhmen entstand die größte Verwirrung; der König kam selbst am anderen Tage dorthin und suchte den Mut der Krieger, meist waren es Mährer, aufzurichten. Sie wünschten, daß das erledigte Herzogtum auf des Ermordeten Bruder Otto überginge, und der König willfahrte gern ihren Bitten. Swatopluks Heer brach darauf schleunigst auf, um Otto nach Prag zu führen, ehe ein anderer dort von dem herzoglichen Stuhle Besitz ergreife.

Auch König Heinrich verließ nach kurzer Zeit mit seinem Heere den schlesischen Boden. Wir wissen nicht, wie er den Rückweg nach Sachsen nahm, auf welchem ihm Wiprecht von Groitsch wichtige Dienste geleistet haben soll. Boleslaw verfolgte die Deutschen nicht; es war ihm genug, daß er Schlesien und Polen gerettet hatte. Ohne Schlacht war der Sieg gewonnen; es war ein Krieg beendigt, bei dem es keines Friedens bedurfte. Der junge Held mochte sich seinem glorreichen Vorfahren vergleichen, der in denselben Gegenden im Jahre 1017 dem zweiten Heinrich gegenübergestanden hatte; er hatte gleiches, ja mit geringeren Mitteln mehr als Boleslaw Chabry erreicht[1].

Wie der ungarische hatte der polnische Krieg König Heinrich keine Lorbeeren eingetragen. Und schon verwickelten sich die böhmischen Verhältnisse abermals in traurigster Weise. Otto hatte in Prag nicht die erwartete Anerkennung gefunden; denn Wladislaw, König Wratislaws dritter Sohn, war schon in jener Zeit, als Herzog Swatopluk erhoben war, zu dessen Nachfolger bestimmt worden und machte nun seine Ansprüche geltend. Otto selbst trat darauf freiwillig zurück, und am 2. Oktober wurde Wladislaw als Herzog eingesetzt. Aber Swatopluks Tod hatte

[1] Vgl. Bd. II S. 115—119.

auch in Boriwoi neue Hoffnungen erregt, und in der Tat besaß er ein besseres Anrecht auf die Herrschaft als sein jüngerer Bruder. Dies fühlte auch sein Neffe Boleslaw von Polen, der alsbald zu seinen Gunsten einen Einfall in Böhmen machte. Aber anderen Beistand hatte inzwischen Boriwoi bei seinem Schwager Wiprecht gesucht und erhalten. Der Sohn Wiprechts, gleichen Namens mit dem Vater, hatte Boriwoi, ohne auf große Schwierigkeiten zu stoßen, bis Prag geleitet. Boriwoi forderte deshalb Boleslaw, dessen Polen im Lande nicht gerade gern gesehen wurden, sofort zur Rückkehr auf; zu früh beraubte er sich dadurch einer bereiten Hilfe.

Wladislaw war während dieser Vorgänge von Prag entfernt. Zum 1. Januar von König Heinrich nach Regensburg beschieden, hatte er sich eilig auf den Weg gemacht und wollte das Weihnachtsfest zu Pilsen feiern. Kaum traf ihn hier die Kunde von Boriwois Rückkehr, so eilten seine Boten nach Bamberg, wo der König das Fest verlebte; er versprach Heinrich 500 Mark Silber, wenn er ihm wirksamen Beistand liehe. Zugleich aber stürmte Wladislaw selbst mit den Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, gegen Prag vor. Am 24. Dezember war Boriwoi hier eingezogen, bereits am dritten Tage nachher stand Wladislaw vor den Toren der Stadt. Der bürgerliche Krieg brach in Böhmen aus, immer greuelvoll, aber nirgends entsetzlicher als unter diesem im Parteitreiben ganz verwilderten Geschlecht. Es war ein Glück, daß König Heinrich sich einzuschreiten beeilte. Bereits am 1. Januar 1110 überschritt er die böhmische Grenze, und vor ihm her zogen Markgraf Dietbold und Graf Berengar mit starkem Gefolge nach Prag, geboten Einstellung der Feindseligkeiten und beschieden Boriwoi, Wladislaw, Wiprecht, den Bischof von Prag und die böhmischen Großen sofort nach Rokiczan (unweit Pilsen), wo vor dem Richterstuhl des Königs Böhmens Schicksal entschieden werden sollte. Alle erschienen hier, aber sofort ließ Heinrich Boriwoi und den jungen Wiprecht verhaften und beide nach der Burg Hammerstein abführen. Wladislaw kehrte, vom Könige belehnt, nach Prag zurück. Schneller, als er Böhmen betreten, verließ Heinrich das Land wieder; er eilte nach Regensburg, wohin er die Fürsten des Reichs beschieden hatte, und wo er sie nach wenigen Tagen begrüßte.

Böhmen kam auch jetzt nicht zur Ruhe. Nach der schlimmen Sitte seiner Vorgänger unterließ Wladislaw nicht, seine Widersacher, welche dem feindlichen Bruder die Wege bereitet hatten, grausam zu züchtigen. Wer sich schuldig wußte, flüchtete sich deshalb nach Polen, wo auch Sobeslaw, der es immer mit dem älteren Bruder gegen Wladislaw gehalten hatte, damals weilte, während in Böhmen Zbigniew Aufnahme fand. So erhielt sich die Feindschaft zwischen Böhmen und Polen und war um so gefährlicher, als Wladislaw auch im eigenen Lande Feinde besaß und namentlich mit seinem Vetter Otto von Olmütz, der ihm den Thron ab-

getreten hatte, binnen kurzer Zeit in traurige Zerwürfnisse geriet. Noch im Jahre 1110 brach Boleslaw wieder mit einem Heere in Böhmen ein, und mit ihm kam Sobeslaw in das Land. Mit großer Mühe behauptete sich Wladislaw, doch hielt er zuletzt seinen Gegnern stand, und bald darauf kam es endlich zu einer Aussöhnung zwischen ihm, seinem Bruder und Neffen. Ein Friede wurde geschlossen, und die Dauer desselben bewirkten zwei schwäbische Frauen; es waren die Töchter des Grafen Heinrich von Berg, Richinza und Salome, von denen die erstere dem Böhmenherzog vermählt war, die andere der Polenherzog heimführte, nachdem ihm seine erste Gemahlin, eine russische dem ungarischen Königshause verwandte Fürstin, ein frühzeitiger Tod entrissen hatte. Eine dritte Tochter des Grafen von Berg reichte wenige Jahre später ihre Hand dem Herzoge Otto von Olmütz, der nun auch zu Wladislaw in ein besseres Verhältnis trat. Ohne Zweifel war der Vermittler dieser Ehen Bischof Otto von Bamberg gewesen, der in Böhmen und Polen gleich großes Ansehen genoß. Die drei Schwäbinnen und Bischof Otto haben den Frieden jener Länder und den deutschen Einfluß im Osten besser gewahrt, als es König Heinrich vermochte.

Die Prätendenten in Böhmen, Polen und Ungarn hielten freilich auch jetzt nicht Ruhe. Als Boriwoi aus Hammerstein entlassen war, kehrte er im Jahre 1117 nach Böhmen zurück, und Wladislaw räumte dem Bruder sogar die Herrschaft ein, indem er sich nur einen Teil Böhmens vorbehielt. Aber der alte Zwist brach von neuem aus; Boriwoi wurde abermals entsetzt und mußte abermals das Land verlassen; in Ungarn ist er im Jahre 1124 gestorben. Auch mit Sobeslaw konnte Wladislaw kein brüderliches Verhältnis wiedergewinnen. Wiederholt versuchte Sobeslaw sein Heil bei fremden Herren und söhnte sich mit seinem Bruder erst auf dessen Sterbebette unter Vermittelung des Bischofs Otto aus. Sobeslaw gewann nach Wladislaws Tode 1125 die herzogliche Gewalt in Böhmen, der letzte von König Wratislaws Söhnen, und erst mit seiner Regierung begannen sich in dem tief zerrütteten Lande wieder bessere Verhältnisse zu gestalten.

Schneller hatte Boleslaw durch eine blutige, viel bereute Tat Ruhe vor dem Bruder gewonnen. Als Friede mit Böhmen geschlossen war, kehrte Zbigniew in die Heimat zurück, trat aber hier mit solchem Stolz auf, daß er sofort neue Besorgnisse bei dem Bruder erregte. In leidenschaftlicher Erregung lieh Boleslaw üblem Rate sein Ohr und ließ Zbigniew schon am dritten Tage nach seiner Heimkehr ergreifen und blenden; bald darauf fand der Unglückliche sein Ende. Schwer beklagte Boleslaw den Frevel und suchte durch kirchliche Werke seine Schuld zu büßen. Barfuß pilgerte er im Anfange des Jahres 1113 zum Grabe des heiligen Stephan nach Ungarn, wo Koloman den hohen Pilgrim mit ausgezeichneten Ehren empfing; in tiefster Zerknirschung feierte der Polenherzog

dann die Osterzeit am Grabe des heiligen Adalbert zu Gnesen. Der sonst so kampflustige Fürst mied jetzt das Schlachtgetümmel; Jahre vergingen, ehe er den Krieg gegen die Pommern von neuem begann.

Die Reue Boleslaws hat Koloman nicht von einer ähnlichen Greueltat abgeschreckt. Almus hatte sich nach dem unglücklichen Kriegszug König Heinrichs auf eine Wallfahrt nach Jerusalem begeben. Nach seiner Rückkehr gedachte er, in Ruhe seine Tage in dem von ihm gebauten Kloster Dömos zu beschließen; hier nahm er mit den Seinen Wohnung. Aber Koloman fürchtete auch da noch den Bruder. Im Jahre 1113 ließ er ihn gefangensetzen und blenden; gleiches Schicksal erlitt des Almus fünfjähriger Sohn Bela. Schon im folgenden Jahre starb Koloman, ihm folgte sein Sohn Stephan II., jugendlichen Alters und jugendlichen Leichtsinns. Schnell gingen die Eroberungen des Vaters in Dalmatien an Venedig verloren; bald geriet der junge König mit seinen Nachbarn in Österreich und Böhmen und mit den russischen Großfürsten in Streit, zuletzt auch mit Byzanz, wohin Almus, dem Kerker entronnen, sich geflüchtet hatte. Almus hat im fernen Exil den Tod gefunden; sein Sohn, der blinde Bela, empfing im Jahre 1131 nach Stephans Tode die Krone Ungarns. Heinrichs Kriegszüge nach dem Osten blieben ohne dauernde Nachwirkung; das Ansehen des Reichs hat er dort nicht herzustellen gewußt.

Vorbereitungen zur Romfahrt

König Heinrich hat die Prätendenten in den östlichen Reichen ferner weder geschützt noch ihre Unbilden gerächt; er war der fruchtlosen Kämpfe an der Donau und Oder müde. Als er im Jahre 1110 die deutschen Fürsten zu Regensburg versammelt fand, erklärte er ihnen seine Absicht, über die Alpen zu ziehen: er wolle die Kaiserkrone in Rom gewinnen, die weiten Länder Italiens wieder fester dem Reiche verbinden, Recht und Gerechtigkeit dort zu Ehren bringen; überall sei er die Kirche nach dem Wunsche des Papstes in ihrem Rechte zu schützen und zu verteidigen entschlossen. Alle lobten seinen Entschluß und versprachen ihm Beistand; wer sich ein Mann fühlte, glaubte bei einem so mannhaften Unternehmen nicht zurückbleiben zu dürfen.

Schon vorher hatte der König eine große Gesandtschaft an den Papst abgehen lassen; sie bestand aus den Erzbischöfen Bruno von Trier und Friedrich von Köln, dem Bischof Walcher von Cambrai, dem Grafen Hermann von Winzenburg und anderen Fürsten; mit ihnen war auch der Kanzler Adalbert, der persönliche Vertraute des Königs, nach Rom gezogen. Während die Rückkehr dieser Gesandtschaft noch erwartet wurde, begann der König bereits in allen Teilen des Reichs mit großer Leb-

haftigkeit seine Rüstungen; zur Beschleunigung derselben begab er sich selbst nach Niederlothringen. Hier stellten sich zu Lüttich die Gesandten endlich wieder am Hofe ein. Sie waren freundlich vom Papste empfangen worden; nur das der Kirche nach kanonischem Rechte Gebührende, hatte Paschalis erklärt, verlange er, kein Recht des Königs wolle er antasten; mit aller Freundlichkeit werde er ihn aufnehmen, wenn er sich als ein rechtgläubiger König, als ein Sohn und Schutzherr der Kirche, als ein Freund der Gerechtigkeit erweise. Auch die große Gräfin hatten die Gesandten aufgesucht und bei ihr eine günstige Aufnahme gefunden. Der König war mit den Antworten, die ihm seine Gesandten brachten, völlig zufrieden; seine Getreuen, schrieb er an Otto von Bamberg, hätten ihn überdies wissen lassen, daß die Winterszeit günstig sei, um der römischen Kirche und dem Papste Hilfe zu leisten. Denn vorzüglich unter diesem Gesichtspunkte suchte er, obwohl sein Zerwürfnis mit dem Papste offenkundig war, die Romfahrt darzustellen.

Zu derselben Zeit brachte der König eine andere Angelegenheit zum Abschluß, welche ihn längere Zeit beschäftigt hatte. Er wünschte sich mit Adelheid, der Tochter König Heinrichs von England, zu vermählen. Die Verhandlungen mit dem Vater waren bereits im Jahre 1109 in Westminster zum Abschluß gebracht und ein Vertrag abgeschlossen, in welchem dieser seiner Tochter eine Mitgift von 10 000 Mark Silber aussetzte. Die kaum achtjährige Fürstin kam nun mit großem Gefolge, geleitet von Burchard, einem vertrauten Rate des Königs, der später Bischof von Cambrai wurde, nach Deutschland. Zu Lüttich empfing Heinrich die ihm bestimmte Braut und feierte dann zu Utrecht, wo er um Ostern einen Reichstag hielt, feierlich die Verlobung mit dem Königskinde; wie es einem mächtigen Fürsten geziemt, gab er der Verlobten die glänzendste Morgengabe. Die normannischen Ritter, die sie begleiteten und in den deutschen Ländern ihr Glück zu machen hofften, entließ er alsbald mit angemessenen Geschenken; denn er und die Deutschen versprachen sich wenig Gutes von diesen anspruchsvollen Gästen. Am 25. Juli 1110 wurde die Braut des Königs zu Mainz feierlich gekrönt; es geschah durch Friedrich von Köln, da der erzbischöfliche Stuhl von Mainz seit dem Tode Ruthards (2. Mai 1109) erledigt war. Nach der trefflichen Editha war Adelheid oder Mathilde, wie man sie nachher in Deutschland nannte, die erste englische Fürstin, welche die deutsche Königskrone trug; als Kind in unsere Gegenden gekommen, nahm sie leicht Sprache und Sitte unseres Volkes an.

Heinrich setzte indessen ununterbrochen seine Rüstungen zur Romfahrt fort. Auf dem Reichstage zu Utrecht hatte er bereits die dort anwesenden Fürsten zu dem Unternehmen verpflichtet, andere hatte er zu sich nach Speier beschieden, wo er in der Mitte des August mit ihnen tagen wollte. Manches beunruhigte damals die Gemüter. Ein Komet, der fast

sechs Monate am Himmel stand, sollte auf schwere Zeiten deuten, und schwere Zeiten kamen wenigstens über Nordelbingen. Nachdem seit Jahren Fürst Heinrich, Godschalks Sohn, im Bunde mit den sächsischen Herzögen den wendischen Raubzügen gewehrt hatte, brachen im Frühjahre 1110 große Scharen plündernd in das Land ein, und im Kampf gegen sie verlor Graf Gottfried, dem noch Herzog Magnus den Schutz der deutschen Ansiedler hier übertragen hatte, das Leben. Ohne zu zögern, überzog darauf Herzog Lothar mit Heeresmacht das feindliche Land, strafte den Friedensbruch und nahm neun Burgen der Wenden ein. Dann kehrte er heim und verlieh die Grafschaft in Nordelbingen dem tapferen Adolf von Schauenburg. Unheil über Unheil wollte man in den Zeichen am Himmel finden, aber was andere schrecken mochte, hemmte den König nicht. Unermüdlich betrieb er die Vorbereitungen für seinen Kriegszug und sparte nicht große Summen, um sein Heer zu verstärken. Die meisten Fürsten boten ihm willig die Hand; selbst der Böhmenherzog verpflichtete sich, ihm dreihundert wohlbewaffnete Ritter unter seinem jungen Neffen Bretislaw zu senden. Auch geistlichen Beistand nahm der König in Anspruch. Den Abt Pontius von Cluny, einen ihm verwandten Mann, der vor kurzem nach Hugos Tode die Leitung der Kongregation übernommen hatte, forderte er zu Gebeten auf für die Herstellung des Friedens zwischen Kirche und Reich und für die Nachgiebigkeit des Papstes in bezug auf die königlichen Rechte.

Unmittelbar nach dem Speierer Tage brach der König auf. Mit einem Teile seines Heeres zog er selbst den Rhein hinauf, dann auf Lausanne zu und überstieg am großen Bernhard die Alpen; die anderen Kriegsscharen nahmen den Weg über den Brenner durch das Etschtal. Mit größerer Macht und unter günstigeren Umständen stieg Heinrich nach Italien hinab als jemals sein unglücklicher Vater. Den Investiturstreit, welcher so lange die Welt beunruhigt, getraute er sich, gestützt auf sein stattliches Heer, zum Vorteile des Reiches endlich wohl oder übel zu beenden. Die große Zeitfrage schien ihm reif zur Entscheidung.

Mit gespanntem Blick pflegt die Welt die Anfänge eines jugendlichen Regenten zu verfolgen. Vier Jahre herrschte Heinrich nun unbestritten in Deutschland; Zeit genug zu Erwägungen, was man von ihm zu hoffen, was zu befürchten hatte. Viel hatte er angegriffen, wenig noch durchgeführt. Mit Strenge war er hier und da gegen Räuber und Mörder eingeschritten; im Jahre 1107 hatte er zwei Raubburgen in Thüringen und zwei andere in Lothringen zerstört, dann einen Menschen enthaupten lassen, der sich gegen das Leben des Bischofs von Utrecht verschworen. Aber von der Aufrichtung eines neuen allgemeinen Reichsfriedens hören wir nicht; wenn der innere Friede in Deutschland weniger gestört war als in früheren Zeiten, so lag der Grund wohl hauptsächlich darin, daß viele Veranlassungen beseitigt waren, welche den Bürgerkrieg so lange immer

von neuem genährt hatten. Gegen die äußeren Feinde des Reichs hatte Heinrich eine nicht geringe Rührigkeit an den Tag gelegt. Robert von Flandern und die Böhmen hatte er so im Gehorsam erhalten; die Unternehmungen gegen Ungarn und Polen waren aber fast eilfertiger aufgegeben als schnell ergriffen. Diese Kriege, in denen es gar nicht zu ernsten Kämpfen kam, hatten dem Könige wenig Ruhm gebracht. Mit Recht stieß man sich daran, daß er einem christlichen Fürsten, der im Kampfe gegen heidnische Stämme lag, ohne genügenden Grund in das Land fiel; man tadelte überdies, daß er Prätendenten, deren Ansprüche sehr zweifelhaft waren, seinen Beistand lieh. Die deutschen Fürsten waren ohne innere Teilnahme für diese Händel, in denen sich mehr hastiger Tatendrang und gewalttätige Habgier des Königs als ein fester und auf hohe Ziele gerichteter Sinn zu erkennen gab.

Die leidenschaftliche Härte des Königs blieb nicht lange den Fürsten verborgen. Gegen seine früheren Gegner erwachte leicht der alte Groll. So lieh er der Anklage, welche Graf Heinrich von Limburg im Anfange des Jahres 1109 auf einem Fürstentage zu Frankfurt gegen den rheinischen Pfalzgrafen Siegfried wegen hochverräterischer Absichten erhob, williges Gehör und übergab den Pfalzgrafen dem Bischof von Würzburg zur Bewachung; erst drei Jahre später schenkte er ihm auf die Bitte der Fürsten die Freiheit wieder. Vielleicht war es ebenfalls Heinrich von Limburg, der seinen alten Nebenbuhler Herzog Gottfried um die Gunst des Königs zu bringen suchte. Die Fürsten benutzten das englische Königskind, um Gottfried zu retten; die kleine Braut mußte für den Lothringerherzog ihre erste Fürbitte einlegen. Wenige Männer standen dem Könige im Anfang seiner Regierung näher als Wiprecht von Groitsch, und doch hatte auch er die Härte des neuen Herrschers zu fühlen, als sein Sohn und Schwager nach Hammerstein in engen Gewahrsam gebracht wurden. Kaum milder als gegen die weltlichen Herren verfuhr der König gegen den Klerus. Mit welcher Willkür er die Bistümer besetzte, sah jedermann, und nicht minder willkürlich verfügte er über die Abteien; in Fulda setzte er im Jahre 1109 den Abt ab und übergab das reiche Kloster einem ihm vertrauten Mönch, Ernulf mit Namen. Den Bürgerschaften zeigte Heinrichs Verfahren in Cambrai, was sie, wenn seine Macht erstarkte, von ihm zu erwarten hatten.

Niemand wird bezweifeln, daß ein trotz seiner Jugend so rücksichtslos durchgreifender Regent Groll in vielen Gemütern erweckte. Aber man fürchtete ihn und gehorchte, wenn man auch murrte. Selbst die am meisten den Gregorianischen Ideen zugetanen Kirchenfürsten bewiesen ihm ihre Ergebenheit, obwohl ihnen kaum entgehen konnte, wie wenig er in Wahrheit Devotion gegen die Kirche hegte. Wenn er mit Gebhard von Konstanz, Otto von Bamberg und ihren Geistesverwandten ein friedliches Benehmen erhielt, so leitete ihn dabei die Klugheit; nicht von weitem war

er deshalb ein Recht des Reiches aufzugeben gewillt. Nur als Werkzeuge wollte er diese Männer benutzen, um den Papst hinzuhalten und schließlich seine Absichten zu ertrotzen, während sie an der Überzeugung festhielten, durch ihre Vermittelung ein gütliches Abkommen zwischen Kirche und Reich endlich doch noch zu ermöglichen, und deshalb bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit und darüber hinaus gingen. In vermittelndem Sinne suchte vornehmlich Bruno von Trier, welchen die Fürsten dem jungen Könige zur Seite gestellt hatten, auf die Angelegenheiten des Reichs zu wirken. Aber sein Ansehen wurde von Tag zu Tag mehr durch den ehrgeizigen Kanzler Adalbert herabgedrückt, welcher das volle Vertrauen des Königs genoß; seit Jahr und Tag war dem Kanzler auch bereits das erledigte Erzbistum Mainz versprochen und seine Wahl bewirkt worden. Wenn sich Erzbischof Bruno mit besonderer Zärtlichkeit der jungen Braut des Königs annahm, so hoffte er wohl, durch sie den Boden wiederzugewinnen, welchen ihm die List des Kanzlers entzogen hatte.

Wie unerfreulich die Zustände in manchem Betracht waren, darf man doch nicht vergessen, daß das Reich geeinigter war als seit Jahrzehnten, daß das Königswort wieder galt, daß die deutschen Fürsten die Interessen des Reichs als gemeinsame anerkannten. Großes glaubte der König jenseits der Alpen zu erreichen, was ihm nicht nur Glanz bei der Mitwelt verleihen, sondern auch Nachruhm bei den spätesten Geschlechtern sichern würde. Er führte als Herold seiner Taten seinen Kaplan David mit sich, einen Schotten, der früher Vorsteher der Schule in Würzburg gewesen war und später zum Bischof von Bangor in Wales erhoben wurde. David beschrieb des Königs Romfahrt; wir besitzen leider sein Buch nicht mehr, aber wir wissen, daß er, obwohl er nach Herolds Weise das Lob seines Herrn laut genug verkündigte, mit seinem Panegyricus wenig Glauben fand.

Als sich der König im September 1107 in Goslar aufhielt, war ihm ein besonderes Glück widerfahren. In sein Schlafgemach schlug der Blitz ein und fuhr an der Wand zu Häupten des Lagers nieder; aus des Königs Schild, der dort lag, wurden mehrere Nägel herausgesprengt, die Spitze des Schwertes an seiner Seite schmolz, dennoch blieb er selbst unversehrt. Wie andere mag er damals geglaubt haben, daß er ein erwählter Liebling des Glücks sei und nicht vor Schlägen zu beben habe, die andere Sterbliche niederschmettern. Nicht den Wetterstrahl hatte er zu fürchten, wohl aber die Strafe der Gewalttaten, durch welche er die Macht gewonnen hatte und sie zu behaupten gedachte.

2. Italien und das Papsttum unter dem Zwange

Wenn Freiheit ohne Einigkeit stark machte, hätte Italien von dem jungen König, der jetzt mit Heeresmacht über die Berge kam, wenig zu fürchten gehabt. Seit mehr als zehn Jahren war die kaiserliche Autorität südlich der Alpen fast nicht mehr geübt. Die Marken von Verona und Istrien standen in unmittelbarer Verbindung mit Deutschland, in Ancona und im Herzogtum Spoleto behauptete sich mit nicht geringer Energie der Schwabe Werner als kaiserlicher Statthalter: sonst machte sich die deutsche Herrschaft in den Ländern Italiens kaum noch fühlbar. Die Italiener hatten die Zeit der Freiheit nicht ungenützt gelassen. Die Bürgerschaften in der Lombardei und in Tuscien hatten ihre republikanischen Einrichtungen befestigt, ihre Territorien erweitert, zugleich der hohe Adel seine Lehnsherrschaften abgeschlossen und gesichert; die große Gräfin beherrschte ein glänzendes Fürstentum mit faktisch selbständiger Gewalt, und andere einheimische Fürsten bemühten sich nicht ohne Glück, gleiches wie sie zu erreichen. Italien, das reichste Land des Okzidents, bot unermeßliche Hilfsquellen zur Verteidigung gegen jeden Angriff von außen, hätte sich nur eine Macht gefunden, stark genug, um seine Kräfte zur Abwehr eines Feindes, der die gewonnene Macht aller in gleicher Weise bedrohte, zu sammeln und zu leiten.

Eine solche Macht fehlte. Mathilde war alt geworden; ihre Devotion gegen Rom war dieselbe geblieben, aber ihr kriegerischer Mut gebrochen. Kaum hat sie je daran gedacht, den Kampf, den sie siegreich gegen den Vater durchgeführt hatte, gegen den Sohn zu erneuern. Mailand mochte kräftig genug sein, um sich selbst zu schützen, aber darüber hinaus reichte seine Macht nicht; nicht einmal einen Städtebund wie in den Zeiten Heinrichs IV. würde es jetzt haben bilden können. Es gab kein gemeinsames Ziel für die in rascher Entwickelung stehenden Kommunen; jede suchte nur sich zu sichern und für sich zu sorgen, um das Gedeihen anderer unbekümmert, ja rücksichtslos jedes Recht anderer verletzend. Lucca stand mit Pisa im Kampfe, Mailand in einer erbitterten Fehde gegen Lodi, Cre=

mona und andere Städte. So lebten die Kommunen in Uneinigkeit miteinander, zugleich häufig im Streit mit ihren Bischöfen und den benachbarten Fürsten.

Am wenigsten war Papst Paschalis der Mann, das zwieträchtige Volk Italiens zu einigen. In seiner eigenen Herrschaft stets bedroht, hat er nicht einmal den Versuch gemacht, für Italien einzutreten. Als er sich gegen Ende des Jahres 1108 von Benevent nach Rom endlich zurückzukehren entschloß, stand die ganze Campagna und das Sabinerland im Aufstande; Ptolemäus von Tuskulum selbst hatte sich ihm angeschlossen; in Rom hielt Stefano Corso mit seinem Anhange das Kapitol besetzt. Nur mit normannischen Scharen, welche der Herzog von Gaeta Richard von Aquila[1] führte, wagte der Papst sich in sein Land; mit ihrer Hilfe brachte er die Burgen der Aufständigen in der Campagna zur Übergabe, gewann er endlich auch in Rom selbst die Oberhand. Die Burgen der Korsen auf dem Kapitol wurden erstürmt; Stefano unterwarf sich und gab dem Papste zurück, was er der römischen Kirche entzogen hatte. So wurde endlich ein Friedenszustand in der Stadt und ihrem Gebiet wiederhergestellt, wie man ihn lange entbehrt hatte. Kaum Herr wieder in Rom, empfing der Papst die Gesandten, welche ihm die Absicht des Königs, zu seiner Kaiserkrönung nach Rom zu kommen, kundgaben. Wie ihre Botschaft auch über die zwischen Kirche und Reich schwebenden Streitfragen gelautet haben mag, Paschalis konnte darüber nicht mehr in Zweifel sein, daß der König das Investiturrecht nicht gutwillig aufgeben würde: dennoch erteilte er den Gesandten eine nicht ungünstige Antwort und eröffnete Aussichten auf eine Ausgleichung des Streits.

Unter solchen Umständen mußte es Verwunderung erregen, daß der Papst auf einer Synode, welche er am 7. März 1110 im Lateran eröffnete, nicht nur die Bestimmungen der Synode zu Troyes erneuerte, sondern überdies alle, welche durch Gewalt oder gütliche Mittel die kanonische Besetzung der Kirchenämter hinderten, für Tempelschänder und alle Kleriker, welche durch Tempelschänder auf solche Weise erhoben würden, der Exkommunikation verfallen erklärte. So vieldeutig die Verordnung schien, war ihre Beziehung auf Heinrich kaum zweifelhaft; um so weniger, als der Papst bald darauf nach Unteritalien ging, um sich des Beistandes der normannischen Fürsten für den Fall eines Angriffs zu versichern. Trotz der freundlichen Verhandlungen mit König Heinrich schien Paschalis nur auf Maßregeln zu denken, um sich und die Kirche gegen Gewalttaten zu sichern.

Die Normannen ließen es an Hilfszusagen nicht fehlen, doch mochte der Papst selbst fühlen, daß er feste Stützen in ihnen kaum finden würde. In Kapua war im Jahre 1106 auf Richard II. sein Bruder Robert I.

[1] Das Herzogtum von Gaeta war damals eine vom Fürstentum Kapua abhängige Lehnsherrschaft.

gefolgt, ein rücksichtsloser und habgieriger Fürst. Mit Gewalt hatte Robert seine Macht in der Stadt wieder befestigt, mit Gewalt suchte er sein Fürstentum zu erweitern: einen uneigennützigen Beistand hatte der Papst von ihm nicht zu erwarten. Herzog Roger von Apulien führte ein schwaches Regiment, teils durch Aufstände der Barone, teils durch seinen unruhigen Stiefbruder Bohemund gehemmt. Denn der Fürst von Antiochia war, nachdem er sich aus der Gefangenschaft der Türken gelöst hatte (Bd. III S. 601), nach dem Abendlande geeilt, um Geld und Mannschaft für einen neuen Kreuzzug zu gewinnen. Sein Aufruf hatte besonders in Frankreich Widerhall gefunden, wo er sich mit einer Tochter König Philipps vermählte. Die dort gesammelten Scharen hatte er zunächst in seine apulischen Gebiete geführt und dort vermehrt, war aber mit ihnen dann nicht nach dem gelobten Lande, sondern nach Epirus gezogen, um hier gegen seinen alten Gegner Kaiser Alexius den Kampf zu erneuern. Mit Hilfe der Venetianer hatte indessen der Kaiser den Angriff zurückgewiesen und Bohemund zu einem Frieden genötigt, in welchem er die Länder der Griechen nicht mehr anzugreifen gelobte, während Alexius alle Kreuzfahrer, welche durch seine Länder zögen, zu unterstützen versprach (1108). Seitdem waren Bohemunds Gedanken wirklich auf den neuen Kreuzzug gerichtet, zu dem er ausgedehnte Rüstungen machte; weder er noch Roger dachten daran, sich jetzt in einen Kampf gegen Heinrich zu verwickeln. Auch Sizilien konnte dem Papste keine Hilfe bieten. Der große Graf Roger war bereits im Jahre 1101 gestorben, und seine Herrschaft hatte ein unmündiger Knabe, welcher den Namen des Vaters trug, überkommen. Adelheid von Montferrat, die Mutter des Knaben, führte das Regiment oder vielmehr in ihrem Namen ihr übermütiger Günstling Robert von Burgund. Mit sizilischem Golde hat Adelheid den Papst in mancher Bedrängnis unterstützt; ihn gegen die Deutschen zu schützen, lag außer ihrer Macht. So boten die Fürsten des Südens dem Papste wenig Rückhalt, wenn er selbst bedrängt werden sollte, und die Kräfte des nördlichen Italiens für sich zu gewinnen, hatte Paschalis nicht einmal versucht. Was konnte es da nützen, daß er sich von den römischen Herren den Eid der Treue erneuern ließ? Es war ja offenbar, daß ein großer Teil des städtischen Adels doch niemals ernstlich zum Schutze der päpstlichen Macht mitwirken würde.

König Heinrich verkündigte, als er seine Rüstungen betrieb, daß er als Beglücker Italiens, als Freund der römischen Kirche ausziehen werde. Aber wer hätte nicht gewußt, daß er zur Herstellung der deutschen Herrschaft in der Halbinsel des Apennin die Waffen ergriff? Und wer hätte in dieser Herstellung nicht für die Selbständigkeit der Städte, des Papsttums, der Normannenherrschaften Gefahren sehen sollen? Alle fürchteten, und doch dachte niemand an gemeinsamen Widerstand; als sichere Beute schien sich Italien selbst dem Könige preiszugeben.

Unbehindert zog der König vom Paß des großen Bernhard gegen Ivrea, unbehindert stiegen die Fürsten vom Brenner in das Etschtal hinab. Novara wollte dem Könige bei weiterem Vorrücken nicht die Tore öffnen, büßte aber seine Unbotmäßigkeit schwer; die Mauern und Häuser der Stadt wurden anderen zum warnenden Beispiele bis auf den Grund zerstört. Auch die Fürsten brachen auf ihrem Marsche einige Burgen, von denen sie aufgehalten wurden; aber sie so wenig wie der König begegneten bis zum Po irgendwo einem Feinde im offenen Felde. Unter Jubelruf vereinigten sich beide Heere auf den Ronkalischen Feldern, wo es bereits Sitte war, die große Heerschau bei der Romfahrt zu halten[1]. An einem Pfahle wurde das königliche Schild allen sichtbar erhöht, und der Reichsherold rief die Vasallen des Reichs zur nächsten Nachtwacht am Königszelt auf; derselbe Ruf erging dann weiter an die Vasallen der einzelnen Fürsten von ihren Herolden. Wer bei der Nachtwacht von den zur Fahrt Entbotenen nicht erschien, wurde am folgenden Tage noch einmal vorgefordert; zeigte er sich auch dann nicht, so wurden ihm seine Lehen genommen. Es ergab sich, daß 30 000 Ritter von den Alpen herabgestiegen waren; wohlgerüstete, glänzende Scharen, denen sich zahlreiches Fußvolk und ein endloser Troß anschloß.

Nach wenigen Tagen ging man über den Po und lagerte bei Piacenza. Diese Stadt, lange ein Mittelpunkt der Patarener, scheint zuerst einigen Widerstand versucht zu haben, gab ihn aber bald auf; auch die anderen lombardischen Städte mit Ausnahme von Mailand und Pavia hielten Unterwerfung für rätlich und schickten dem Könige Geschenke. Zugleich eilte fast der ganze lombardische Adel in das Lager des Königs. Mehr und mehr erweiterten sich die Räume desselben, so daß sie kaum noch zu übersehen waren. Wenn in der Nacht vor allen Zelten die Fackeln angezündet wurden und ein Flammenmeer durch die weite Ebene zu wogen schien, erregte der Anblick zugleich die Bewunderung und den Schrecken Italiens.

Drei Wochen lag der König bei Piacenza, dann brach er nach Parma auf, wo ihn Boten trafen, welche er an die große Gräfin gesandt hatte. Der über die große Gräfin verhängten Reichsacht wurde nicht mehr gedacht; Heinrich behandelte sie wie eine Fürstin, die ihm durch Blutsverwandtschaft nahestand. Die Boten brachten erwünschte Antwort zurück; denn Mathilde, welcher sie zu Bianello begegnet waren, hatte ihre Verpflichtungen gegen das Reich anerkannt, wenn sie auch um Entbindung von der Heeresfolge gebeten hatte. Es war dem Könige genug, wenn sie nicht feindliche Gesinnungen zeigte; daß sie sich seinem Heere nicht anschließen wollte, konnte seinen Absichten eher förderlich als nachteilig sein.

Als das Heer im November von Parma aufbrach und auf den Apennin seinen Marsch richtete, trat die Regenzeit ein. Unter unsäglichen

[1] Vgl. Bd. II. S. 434.

Beschwerden, unter schweren Verlusten an Rossen und an Gepäck zog man weiter; nur sehr langsam rückte man aus der Stelle. Der alten Frankenstraße folgend, hatte man den Paß am Monte Bardone zu übersteigen, stieß aber hier auf unerwarteten Widerstand. Die Burg Pontremoli, welche, auf steiler Höhe belegen, den Paß schließt, hemmte den Fortschritt des Heeres; sie mußte erst bezwungen werden, ein Werk saurer und langer Arbeit. Im Anfang Dezember stieg endlich das Heer in die Ebene von Toskana hinab und nahm seinen Marsch nach Pisa. Die reiche und mächtige Stadt lag damals, wie erwähnt ist, mit Lucca im Kampfe und hatte gegen ihre alte Nebenbuhlerin schon mehrere Schlachten geschlagen; der König entschied den Streit zugunsten Pisas und gewann sich dadurch den nicht gering anzuschlagenden Beistand dieser Kommune für seinen weiteren Zug. Noch immer hatte man mit dem Wetter zu kämpfen — sieben Wochen lang hielt der Himmel die Schleusen geöffnet —, erst als man kurz vor Weihnachten nach Florenz kam, verzogen sich die verderblichen Regenwolken. Mit um so größerer Freude feierte man das Fest in der damals aufblühenden Stadt am Arno.

Gleich nach Weihnachten verließ der König Florenz und zog nach Arezzo. Man ließ ihn in die Stadt ein, in welcher gerade ein erbitterter Streit zwischen dem Klerus und der Bürgerschaft ausgebrochen war; jener hatte den Bischofssitz nach der Kirche des heiligen Donatus außerhalb der Stadt verlegen wollen, diese hatte sich widersetzt und jene Kirche zerstört. Der König nahm sich des Klerus gegen die Bürgerschaft an, aber die Bürger wollten deshalb nicht nachgeben; sie schlossen dem Könige die Burg der Stadt, gewillt, ihr Recht gegen ihn sogar mit den Waffen zu schützen. In der Tat mußte der König erst mit Gewalt ihre Hartnäckigkeit bewältigen; die Burg wurde darauf bis auf den Grund zerstört. Dieser Handel hielt den König längere Zeit bei Arezzo auf; noch am 19. Januar 1111 war er in der Stadt.

Nirgends in Tuscien hatte der König weitere Widersetzlichkeit zu besorgen; sein Blick war schon allein auf Rom und den Papst gerichtet. Noch von Arezzo aus schickte er Gesandte nach der Kaiserstadt. Sie überbrachten ein Schreiben an das römische Volk, in welchem der König erklärte: gleich nach seinem Regierungsantritte habe er Rom, den Sitz des Kaiserreichs, aufsuchen wollen, sei aber bisher durch die Wirren in Deutschland daran gehindert worden; nachdem er dieselben beigelegt und auch in Italien, dem uneinigsten und zerrissensten Lande der Welt, Frieden und Eintracht hergestellt habe, nahe er sich jetzt der Stadt, wie seine früheren Gesandten es versprochen hätten, und wie er selbst dazu aufgefordert sei, um von dem römischen Volke und der römischen Kirche alles, was ihm gebühre, zu empfangen, dagegen beiden alles zu gewähren, worauf sie Anspruch hätten; er wolle die Römer erhöhen, ehren und bereichern wie ein Lehnherr seine Getreuen, ein Vater seine Söhne, ein Bürger seine Mit-

bürger. Er ließ die Römer auffordern, ihm Gesandte zu schicken, mit denen er, was ihrem gemeinsamen Vorteile diene, in Beratung nehmen könne. Auch dem Papste ließ der König zugleich sein Anrücken melden, erbot sich zu einem billigen Vergleiche, um den Streit zwischen Reich und Kirche zu schlichten, und beanspruchte die Krönung in St. Peter.

Die zurückkehrenden Gesandten trafen den König bereits in Aquapendente auf dem halben Wege nach Rom; sie begleiteten römische Abgeordnete, welche Versicherungen der Ergebenheit von seiten der Bürgerschaft überbrachten. Zugleich erfuhr der König, daß der Papst sich zu einer Verständigung bereit zeige und die Absendung einiger königlichen Bevollmächtigten wünsche, um mit ihnen einen Vergleich festzustellen, nach dessen Abschluß er die Krönung vollziehen werde. Der König schickte darauf seinen Kanzler Adalbert ab, mit ihm vier ritterliche Männer, die Grafen Hermann von Winzenburg, Friedrich von Arnsberg, Gottfried von Calw und den Truchseß Folkmar; in Begleitung der römischen Gesandten eilten diese nach Rom, während das Heer langsam weiterrückte und nach einigen Märschen bei Sutri ein Lager aufschlug; schon am zweiten Tage konnte es von hier aus in Rom einrücken.

Die Verhandlungen führten indessen in Rom zu dem unerwartetsten Resultate. Der Papst hatte, als der König näher und näher zog, als ihm kein Zweifel blieb, daß derselbe mit bewaffneter Hand das Investiturrecht beanspruchen würde, die normannischen Fürsten zur Hilfe gerufen, aber seine Boten hatten Worte statt Heere zurückgebracht. Da er nun überdies nicht mit Unrecht dem römischen Adel höchlich mißtraute, sah er sich jedes Schutzes gegen den König und sein Heer beraubt und völlig verlassen. In dieser Not mußte er entweder das Investiturrecht, welches der König hartnäckig beanspruchte, ihm einräumen — und dies war der offene Bruch mit den von der römischen Kirche und ihm selbst unter so vielem Blutvergießen durch ein Menschenalter verteidigten Prinzipien —, oder er mußte kraft seiner geistlichen Omnipotenz die kirchlichen Oberen zur Aufgabe aller jener Regalien zwingen, mit welchen die Kaiser bisher jenes Recht begründet hatten. Geschah das letztere, so konnte allerdings Heinrich die Investituren nicht länger beanspruchen, aber es war klar, daß damit eine vollständige Revolution aller Verhältnisse des Kaiserreichs und der abendländischen Kirche eintreten mußte. Das geistliche Fürstentum war bisher eine der stärksten Säulen gewesen, auf welcher das Kaisertum, auf welcher alle staatlichen und kirchlichen Zustände des Abendlandes, auf welcher endlich das Papsttum selbst ruhte. Nicht mit den Prinzipien eines Menschenalters, sondern mit der Tradition dreier Jahrhunderte, mit welcher alles Bestehende fest verbunden war, hatte die römische Kurie dann zu brechen.

Nimmermehr konnte sich der Papst verhehlen, welche Opfer er den kirchlichen Oberen zumutete, wenn sie ihre fürstliche Stellung, ihre wich-

tigsten Rechte, ihre reichsten Einnahmen aufgeben sollten. Sie mußten dies nach den Vorstellungen der Zeit als einen Tempelraub empfinden, wie niemals ein ähnlicher begangen sei; vor allem die deutschen Bischöfe, die am schwersten betroffen wurden. Denn in Italien hatte der Investiturstreit die merkwürdige Folge gehabt, daß die Bischöfe ihre Hoheitsrechte zum großen Teil eingebüßt hatten; was die Kaiser ihnen an solchen einst in Fülle gewährt, hatte meist die siegreiche Pataria ihnen bereits entrissen und auf die Bürgerschaften übertragen. In Deutschland standen die Bischöfe dagegen damals in dem vollen Glanze fürstlicher Autorität, und kein Gedanke lag ihnen ferner, als gutwillig die langsam und mühsam gewonnenen Regalien aufzugeben. Wollte der Papst sie ihnen dennoch entziehen, und traute er sich die Macht zu, die zu einem solchen gewaltigen Unternehmen erforderlich war?

Wunderbar genug, Paschalis glaubte in seiner Verzweiflung, eher alle Konsequenzen des gewagtesten Entschlusses auf sich nehmen zu sollen, als daß er Kirchengesetze opferte, die zwar ziemlich neuen Datums waren, in denen aber seine und seiner Gesinnungsgenossen Gedanken einmal gipfelten, und zu seinen Gesinnungsgenossen gehörte auch die Mehrzahl der Kardinäle. Als daher die Bevollmächtigten des Königs vor dem Papste erschienen und die Investituren für ihren Herrn mit aller Entschiedenheit in Anspruch nahmen, da das Reich ohne die Lehnspflicht der geistlichen Fürsten, nachdem die früheren Könige fast alles Reichsgut und alle Regalien ihnen zu Lehen gegeben, nicht bestehen könne, erklärte der Papst ihnen unverzüglich: Alles, was dem Reiche gehört habe, werde der König zurückempfangen und behalten; der Klerus habe sich fortan mit den Zehnten und frommen Schenkungen der Kirche zu begnügen. Die Bevollmächtigten des Königs erhoben dagegen die Einsprache, daß der König nie der Kirche einen so gewaltigen Verlust an längst erworbenen Rechten zugemutet habe oder zumuten werde; sie erhoben auch gegen die Ausführbarkeit einer so durchgreifenden Veränderung ernste Bedenken. Aber der Papst beteuerte, daß er dem Könige und dem Reiche alle Regalien zurückstellen und jeden mit dem Banne strafen werde, welcher sich seiner Anordnung widersetzen würde. Werde dies durchgeführt, erklärten endlich die deutschen Unterhändler, so sei der König den Investituren zu entsagen entschlossen. So kam man überein, daß die Krönung am Sonntag, dem 12. Februar, vollzogen und am Tage der Krönung selbst die feierliche Entsagung auf die Investitur von seiten des Königs, auf die Regalien von seiten des Papstes stattfinden solle.

Am 4. Februar wurde in der Kirche von S. Maria in Turri in der Leostadt das Geschäft zwischen den königlichen Gesandten und einigen päpstlichen Bevollmächtigten, unter denen auch der mächtige Pier Leone war, zum völligen Abschluß gebracht. Zwei Urkunden stellte man aus, die eine die Zusagen des Königs, die andere die des Papstes enthaltend;

jene wurde von den königlichen Gesandten, diese von Pier Leone beschworen. Wir kennen den Wortlaut beider Urkunden und ersehen daraus, mit wie großem Mißtrauen man von beiden Seiten verfuhr.

Der König — so wurde von seinen Abgesandten zugestanden — wird am Tage seiner Krönung öffentlich vor Klerus und Volk der Investitur bei allen Kirchen schriftlich entsagen und, nachdem der Papst ihm die Regalien übergeben, eidlich geloben, niemals die Investitur wieder an sich zu ziehen und alle kirchlichen Besitzungen freizugeben, welche nicht offenkundig dem Reiche gehört haben. Das Patrimonium und die Besitzungen des heiligen Petrus wird der König dem Papste zurückstellen und überlassen, wie es Karl, Ludwig, Heinrich und andere Kaiser getan haben, und wird alle diese Besitzungen ihm bewahren helfen. Die Würde, Leben, Leib und Freiheit des Papstes wird er weder selbst antasten noch durch seine Getreuen antasten lassen, auch Pier Leone oder andere, die für den Papst Bürgschaft übernehmen, nicht beschädigen. Zwölf Fürsten des Deutschen Reichs nach der Bestimmung des Papstes und der Kanzler Adalbert werden für diese Zusagen als Bürgen eintreten; sie werden dem Papste eidlich Sicherheit für seine Würde, Leben, Leib und Freiheit geloben und sich, wenn der König sein Versprechen nicht halten sollte, mit ihrer ganzen Macht dem Papste und der römischen Kirche zu Gebot stellen. Am nächsten Donnerstag (9. Februar) wird ferner der König fünf deutsche Fürsten dem Papste als Geiseln stellen; die Geiseln, die er dagegen vom Papste empfängt, wird er am 12. Februar zurückgeben, selbst in dem Falle, daß die Krönung unterbleiben sollte; schließlich wurde noch den Gesandten des Papstes besondere Gewähr für ihre Sicherheit geleistet. Alle diese Zusagen, so bekräftigten die Gesandten eidlich, werde der König am nächsten Donnerstag selbst beschwören und durch zwölf Fürsten beschwören lassen, auch getreulich, wenn der Papst seine Versprechungen halte, in Ausführung bringen.

Dagegen beeidigte Pier Leone im Namen des Papstes, daß sein Herr, wenn der König die gemachten Zusagen erfülle, am Krönungstage den anwesenden Bischöfen gebieten werde, alle Regalien dem Könige und dem Reiche zurückzugeben, welche in den Zeiten Karls, Ludwigs, Heinrichs und ihrer Nachfolger zum Reiche gehört hätten, ferner werde der Papst schriftlich unter dem Bann nach seiner Autorität und dem Rechte verbieten, daß die anwesenden oder abwesenden Bischöfe und ihre Nachfolger je wieder die Regalien in Anspruch nähmen, als da seien Städte, Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münze, Zölle, Märkte, Reichsvogteien, Zehntgerichtsbarkeiten, Reichshöfe, Reichsmannschaften und Reichsburgen, auch der Papst selbst werde diese Regalien von König und Reich niemals wieder beanspruchen und durch ein Privilegium jenen und seine Nachfolger gegen alle Belästigungen durch spätere römische Bischöfe schützen. Der Papst wird den König — so hieß es weiter — feierlich und

ehrenvoll empfangen, ganz nach der bei den früheren Kaisern beobachteten Ordnung die Krönung an ihm vollziehen und ihm sein Reich bewahren helfen. Erfüllt der Papst diese Versprechungen nicht, so wird Pier Leone mit aller seiner Macht zum Könige halten. Die vom König gestellten Geiseln werden am Tage nach dem für die Krönung bestimmten Termine zurückgegeben werden, selbst wenn durch Schuld des Papstes die Krönung nicht zum Vollzug kommen sollte. Endlich gelobte noch Pier Leone persönlich, einige seiner nächsten Angehörigen als Geiseln zu stellen, damit die feierliche Prozession zum Lateran bei der Engelsburg und auf der Brücke nicht gehemmt werde und ungestört stattfinden könne.

Mit diesen Urkunden kehrten die königlichen Gesandten, begleitet von Abgeordneten des Papstes, nach Sutri zurück. Hier leistete am 9. Februar der König den Schwur, der von ihm verlangt war, ebenso die zwölf Fürsten und der Kanzler Adalbert. Ohne Verzug brach dann der König auf; am 11. Februar stand er mit seinem Heere am Monte Mario und auf den Neronischen Wiesen. Am anderen Tage sollte der langjährige Hader zwischen Kirche und Reich enden, sollte die Kaiserkrönung erfolgen. Wie oft, wie laut und wie heiß hatte man nach dem Abschluß des unseligen Streites verlangt! Und doch, als man nun das Langersehnte erreicht zu haben schien, war nirgends Freude und Jubel; Mißtrauen und Bangigkeit bedrückten alle Gemüter.

Allgemein besorgte man, daß kein aufrichtiges Übereinkommen getroffen sei, und ein falscher Handel war in der Tat geschlossen. Der König hat den Papst der Unredlichkeit beschuldigt; gewiß mit Unrecht, denn der Papst handelte ehrlich, soweit eine Tat der Verzweiflung auf ehrlicher Überzeugung beruht. Denn ohne allen Grund hat man in Paschalis' Entschließung ein der Zeit voraneilendes reformatorisches Streben, eine besondere sittliche Erhebung, ja eine höhere Erleuchtung finden wollen; nichts anderes war sie als das letzte zwecklose Verteidigungsmittel in einer unrettbaren Stellung, der traurige Notbehelf eines Mannes, der ein Prinzip, welches ihm für unantastbar galt, um jeden Preis erhalten will und doch alle wirksamen Mittel der Erhaltung nicht ohne eigene Schuld verloren hat; die Hartnäckigkeit des Mönchs schlug in Paschalis durch, nachdem er seine Ohnmacht als Staatsmann erkennen mußte. Dagegen hatten der Kanzler des Königs, durch dessen Hände alle Verhandlungen gegangen waren, und der König selbst sogleich erkannt, daß der Vertrag unausführbar sei, daß sich die Bischöfe, namentlich die deutschen, gegen ihn auflehnen müßten, daß sich der Papst durch diesen verzweifelten Schritt in die größte Gefahr gestürzt hatte. Sie haben es selbst eingestanden, daß sie nie an die Ausführbarkeit des Vertrags geglaubt haben; sie haben ihn also nicht in ehrlicher Meinung geschlossen, sondern nur zur Erreichung ihrer letzten Absichten dem Papste gegenüber. Wie Heinrich seinen leiblichen Vater einst zur Abtretung des Reichs genötigt hatte,

so wollte er jetzt dem Papste, seinem geistlichen Vater, das bestrittene Investiturrecht, gleichviel mit welchen Mitteln, abdringen. Schwer wäre das Ziel zu erreichen gewesen, wenn ihm die Unbesonnenheit des Papstes nicht die Arbeit erleichtert hätte.

Am Sonntag, dem 12. Februar, sollte die Krönung in St. Peter stattfinden. Alle Vorbereitungen waren getroffen, um sie mit dem gewohnten Glanze zu feiern. Am Morgen zogen die römischen Milizen, die Zünfte mit ihren Bannern, die päpstlichen Beamten, das Volk mit Blumen und grünen Zweigen hinaus, um den König zu empfangen. Inmitten der jubelnden Menge, umtönt von dem Rufe: „Der heilige Petrus hat König Heinrich erwählt!“ nahte sich der König, hoch zu Roß, dem Tore der Leostadt; ein stattliches Kriegsvolk folgte ihm, in ihm die ersten Fürsten des Reichs. Zweimal beschwor der König die Rechtsgewohnheiten und Besitzverträge der Römer, einmal an einer kleinen Brücke vor dem Tore, dann am Tore selbst. Daß er den Schwur in deutscher Sprache leistete, befremdete die Römer; sie argwöhnten Schlimmes, einige eilten in die Stadt zurück und riefen: „Verrat!“

Vor dem Tore begrüßten die Juden den König mit ihren Psalmen; innerhalb desselben empfingen ihn die Hymnen der Griechen, die Chorgesänge des städtischen Klerus, der zahllosen Mönchsorden. Der König stieg vom Pferde; umrauscht von tausendstimmigen Lobliedern, umwallt von Weihrauchwolken, umwogt von der hochangeschwollenen Menschenmasse, schritt er langsam auf St. Peter zu und erstieg die zum Dome führende Treppe, auf deren Höhe ihn der Papst inmitten der Kardinäle empfing. Ehrerbietig senkte er vor dem Heiligen Vater die Knie und küßte dessen Füße; freundlich erhob ihn der Papst und reichte ihm die Lippen zum Kuß. Dreimal umarmten sich Papst und König, dreimal küßten sie sich, und doch war beider Herz ohne Friedensgedanken. Eine ähnliche Gewalttat, wie Heinrich einst in Bingen gegen seinen Vater geübt, trug er jetzt gegen den Papst im Sinne, und der Papst zitterte vor dem Manne, dem er selbst die Mittel zu der Gewalt geboten hatte, die sich nun gegen ihn wandte. Schon die nächsten Augenblicke belehrten ihn, wie er in das Netz gegangen war, mit welchem ihn der listige König umstellt.

Heinrich hat alsbald in einem Manifest behauptet, daß schon bei seinem Einzuge von den Römern Verrat geübt sei; mehrere Deutsche, die sich vom Zuge entfernt, seien getötet oder gefangen, andere beraubt oder mißhandelt worden. Mit der gleichen Behauptung — und sie kann nicht grundlos gewesen sein, wo man auch die Urheber der Unordnungen zu suchen hat, — muß Heinrich bereits damals an der Pforte St. Peters gegen den Papst hervorgetreten sein; denn er erklärte, nicht eher den Dom betreten zu können, als bis derselbe und die ihn umgebenden Befestigungen von seinen Rittern besetzt seien. Der hilflose Papst mußte in die Forderung willigen, und die deutschen Kriegsscharen ergossen sich so in

die Hallen, welche sonst das römische Volk zu füllen pflegte. Aber auch der Papst konnte den Argwohn nun nicht länger bergen; er verlangte die Stellung der ihm früher zugesagten Geiseln, welche bisher unterlassen war. Der König stellte seinen Neffen Herzog Friedrich und einige andere Herren — eine ungefährliche Maßregel, denn kaum war der Papst noch seiner eigenen Person mächtig, und mit ihm blieben auch die Geiseln in Heinrichs Händen.

Die Feierlichkeiten nahmen darauf in herkömmlicher Weise ihren Fortgang. Unter dem Zuruf der Menge schritten Papst und König Hand in Hand zu der sogenannten silbernen Pforte. Nach der Sitte leistete hier Heinrich das Kaisergelübde, wodurch er den Papst und die römische Kirche in allen Bedrängnissen zu schützen und zu verteidigen versprach. Zugleich aber gab er folgende unter den obwaltenden Verhältnissen höchst befremdliche Erklärung ab: „Gott und dem heiligen Petrus, allen Bischöfen, Äbten und Kirchen bestätige ich, was ihnen meine Vorgänger zugestanden und übergeben haben; was jene um ihres Seelenheils willen Gott weihten, werde ich Sünder aus Furcht vor den Strafen des Gerichts ihnen nicht entziehen." Der König wollte damit, wie er selbst später gestand, jede Mitschuld an dem vom Papste beabsichtigten Kirchenraub von sich wälzen. Es war ein verderblicher Streich, gegen den Mann geführt, der ihn krönen sollte. Wie sehr der Papst dies fühlen mußte, seine Widerstandskraft war bereits gelähmt; er unterbrach die heilige Handlung nicht, designierte Heinrich zum römischen Kaiser, küßte ihn abermals und ließ das erste übliche Gebet von einem Kardinalbischof über ihn sprechen. Nach Beendigung desselben traten Papst und König in den Dom; hier war der Papst schon völlig in der Gewalt des Königs und seiner Krieger.

Inmitten des Doms auf der Porphyrplatte, wo das zweite Gebet über den designierten Kaiser gesprochen zu werden pflegte, waren zwei Sessel aufgestellt; denn hier sollten zuvor die gegenseitigen Verzichtsurkunden ausgewechselt werden, hier der Kaiser den Eid leisten, daß er auf immer dem Investiturrecht entsage. Als Papst und König sich niedergelassen hatten und die Urkunden verlesen wurden, erregten die Worte des päpstlichen Aktenstücks einen furchtbaren, nicht zu beschwichtigenden Sturm in der Versammlung. In starken Ausdrücken unter Berufung auf die Heilige Schrift war jede Beschäftigung der Bischöfe mit weltlichen Dingen verurteilt; Grafschaft und Mannschaft waren für unvereinbar mit ihrem heiligen Amte erklärt, denn aus Dienern des Altars, hieß es, seien sie Knechte des Hofes geworden. Indem der Papst gebot, alle Regalien dem Könige und Reiche zu überlassen, verbot er zugleich den Prälaten bei Strafe des Anathems für jetzt und alle folgenden Zeiten, die aufgegebenen Regalien zurückzufordern; auch keiner seiner Nachfolger auf dem Stuhle Petri solle sie jemals wieder vom Reiche beanspruchen dürfen.

Man begreift, daß die Maßregel des Papstes bei den Bischöfen, wel-

chen unermeßliche Opfer zugemutet wurden, eine gewaltige Empörung hervorrief. Nichts aber mußte ihre Stimmung gegen ihn mehr erbittern, als daß er gerade für sich die Aufrechterhaltung der alten Kaiserschenkungen ausbedungen hatte, während er sie für die anderen Bischöfe vernichtete, daß er gerade für seine Person die Verbindung des Fürstentums mit der priesterlichen Würde, die er für andere verdammte, aufrechterhielt. Man rief dem Papste entgegen, seine Urkunde sei ketzerisch, nun und nimmermehr dürfe sie gesetzliche Kraft erlangen. Wie die Bischöfe und Äbte, waren die Fürsten und Ritter in leidenschaftlicher Erregung; wie jene in ihren Reichslehen, so sahen sich diese in ihren Kirchenlehen bedroht. Alles stürmte tumultuierend auf den Papst los. Einer aus dem königlichen Gefolge rief ihm zu: „Was sollen die Worte? Unser König will gekrönt werden wie einst Karl und Ludwig!" Schon drang auch der König mit Vorwürfen in den Papst, daß er Stefano Normanno[1] verfolgt habe, und verlangte, daß er diesem seinem Getreuen fortan Ruhe gönne. Der Papst blieb gelassen; er bestand nur auf Erfüllung des Vertrags, den er aber selbst nicht mehr durchzuführen imstande war. Der König hatte seine Absicht erreicht: die allgemeine Stimmung der Fürsten war gegen den Heiligen Vater erregt, der in seiner Ohnmacht ihm preisgegeben war.

Mit den Fürsten des Reichs zog sich der König alsbald, scheinbar um über die Ausführung des Vertrags zu beraten, in einen Seitenraum der Kirche zurück; auch die Bischöfe von Piacenza, Parma und Reggio, sehr eifrige Patarener, Freunde der großen Gräfin, wurden zu den Verhandlungen zugezogen. Man beriet lange, was zu tun sei, bis endlich der Papst, der Verzögerung müde, an den König die Aufforderung sandte, sein Versprechen nun zu erfüllen und den eidlichen Verzicht auf das Investiturrecht zu leisten, damit die Zeremonie ihren Fortgang nehmen könne. Da erschienen die deutschen Bischöfe vor dem Papste; die üblichen Zeichen der Devotion unterließen sie zwar nicht, aber ihre Botschaft war für ihn vernichtend. Sie erklärten, die von ihm ausgestellte Urkunde könne nicht rechtlich und gültig vollzogen werden. Der Papst versuchte den Inhalt derselben noch einmal mit Stellen der Heiligen Schrift, mit Aussprüchen der Kirchenväter zu rechtfertigen. Alles war vergeblich. Da sich der Tag schon zum Abend neigte, rieten einige Kardinäle, die Krönung schleunigst vorzunehmen und alles andere späterer Verhandlung vorzubehalten: auch davon wollten die deutschen Bischöfe nichts hören, sondern verlangten lediglich die Vernichtung der Urkunde. Von dem Eide Heinrichs, von seiner Krönung war nicht mehr die Rede.

Nachdem die Krönung so vereitelt war, hätte der Papst mit seinem

[1] Stefano Normanno hatte besonders die Erhebung des Gegenpapstes Maginulf unterstützt: er scheint nachher aus Rom verbannt gewesen zu sein, bis ihn Heinrich zurückführte. Vgl. Bd. III, S. 634.

Gefolge St. Peter verlassen, wenn er noch ein freier Mann gewesen wäre. Aber deutsche Ritter hielten ihn wie die ihn begleitenden Kardinäle und den Präfekten von Rom eng umstellt, bewachten spähend jeden seiner Schritte. Kaum gestattete man noch ihm und seinem Gefolge, sich zum Altare des heiligen Petrus zu begeben, um dort die Messe zu hören; kaum konnten sie Brot und Wein für den Altardienst beschaffen. Nach der Messe mußte der Papst von seinem Throne am Altare herabsteigen und unten am Grabe des heiligen Petrus mit den Kardinälen, umringt von Bewaffneten, Platz nehmen. Willenlos folgten die Gefangenen den Geboten ihrer Wächter. Als es Nacht wurde, führte man sie in ein benachbartes Hospiz, wo sie nicht minder streng bewacht wurden. Heinrichs Kriegsvolk räumte darauf den Dom. Viele römische Geistliche blieben in den Händen der Deutschen, andere entkamen, aber erst, nachdem sie mißhandelt und geplündert waren. Der Klerus war zu der Feierlichkeit mit kostbarem Gerät und in den reichsten Gewändern ausgezogen; jetzt raubte man ihm die goldenen und silbernen Rauchfässer, die strahlenden Meßkleider; manchen zog man sogar Hosen und Schuhe aus. Es floß kein Blut; aber kein Schlachtgemetzel verletzt tiefer das Gefühl als dieser feige Frevel einer reichen Ritterschaft an wehrlosen Priestern.

Der Tag, der mit den Zurüstungen zur Kaiserkrönung begonnen hatte, endete mit einer beispiellosen Gewalttat des Fürsten, welcher die Krone empfangen, mit der Mißhandlung des Priesters, der sie ihm auf das Haupt setzen sollte; statt der Festfreude hallte die Leostadt von dem Geschrei entfesselter Raub- und Rauflust, von dem Jammerruf der Geplünderten und Zerschlagenen wider. Kaum kennt die Geschichte gleich widerwärtige Vorgänge, und uns bewältigt das Schamgefühl, daß ein deutscher König, deutsche Bischöfe und deutsche Ritter die Urheber waren. Den deutschen Kanzler Adalbert, durch dessen Hände die Verhandlungen gegangen waren, und den Bischof Burchard von Münster, den Kanzler für Italien, hat man alsbald als die Männer bezeichnet, welche dem Könige zur Haftnahme des Papstes und der Kardinäle geraten hätten. Aber wir zweifeln, ob Heinrich, der schon zu Bingen gezeigt hatte, wie er seine Zwecke erreichte, ihres Rates bedurft hat. Sicher ist jedoch, daß die Mehrzahl der deutschen Geistlichkeit der Gewalttat des Königs gegen den tempelräuberischen Papst Beifall schenkte. Nur Erzbischof Konrad von Salzburg wagte über das schmähliche Verfahren gegen den Papst seinen Unwillen zu äußern: da zückte ein fränkischer Ministerial des Königs, der bei ihm in hohem Ansehen stand — Heinrich Haupt war sein Name [1] — das Schwert und drohte Konrad mit dem Tode. Jenem Udalrich von Aquileja, der noch vor kurzem unter dem Banne gestanden hatte, wurde die Obhut des Papstes übergeben. Der König war fest entschlossen, den Gefangenen nicht eher aus der Hand zu lassen, als bis er

[1] Es ist der erste uns bekannte Pappenheim.

ihm das Investiturrecht zugestanden habe, und Heinrich war der Mann seiner Entschlüsse.

Zwei Kardinalbischöfe, Johannes von Tuskulum und Leo von Ostia, waren in der Verwirrung verkleidet über die Tiberbrücke entkommen. Sie verbreiteten die Nachricht von der Gefangenschaft des Papstes in der Stadt und riefen das Volk zur Hilfe. Wie hätte das heiße Blut der Römer bei der Kunde von der Entweihung ihrer Heiligtümer, der Mißhandlung ihrer Priester, der Gefahr des Statthalters Petri nicht fieberhaft aufwallen sollen? Viele Deutsche, welche als Pilger oder in Handelsgeschäften in Rom weilten, wurden noch in der Nacht überfallen und ermordet, zugleich rüstete man sich zu einem Angriff auf Heinrich und sein Heer am folgenden Tage.

In hellen Haufen stürmten schon in der Frühe des Montags die Römer gegen die Leostadt an, wo man auf keinen Angriff vorbereitet war. Die deutschen Scharen lagen größtenteils noch im Lager draußen auf den Neronischen Wiesen, als die Römer bereits von der Engelsbrücke gegen St. Peter vordrangen. Der König warf sich im Atrium des Doms, kaum noch angekleidet, auf ein wildes Roß, stürmte die Treppe hinunter und stürzte sich mit geringer Begleitung unter die andringende Menge. Fünf Römer soll er mit eigener Hand erlegt haben; bald aber sank er verwundet aus dem Sattel und würde in die Hand der Feinde gefallen sein, wenn ihm nicht der Vizegraf Otto von Mailand sein Pferd geboten hätte. So entkam der König, aber Otto geriet in die Gewalt der Römer; er wurde in die Stadt geschleppt, von der wütenden Masse in Stücke gerissen, sein Fleisch den Hunden vorgeworfen.

Inzwischen waren auch die deutschen Scharen aus dem Lager herbeigeeilt; zu dem hitzigsten Kampfe, einem entsetzlichen Gemetzel kam es nun vor St. Peter. Erst gegen Abend ermattete die Wut des Streits. Die Deutschen wichen zurück, und die Römer plünderten siegestrunken die Leichen, welche jene auf dem Platze ließen. Als sie aber mit ihrer Beute über die Engelsbrücke abziehen wollten, setzten ihnen die deutschen Ritter noch einmal nach. Und abermals entspann sich ein blutiger Kampf an und auf der Brücke. Viele, die dem Schwerte entronnen, wurden erdrückt oder in den Tiber geworfen, der sich mit Blut färbte wie einst der Aufidus am Tage von Cannä. Bald aber zogen sich die Deutschen zurück; denn noch war die Engelsburg in den Händen des Pier Leone, und ein Hagel von Geschossen fiel von dort auf ihre Scharen. Sie liefen Gefahr, auf der Brücke inmitten zweier Feinde vernichtet zu werden.

Ein schwerer Tag war zu Ende gegangen, und doch konnten Heinrichs Krieger, da sie keinen Augenblick vor einem neuen Angriff sicher waren, der Nachtruhe nicht pflegen. Auch am folgenden Tage, in der folgenden Nacht und wieder am anderen Tage standen sie unausgesetzt bei St. Peter und im Lager am Monte Mario unter den Waffen; in der Nacht vom

15. zum 16. Februar räumte der König endlich die Leostadt, um einem neuen Kampf auszuweichen. Den Papst und sechzehn Kardinäle führte er mit sich fort; die Bischöfe von Parma, Reggio und Piacenza, welche man ebenfalls bisher als Gefangene behandelt hatte, gab man frei, um die große Gräfin nicht zu erzürnen.

Hatte der König einen neuen und schweren Kampf mit den Römern besorgt, so war dies nicht ohne Grund. Der Bischof von Tuskulum hatte sich im Drange des Augenblicks selbst zum Stellvertreter des gefangenen Papstes aufgeworfen und brachte in Rom alle Mittel des Widerstandes in Bewegung. Er versammelte das römische Volk und rief es zum heiligen Kampf auf; allen Teilnehmern desselben versprach er Vergebung ihrer Sünden. Wie ein Herz und eine Seele schworen alle, im Kampfe gegen Heinrich zusammenzustehen und jeden als Bruder zu begrüßen, der sich ihnen in Waffen anschließen würde. Denn auch auswärts, namentlich bei den Normannen, hoffte der Bischof jetzt Beistand zu finden. Er täuschte sich; wenn auch der Fürst von Kapua mit dreihundert Rittern auszog, so kehrte er doch schon bei Ferentino wieder um, als er vernahm, daß der Graf Ptolemäus von Tuskulum und die benachbarten Herren der Campagna sich bereits für den König erklärt hätten und den Normannen den Weg verlegen wollten.

Heinrich hatte indessen mit seinem Heere und seinen Gefangenen den Weg nach dem Sorakte eingeschlagen, war bei Fiano über den Tiber gegangen und dann durch das ihm geneigte Sabinerland gezogen. Hier ließ er den Papst mit den Bischöfen von Porto und der Sabina und vier Kardinalpriestern im Kastell Trevi zurück, die anderen Gefangenen in einer Burg, Corcodilus mit Namen; alle in strenger Haft, obschon sie sonst mit den ihnen gebührenden äußeren Ehren behandelt wurden. Er selbst schlug dann am Anio unter Tivoli bei der Lucanischen Brücke ein Lager auf. Von hier aus konnte er leicht Verbindungen mit den ihm zugetanen Grafen im Latinergebirge unterhalten; vor allem scheint er aber bedacht gewesen zu sein, Rom jede Unterstützung durch die Normannen so abzuschneiden. Doch in Wahrheit hatte er von diesen wenig zu fürchten, vielmehr standen sie selbst in nicht geringer Besorgnis vor einem Angriff des Königs, der sie im übelsten Moment getroffen haben würde. Denn rasch nacheinander, am 21. Februar und 7. März, waren Herzog Roger und sein Bruder Bohemund gestorben; die normannischen Herren erwarteten einen allgemeinen Aufstand der einheimischen Bevölkerung, wenn der König jetzt anrücken sollte, und setzten deshalb ihre Burgen instand. Der Fürst von Kapua, als der zunächst Bedrohte, schickte sogar an Heinrich Gesandte und bat um Schonung und Frieden. Die Besorgnisse der Normannen waren indessen eitel; denn Heinrichs Blick richtete sich damals nur auf Rom, auf die Kaiserkrönung und das Investiturrecht, welches er bereits mit vollster Entschiedenheit vom Papste forderte.

Unaufhörlich ließ inzwischen der König das römische Gebiet von Streifscharen verwüsten; alle Römer, deren man habhaft werden konnte, wurden ergriffen und in das Lager des Königs geschleppt. Über Erwarten lang hielt die Widerstandskraft der Römer aus; eher brach die des Papstes zusammen, obwohl auch er durch Wochen geduldig die Leiden der Gefangenschaft ertragen hatte. Immer von neuem bestürmte man ihn, das Investiturrecht dem Könige zuzugestehen und damit das einzige Hindernis zu beseitigen, welches dem Frieden zwischen Reich und Kirche im Wege stehe; der König suchte ihn durch Mittelspersonen zu überzeugen, daß durch die Investitur ja nicht die Kirchen und das geistliche Amt verliehen würden, sondern einzig und allein jene Regalien, welche er selbst habe aufgeben wollen; fußfällig soll Heinrich selbst den Papst, als er in das deutsche Lager gebracht war, nachzugeben beschworen haben. Aber alle diese Vorstellungen machten weniger Eindruck auf den gefangenen Papst, als daß er die Häupter der römischen Kirche in Banden, die Bürger der Stadt im Elend, das Gebiet der Stadt verheert sah; überdies befürchtete er ein neues Schisma, denn er wußte, daß mit Markgraf Werner auch jener Maginulf, den man vor fünf Jahren zum Gegenpapst aufgeworfen hatte, in das Lager des Königs gekommen war. „Für die Freiheit und den Frieden der Kirche", rief er aus, „muß ich tun, was ich um meines Lebens willen niemals getan hätte." Unter Tränen und Seufzern erklärte er sich bereit, das Investiturrecht dem Könige zuzugestehen; er gab jenes Verbot auf, um welches Gregor VII. und Urban II. gelitten und die Welt mit Kampf erfüllt hatten, — jenes Verbot, an welches die ganze kirchliche Partei die Hoffnung einer neuen Weltordnung geknüpft hatte. Dem moralischen Zwange wich endlich, innerlich ganz gebrochen, der Mann, welcher einst unter dieser Partei der Hitzigsten einer gewesen war, dem jedes Mittel des Widerstandes gegen den Vater dieses Heinrich erlaubt schien, der ihn jetzt auf das tiefste demütigte; Paschalis gab selbst das Prinzip auf, für dessen Erhaltung er noch vor wenigen Wochen der deutschen Kirche unermeßliche Verluste zugemutet hatte.

Der König hatte erreicht, was er wollte; der Friede zwischen ihm und der römischen Kirche bot nun keine Schwierigkeiten mehr. Die Bedingungen desselben wurden im Lager bei Ponte Mammolo, wo der Weg über den Anio nach Rom führt, in Gegenwart des Papstes festgestellt. Dieser bewilligte dem Könige die Investitur der Bischöfe und Äbte nach der alten Sitte, versprach, wegen der ausgestandenen Leiden keine Rache zu nehmen, besonders aber über niemanden, namentlich nicht über den König, wegen dieser Vorfälle das Anathem zu verhängen; er versprach ferner, den König in der herkömmlichen Weise zu krönen und dessen Herrschaft in allen Dingen zu unterstützen. Dagegen machte sich der König anheischig, an einem der nächsten Tage den Papst, die Kardinäle und die gefangenen Römer freizugeben und fortan mit den Getreuen des heiligen Petrus und den

Römern Frieden zu halten, alle Besitzungen der römischen Kirche zurückzustellen und dem Papste vorbehaltlich der Rechte des Reichs in derselben Weise wie frühere Kaiser den Statthaltern Petri fortan gehorsam und willig zu sein.

Die Zugeständnisse des Papstes sollten für ihn die gefangenen Kardinäle beschwören. Als der Papst eine ähnliche Klausel der Eidesformel beifügen wollte wie bei dem ersten Vertrage, wonach seine Zusagen an die Erfüllung der Versprechungen Heinrichs gebunden wären, widersetzte sich der Graf von Biandrate mit voller Entschiedenheit jedem Zusatz. Da sagte der Papst: „Darf ich die Klausel nicht schreiben, so will ich sie wenigstens aussprechen: Wir leisten den Schwur nur in der Voraussetzung, daß ihr eure Versprechungen haltet.“ Er richtete dabei einen prüfenden Blick auf den König, der ihm zu erkennen gab, daß diesmal auf sein Wort zu bauen sei. So beschworen am Dienstag, dem 11. April, im Lager bei Ponte Mammolo sechzehn Kardinäle die Zusagen des Papstes; darauf beeidigte der König selbst seine Versprechungen, mit ihm sein Kanzler Adalbert und dreizehn Fürsten.

Heinrich eilte sich, die errungenen Vorteile zu sichern, vor allem verlangte er die Ausstellung des Privilegiums, welches ihm das Investiturrecht verbriefte, obwohl nicht einmal das päpstliche Siegel zur Hand war. Gleich am anderen Morgen, während das Lager abgebrochen wurde, mußte die Urkunde abgefaßt werden. Ohne Aufenthalt führte dann der König sein Heer gegen Rom, nahm aber nicht den nächsten Weg über den Anio, da er hier noch immer Widerstand besorgte, sondern setzte unterhalb der Aniomündung unweit von Ponte Salaro über den Tiber. Als man nach dem Übergange am Abend das Lager aufschlug, wurde in Eile ein Schreiber aus Rom geholt, um die Urkunde auf das Pergament zu bringen; widerstrebend unterzeichnete sie der Papst, nach ihm die Kardinäle. Als Heinrich das kostbare Blatt in Händen hielt, gab er die Gefangenen frei, zog aber gleich am folgenden Morgen (13. April) in ihrer Begleitung auf die nahe Leostadt los. Vor den Toren derselben auf den Neronischen Wiesen mußte Maginulf der päpstlichen Würde förmlich entsagen und sich Paschalis unterwerfen[1]; dann rückte das deutsche Heer in die Leostadt ein und besetzte abermals St. Peter, wo der Papst unverweilt zur Krönung schritt.

Hastiger und würdeloser ist kaum je eine Kaiserkrönung vollzogen worden. Die alte Ordnung wurde zwar innegehalten, aber es fehlte die Freude des Festes, der Jubel der Menge; man hatte sogar die Tore der Stadt gesperrt, um das Volk von St. Peter abzuhalten. Nach der Krönung reichte bei der Feier der Messe der Papst dem neuen Kaiser die Hostie zur Bestätigung des Friedens zwischen Kirche und Reich, der hergestellten Eintracht zwischen ihnen beiden selbst und zur Vergebung jeder

[1] Maginulf erhielt dann das Gnadenbrod vom Markgrafen Werner, bei dem er seine Tage beschloß.

Schuld, welche Heinrich gegen ihn begangen habe. Zugleich übergab er ihm feierlich vor der Gemeinde das Privilegium über das Investiturrecht. So wollte es Heinrich, der die Urkunde noch einmal aus der Hand gelassen hatte, damit das Werk des Zwanges als eine freie Entschließung des Papstes erscheine. Gleich nach der Krönung brach Heinrich mit dem Heere von St. Peter auf, ohne die Stadt am linken Tiberufer nur betreten zu haben. Große Versprechungen, reiche Geschenke ließ er dem Papste und den Kardinälen zurück; dennoch mißtraute der treulose Mann ihrer Treue und schleppte die ihm gestellten Geiseln des Papstes und des Pier Leone mit sich fort. Mit erleichtertem Herzen sah der Papst die deutschen Kriegsscharen abziehen; frei kehrte er wieder nach dem Lateran zurück. Rom empfing ihn würdig, aber an Achtung konnte er kaum bei dem Volke gewonnen haben. Bald genug sollte er die ganze Tiefe seines Falls ermessen; nicht am Ende seiner Leiden stand er, sondern am Anfang.

Wertvoller als selbst die Kaiserkrone war Heinrich das Privilegium, welches er von Rom mit sich führte. „Wir bestätigen", sagte darin der Papst, „Dir das Recht, den Bischöfen und Äbten Deines Reichs, die ohne Gewalt und Simonie frei gewählt sind, die Investitur mit Ring und Stab zu erteilen; erst nach ihrer Investitur sollen sie die kanonische Weihe von dem zuständigen Bischof erhalten, und wer vom Klerus und der Gemeinde ohne Deine Zustimmung gewählt wird, soll nicht eher geweiht werden, als bis er von Dir die Investitur erhalten hat. Denn Deine Vorgänger haben die Kirche mit so vielen Regalien ausgestattet, daß es notwendig ist, das Reich selbst durch die Unterstützung der Bischöfe und Äbte zu erhalten und Wahlstreitigkeiten in der Gemeinde durch die königliche Autorität zu schlichten." Jede geistliche oder weltliche Gewalt wie jede Person, welche dieses Privilegium antasten würde, erklärte der Papst, sei dem Anathem verfallen. Damit schien das Investiturverbot Gregors für immer beseitigt, der Einfluß auf die Besetzung der Bistümer der Krone zurückgegeben, die Möglichkeit zur Herstellung der alten Kaisermacht eröffnet. Der lange Streit zwischen Kirche und Reich schien beendigt und zwar durch eine vollständige Niederlage der Kirche und einen ebenso vollständigen Sieg des Reichs. Der Kaiser selbst und viele mit ihm trauten dem trügerischen Scheine, der aber bald zerrann. Wann auch hätten sich Gegensätze, welche die Welt durch Jahrzehnte bewegt, lediglich durch Handlungen roher Gewalt und tyrannischen Zwanges beseitigen lassen?

Sobald der Kaiser das römische Gebiet verlassen hatte, beschleunigte er auf alle Weise seine Rückkehr nach Deutschland. Über Arezzo nahm er seinen Weg nach der Romagna; schon am 2. Mai war er in Forlimpopoli. Auf dem weiteren Zuge hatte er am 6. Mai zu Bianello eine Zusammenkunft mit der großen Gräfin. Mochte er der greisen Frau mit dem Namen einer Mutter, mit dem Preise ihrer unvergleichlichen Stellung schmeicheln, mochte er zu ihren Ehren neue Ehren häufen und ihr die

Reichsverwesung Liguriens übertragen: Mathilde konnte sich unmöglich darüber täuschen, daß die Sache, für welche sie in den Jahren der Kraft siegreich gekämpft hatte, tief darniederlag. Während der Papst die Freiheit der Kirche, wie sie dieselbe auffaßte, dem Reiche geopfert hatte, mußte auch sie sich nun wieder als eine Vasallin des Reichs bekennen. Wie es scheint, hat sie selbst damals Heinrich im Widerspruch mit der Schenkung, welche sie zugunsten der römischen Kirche errichtet, als ihren rechtmäßigen Erben anerkannt. Die Lorbeeren, welche ihr einst die Pataria um die Schläfe gewunden hatte, waren welk geworden, ehe sich noch ihre Augen geschlossen hatten; der Sohn Heinrichs IV. war der Herr Italiens, der Herr der Kirche.

Drei Tage hatte der Kaiser in Bianello verweilt; dann eilte er weiter heimwärts, überschritt den Po und machte erst wieder in Verona Rast, um das Pfingstfest (21. Mai) zu feiern. Dort erschienen an seinem Hofe Gesandte des Dogen von Venedig Ordelafo Faliero, welcher gerade in Zwistigkeiten mit den Paduanern lebte. Der Kaiser schlichtete den Streit, erneuerte den Bund seiner Vorfahren mit der mächtigen Seestadt, welcher er ihre alten Grenzen, Freiheiten und Rechte bestätigte, während sie ihm gleichsam als Tribut alljährlich 50 Pferde, 50 Pfunde Gewürz und einen Purpurmantel darzubringen versprach. Am 24. Mai war der Kaiser auf der Burg Garda, zwei Tage später in dem nahen Marciaga. Bald darauf überstieg er den Brennerpaß und betrat wieder deutschen Boden.

Nur neun Monate hatte Heinrich in Italien verweilt, aber sie hatten genügt, um einen starken Eindruck der kaiserlichen Macht zu hinterlassen. „Euer ist die Lombardei," schrieb ihm wenig später der ihm blutsverwandte Bischof Azzo von Acqui, „denn der Schrecken, den Ihr verbreitet habt, lebt im Herzen aller." Im Fluge die Halbinsel von den Alpen bis zu den Grenzen Apuliens durchziehend, hatte der junge Kaiser in der Tat mehr Anerkennung gewonnen als jemals sein Vater in langen Kämpfen. Hatten auch hervorragende Städte, wie Mailand, Pavia und Rom, sich nicht unterworfen, so waren ihm doch die meisten Bürgerschaften Italiens demütig genaht; fast alle Fürsten hatten ihm ihren Arm geboten, ihm Treue gelobt; auch die große Gräfin hatte in stumpfer Ergebung der kaiserlichen Macht wieder gehuldigt; die Normannen waren vor einem Angriff der Deutschen erzittert. Von dem Papste, der einst dem Vater des Kaisers so schwere Kämpfe bereitet hatte, waren die Kaiserkrone und das Investiturrecht erzwungen worden; tief gedemütigt, schien der Nachfolger Petri sich kaum noch in der Stadt und in seinem unmittelbaren Gebiete sicher zu fühlen. Der Kaiser hatte ihm die Rückgabe des Herzogtums Spoleto, der Mark von Fermo, einer Reihe von Grafschaften versprochen, aber diese Versprechungen wurden nicht erfüllt; selbst in Roms nächster Umgebung kamen dem Papste nicht alle Besitzungen wieder zu Händen, welche ihm die rebellischen Barone entrissen hatten.

Wiederholentlich bedrängte er den Kaiser mit Klagen über die Bedrückungen, welche er von dessen Anhängern in Rom erleide, aber wir hören nicht, daß solche Klagen Gehör gefunden hätten.

Nicht nur scharf und rücksichtslos trat Heinrich in Italien auf, sondern er schien auch das Land fast wie eine vom Deutschen Reiche eroberte Provinz zu behandeln. Der italienischen Mundart konnte er, der seine ersten Jahre jenseits der Alpen zugebracht hatte, nicht unkundig sein; dennoch beschwor er den Römern ihre Rechte in deutscher Sprache und gebrauchte dieselbe auch im Umgange mit der großen Gräfin. Es ist sehr auffällig, daß zu jener Zeit der deutsche Kanzler Adalbert, der erwählte Erzbischof von Mainz, als Erzkanzler Italiens fungierte, daß ein deutscher Bischof, Burchard von Münster, die italienische Kanzlei versah. Die Absicht einer unmittelbaren Vereinigung der italienischen mit den deutschen Reichsgeschäften scheint hiernach damals obgewaltet zu haben. Und als dann später der Erzbischof von Köln wieder in das Erzkanzleramt für Italien eintrat, haben die deutschen Kanzler die italienischen Urkunden ausgestellt, so daß eine scharfe Trennung in den Geschäften der Länder diesseits und jenseits der Alpen unter dieser Regierung niemals durchgeführt wurde.

Die Erfolge Heinrichs in Italien erregten im ganzen Abendlande Bewunderung oder Schrecken; sie mußten vor allem sein Ansehen auch in Deutschland erhöhen. Ob sie übel gewonnen waren, man sah bei seiner Rückkehr wieder einmal die Macht eines Kaisers, vor der jede andere Autorität zurücktrat. Nach einem längeren Aufenthalt in Bayern eilte Heinrich an den Rhein, um am Todestage seines Vaters die Leiche desselben, wie ihm der Papst jetzt hatte gestatten müssen, im Dome zu Speier mit allen kirchlichen Ehren beizusetzen [1]. Die mit imponierendem Pomp ausgestattete Leichenfeier war vor allem ein großes Siegesfest des Kaisers und des Reiches. Kaum deutlicher, als es hier geschah, konnte der Kaiser zeigen, daß er die volle Erbschaft des Vaters antreten, das Werk desselben fortsetzen, der Sicherung der kaiserlichen Macht gegen Papsttum und Fürstentum sein Leben widmen wolle. Nicht ohne Absichtlichkeit geschah es, wenn er mit großen Privilegien die Speierer wegen der seinem Vater bewiesenen Treue am 14. August ausstattete, wenn er sich gleich darauf nach Mainz begab, um die Dienste seines geschäftigen Kanzlers zu belohnen. Längst gewählt, wurde Adalbert am 15. August mit dem Erzbistum Mainz investiert und in sein Amt eingeführt. Wohl murrten manche, daß ein Mann, welchem man die schmähliche Behandlung des Papstes hauptsächlich beimaß, auf den ersten deutschen Bischofsstuhl erhoben wurde; denn daran fehlte doch viel, daß man mit dieser gewaltsamen Lösung der Investiturfrage und mit dem Zwange, durch welchen sie erreicht war, allgemein in Deutschland einverstanden gewesen

[1] Vgl. Bd. III, S. 648.

wäre. Bald klagte Heinrich dem Papste über das Verhalten der deutschen Bischöfe, und sie werden im stillen nicht minder über den Kaiser geklagt haben, der seine frühere Devotion gegen die Häupter der Kirche bereits ganz vergessen zu haben schien.

Aber Heinrich stand einmal im Glücke, und auch die Widerstrebenden mußten sich beugen. Bischöfe, die bisher die königliche Investitur verschmäht hatten, wie Odo von Cambrai, nahmen Ring und Stab jetzt willig aus seinen Händen; Klöster der strengsten Richtung, wie Schaffhausen, ließen sich ihre päpstlichen Privilegien von dem Kaiser bestätigen. Die verworrenen kirchlichen Verhältnisse wurden endlich einmal durchgängig geordnet; es geschah nach dem Willen des Kaisers und gewiß nicht zum Nachteil des Reichs. Ruhe und Friede kehrten in die deutschen Länder zurück; man genoß ihre Segnungen um so mehr, als eine reiche Ernte die Arbeit des Landmanns belohnt hatte. So lange hatte man sich nach einem gesetzlichen Zustande gesehnt, man empfing ihn jetzt wie ein göttliches Geschenk, und so wenig man den Kaiser lieben mochte, gehorchte man ihm unweigerlich, da er die stärkste Stütze der besseren Verhältnisse schien, die man glücklich gewonnen hatte.

Vieler Herzen mochten erbeben, als sich da die unerwartete Nachricht verbreitete, daß der Kaiser an einem hitzigen Fieber erkrankt und für sein Leben zu fürchten sei. Wie Vater und Großvater war auch er nicht von fester Gesundheit; schon aus Italien scheint er den Keim der Krankheit mitgebracht zu haben, welche ihn im September im Kloster Neuhausen bei Worms auf das Lager warf. Wie er selbst später dem Papste schrieb, dachte er selbst, dachten die Seinen nur an sein Ende. In der allgemeinen Bestürzung stürmten die Wormser bewaffnet nach dem Kloster, um sich der Reichsinsignien zu bemächtigen. Als der Kaiser dies hörte, befahl er seinen Dienern, wird erzählt, ihn aus dem Bett zu heben, auf ein Pferd zu setzen und zu waffnen. Der Schweiß lief stromweis von seinen Gliedern, als er mit wenigen Begleitern sich unter die Bürger stürzte, ihren Bannerträger niederhieb, dann die Wormser in die Stadt verfolgte, wo die Flüchtigen nur in den Kirchen eine sichere Zuflucht fanden. Der Kaiser hat den Wormsern diesen Streich nie vergessen und nach Jahren ihnen zum Trotz eine starke Burg zu Neuhausen errichtet. Die Krankheit brach sich übrigens schnell; Heinrich genas und widmete sich mit gewohnter Lebhaftigkeit wieder den Reichsgeschäften.

Im Spätherbst verließ Heinrich die rheinischen Gegenden und begab sich nach Sachsen, wo ein bedenklicher Zwiespalt zwischen Herzog Lothar und Markgraf Rudolf ausgebrochen war. Allein die Gegenwart des Kaisers genügte, um den Hader sofort beizulegen. Die Versöhnung erfolgte zu Goslar, wo der Kaiser dann mit gewohntem Glanze das Weihnachtsfest feierte. Sachsen erschien ergebener als je, so daß der Kaiser gegen seine Art Milde walten lassen zu können glaubte. Er entließ den Pfalz-

grafen Siegfried der Haft, in welcher er bei Bischof Erlung von Würzburg schmachtete, nahm ihn wieder zu Gnaden an und erwies ihm sogar in der nächsten Zeit eine besondere Ehre, indem er ihm einen Sohn aus der Taufe hob. Auch der junge Wiprecht durfte Hammerstein verlassen. Lange hatte sich der Vater vergeblich um die Lösung seines Sohnes bemüht; er erreichte sie jetzt, doch mußte er die Gaue Bautzen und Nisani an der böhmischen Grenze wie die Burgen Leisnig und Morungen dem Kaiser übergeben, der mit diesen Besitzungen alsdann den tapferen Grafen Hoier von Mansfeld belehnte und dadurch ganz in sein Interesse zog. Binnen kurzer Zeit gewann sich auch der junge Wiprecht die Gunst des Kaisers wieder und erhielt dann die Burg Eckartsberga in Thüringen zum Lehen; zugleich wurden ihm größere Erwerbungen für die Zukunft in Aussicht gestellt.

Man konnte glauben, daß mit dem kirchlichen Kampf zugleich die alte Opposition der sächsischen Fürsten gegen das Kaiserhaus völlig erloschen sei, daß sich die kaiserliche Autorität sogar in diesen Gegenden wieder dauernd befestigen werde. Noch ahnte wohl niemand, daß der unterdrückte Brand so schnell wieder auflohen, daß alle Friedensgedanken in kurzer Frist geschwunden sein würden. Der Kampf des Kaiserhauses mit den geistlichen Gewalten und den sächsischen Fürsten war nicht durchgekämpft, nur zu augenblicklichem Stillstand hatten ihn die List und Energie des jungen Kaisers gebracht. Die Verhältnisse, in denen man lebte, waren nur ein Trugbild des Friedens. So blicken die schneebedeckten Gipfel der Berge zeitweise sonnenbeglänzt aus dem Nebelmeer hervor, um bald wieder von Wolken umhüllt und von Stürmen umtost zu werden.

3. Erhebung der kirchlichen Partei in Italien und Burgund

Hatte der Papst in schwerer Bedrängnis das Investiturverbot aufgegeben, so hielten die Führer der Gregorianer nichtsdestoweniger an den Überzeugungen fest, welche sie während ihres ganzen Lebens gehegt und verteidigt hatten. Sie lebten einmal im Kampfe gegen das Kaisertum, und ein von demselben erzwungener Vertrag konnte in ihren Augen niemals verbindliche Kraft gewinnen; wenn etwas ihre Erbitterung gegen die weltliche Macht noch zu steigern vermochte, so war es der Mißbrauch der Gewalt gewesen, welchen sich der Kaiser zur Unterdrückung der Kirche und des Papstes erlaubt hatte.

Schon bestand das Kollegium der Kardinäle fast allein aus Männern, welche von den neuen Ideen ergriffen waren. Gerade hier in der nächsten Umgebung des Papstes regte sich zuerst der Widerstand gegen das Heinrich erteilte Privilegium, gegen den auf Grund desselben geschlossenen Frieden. Alle Kardinäle, welche der Gefangenschaft entgangen und dem Kaiser nicht persönlich verpflichtet waren, traten bald gegen den Gnadenbrief des Papstes auf, den sie einen Schandenbrief nannten[1], und zogen dann auch diejenigen auf ihre Seite, welche dem Papste in der Not zur Seite gestanden und seine Schritte gebilligt hatten.

Niemand bestritt energischer das Investitur-Privilegium als der Kardinalbischof Bruno von Segni, ein Mann von hervorragender Bildung, aber zugleich hitzigster Gemütsart. Aus Norditalien gebürtig, war er früh nach Rom gekommen und von Gregor VII. zum Kardinalbischof von Segni bestellt worden; einer durch die Wibertisten stets gefährdeten Existenz in seinem Sprengel überdrüssig, hatte er sich endlich in das Kloster Monte Cassino begeben und dort zum Abt wählen lassen; sein Bistum hatte er zwar notgedrungen beibehalten, wendete aber demselben nur geringe Sorge zu. Der Gefangenschaft und der Bedrückung des Kaisers war er in seinem Kloster glücklich entgangen; dem Zwange, unter welchem die Zugeständnisse des Papstes gemacht waren, trug er deshalb keine Rechnung, sondern sah in dem Privilegium nur einen häretischen

[1] Das geläufige Wort jener Zeit ist: Pravilegium, non privilegium.

Greuel und gab deutlich zu verstehen, daß einem Papste, der sich mit Häresie befleckt habe, nicht ferner zu gehorsamen sei. Brunos Auftreten schien um so bedenklicher, als sein Ansehen bei den Kardinälen nicht gering war. Wohin ihre Meinung sich neigte, zeigten sie offen, als im Juni 1111 der Papst Rom verließ und sich nach Terracina begab. Kaum hatte er der Stadt den Rücken gewandt, so versammelten die Bischöfe Johannes von Tuskulum und Leo von Ostia die Kardinäle, und ihre Versammlung erklärte sich gegen das Privilegium, indem sie zugleich über die Schwäche des Papstes unverhohlene Klagen erhob.

Gegen die Beschlüsse dieser Versammlung verfuhr der Papst glimpflich genug. Tadelte er auch ihren Mangel an Pietät, so suchte er doch das Privilegium nicht zu rechtfertigen, sondern nur mit dem Zwange der Umstände zu entschuldigen; er versprach sogar, die Beseitigung desselben in das Auge zu fassen. Entschiedener trat er Bruno entgegen, dessen Einfluß auf die Mönchswelt ihm besonders Besorgnisse erweckt zu haben scheint. „Eile ich nicht," soll er gesagt haben, „ihm die Abtei zu nehmen, so bringt er mich mit seinen Spitzfindigkeiten um den päpstlichen Stuhl." In der Tat nötigte er Bruno, die Abtei aufzugeben und in das ihm unbehagliche Bistum zurückzukehren. Diese Maßregel des Papstes mochte manche erschrecken, bekehrte aber wenige, zumal sich die Unsicherheit seiner eigenen Überzeugung leicht verriet. „Die an unserer Seite stehen," schrieb er dem Kaiser, „erheben sich dreist gegen uns, beunruhigen unser Gemüt durch Gewissensbedenken und treiben uns die Schamröte in das Antlitz; da wir kein Gericht über sie bestellen können, überlassen wir sie dem Urteile Gottes, um nicht die Kirche in noch ärgere Wirren zu stürzen."

Und alsbald sah sich der Papst einer noch bei weitem rücksichtsloseren Opposition gegenüber, die sich unter dem gallikanischen Klerus erhob. Die Führer desselben waren dieselben Kirchenfürsten Burgunds und Frankreichs, welche auf den Synoden von Clermont und Troyes die kräftigste Unterstützung dem Papsttum geboten hatten. Es waren der Erzbischof Johann von Lyon, welcher den Primat über die ganze Kirche Galliens in Anspruch nahm, Bischof Gerard von Angoulême, ein gefeierter Lehrer der Theologie, der als päpstlicher Legat auch eine bedeutende praktische Tätigkeit bereits für die Durchführung der kirchlichen Reformen entfaltet hatte, und vor allem Erzbischof Guido von Vienne, ein Sohn des Grafen Wilhelm Testardita von Hochburgund, der mächtigen, weitverzweigten Nachkommenschaft Otto Wilhelms[1] angehörig und deshalb den Königen von Spanien, Frankreich und England, vielen angesehenen Fürsten in allen Teilen des Abendlandes und selbst dem Kaiser verwandt, ohne Frage noch einflußreicher durch seine weltliche als durch seine kirchliche Stellung, — Männer sehr ungleicher Art, aber von demselben Ingrimm erfüllt, daß der Papst die von Gregor vorgezeichnete Bahn ver-

[1] Vgl. Bd. II, S. 122 f. 308. und Bd. III, S. 501.

lassen habe, und in gleicher Weise den Kampf, wenn ihn der Papst aufgäbe, selbst fortzuführen entschlossen. Sie wußten, daß der alte Kaiser dem Banne schließlich erlegen war, und glaubten, dieselbe Waffe mit demselben Erfolge jetzt auch gegen den Sohn gebrauchen zu können.

Johann von Lyon berief die Prälaten der gallikanischen Kirche zu einem großen Konzil nach Anse, um die Laieninvestitur als Häresie zu verurteilen, den Bann über den Kaiser auszusprechen und entscheidende Schritte gegen den Papst zu tun. Wenn Johanns und seiner Freunde Absicht scheiterte, dankte es der Papst vornehmlich dem gelehrten Ivo von Chartres, der im Namen aller Suffragane des Erzbistums Sens dagegen Protest einlegte, daß sich ein Konzil, wie das beabsichtigte, zum Richter über die Rechtgläubigkeit des apostolischen Stuhls aufwerfe; freilich tat dies Ivo nur, nachdem er bestimmte Erklärungen vom Papste erhalten hatte, daß derselbe nur unter dem Zwange das Investiturverbot aufgegeben habe, im Herzen aber an der Überzeugung, die er während seines ganzen Lebens betätigt, nach wie vor festhalte.

Paschalis stand abermals in der schwersten Bedrängnis. Seine alten Freunde und seine nächste Umgebung wollten ihn zur Zurücknahme des Privilegiums nötigen, zur Erneuerung des Investiturstreits zwingen. Und doch konnte er, durch sein Wort und sein Gewissen gebunden, dem Kaiser nicht aufs neue entgegentreten; auch hätte er sich dadurch den größten Gefahren ausgesetzt, denn die Barone in Roms Umgegend hielten es zum Teil offen mit dem Kaiser und glaubten, an dem Markgrafen Werner einen kräftigen Rückhalt zu haben. Aber wie sollte er sich andererseits von den Männern völlig lossagen, die ihn erhoben und bisher unterstützt, deren Eifer er seit einer Reihe von Jahren selbst angespornt hatte? Sollte er von ihnen, auf die Autorität des Kaisers gestützt, Achtung des geschlossenen Friedens, den er selbst nach seiner Vergangenheit verwerfen mußte, mit Strafen erzwingen und sich zu einer dienstwilligen Kreatur des Kaisers erniedrigen? Niemand bricht ungestraft mit der Richtung, die er sein ganzes Leben verfolgt hat, und in Paschalis war auch nicht eine Regung, welche ihn in die Stelle eines Wibert zu treten verführt hätte. Wenn ein neues Schisma drohte, schien ihm seine Aufgabe, dasselbe im Keime zu ersticken, nicht aber die Führerschaft in demselben zu übernehmen.

In seiner peinlichen Lage zog sich der Papst eine Zeitlang auf die Insel Ponza zurück und schien sich dauernd der Bürde seines Amts entledigen zu wollen. Aber das römische Volk und die Kardinäle drangen auf seine Rückkehr, und er mußte nachgeben. Keinen anderen Ausweg aus seinen Nöten sah er jetzt als die Entscheidung eines Konzils. Alsbald berief er ein solches auf die nächste Fastenzeit nach Rom, und am 18. März 1112 wurde es im Lateran eröffnet. Elf Erzbischöfe und mehr als hundert Bischöfe umgaben den Papst, fast sämtlich aus Italien; aus Frankreich

waren nur Gerard von Angoulême, damals päpstlicher Legat in Aquitanien, und Bischof Gualo von St. Pol de Leon, der zugleich die Erzbischöfe von Bourges und Vienne vertrat, erschienen. Kein deutscher Bischof hatte sich eingefunden[1].

Die ersten Sitzungen des Konzils waren sehr stürmisch. Wir hören, daß der Papst sogar zu resignieren entschlossen war, wenn die Vernichtung des Privilegiums nicht ohne Verletzung seines dem Kaiser geschworenen Eides zu ermöglichen sein sollte; offenbar drang das Konzil mit vollster Entschiedenheit auf die Vernichtung, welche dem Papste so schwere Gewissensbedenken erregte. Der kluge Gerard von Angoulême fand endlich einen Ausweg, bei welchem sich der Papst und das Konzil beruhigten; er machte darauf aufmerksam, daß der Eid, welcher dem Kaiser geschworen sei, nicht ausdrücklich einen Widerruf des Privilegiums ausschließe, wenn man auch dem Papste nach dem Wortlaut die Bannung Heinrichs nicht zumuten könne. Diese sophistische Auslegung der Eidesformel schlug durch; auf Grund derselben fand eine Verständigung statt. Von der vierten Sitzung an handelten der Papst und das Konzil in voller Übereinstimmung. An diesem Tage nahm Paschalis bereits auf ihr Verlangen den einst in Guastalla zugunsten der Wibertisten erlassenen Kanon (S. 5) soweit zurück, daß er ihnen die geistlichen Funktionen nur dann gestattete, wenn sie vorher volle Genugtuung der Kirche geleistet hätten. In der folgenden Sitzung sprach er seinen Entschluß aus, nach dem Willen des Konzils auch das ihm vom Kaiser abgedrungene Privilegium zu widerrufen, und das Konzil beauftragte darauf die Bischöfe Gerard von Angoulême, Leo von Ostia und Gregor von Terracina nebst zwei Kardinalpriestern, eine Erklärung abzufassen, welche das Privilegium aufheben und von allen Anwesenden unterschrieben werden sollte. In der sechsten und letzten Sitzung legte der Papst endlich ein förmliches Glaubensbekenntnis ab, um seine Rechtgläubigkeit darzutun; namentlich erklärte er sein entschiedenes Festhalten an allen Dekreten Gregors VII. und Urbans II. mit folgenden Worten: „Alles, was sie gebilligt, festgehalten, bestätigt oder verurteilt, verworfen, untersagt und verboten haben, billige, halte, bestätige, verurteile, verwerfe, untersage, verbiete auch ich.“ Hierauf verlas Gerard von Angoulême das Schriftstück, welches er mit den anderen Beauftragten des Konzils abgefaßt hatte. Der wesentliche Inhalt desselben ging dahin, daß das dem Papste abgepreßte Privilegium von dem Konzil in der Autorität des heiligen Geistes verworfen, für ungültig erklärt und gänzlich aufgehoben sei und zwar deshalb, weil es die Weihe eines kanonisch Erwählten von der vorgängigen Investitur abhängig gemacht habe. Alle anwesenden Bischöfe und Kar-

[1] Die obigen Angaben über die Teilnehmer an dem Konzil, welche in der 5. Aufl. fehlen, sind aus der 4. Aufl. dem Text wieder eingefügt worden, weil unten S. 55 auf sie Bezug genommen wird. D. H.

dinäle unterschrieben diese Erklärung; einige abwesende, wie Bruno von Segni, setzten noch später ihre Namen darunter. Am 23. März wurde das Konzil geschlossen, welches mindestens die Gefahr eines neuen Schismas beseitigt hatte.

Die Beschlüsse des Konzils wurden von Gerard von Angoulême und dem Kardinalpriester Divizo dem Kaiser überbracht. Sie erregten am deutschen Hofe, obwohl sie Gerard mit vieler Beredsamkeit zu begründen suchte, wobei der kaiserliche Kanzler seinen Dolmetscher machte, nicht geringen Anstoß. Erzbischof Friedrich von Köln, der ein Schüler Gerards in Frankreich gewesen war und ihm jetzt Herberge geboten hatte, brach in die Worte aus: „Ein gewaltiges Ärgernis, ehrwürdiger Vater, hast du an unserem Hofe gegeben.“ „Halte du es mit dem Ärgernis,“ erwiderte ihm Gerard, „ich halte es mit dem Evangelium.“ Die deutschen Großen sahen in den Beschlüssen des römischen Konzils nur das Bestreben, den alten unheilvollen Streit von neuem zu entzünden, und dies wollten sie um jeden Preis vermeiden. Denn daran war natürlich nicht zu denken, daß der Kaiser das schwer errungene Investiturrecht auf die Beschlüsse eines römischen Konzils hin, an welchen der deutsche Episkopat keinen Anteil gehabt hatte, freiwillig aufgeben würde. Wenn er auch Gerard freundlich empfing und gnädig entließ, so behandelte er doch jene Beschlüsse als völlig bedeutungslos; gestützt auf das Privilegium des Papstes, erteilte er ungescheut nach wie vor die Investitur, und noch nahm niemand in Deutschland daran einen Anstoß.

Anders als die deutschen Bischöfe dachte der gallikanische Klerus. Namentlich regte sich in Burgund eine Partei, welche nicht nur die Beschlüsse des römischen Konzils anerkannte, sondern selbst Konsequenzen aus denselben zog, vor welchen der Papst und die versammelten Väter zurückgeschreckt hatten. Sie wußte recht wohl, daß sie vor Gewalttaten des Kaisers nicht sicher war, aber sie ermutigte zum Widerstande, daß die angesehensten Herren Burgunds ihr Unterstützung zusagten und selbst der überaus tätige und tüchtige junge König Ludwig von Frankreich[1] ihr günstig war. An der Spitze dieser Partei stand Guido von Vienne, in jedem Betracht der geeignetste Führer. Es war kein Geheimnis, daß er im Vertrauen auf seine mächtigen Verbindungen den Kampf mit dem Kaiser aufzunehmen und den Bann, welchen der Papst zurückhielt, gegen Heinrich zu schleudern entschlossen sei. Man wird es nur der verzweifelten Lage des Papstes zuschreiben können, wenn er Guido allen Drohungen und feindlichen Worten, womit ihn die wilde Barbarei zu beugen suchte, Beharrlichkeit entgegenzusetzen ermunterte, ihn zur Ausdauer in männlichem Kampfe ausdrücklich ermutigte, wenn er ihm gegenüber nochmals das Privilegium in den bestimmtesten Ausdrücken verwarf und ihn er=

[1] Ludwig VI. war im Jahre 1108 seinem Vater Philipp gefolgt; von ihm datiert ein kräftiger Aufschwung des Kapetingischen Hauses.

mächtigte, in seiner Stellung als apostolischer Legat eine Synode in Vienne zu halten, deren Beschlüsse sich nur gegen den Kaiser richten konnten, während er doch selbst zu derselben Zeit noch freundliche Verbindungen mit diesem Kaiser unterhielt und ihn seiner Geneigtheit, Friede und Eintracht zu erhalten, versicherte.

Am 16. September 1112 trat die Synode in Vienne zusammen; der Erzbischof von Embrun und siebzehn Bischöfe waren erschienen, unter ihnen auch jener Gualo von St. Pol, der Guidos Geschäftsführer auf der Lateransynode gewesen war; überdies hatten sich viele Äbte eingestellt, namentlich aus den burgundischen Gegenden. Der Kaiser fürchtete die Beschlüsse der Synode, fürchtete vor allem den ihm drohenden Bann und hatte deshalb Gesandte abgeordnet, welche der Versammlung ein erst kürzlich erlassenes Schreiben des Papstes vorlegten, in welchem dieser ihm deutlich Gesinnungen des Friedens kundgab. Aber auf die Synode machte dies nur geringen Eindruck; sie ließ sich nicht in den hitzigsten Beschlüssen hemmen und erklärte jede Investitur für Häresie, das erzwungene Privilegium des Papstes für unbedingt nichtig. Über den Kaiser, der durch Verrat, Meineid und Tempelraub, ein zweites Judas, dieses nichtswürdige und fluchbeladene Schriftstück erzwungen habe, verhängte sie den Bann; von aller kirchlichen Gemeinschaft solle er ausgeschlossen sein, bis er der Investitur entsagt und volle Genugtuung für die dem Papste und der Kirche zugefügten Beleidigungen geleistet habe.

Alle auf der Synode anwesenden Bischöfe mußten diese Beschlüsse unterschreiben; man überschickte sie dem Papste und verlangte nicht ohne Drohungen ihre Bestätigung. „Wenn Ihr mit uns steht," schrieben die Bischöfe dem Papste, „wenn Ihr unsere Beschlüsse bestätigt, wenn Ihr ferner in der Folge die Briefe, Reden und Geschenke des grausamen Tyrannen und seiner Gesandten abweist, so werden wir in gebührender Weise Euch Gehorsam leisten. Solltet Ihr aber wider Erwarten einen anderen Weg einschlagen und unseren Beschlüssen die Bestätigung verweigern, so sei uns Gott gnädig; denn Ihr selbst macht uns dann den Gehorsam unmöglich." Diese Sprache war deutlich genug, um vom Papste verstanden zu werden. Am 20. Oktober 1112 bestätigte er die Beschlüsse der Synode von Vienne in allgemeinen Ausdrücken; mittelbar erkannte er damit auch den gegen Heinrich ausgesprochenen Bann an, obwohl er freilich auch jetzt noch nicht selbst die Verbindungen mit ihm völlig abbrach.

Augenscheinlich beherrschte nicht der Papst die Kirche, sondern eine klerikale Partei, welche an dem Investiturverbot festhielt und auch einen neuen Kampf um dasselbe nicht scheute, beherrschte ihn; wie einst unter dem Drucke des Kaisers, stand er jetzt unter dem Drucke dieser Eiferer. Aber nicht minder war klar, daß des Kaisers Gewalttaten zwar den Papst gedemütigt, nicht aber die Ideen Gregors VII. vernichtet hatten.

Schon war aufs neue der Bann gegen die kaiserliche Person geschleudert, und zu gut kannte Heinrich die Geschichte seines Vaters, um nicht den Bann zu fürchten. Mochten die Kirchenstrafen, welche Guido über ihn verhängte, nach dem kanonischen Recht anfechtbar sein, mochten sie bei der noch in Deutschland vorwaltenden Friedensliebe im Augenblick hier kaum eine erhebliche Wirkung üben, in Italien standen die Sachen anders, da Guido dort mächtige Verbindungen und rührige Freunde hatte, so daß zu befürchten war, der Papst, schon weit genug gedrängt, werde trotz seines Eides bald auch das Anathem gegen Heinrich aussprechen müssen.

Der Kaiser hatte allen Grund, dem Papste zu mißtrauen. Nicht nur der Verkehr desselben mit Guido war ihm bekannt; er war auch über die Verbindungen unterrichtet, welche man damals in Rom mit Kaiser Alexius unterhielt. Im Jahre 1112 kamen Gesandtschaften vom Hofe zu Konstantinopel und wurden durch andere erwidert; griechisches Gold und kaiserliche Geschenke sah man wieder in Rom und Monte Cassino. Man verhandelte zunächst über eine Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Kirche, aber unfraglich hegte Kaiser Alexius weitergehende Absichten, welche Heinrichs kaiserliche Macht in Frage stellten. In Unteritalien und in Rom lagen die Dinge günstig genug, um an eine Herstellung der griechischen Herrschaft zu denken: Bohemund von Tarent, lange der Schrecken von Byzanz, war nicht mehr, und Rom hatte jüngst einem deutschen Kaiser die Tore verschlossen.

Heinrich war über die Verhältnisse Italiens durch seine dortigen Anhänger vollständig unterrichtet; dringend rieten sie ihm zu schleunigster Rückkehr, um seinen Widersachern entschieden entgegenzutreten, zumal sich auch in Mailand Wirren entsponnen hätten, welche sich leicht zur Demütigung dieser stolzen Stadt benutzen ließen. Als nämlich Erzbischof Anselm auf der Kreuzfahrt umgekommen war (1101)[1], hatte sich sein Vikar Bischof Grossolan von Savona, ein gelehrter, aber ränkesüchtiger Mann, nicht gerade mit den besten Mitteln das Erzbistum zu verschaffen gewußt. Seine Erhebung verletzte den Mailänder Stolz, erregte den lebhaftesten Widerspruch in der Bürgerschaft, und Grossolan mußte die Stadt verlassen, die dann neun Jahre keinen Erzbischof in ihren Mauern hatte. Trotzdem hielt der Papst an Grossolan, der für einen eifrigen Patarener galt, fest. Als aber die Autorität des Papstes tief erschüttert wurde und Grossolan, der eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande angetreten hatte, selbst seine Sache aufzugeben schien, gedachten die Mailänder daran, ihrer Kirche endlich wieder eine feste Ordnung zu geben. Ein aus dem Klerus und Adel gebildeter Ausschuß erklärte Grossolan des Erzbistums für verlustig und empfahl die Wahl des Priesters Jordan von Clivi, eines Mailänders, der bisher es nicht gerade mit der kirchlichen Partei gehalten hatte, aber als ein um so eifrigerer Vertreter der städtischen Rechte galt.

[1] Vgl. Bd. III, S. 603. 604.

In der Lombardei war die Pataria bereits im Ersterben; an ihrer Stelle erhob sich jetzt eine kirchliche Partei, welche ihre Zukunft mehr noch auf die Macht des republikanischen Regiments als auf die Verbindung mit Rom gründete, und dieser Partei gehörte auch Jordan an.

Am 1. Januar 1112 wurde Jordan gewählt und bald von einigen Suffraganen Mailands geweiht. Aber es blieb in der Stadt eine Opposition gegen ihn, welche die Rechtmäßigkeit seiner Wahl in Zweifel zog und von den Bischöfen von Acqui und Lodi genährt wurde. Diese Opposition hielt Grossolan aufrecht und suchte, da der Papst keinen wirksamen Beistand gewähren konnte, Unterstützung beim Kaiser zu finden, während Jordan weder die Investitur beim Kaiser noch beim Papste das Pallium nachsuchte, vielmehr einen Bund zwischen Mailand und Pavia herbeiführte, um sich auf gleiche Weise gegen Eingriffe des Papstes und des Kaisers in die geistlichen Angelegenheiten der Städte zu schützen. Da indessen auch in Mailand selbst Jordan zahlreiche Gegner hatte, würde dieser Bund ihn kaum gesichert haben, wenn der Kaiser, wie seine Anhänger forderten, nach Italien zurückgekehrt wäre.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß der Kaiser damals ohne erheblichen Kraftaufwand allein durch sein Erscheinen seine Autorität über die ganze Lombardei hätte verbreiten, dadurch auch auf den schwankenden Papst bestimmend einwirken und den heißblütigen Gregorianern das Spiel gleich im Beginn verderben können. Indessen wollte sein Mißgeschick, daß gerade zu jener Zeit neue Wirren in Sachsen und Thüringen entstanden, die erst mit Energie leicht zu bewältigen schienen, aber in ihren Folgen einen so weitverbreiteten Aufstand hervorriefen, daß die königliche Gewalt in Deutschland nur mit Mühe aufrechtzuerhalten war. Erst dieser Aufstand war es, welcher dem Widerstande der Gregorianer gegen den Kaiser einen festeren Rückhalt gewährte und den schon verhaßten Investiturstreit in den deutschen Ländern noch einmal zum Ausbruch brachte.

4. Neue Wirren in Sachsen und Thüringen

Als der Kaiser vor kurzem den Zwist zwischen Herzog Lothar und Markgraf Rudolf gütlich beigelegt hatte, mochte er am wenigsten befürchten, daß sich beide bald die Hände reichen würden, um sich gemeinschaftlich ihm zu widersetzen.

Die Veranlassung zu diesem unvermuteten Bunde gab ein Mann unfreien Standes, Friedrich mit Namen, welcher durch Klugheit und Beherztheit den Stader Grafen so namhafte Dienste geleistet hatte, daß ihm zuletzt die Verwaltung der Grafschaft von ihnen übertragen wurde. In solcher Macht, überdies im Genuß eines großen, nicht mit den besten Mitteln erworbenen Reichtums, hatte Friedrich kein dringenderes Verlangen, als den Makel unfreier Geburt zu entfernen, um unter den Herren Sachsens als ebenbürtig auftreten zu können. Es gelang ihm, durch 40 Mark Goldes vom Kaiser die Erlaubnis zu erwirken, auf einer Tagfahrt in der Grafschaft einen Zeugenbeweis für seine freie Geburt antreten zu dürfen, und der Kaiser versprach, ihn sogar dabei mit seinem Ansehen zu unterstützen. Aber der Herzog Lothar, gegen welchen Friedrich schon manchen Strauß ausgefochten hatte, wollte die ehrgeizigen Absichten des unfreien Mannes vereiteln; er gewann Markgraf Rudolf und den Erzbischof von Bremen, von welchem die Stader Grafschaft zu Lehen ging, gegen Friedrich und erschien selbst, von Mannschaft begleitet, mit ihnen auf dem Tage zu Radolfsdorf[1], wo sich die Sache entscheiden sollte. Friedrich hatte Zeugen gestellt, Leute niederen Standes und wahrscheinlich von ihm bestochen; auch kaiserliche Gesandte waren eingetroffen, um für Friedrich einzutreten. Aber Markgraf Rudolf gab der Verhandlung eine unerwartete Wendung: von seinem Gefolge ließ er Friedrich ergreifen und nach Salzwedel in der Nordmark, wo die Markgrafen zu hausen pflegten, den Gefangenen bringen. Fast unter den Augen des Kaisers, der noch in Sachsen weilte, war der Friedensbruch erfolgt, und sofort beschied er Lothar und Rudolf vor seinen Richterstuhl nach Goslar. Da sie sich nicht

[1] Vielleicht Rahmsdorf im Amte Moisburg.

stellten, wurde sogleich mit der äußersten Strenge gegen sie eingeschritten. Beiden wurde nach dem Spruch der Fürsten ihr Fürstentum genommen, das Herzogtum Sachsen dem Grafen Otto von Ballenstedt, einem Schwiegersohne des letzten Billingers, zugesagt, die Nordmark dem Grafen Helperich von Plötzke, einem Verwandten der Stader Grafen, zur Verwaltung übergeben.

Das Urteil sollte vollstreckt werden, und der Kaiser selbst sammelte ein Heer. Nach Pfingsten brach er in die Altmark ein und belagerte Salzwedel, wo sich Lothar und Rudolf verteidigten. Bald aber gaben sie den Widerstand auf, suchten und erhielten die Gnade des Kaisers, der ihnen ihre Fürstentümer zurückgab. Weniger glimpflich wurde mit zwei jungen Männern verfahren, welche zugleich in unbesonnener Weise zu den Waffen gegriffen hatten. Es waren die Neffen Markgraf Rudolfs, Söhne seiner Schwester Adelheid, die, in erster Ehe dem sächsischen Pfalzgrafen Friedrich vermählt, nach dessen Ermordung dem reichen Grafen Ludwig von Thüringen, dem wahrscheinlichen Urheber des Mordes, ihre Hand gereicht hatte. Aus Adelheids erster Ehe stammte ein Sohn, Friedrich von Putelendorf, welchem sein nächster väterlicher Verwandter Friedrich von Sommerschenburg und sein Stiefvater Ludwig sein Erbe zurückhielten, und der deshalb mit beiden in Feindschaft lebte, aber zu seinem wenige Jahre jüngeren Halbbruder Hermann, Ludwigs Sohn, ein herzliches Verhältnis gewonnen hatte. Die beiden Jünglinge erhoben sich jetzt keck für ihren Oheim Rudolf, doch das gewagte Unternehmen stürzte sie in das Verderben. In der Burg Teuchern bei Weißenfels vom Grafen von Mansfeld eingeschlossen, mußten sie sich am 6. Juni ergeben und wurden vor den Kaiser gebracht, der sie zum Kerker verurteilte. Hermann starb nach zwei Jahren (13. Juli 1114) auf der Burg Hammerstein. Friedrich wurde um dieselbe Zeit aus dem Kerker entlassen, nachdem er sich mit 500 Pfund Silber gelöst hatte; die bedeutende Summe war nur zu beschaffen, indem Friedrich einen großen Teil seiner mühsam erstrittenen Erbschaft der Halberstädter Kirche abtrat.

So schnell dieser Handel beendet war, blieb er nicht ohne nachhaltige Folgen; nur zu deutlich zeigte er, daß der Kaiser auf die Ergebenheit jener sächsischen Fürsten, die zu seiner Erhebung am meisten beigetragen hatten, nicht unbedingt zählen konnte. Der Zwist zwischen ihm und Herzog Lothar war beseitigt, aber nicht vergessen; am wenigsten von dem Herzog, einem Fürsten von sehr starkem Selbstgefühl und nicht ohne Ehrgeiz, dabei von unbestreitbarer Tüchtigkeit und ausgebreiteten Verbindungen, gerade damals in der Fülle der Manneskraft. Nicht minder bedenklich war, daß sich auch Wiprecht von Groitzsch und Ludwig von Thüringen, die bisher das besondere Vertrauen des Kaisers genossen, über die harte Behandlung ihrer Söhne grollend, von ihm wandten. Beide waren ergraute Männer, die Söhne ihrer Taten, die Begründer stattlicher Herr-

schaften. Der Vater Ludwigs, gewöhnlich Ludwig der Bärtige genannt, stammte, wie es scheint, aus den fränkischen Gegenden, ein Verwandter des Erzbischofs Bardo von Mainz und deshalb auch der Kaiserin Gisela; durch Bardo, der ihm Mainzer Lehen übertrug, wird er zuerst nach Thüringen gekommen sein, wo dann er und nach seinem Tode sein Sohn teils durch Kauf, teils durch Heirat, teils durch Gewalt so ausgedehnte Besitzungen von der Hörsel bis zur Unstrut hin gewannen, wie sie hier noch nie in einer Hand gewesen waren. Des Sohnes Zeit war solchen Erwerbungen günstig; vieles, was dem Reiche oder den Mainzer Erzbischöfen gehörte, ließ sich wie herrenloses Gut besetzen und leicht behaupten, wenn nur im richtigen Augenblicke Partei gewechselt wurde, und diese Kunst verstand Ludwig meisterlich. Früher auf Heinrichs IV. Seite, war er in den Tagen Urbans II. ein Anhänger der kirchlichen Partei geworden und hatte endlich zu den ersten gehört, welche den Sohn in der Empörung gegen den Vater unterstützten. Ob er jetzt mehr kaiserlich oder päpstlich war, hätte wohl niemand entscheiden mögen; sicher war nur, daß er stets seine eigene Sache im Auge hatte und sein Vorteil ihm mehr galt als kaiserliche oder päpstliche Autorität. Man hat ihn als den Gründer des Klosters Reinhardsbrunn hochgepriesen, doch dieses fromme Werk mußte als Deckmantel mancher schweren Sünde dienen. Jedenfalls war Ludwig ein zu fürchtender Feind und nicht minder der alte Wiprecht, der sich durch ähnliche Künste in den Gegenden an der Saale, Mulde, Elster und Elbe eine ausgedehnte Herrschaft gewonnen hatte, für welche er seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem böhmischen Herzogshause und dem Erzbischof Adalgot klug benutzte (Bd. III, S. 626). In nahen Beziehungen zu beiden stand der sächsische Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg, ein Mann verwandter Denkart.

Je mehr diese mächtigen Fürsten am Hofe fortan zurücktraten, desto betriebsamer drängte sich ein neues Geschlecht von Männern, die bisher wenig bedeutet hatten, in Sachsen hervor; zu ihm gehörten der aus Bayern übersiedelte Graf Hermann von Winzenburg und Graf Hoier von Mansfeld; auch Ministerialen finden wir unter ihnen, wie den ebengenannten Friedrich und jenen Heinrich Haupt, der in Rom dem Erzbischof von Salzburg so übel begegnet war. Sie alle wollten steigen und konnten es nur durch die Gunst des Kaisers; Kriegsleute scharfen Blicks und fester Faust, kampflustig und beutegierig, waren sie höchst gefährliche Werkzeuge in der Hand des rücksichtslosen Herrschers, solange sie etwas von ihm zu hoffen hatten. Ob sie auch in den Tagen der Not bei ihm ausharren würden, war freilich fraglich, und mindestens Hermann von Winzenburg hat diese Probe nicht bestanden.

So war Sachsen ein Boden, wo beim ersten Anlaß der innere Krieg wieder auszubrechen drohte. Dieser Anlaß bot sich, als der Kaiser die großen Reichslehen des am 13. Mai 1112 ohne Nachkommen verstorbenen

Grafen Udalrich aus dem Hause Weimar-Orlamünde einzog. Die Seitenverwandten hatten sich Rechnung auf diese Lehen gemacht, vor allem der rheinische Pfalzgraf Siegfried, der Bruder Ottos von Ballenstedt; je sicherer er sich wieder in der Gunst des Kaisers glaubte, desto bitterer fühlte er sich enttäuscht, und die vereitelte Hoffnung brachte ihm alle einst erlittene Unbill aufs neue in frische Erinnerung. Als Heinrich im Sommer 1112 Sachsen verließ und sich in die rheinischen Gegenden begab, kehrte Siegfried in seine Heimat am Harze zurück. Laut ergoß er hier seine Klagen über alte und neue Gewalttaten des Kaisers, über von ihm wirklich oder vermeintlich erlittenes Unrecht; er verhehlte nicht, daß er unter dem Drucke der Tyrannei nicht länger leben wolle und Genossen suche, um ihre Macht zu brechen.

Die Stimmung vieler im Lande kam Siegfried entgegen. Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitzsch, die mächtige und unternehmende Markgräfin Gertrud, Bischof Reinhard von Halberstadt erhoben ähnliche Klagen über des Kaisers Härte, über seine und seiner Kreaturen Gewalttaten und reichten Siegfried die Hände zum gemeinsamen Kampfe gegen den gemeinsamen Feind. Auch Herzog Lothar stand dem Bunde nicht fern, in welchem seine Schwiegermutter Gertrud (S. 8) eine hervorragende Bedeutung hatte; zu ihm hielt die ganze Nachkommenschaft Ottos von Nordheim, und auch auf Markgraf Rudolf, Pfalzgraf Friedrich und Erzbischof Adalgot war bei dem Aufstande gegen den Kaiser zu rechnen. In kurzer Zeit stand ein großer Teil Sachsens und Thüringens in offener Empörung.

Das Bedenklichste unter diesen Verhältnissen war, daß Heinrich auch bereits dem Manne mißtrauen mußte, der früher sein unbegrenztes Vertrauen genossen, den er zum ersten Kirchenfürsten des Reichs erhoben hatte. Adalbert von Mainz schien, seitdem er Ring und Krummstab vom Kaiser erhalten, wie umgewandelt; aus einem gefügigen Diener war er der trotzigste Fürst des Reichs geworden; einst nur um des Kaisers Macht besorgt, dachte er jetzt nur an seine eigene Größe. Mit starker Hand herrschte er in Mainz, wo man seit Erzbischof Siegfrieds Tagen die Macht des Krummstabs wenig gefühlt hatte. Wie er früher bereits seinem Bruder Bruno zum Bistum Speier verholfen hatte, suchte er nun auch das Bistum Worms und die reichen Abteien am Mittelrhein in seine Gewalt zu bekommen. Die Burgen der ihm benachbarten geistlichen Herren und des Kaisers wußte er mit guten oder schlechten Mitteln an sich zu bringen. So hielt er Trifels besetzt, die damals zuerst genannte hochberühmte Burg in der Pfalz; so hatte er sich der Marienburg [1], an welcher der Kaiser und die Speierer Kirche Eigentumsrechte besaßen, mit Gewalt bemächtigt. Auch die Zölle und anderen Einkünfte des Reichs am Rhein hatte er sich

[1] Wahrscheinlich die jetzige Madenburg, noch in ihren Trümmern die ausgedehnteste mittelalterliche Feste der Pfalz, kaum zwei Stunden von Trifels.

zu gewinnen gewußt und füllte mit ihnen seine Schatzkammern. Schon stand er wie ein König in Rheinfranken da; ein bedeutender Anhang hatte sich um ihn gesammelt, und er unterhielt ausgedehnte Verbindungen, welche sogar den Kaiser mit Besorgnis erfüllten.

Niemand kannte besser die Klugheit, Tätigkeit und Keckheit Adalberts als der Kaiser. Nachdem er einmal Argwohn gegen ihn gefaßt hatte, maß er jede Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt, welche in der letzten Zeit eingetreten war, dem Einflusse des Erzbischofs bei: er sollte den Aufstand der Wormser veranlaßt, er Friedrich von Schwaben zu verführen versucht, er die Beschlüsse von Vienne veranlaßt, er Ludwig von Thüringen und Wiprecht von Groitzsch aufgewiegelt, ja selbst die Lombarden zum Widerstande ermutigt haben; mehr als einmal, glaubte der Kaiser, habe ihm Adalbert nach dem Leben gestellt. Wie weit diese Beschuldigungen, welche der Kaiser später öffentlich erhob, begründet waren, ist nicht zu ermitteln; dagegen unterliegt keinem Zweifel, daß sich Adalbert bereits damals der strengkirchlichen Partei zugewendet hatte und durch frischen Eifer bei ihr seine alten Fehler zu verdecken suchte, daß er andererseits mit Ludwig von Thüringen und mit Bischof Reinhard von Halberstadt, mit dem er stets nach seinem eigenen Wort „ein Herz und eine Seele" war, in vertrauten Verhältnissen lebte; er wird demnach schwerlich bei der in Sachsen und Thüringen zum Ausbruch gekommenen Verschwörung teilnahmlos geblieben sein.

Diese Verschwörung hatte zunächst keine kirchlichen Beweggründe. Ganz Sachsenland hielt damals an der königlichen Investitur fest und wurde deshalb von Guido von Vienne und seinen Freunden als eine Stätte der Ketzerei betrachtet; Reinhard und Adalgot selbst hatten ohne Bedenken ihr Amt vom Kaiser genommen. Aber so verschieden die Motive der Auflehnung waren, darin begegneten sich die Gregorianer doch mit den Sachsen, daß beide Parteien dem Druck des neuerstarkten Kaisertums einen Gegendruck entgegenstellen wollten, und dieser mußte sich durch gemeinsames Handeln verdoppeln und so des Erfolgs um so sicherer sein. Adalbert war gerade der rechte Mann, um die Opposition des gallikanischen Klerus und der sächsischen Fürsten in eine engere Verbindung zu bringen, und er scheint selbst sich diese Aufgabe gestellt zu haben. Heinrich mußte deshalb, sollte sich die Kette seiner Widersacher nicht schließen, den Erzbischof um jeden Preis zu beseitigen suchen.

Der Kaiser war entschlossen und beschied Adalbert an seinen Hof; aber nur in Worms, wo er auf die Bürgerschaft rechnen konnte, wollte sich der Erzbischof ihm stellen. Der Kaiser berief ihn, wie er verlangte, nach Worms in den letzten Tagen des Novembers; hier erschien Adalbert, nicht nur durch die Bürgerschaft, sondern auch durch ein starkes Kriegsgefolge gesichert. In Gegenwart mehrerer Fürsten verlangte Heinrich nun die Auslieferung der Marienburg; der Erzbischof verweigerte sie nicht

nur, sondern brach sogar in die Worte aus: „Nie werde ich bei meinen Lebzeiten Euch die Burg zurückgeben; nicht umsonst will ich Euch dienen. Könnte ich Euch und Euer Gut entbehren, würde ich nach beiden nicht fragen." Es war eine ähnliche Antwort, wie sie einst der hochfahrende Erzbischof Aribert von Mailand Kaiser Konrad erteilt hatte [1], wie denn der Lebensgang Ariberts und Adalberts auffällige Analogien darbietet. Aber Heinrich wagte weniger als sein Ahnherr gegen den trotzigen Bischof. Er ließ ihn nicht inmitten seiner Vasallen ergreifen; nicht einmal die Marienburg nahm er jetzt weiter in Anspruch, sondern verlangte nur, daß der Erzbischof ihm bei dem bevorstehenden Kriege gegen die aufständigen Sachsen Heeresfolge leiste. Der Erzbischof versprach es, verließ dann dreist, wie er gekommen, die Hofburg und kehrte nach Mainz zurück.

Das Weihnachtsfest gedachte der Kaiser in Erfurt zu feiern. Er hat später behauptet, daß Adalbert sich mit anderen verschworen habe, ihn dort zu ermorden; doch ehe der Kaiser nach Erfurt kam, war dem Erzbischof bereits jede Macht benommen. Auf dem Wege dorthin stieß der Kaiser durch einen verhängnisvollen Zufall bei einem Orte, der Langesdorf [2] genannt wird, auf seinen gefürchteten Widersacher. Adalbert war nur von einem kleinen Gefolge begleitet und konnte dem Kaiser nicht ausweichen, der ihm entgegentrat und zuerst abermals die Auslieferung der Marienburg, dann aller von ihm besetzten Reichsburgen verlangte. Als der Erzbischof eine bestimmte Antwort vermied, bemächtigte sich Heinrich seiner Person und schleppte ihn als Gefangenen mit sich fort. Wie einst der Kerkermeister seines Vaters, dann des Papstes, wurde er jetzt der seines früheren Vertrauten.

Die unerwartete Tat machte das größte Aufsehen; kein Bischof im Reiche konnte sich noch sicher fühlen, wenn der gewaltige Adalbert nicht schonender behandelt wurde. Auch das Schicksal, welches um dieselbe Zeit Konrad von Salzburg betraf, mußte manchen nachdenklich machen. Es war ihm durch seine Hausmacht (Bd. III, S. 634) geglückt, in seinem Erzbistum jeden Widerstand gegen die neuen kirchlichen Ideen zu brechen. Ihm erst gelang eine Kirchenreform, wie sie sein eifriger Vorgänger Gebhard vergebens gesucht hatte in das Leben zu führen. Der Gegenbischof Berthold wurde verdrängt, Hirschauer Mönche in die Klöster berufen, die Weltgeistlichkeit zum kanonischen Leben genötigt. Konrad hatte sich großer Erfolge zu rühmen, solange er die Gunst des Hofes genoß. Aber als er den Kaiser sich immer weiter von den einst zur Schau getragenen Grundsätzen entfernen und den Nachfolger Petri mißhandeln sah, und als er da seine rasche Zunge nicht mäßigte, geriet er alsbald in neue Zerwürfnisse mit seinen Untergebenen, die nun am Hof Schutz suchten und fanden. So bedroht sah er sich nach kurzer Zeit in seinem eigenen Sprengel, daß

[1] Vgl. Bd. II, S. 271.
[2] Langendorf an der fränkischen Saale oder Langsdorf in der Wetterau.

er im Jahre 1112 ihn ganz verließ und jenseits der Alpen bei der großen Gräfin eine Zuflucht suchte.

Schon fühlte man es an vielen Orten, wie schwere Bedenken es habe, die Kirche ganz in die Hand des Kaisers zu geben. Die Prinzipien Gregors gewannen in Deutschland wiederum warme Anhänger und laute Bekenner. Die Hirschauer Mönche hatten es kein Hehl mehr, daß sie sich in dem Kaiser getäuscht, und warfen sich aufs neue in den Kampf für die kirchliche Freiheit. Ihre Kongregation erstreckte sich bereits über alle deutschen Länder, aber nicht Hirschau war jetzt so sehr der geistige Mittelpunkt derselben[1] wie St. Georgen an der Donauquelle (Bd. III, S. 538), wo Abt Theoger, ein Schüler des heiligen Wilhelm, im Geiste seines Lehrers wirkte und dessen Grundsätze in immer weiteren Kreisen über das obere Deutschland verbreitete.

Der Kaiser achtete nicht sonderlich darauf, daß sich die kirchliche Partei auch in Deutschland von ihm zu trennen begann; ihm lag vor allem an der Bestrafung Adalberts und der aufständigen Fürsten in Sachsen. Er begab sich nach Erfurt, wohin er die letzteren beschieden hatte. Als sie sich dort nicht stellten, geriet er in den höchsten Zorn und ließ über sie Gericht halten. Die anwesenden Großen verurteilten die rebellischen Sachsen wegen Hochverrats und verhängten über sie die Reichsacht; ihr Hab und Gut sollte der Plünderung, ihre Felder der Verwüstung preisgegeben werden. Auch Erzbischof Adalbert wurde vor das Gericht der Fürsten gestellt. Die schwersten Anklagen erhob der Kaiser gegen ihn; waren sie auch nur zum Teil begründet, so hatte der Erzbischof die Strafe, die ihn traf, mehr als reichlich verdient. Zu strengster Kerkerhaft wurde Adalbert verurteilt, und der Kaiser gefiel sich darin, sie gegen einen Mann, der ihm einst die wichtigsten Dienste geleistet hatte, mit ausgesuchter Strenge zu vollstrecken. Es machte keinen Eindruck auf ihn, als ihn der Papst aufforderte, dem Erzbischof die Freiheit zurückzugeben. Freund und Feind, versicherte der Papst, seien aufgebracht über das Verfahren des Kaisers, welches das Reich in Verruf bringe; er wisse, daß Adalbert stets den Kaiser über alles geliebt habe. Heinrich hatte bereits allen Grund, dem Papste zu mißtrauen, und die Verwendung desselben konnte ihn nur in der Meinung bestärken, daß Adalbert mit jener kirchlichen Partei in Verbindung stehe, welche das Investiturrecht ihm wieder zu entreißen drohte und den Papst bereits völlig zu beherrschen schien.

Von Erfurt eilte der Kaiser nach Sachsen, um die Aufständigen zu strafen. Zuerst wandte er sich gegen Halberstadt. Der Bischof, den Adalberts Schicksal mit Entsetzen erfüllt, hatte die Stadt verlassen und sich zu seinen Bundesgenossen geflüchtet; Halberstadt wurde nun mit

[1] Abt in Hirschau war damals Bruno, ein Bruder des Grafen Konrad von Württemberg, ein ruheliebender, die Geschäfte seines Amtes nur lässig betreibender Mann.

Feuer und Schwert zerstört, die Mauern niedergerissen, dann mit Heeresmacht die bischöfliche Feste Hornburg angegriffen; nach längerer Belagerung wurde auch sie genommen. In der Nähe lagen Bischof Reinhard, Pfalzgraf Siegfried, Ludwig von Thüringen und Wiprecht von Groitzsch mit einem Heere, ohne jedoch einen Kampf zu wagen. Nachdem der Kaiser mit ungewohnter Nachsicht dem Bischof von Halberstadt noch einen neuen Tag anberaumt hatte, um sich wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen zu rechtfertigen, verließ er Sachsen und kehrte in die überrheinischen Gegenden zurück; er mochte den Krieg als im wesentlichen entschieden ansehen.

Die weitere Verfolgung der Aufständigen hatte der Kaiser dem Grafen Hoier überlassen, und diesem glückte alsbald ein Schlag, welcher dem ganzen Unternehmen ein plötzliches Ziel setzte. Er vernahm, daß Pfalzgraf Siegfried mit den Grafen Ludwig und Wiprecht zu Warnstedt an der Teufelsmauer unfern Quedlinburg eine Zusammenkunft hatte. Ungesäumt brach er mit 300 Rittern auf und überfiel die sorglosen Fürsten. Es entspann sich ein ungleicher Kampf, in welchem der Pfalzgraf eine Wunde erhielt, an welcher er bald darauf (9. März 1113) starb. Der alte Wiprecht von Groitzsch geriet, ebenfalls schwer verwundet, in Gefangenschaft; Ludwig von Thüringen entkam wie durch ein Wunder.

Die glückliche Tat Hoiers gab dem Kaiser abermals das Schicksal Sachsens in die Hand. Die Aufständigen verzagten und dachten nur daran, wie sie möglichst schnell ihren Frieden mit dem Kaiser machten. Schon glaubte man, daß auch Erzbischof Adalberts Trotz sich beugen würde. Als Heinrich am 6. April zu Worms Ostern feierte, ließ er den Erzbischof vor sich bringen. Lieber aber kehrte Adalbert in den Kerker zurück, als daß er in alle Forderungen des Kaisers willigte; nur Trifels gab er notgedrungen heraus, und diese starke Feste blieb fortan dem Reiche. Wenig später hielt Heinrich einen Reichstag zu Würzburg, wo über den alten Wiprecht das Urteil gefällt werden sollte, der bis dahin in Leisnig, einst seiner eigenen Burg, gefangengehalten war. Die Fürsten verurteilten Wiprecht zum Tode, und schon sollte das Urteil vollstreckt werden, als sich seine Söhne Groitzsch und die anderen Erbgüter ihres Geschlechts dem Kaiser zu übergeben entschlossen. So wurden sie zu heimatlosen Abenteurern, retteten aber dem Vater das Leben. Der alte Wiprecht wurde darauf in die Kerker von Trifels gebracht, der erste einer langen Reihe, welche dort ihre Widersetzlichkeit gegen die Kaisermacht abgebüßt haben; drei lange Jahre hat er, fern von der Heimat und von den Seinen, dort geschmachtet. Zu derselben Zeit scheint auch nach dem Urteile der Fürsten über die Hinterlassenschaft des Pfalzgrafen Siegfried verfügt zu sein. Nicht allein die Lehen, sondern auch zum Teil die Allodien des im Hochverrat Verstorbenen wurden dem Kaiser zugesprochen. Die Söhne Siegfrieds waren unmündig, und ihr Oheim, der reiche Otto von Ballenstedt, ließ damals geschehen, was er nicht zu ändern vermochte,

ergriff aber später für seine Neffen die Waffen. Die Pfalzgrafschaft in Lothringen übertrug der Kaiser einem seiner getreuesten Anhänger, dem fränkischen Grafen Gottfried von Calw, der durch seine Mutter, eine Schwester Herzog Gottfrieds des Bärtigen, dem Lande nahestand.

Auch der Halberstädter Bischof unterwarf sich. Als der Kaiser im Sommer nach Goslar kam, erschien Reinhard vor seinem Throne und bat um Gnade; die Fürsprache der Fürsten bewirkte, daß der Kaiser des Bischofs schonte, nur mußte derselbe in die Zerstörung der Hornburg willigen. Auch der flüchtige Ludwig von Thüringen wagte jetzt vor den Kaiser zu treten. Am 15. August unterwarf er sich ihm zu Dortmund, wurde dann auf kurze Zeit in Haft gehalten, aber aus derselben entlassen, als er sich die wichtige Wartburg, seinen gewöhnlichen Aufenthalt bisher, dem Kaiser zu überliefern bequemte. Bestimmte Nachrichten über des Pfalzgrafen Friedrich Schicksal fehlen; doch muß er damals oder wenig später seine pfalzgräfliche Stellung verloren haben, in welche der junge Friedrich von Putelendorf, nachdem er aus dem Kerker entlassen war (S. 59), schon im folgenden Jahre eintrat. Die Markgräfin Gertrud scheint sich nicht unterworfen und der Kaiser deshalb über die von ihr verwalteten Marken anders verfügt zu haben. Wir haben urkundliche Zeugnisse von einem sächsischen Markgrafen Hermann in dieser Zeit; nur an Hermann von Winzenburg läßt sich denken, und seine Mark muß Meißen oder die Lausitz gewesen sein, also eine der bisher von Gertrud verwalteten Marken. Auch der Burggraf Burchard von Meißen war — es ist ungewiß, bei welcher Gelegenheit — in die Hände des Kaisers gefallen; in seine Stelle trat Heinrich Haupt, der Ministerial und Günstling des Kaisers.

Herzog Lothar, Markgraf Rudolf und Erzbischof Adalgot, welche an der Erhebung nicht unmittelbaren Anteil genommen hatten, hielten nicht für nötig, sich vor dem Kaiser zu stellen, und auch er, obschon er Beschwerden gegen sie hatte, unterließ es, diese jetzt zu erheben. Um so weniger hatte er von ihnen für den Augenblick zu besorgen, je mehr sie selbst gerade von den heidnischen Wenden bedrängt waren. Diese hatten sich längere Zeit unter dem Drucke der vereinten Macht der sächsischen Herzöge und des Abodritenfürsten Heinrich, Godschalks Sohn, befunden; auch die Markgrafen der Nordmark hatten ihre Autorität in den Gegenden an Havel und Spree wieder zur Geltung gebracht[1]. Erst während der neuen inneren Wirren in Sachsen erhoben die Wenden sich abermals und wurden selbst wiederholt von den streitenden Genossen in das Land gerufen. So bediente sich Markgraf Rudolf ihres Beistandes, als er in diesem Jahre mit Milo, dem Sohne des Grafen Dietrich von Ammensleben, in Streit geriet. Es war um dieselbe Zeit, daß die aufgestandenen Liutizen Havelberg besetzten; nur mit Mühe wies der Abodritenfürst den

[1] Vgl. Bd. III, S. 580 und oben S. 25.

Einfall zurück, der ihn selbst am gefährlichsten bedrohte. Auch mit den Ranen, den Bewohnern der Insel Rügen, lag er in Streit; ihre Schiffe umschwärmten seine Küsten und die benachbarten Gegenden Nordelbingens, welches Herzog Lothar dem Grafen Adolf von Schauenburg übergeben hatte. Vereint mit dem Grafen hatte Heinrich die bis Lübeck vorgedrungenen Ranen geschlagen, aber er sah, daß er sich dieser lästigen Feinde nicht anders auf die Dauer entledigen könne, als wenn er sie im eigenen Lande angriffe. Dazu rüstete er bei allen ihm unterworfenen Völkern und nahm auch die Hilfe der Holsteiner und Stormarn in Anspruch. Der nachhaltigste Widerstand gegen die heidnischen Wenden ging von diesem Heinrich aus, den man König im ganzen nordelbingischen Slawien nannte; doch auch der Herzog von Sachsen, der Markgraf der Nordmark und der Erzbischof von Magdeburg waren von den Vorgängen jenseits der Elbe damals nahe und unmittelbar berührt.

Der Kaiser verließ im August Sachsen, wo der Aufstand schon völlig unterdrückt schien, und begab sich wieder an den Rhein. Im Herbst brach er dann nach Oberlothringen auf, um dem Grafen Reginald von Bar und Mousson entgegenzutreten, gegen den seine Hilfe der Bischof Richard von Verdun in Anspruch genommen hatte. Reginald, ein Neffe Guidos von Vienne, gehörte unfraglich jener weitverzweigten Partei an, welche in Burgund und Frankreich dem Kaiser feindlich gesinnt war und die Beschlüsse von Vienne mit Jubel begrüßte. Bisher hatte er dem Kaiser, dem er weitläufig verwandt war, den Lehnseid zu leisten versäumt und sich keck in den Kampf gegen Bischof Richard, einen kaiserlichen Mann, geworfen, um ihm die Grafschaft von Verdun, welche einst schon sein Vater besessen hatte, zu entreißen. Der Bischof, von dem Grafen Wilhelm von Lützelburg unterstützt, verteidigte sich tapfer, drang in Reginalds Länder ein, konnte aber dessen Burgen nicht brechen. Erst als der Kaiser herbeikam, wurde Bar genommen und Reginald hier selbst zum Gefangenen gemacht, dann rückte man gegen Mousson, wo sich die Gemahlin des Grafen befand. Die hochgelegene, gut ausgerüstete Burg widerstand den Angriffen; endlich ließ der Kaiser einen Galgen errichten und drohte Reginald aufknüpfen zu lassen, wenn sich die Burg nicht sofort ergäbe. Die Verteidiger verlangten, um ihren Beschluß zu fassen, Frist bis zum anderen Tage; sie wurde gewährt, und gerade in der folgenden Nacht gebar Reginalds Gemahlin einen Sohn. Sogleich leistete die Besatzung diesem Kinde den Eid und verweigerte nun die Übergabe der Burg, da sie, wenn der Kaiser das Äußerste gegen ihren Herrn wagen würde, nun einen Erben seiner Gewalt besäße.

In der Tat wollte der Kaiser sich mit dem Blute eines fürstlichen und ihm überdies verwandten Mannes beflecken. Aber die Fürsten beschworen ihn, von einem solchen Frevel abzustehen, und drohten ihm mit der göttlichen Rache. Im höchsten Zorn soll er da das Bibelwort schändlich

mißbraucht haben: „Der Himmel allenthalben ist des Herrn, die Erde hat er den Menschenkindern gegeben“[1]. Dennoch ging er in sich und schenkte Reginald das Leben. Nach einiger Zeit, als der Graf ihm den Lehnseid geleistet, gab er demselben sogar die Freiheit wieder und sandte ihn den Seinen zurück. Am 11. November war der Kaiser auf der Rückkehr von diesem Zuge in Metz; bald darauf ging er wieder über den Rhein, denn er hatte das Weihnachtsfest in Bamberg zu feiern beschlossen.

Nicht um Bischof Otto zu ehren, wollte der Kaiser damals Bamberg besuchen; vielmehr geschah es aus Argwohn gegen den hochgeachteten und einflußreichen Kirchenfürsten, der sich stets als ein Gegner der Laieninvestitur kundgegeben hatte und jetzt mit Absichtlichkeit den Hof zu meiden schien. Der vorsichtige Bischof fürchtete das Glück des Kaisers und das Schicksal Adalberts; glänzend nahm er Heinrich mit seinem zahlreichen Gefolge auf und zeigte sich mit den reichen Gütern seiner Kirche so freigebig, als er nur irgend vermochte. Dadurch beschwichtigte er das Mißtrauen des Kaisers, dessen Hof er in der nächsten Zeit unermüdlich begleitete.

Von Bamberg eilte der Kaiser nach Mainz, wo er am Tage nach Epiphanias (7. Januar 1114) die Hochzeit mit Mathilde, welche kaum noch den Kinderschuhen entwachsen war, begehen wollte. Die Hochzeit sollte zugleich eine große Siegesfeier sein. Keiner der Reichsfürsten, hatte der Kaiser entboten, dürfe in Mainz am Hofe fehlen, und wirklich stellte sich eine so zahlreiche und glänzende Versammlung ein, daß man nie Ähnliches gesehen zu haben glaubte. Bei der kirchlichen Handlung waren fünf Erzbischöfe, dreißig Bischöfe, eine unermeßliche Schar von Äbten und Pröpsten zugegen; das kaiserliche Paar umstanden die Herzöge von Bayern, Schwaben, Kärnten, Sachsen und Böhmen nebst zahllosen Grafen und Herren. Bei dem Hochzeitsmahle versahen die Herzöge die Erzämter; zum ersten Male diente hier der Böhmenherzog als Mundschenk. Die benachbarten Könige und Fürsten hatten in solcher Fülle Geschenke gesandt, daß sie die Schatzkammer des Kaisers kaum faßte. Aus weiter Ferne waren Scharen von Sängern und Gauklern herbeigeströmt, welche reich belohnt von dannen zogen. Seit langer Zeit entfaltete sich am Kaiserhofe zum ersten Male wieder aller Glanz früherer Tage.

Auch ernste Angelegenheiten beschäftigten die Fürsten inmitten der Lustbarkeiten. Herzog Lothar, durch das Schicksal seiner sächsischen Mitfürsten besorgt gemacht, hatte sich nicht länger dem Hofe entfremden wollen; barfuß, in einen schlichten Mantel gehüllt, hatte er sich in Mainz dem Kaiser zu Füßen geworfen und Verzeihung von ihm erbeten: sie wurde ihm gewährt und seine Dienstwilligkeit sogleich auf die Probe gestellt. Der Kaiser ging damals mit einem Zuge gegen die Friesen um, welche der Abhängigkeit vom Reiche sich abermals zu entziehen suchten

[1] Psalm 115, 16.

und den jährlichen Tribut verweigerten; die Fürsten mußten sich eidlich verpflichten, dem Heere des Kaisers zuzuziehen, und auch Lothar wurde für diesen Kriegszug in Anspruch genommen. Markgraf Rudolf scheint sich auch jetzt noch nicht dem Kaiser gestellt zu haben; vielleicht war es eine Folge davon, daß ihm alsbald die Nordmark entzogen und seinem Neffen Heinrich, der inzwischen zur Mündigkeit gediehen war, übertragen wurde.

Das Verfahren des Kaisers gegen Lothar war nachsichtig gewesen, aber wer daraus auf eine versöhnlichere Stimmung desselben gegen die Fürsten insgesamt geschlossen hatte, sah sich bald gründlich enttäuscht. Auch Ludwig von Thüringen war nach Mainz gekommen, völlig sorglos, denn er glaubte, längst die volle Gunst des Kaisers wiedergewonnen zu haben. Ihm und allen unerwartet wurde er da plötzlich verhaftet und abermals in den Kerker geworfen; wir kennen weder den Grund noch den Vorwand, wenn der Kaiser überhaupt einen solchen brauchte. Dieses Verfahren erregte die größte Bestürzung und Erbitterung unter den Fürsten. Alle Freude des Festes war vergällt; es schien, als ob der Despot sich alles erlauben dürfe, als sei man rettungslos seinen Gewalttaten preisgegeben. Es konnte kaum anders sein, als daß man sofort auf Mittel sann, um diese unerhörte Tyrannei zu brechen. Noch in Mainz selbst wurden die Fäden zu neuen Verschwörungen angesponnen; viele Fürsten verließen die Stadt, ohne sich nur vom Kaiser zu verabschieden.

Die Anhänger des Gregorianischen Systems und die sächsisch-thüringischen Fürsten waren die unbezwinglichen Gegner des alten Kaisers gewesen. Mit ihrer Hilfe hatte der Sohn die Macht einst an sich gerissen, dann aber schnell mit wunderbarer Dreistigkeit in die Bahnen des Vaters eingelenkt. Da erhoben sich auch gegen ihn die alten dem Kaisertum feindlichen Parteien: doch schien ihre Kraft wie gebrochen, sie schienen sich selbst überlebt zu haben. Die Beschlüsse von Vienne blieben jahrelang ohne Wirkung; die Fürsten Sachsens und Thüringens mußten sich demütigen, in die Kerker wandern, ihre besten Burgen und angesammelten Schätze ausliefern, über ihre Lehen wurde in willkürlicher Weise geschaltet, und Ministerialen sah man in Ehren, welche sonst nur freien Männern zufielen. Es war ein System in dem Verfahren dieses Heinrichs, welches, weiter durchgeführt, die Kirche und das deutsche Fürstentum ganz in die Gewalt des Kaisertums geben mußte, und dieses System war bisher mit entschiedenem Glück von ihm befolgt worden.

Die Tage Konrads II. schienen zurückgekehrt — doch hatte sich vieles verschlimmert oder war mindestens schwerer zu tragen. Was bei dem Ahnherrn aus einer freien und edlen Persönlichkeit hervorging, beruhte bei seinen Epigonen teils auf kalter Berechnung, teils auf maßlosem Ehrgeiz; was dort höheren nationalen Zwecken entsprach, schien hier lediglich der Sättigung unbegrenzter Herrschgelüste zu dienen. Dieser junge

Fürst — eine Tyrannennatur, wie sie unter den deutschen Königen noch nicht hervorgetreten war — übte auf seine Untergebenen überall einen unerträglichen Druck; wie in Italien herrschte in Deutschland der Schrecken.

Aber die Macht des Schreckens ist ihrer Natur nach von kurzer Dauer, und am wenigsten konnte sie sich gegenüber einem so hartnäckigen Geschlecht, wie es die Gregorianer und die deutschen Fürsten waren, befestigen. Nur einiger Gunst der Umstände bedurfte es, um allerorten jener unüberwindlich scheinenden Gewalt eine Opposition zu bereiten, der sie nicht gewachsen war. Bekannt ist, wie einst den vom Papst und den Fürsten verfolgten Vater des Kaisers die rheinischen Städte vom Untergange retteten: seltsam genug, daß es jetzt gerade die Bürgerschaft einer Rheinstadt war, welche zuerst der gefürchteten Tyrannenmacht einen nicht zu verwindenden Stoß versetzte. Wie an Mailand Konrads II. Glück in Italien scheiterte, so brach sich an den Mauern Kölns seines Urenkels Gewaltherrschaft in Deutschland.

5. Die Niederlagen des Kaisers

Der Widerstand Kölns und seine Folgen

In der zweiten Woche nach Pfingsten, gegen Ende Mai — so hatte der Kaiser bestimmt — sollte das Heer gegen die Friesen ausrücken, welche er zugleich auch von der Seeseite durch eine Flotte angreifen wollte. Der Auszug verzögerte sich. Der Kaiser, der inzwischen den Rhein hinaufgegangen war, war erst gegen die Mitte des Juni im Anmarsch; am 16. Juni befand er sich mit den Herzögen von Schwaben und Sachsen, den Zähringern Berthold und Hermann zu Dollendorf unweit Münstereifel. Ein großes Heer, in Sachsen und dem oberen Deutschland aufgeboten, begleitete ihn; außerdem war auf die Unterstützung der Herren und Städte in Niederlothringen gerechnet.

Große Vorbereitungen waren getroffen, aber das Unternehmen stieß plötzlich auf Hemmnisse, die sich nicht voraussehen ließen. Kaum war vom Vortrab das Friesenland betreten, so geriet die von Köln ausgesandte Schar in einen Hinterhalt der Friesen und wäre völlig vernichtet worden, wenn ihr nicht Herzog Lothar noch rechtzeitig Hilfe gebracht hätte. Die Kölner wußten längst, daß der Kaiser es nicht vergessen hatte, wie sie ihm einst widerstanden, und hatten deshalb schon im Jahre 1112 einen Bund untereinander zum Schutz ihrer Freiheit beschworen; es war um dieselbe Zeit, als sich die ersten Bewegungen in Sachsen gegen den Kaiser bemerklich machten. Voll Mißtrauen gegen ihn, glaubten sie jetzt, daß er selbst sie in die Hand der Friesen habe liefern wollen, so wenig erklärlich ein solches Verfahren auch gewesen sein würde. Eiligst verließen sie das Heer des Kaisers, kehrten nach ihrer Stadt zurück, und hier entschloß man sich sofort, gegen den Kaiser zu rüsten, dessen Strafe man mit vollem Rechte fürchtete.

Den aufständischen Kölnern schloß sich ihr Erzbischof an. Schon früher einmal hatte Friedrich flüchtig werden müssen, weil er seine Sache von den Bürgern getrennt hatte; er wollte nicht wieder Kölns Mauern verlassen. Gnade genug hatte er allerdings bisher vom Kaiser erfahren, aber

Adalberts Beispiel zeigte ihm, daß ihn weder frühere Verdienste noch seine hohe Stellung schützen würden, wenn er einmal dem Kaiser verdächtig werden sollte, und bei den Verbindungen, welche er, der Zögling französischer Schulen, mit dem gallikanischen Klerus unterhielt, war er vor dem Argwohn Heinrichs nie sicher. Auch scheint er, obwohl früher keineswegs ein Anhänger Gregorianischer Grundsätze, doch damals bereits mit den Häuptern der streng kirchlichen Partei in Frankreich und Burgund in Zusammenhang gestanden zu haben; offen erklärte er sich bald für die Vienner Beschlüsse.

Nicht minder wichtig für die Kölner war, daß ihnen eine Anzahl mächtiger Herren nahe und fern die Hand boten: nicht allein in Westfalen die Arnsberger Brüder, Graf Friedrich und Heinrich, die Enkel Ottos von Nordheim, welche beim Kaiser bisher große Gunst genossen hatten, sondern auch in Niederlothringen Herzog Gottfried, der unruhige Heinrich von Limburg, der reiche Graf Heinrich von Zütphen, Graf Dietrich von Are, ein überaus gefürchteter Kriegsmann, und die Grafen Gerhard von Jülich und Heinrich von Kessel. Weshalb diese lothringischen Herren einen besonderen Groll gegen den Kaiser hegten, ist nicht klar. Ein Zeitgenosse sagt: keinen anderen Grund zur Empörung hätten sie angegeben, als daß sich ein Ministerial des Kaisers unter ihnen allzu herrisch betragen habe. Wahrscheinlich war dies nur Vorwand und ihre Mißstimmung tiefer begründet. Vielleicht hatte sie gereizt, daß einem Fremden abermals die erledigte Pfalzgrafschaft in ihrem Lande zugefallen war; vielleicht fühlten sie sich am Hofe zurückgesetzt, an dem allerdings vorzugsweise Herren aus dem oberen Deutschland und Sachsen verkehrten. Heinrich, der so schwer verzieh, mochte es die Herren des unteren Lothringens empfinden lassen, daß er allein in ihrem Lande im Jahre 1106 einem gefährlichen Widerstande begegnet war, und diese hochfahrenden Herren mochten die Zurücksetzung des jungen Fürsten nicht ruhig ertragen.

Sobald der Kaiser den Abfall der Kölner und ihrer Bundesgenossen erfuhr, gab er den Kampf gegen die Friesen auf und zog an den Rhein, um die Verwegenheit der abtrünnigen Stadt zu strafen. Ihn begleitete ein größeres Heer von Sachsen, Bayern und Schwaben; auch Herzog Lothar folgte demselben. Die nächste Absicht war, Deutz zu besetzen, um so den Fluß beherrschen und der Stadt die Zufuhr abschneiden zu können. Der Kaiser selbst ging deshalb mit einem, wie es scheint, nur kleinen Teile des Heeres über den Rhein. Aber sofort kamen auch die Kölner in hellen Haufen über den Fluß und forderten ihn zum Kampfe heraus. Der Kaiser suchte vergeblich einem Angriff auszuweichen. Ein Pfeilregen überschüttete alsbald seine Ritter, schadete indessen nicht viel, da sie undurchdringliche Panzer trugen; erst als sie bei der Mittagshitze diese ablegten, fanden einige von ihnen den Tod. Die kaiserliche Schar wurde jedoch bis zum Abend hart bedrängt und blieb die ganze Nacht unter

Waffen; am anderen Tag entschloß sich der Kaiser, sie über den Rhein zurückzuführen und den Angriff auf Deutz aufzugeben.

Weithin verheerten nun die Kaiserlichen das linke Rheinufer; bis nach Bonn und Jülich hin wurde alles mit Feuer und Schwert verwüstet, Jülich selbst zerstört. Hierauf rückte Heinrich gegen Köln selbst an, um die Stadt zu umschließen. Da traten ihm Erzbischof Friedrich, Herzog Gottfried, Dietrich von Are und Heinrich von Zütphen mit ihren Mannen und den Kölner Scharen entgegen. Es kam zu einem heißen Kampfe, in welchem die Aufständischen große Verluste erlitten; bedeutende Männer in ihrer Mitte fielen oder gerieten in Gefangenschaft, unter den letzteren auch Graf Gerhard von Jülich. Dennoch zog der Kaiser bald darauf von Köln ab, als der streitbare Friedrich von Arnsberg mit seinem Bruder Heinrich und zahlreichen Mannen von Westfalen her anrückte. Überall wuchsen neue Kräfte den Aufständischen zu und brachten den Kaiser in Gefahr, zu unterliegen, wenn er nicht rechtzeitig den Gegnern auswich.

Die Gefahr des Kaisers teilten seine Anhänger im Lande. Zu diesen gehörte der Graf Giselbert von Duraz, Vogt des Klosters St. Trond: deshalb überfiel Herzog Gottfried gleich im Anfange des Kampfes das Kloster und die mit demselben verbundene Ortschaft, welche, schlecht befestigt und noch schlechter verteidigt, dem Feinde keinen Widerstand leisten konnte, der auf das schlimmste in dem Kloster und in dem Orte hauste. Der Schreckenstag für St. Trond, dessen man noch lange gedachte, war der 19. Juli. Als der Kaiser dann von Köln abgezogen war, wüteten die Kölner und ihre Genossen in ähnlicher Weise am ganzen linken Rheinufer hinauf bis Koblenz. Was dem Kaiser oder seinen Anhängern gehörte, wurde zerstört; so Sinzig und Andernach. Ähnliche Verwüstungen ergingen auch über die Länder am rechten Ufer des Rheines bis nach Westfalen hinein; in Dortmund und im Münsterland wurde mit Feuer und Schwert gehaust und das Volk der Plünderung preisgegeben. Wo sie es vermochten, gaben freilich die Kaiserlichen Gewalt mit Gewalt zurück.

Heinrich, der seinen Rückzug nach Mainz genommen hatte, war von dort nach Erfurt geeilt, wo er sich am 26. August inmitten vieler sächsischer und thüringischer Fürsten befand. Mit Hast sammelte er ein neues Heer, besonders aus dem oberen Deutschland. Am 22. September trat das Heer zusammen, und am 1. Oktober brach er mit einem Teil desselben in Westfalen ein. Die Länder des Kölner Erzbischofs und der Grafen von Arnsberg wurden verwüstet; was von kölnischen Besitzungen in Heinrichs Hände fiel, gab er seinen Anhängern zu Lehen. Die Stadt Soest, welche seinen Zorn zu fürchten hatte, wandte nur mit großen Geldsummen das Verderben von sich ab. Gleichzeitig hatte der Kaiser den anderen Teil seines Heeres dem Rheine zugesandt, wo es gegen Köln vorrücken sollte. Aber schon bei Andernach stießen die Kaiserlichen auf die Kölner und ihre Bundesgenossen. Erzbischof Friedrich war selbst in

den Kampf gezogen, mit ihm die Grafen Heinrich von Limburg, Dietrich von Are und Heinrich von Kessel. Der erste Angriff der Aufständischen war unglücklich; sie mußten sich gegen ihr Lager zurückziehen. Doch sofort wagten sie einen neuen Kampf und stritten nun mit großer Beherztheit und besserem Erfolg; lange schwankte der Kampf, entschied sich aber, als die junge Mannschaft von Köln mit Löwenmut vordrang, endlich gegen die Kaiserlichen. Diese wichen zurück, verfolgt von dem Grafen Dietrich, dessen Schar niederhieb, was sie erreichen konnte. Angesehene Männer vom kaiserlichen Heer fielen oder gerieten in Gefangenschaft; unter den letzteren auch Herzog Berthold von Zähringen, ein Mann großen Ansehens beim Kaiser. Die Aufständischen sollen geringe Verluste erlitten haben, doch hatte der tapfere Graf Heinrich von Kessel unter den Hufen der Rosse ein trauriges Ende gefunden; die Kölner bereiteten ihm in ihrer Stadt ein ehrenvolles Grab.

Obwohl der Kaiser bei dieser Niederlage nicht zugegen gewesen war, empfand er den Schlag überaus schwer. Von einem neuen Angriff auf Köln nahm er Abstand, nur noch darauf bedacht, wie er sich Westfalen sichern und seinen Kanzler Burchard, den Bischof von Münster, schützen könne. Deshalb stellte er die Feste Dortmund her und legte eine starke Besatzung hinein. Wenig war damit erreicht; denn kaum hatte Heinrich Westfalen den Rücken gewandt, so wurde das Münsterland von den Bundesgenossen Kölns mit Feuer und Schwert abermals verwüstet. Noch weniger wollte es bedeuten, wenn der Kaiser Friedrich von Arnsberg seiner Lehen entkleidete, da er die Strafe doch nicht vollstrecken konnte.

Nicht anders war zu erwarten, als daß die Vorgänge am Unterrhein und in Westfalen dem Aufstande auch im östlichen Sachsen und Thüringen neue Nahrung geben würden. Die alten Gegner des Kaisers waren nicht versöhnt, vielmehr hatte sich ihre Erbitterung von Tag zu Tag gesteigert. Herzog Lothar hatte sich, nur der Not weichend, gedemütigt, und der Kampf in Westfalen gegen Friedrich von Arnsberg, seinen Verwandten, erweckte sein unmittelbarstes Interesse. Friedrich von Sommerschenburg und Rudolf von Stade hatten ihre Ämter verloren; auch Reinhard von Halberstadt sah sich aufs neue vom Kaiser bedroht. Die Markgräfin Gertrud hatte sich nie gebeugt und war zu jedem Wagnis entschlossen. Die Söhne Wiprechts von Groitzsch, voll Unwillen über die langandauernde Haft ihres Vaters, trieb überdies ihre bedrängte Lage, alles zu wagen. In einem Walde bei Gundorf zwischen Schkeuditz und Leipzig hatten diese länderlosen Herren den Sommer zugebracht und als Wegelagerer ihr Leben gefristet; als der Winter kam, gab ihnen ihr Vetter Erzbischof Adalgot eine Zufluchtsstätte, indem er ihnen die Lohburg jenseits der Elbe einräumte. In ähnlicher Stimmung wie sie waren die Söhne Ludwigs von Thüringen, der auch noch im Kerker schmachtete.

Kaum sahen die sächsischen Herren, daß den Kaiser das gewohnte

Glück verlassen habe, so dachten sie an eine neue Erhebung. Erst fanden kleinere Zusammenkünfte statt, endlich eine große Versammlung zu Kreuzburg an der Werra; aus allen Teilen Sachsens und Thüringens hatten sich hier die Unzufriedenen eingefunden. Die ganze Sippe Ottos von Nordheim war zur Stelle: Herzog Lothar, Hermann von Calverla, Friedrich von Arnsberg und Friedrichs Schwiegervater Graf Heinrich von Limburg. Alle beschworen einen Bund, um der Tyrannei in Sachsen Einhalt zu tun. Man wußte, daß des Kaisers Macht hier besonders auf Hoier von Mansfeld beruhte; um diesem zu widerstehen, beschloß man, zu Walbeck unweit Hettstedt eine Burg zu bauen. Man ging sogleich an das Werk, rüstete die Burg aus und legte eine starke Besatzung hinein; Walbeck wurde der Sammelplatz der sächsischen Aufständischen, der Mittelpunkt ihrer Unternehmungen. Binnen kurzer Zeit sah sich Hoier steten Angriffen ausgesetzt; nicht anders erging es allen, die mit ihm zum Kaiser hielten.

Der Kaiser mußte selbst in Sachsen einschreiten. Aus den rheinischen Gegenden — am 30. November war er noch in Worms — begab er sich gegen Weihnachten nach Goslar und beschied Herzog Lothar, den Erzbischof von Magdeburg, den Bischof von Halberstadt, Friedrich von Sommerschenburg und Rudolf von Stade zu sich. Die Vorgeladenen erschienen mit Ausnahme des Erzbischofs Adalgot nicht, sondern blieben in Walbeck. Bald gereute auch Adalgot, daß er sich eingestellt hatte; man warnte ihn vor dem Schicksale Adalberts, und er ergriff unverzüglich die Flucht. Ihm und den anderen Aufständischen wurde dann das Urteil gesprochen und der Reichskrieg sogleich gegen sie verkündigt. Am 10. Februar sollte das Heer, nachdem es in Wallhausen zusammengetreten, unmittelbar aufbrechen; das Ziel des Zuges war zunächst Walbeck, welches die Häupter des Aufstandes barg.

Die Siege der Sachsen

Was den eifrigen Gregorianern, was den gekränkten sächsischen Fürsten nicht gelungen war, glückte den Kölner Bürgern. Sie widerstanden nicht nur dem Kaiser, sondern riefen zugleich eine Opposition gegen ihn in das Leben, die von Tag zu Tag erstarkte und ihn bald mit schweren Besorgnissen erfüllte.

Der Kaiser sah, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte, und warf sich sogleich nach dem Tage von Goslar auf seine Feinde. Er besetzte Braunschweig, das Erbe der Markgräfin Gertrud, und verwüstete Halberstadt. Inzwischen belagerten einige seiner Anhänger Orlamünde (am Einfluß der Orla in die Saale), welches in die Hände der Aufständischen gefallen war. Die zu Walbeck vereinigten Fürsten sahen nicht ohne Be-

sorgnis dem Tage entgegen, wo das Reichsheer zusammentreten sollte, zumal manche Streitkräfte, auf welche sie rechneten, ausblieben. Denn zu sehr ungelegener Zeit gewannen die Kämpfe mit den heidnischen Wenden wieder größere Bedeutung; doch waren es die Christen selbst gewesen, welche die Wenden herausgefordert hatten.

Mit sächsischen Hilfstruppen war im Winter des Jahres 1113 der Abodrite Heinrich ausgezogen, um die Ranen zu unterwerfen. Der starke Frost ermöglichte ihm, die Feinde auf ihrer Insel anzugreifen; überrascht, erkauften sie sich den Frieden durch das Versprechen einer ungeheuren Geldsumme, welche sie dann nicht aufzubringen vermochten. Im folgenden Jahre drang Herzog Lothar selbst mit einem Heere tief in das Wendenland an der Ostsee ein; mit ihm der junge Markgraf Heinrich von der Nordmark, welchem dreihundert Reiter der Zirzipaner Heeresfolge leisteten. Lothar unterwarf einen Häuptling, Dumar mit Namen, und dessen Sohn. Auch der Fürst der Ranen trat ihm zum Kampfe entgegen, sah sich aber bald von den Sachsen umstellt und erbat den Frieden; er erhielt ihn, als er seinen Bruder als Geisel stellte und eine Geldsumme zu zahlen versprach. Lothar hat, wie es scheint, selbst den Boden Rügens nicht betreten, aber mit sächsischer Unterstützung ging wenig später, als starker Frost das Meer abermals gangbar machte, der Abodrite noch einmal nach der Insel hinüber. Kaum jedoch hatte er sich drei Nächte dort aufgehalten, so trat Tauwetter ein, und er mußte eiligst den Rückzug antreten; die Ranen waren ihrer Feinde im eigenen Lande ledig und traten nun wieder kecker auf. Es war um dieselbe Zeit, daß auch die Wenden an der mittleren Elbe zu den Waffen griffen; große Scharen derselben gingen über den Fluß und rückten bis gegen Köthen vor. Hier trat ihnen aber Graf Otto von Ballenstedt mit sechzig sächsischen Herren entgegen und erfocht am 9. Februar 1115 über eine weit überlegene Zahl — es sollen 2800 Wenden gewesen sein — einen glänzenden Sieg; die große Mehrzahl der Feinde blieb auf dem Platze. Von einer schweren Sorge befreite dieser Sieg die sächsischen Länder.

Ottos Waffentat war von wichtigen Folgen, doch bei weitem mehr beschäftigte die Zeitgenossen der große unerwartete Sieg, welchen zwei Tage später die aufständischen Fürsten Sachsens über den Kaiser gewannen. Sobald am 10. Februar Heinrich sein Heer gesammelt hatte, brach er von Wallhausen auf. Er wußte, daß die Aufständischen Walbeck, wo sie sich nicht hinreichend gesichert glaubten, räumen und südlich in der Richtung auf Orlamünde abziehen wollten, um ihre Freunde dort zu entsetzen, seine Absicht war, ihnen den Weg zu verrennen, und wirklich ereilte er sie noch an demselben Tage, wo er Wallhausen verlassen hatte, am Welfesholze zwischen Hettstedt, Sandersleben und Gerbstedt. Hier bot er ihnen eine Schlacht an. Die Stimmung der sächsischen Fürsten war nicht sehr kampfesmutig; denn sie sandten eine Botschaft an den Kaiser

und beteuerten ihm, daß sie, nicht um ihn zu reizen, sondern nur zu ihrer Verteidigung zu den Waffen gegriffen hätten. Aber der Kaiser wollte vom Kampf nicht abstehen, den nur ein Schneegestöber noch an diesem Tage verhinderte. Der folgende Tag sollte entscheiden.

In der Frühe des 11. Februars bereitete sich das sächsische Heer mit Ernst zu dem gefährlichen Waffengang. Bischof Reinhard hielt die Messe, rief den Beistand Gottes für die gerechte Sache an, ermutigte zum Kampfe für Freiheit und Vaterland, den er zugleich als einen Glaubenskampf ansah. Ruhig erwarteten die Sachsen dann das Anrücken des kaiserlichen Heeres, dessen Vordertreffen Hoier von Mansfeld führte. Niemand war gleich ihm der Schrecken der Feinde, und niemals hatte er selbst heißer von Kampfeslust geglüht. Nachdem er vom Roß gesprungen, stürmte er allen voran mit blinkendem Schwerte wütend gegen die Sachsen vor; nur sein Waffenbruder Lutolf konnte ihm folgen. Der jüngere Wiprecht, begleitet von zwei Brüdern — Konrad und Hermann hieß das kriegsmutige Paar — warf sich ihm entgegen und schleuderte den Speer auf ihn. Im Brustharnisch Hoiers hing das schwere Geschoß; Lutolf zog es heraus, und mit dem Schwerte fiel nun Hoier über Wiprecht her, dessen Schild jedoch jeden Schlag abwehrte. Ein glücklicher Streich Wiprechts traf endlich Hoiers Haupt und betäubte ihn so, daß er zu Boden sank. Noch suchte Hoier sich aufzurichten, aber Wiprecht bohrte ihm das Schwert, wo der Panzer eine Lücke bot, tief in die Seite.

Hoiers Fall erfüllte jede Brust im Sachsenheere mit neuem Mut. Die alte Streitlust des Stammes gegen die Tyrannen erwachte; wie einst die sächsischen Bauern gekämpft hatten, so jetzt der Adel. Siegesgewiß stürzten sich die Grafen und Ritter in die kaiserlichen Scharen. Ein furchtbares Gemetzel entstand; mancher unter den Sachsen soll mehr als zwanzig Gegner mit sicherer Faust erlegt haben. Den ganzen Tag hielten die Kaiserlichen stand; erst am Abend zogen sie sich zurück. Noch immer fürchteten die Sachsen einen neuen Überfall und blieben in der ganzen Nacht auf dem Schlachtfelde unter den Waffen; doch ihre Besorgnis war eitel, denn der Kaiser konnte einen neuen Kampf nicht mehr wagen. Nachdem sie ihre Toten begraben — den gefallenen Kaiserlichen wollte Bischof Reinhard die Ehre eines christlichen Begräbnisses nicht gestatten — zogen sie vom Welfesholz ab, dem sie für alle Zeit einen denkwürdigen Namen gegeben hatten. Zwei Tage, nachdem ihre Brüder das Land von den Wenden befreit, hatten sie dem Kaiser eine nicht zu verwindende Niederlage beigebracht. Weithin durchtönte Jubel das Sachsenland und die thüringischen Gaue.

So oft hatte der Vater des Kaisers gegen die Sachsen gestritten, niemals aber einen gleichen Schlag erlitten; er genügte, um Heinrichs Herrschaft für immer in einem Lande zu erschüttern, wo sie noch vor kurzem aufs höchste gefürchtet war. Nichts anderes blieb ihm übrig, als den

inneren Streit in Sachsen durch einige seiner Anhänger mühsam zu unterhalten. Hermann von Winzenburg im östlichen Sachsen, Heinrich Haupt in der Mark Meißen und Thüringen, die Vasallen des Bischofs Burchard in Westfalen suchten mit mehr oder weniger Glück dem völligen Abfall zu steuern. Der Kaiser selbst verließ den sächsischen Boden und begab sich in die rheinischen Gegenden; zu Mainz verlebte er das Osterfest. Sein harter Sinn war nicht gebrochen, aber das Glück hatte ihm den Rücken gewandt, und er mußte vorsichtig die Zeichen der Zeit erwägen.

Die Erhebung der kirchlichen Partei in Deutschland

Die Folgen der Schlacht am Welfesholze machten sich im ganzen Reiche fühlbar; sie boten auch der kirchlichen Partei erst die Möglichkeit zu offener Erhebung. Die Beschlüsse der Synode von Vienne und der vor ihr über den Kaiser verhängte Bann waren, wie wir wissen, in Deutschland wenig beachtet worden; einen tieferen Eindruck machte jetzt die Kunde, daß der Kardinal-Bischof Kuno von Palestrina als apostolischer Legat für Gallien am 6. Dezember 1114 zu Beauvais von neuem das Anathem über den Kaiser ausgesprochen habe. Kuno war ein Deutscher von Geburt, früh jedoch nach England gekommen, wo er am Hofe Wilhelms des Eroberers die Stellung eines Kapellans bekleidet hatte. Nach Wilhelms Tode kehrte er nach dem Festlande zurück und schien ganz der Welt entsagen zu wollen. Mit einigen Genossen begründete er in einem einsamen Wald der Picardie das Chorherrenstift Arrouaise, welches dann eine Zeitlang unter seiner Leitung blieb. Auf der Synode zu Troyes wurde er Papst Paschalis bekannt und zog durch seine lebendige Auffassung der Gregorianischen Prinzipien die Aufmerksamkeit desselben auf sich. Er folgte der Einladung des Papstes nach Rom und wurde bald zum Kardinal-Bischof erhoben. Als die schweren Tage der Gefangenschaft über Paschalis kamen, war Kuno als Legat im gelobten Lande. Die Nachricht von der Mißhandlung des Papstes und des römischen Klerus ergriff ihn so, daß er sogleich auf einer Synode in Jerusalem den Bann gegen den tempelschänderischen Tyrannen schleuderte. Das Anathem wiederholte er dann auf mehreren Synoden, die er auf seiner Rückreise im griechischen Reiche und in Ungarn abhielt; er lebte nur in dem Gedanken, die Kirche an ihrem verwegenen Unterdrücker zu rächen. Auf der Lateransynode des Jahres 1112, welcher er beiwohnte, hatte die Rücksicht auf die bedenkliche Lage des Papstes seinen Eifer zurückgehalten, aber keinen Zügel gab es mehr für ihn, als er während seiner Legation in Frankreich die Vorgänge in Köln und die Erhebung der Sachsen vernahm. Ohne Auftrag des Papstes sprach er abermals den Bann über den Kaiser aus und exkommunizierte zugleich dessen eifrigste Anhänger, namentlich Bischof Bur-

chard von Münster und Hermann von Winzenburg. Kuno war bereits ein älterer Mann, aber, wo es den Kampf gegen die Feinde der Kirche galt, noch voll jugendlicher Hitze.

Augenscheinlich handelte der Legat im Einverständnis mit Friedrich von Köln, der schon zuvor Burchard von Münster von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hatte und sich nun den Bann des Legaten allerorten bekannt zu machen befleißigte, um weiter und weiter den Aufstand zu verbreiten. Selbst an den bedächtigen Otto von Bamberg wagte sich Friedrich; wir besitzen den Brief, worin er diesem die Knechtschaft der Kirche mit den lebhaftesten Farben ausmalt. „Alle kirchliche Autorität", sagt er, „dient jetzt nur zum Erwerbe des Hofes. Die Bischöfe können keine Synoden halten; die ganze kirchliche Verwaltung ist an den Hof gezogen, um Geld zu erpressen, und die Bischofsstühle werden mit königlichen Pächtern besetzt. So wird das Bethaus zu einer Mördergrube gemacht, und vom Heil der Christenseelen kann da keine Rede sein, wo es nur darauf abgesehen ist, den unersättlichen Schlund des königlichen Fiskus immer von neuem mit Geld und Gut zu füllen." Friedrich ermahnt Otto, daß auch er nun, wo der rechte Zeitpunkt eingetreten, offen gegen die Tyrannei auftrete; denn schon habe die römische Kirche für sich und die deutschen Bischöfe das entscheidende Wort gesprochen, Frankreich stehe auf seiten der gerechten Sache, und auch Sachsen bekenne sich freimütig wieder zu derselben. Er unterrichtet dann Otto, indem er einen Gruß des Legaten bestellt, daß derselbe die in Beauvais ausgesprochene Exkommunikation demnächst zu Reims zu erneuern gedenke.

In der Tat sprach Kuno am 28. März 1115 auf einer Synode zu Reims abermals über Heinrich den Bann aus, und unmittelbar darauf ging er sogar nach Köln, um das erlassene Strafurteil auch außerhalb seiner Legation zu verbreiten und auf den deutschen Boden zu tragen. Am Ostermontag den 19. April verkündigte er feierlich in der Kirche des heiligen Gereon die Exkommunikation des Kaisers, eilte dann nach Sachsen und veröffentlichte auch dort — wir wissen nicht, an welchem Orte — das Anathem. Hierauf kehrte er in seine Legation zurück, verließ sie aber nicht eher, als bis er noch einmal auf einer Synode zu Chalons an der Marne am 12. Juli den Bann wiederholt hatte. Wohin er immer seine Schritte lenkte, schleuderte er den Fluch der Kirche über ihren Verfolger; der Bann war gleichsam die Spur, welche er allenthalben zurückließ.

Wie sehr man die Berechtigung Kunos zu solchem Verfahren außerhalb seiner Legation und ohne besondere Vollmacht des Papstes auch bestreiten mochte, blieb es nicht ohne erhebliche Folgen, daß er auf deutschem Boden über den Kaiser den Bannfluch der Kirche auszusprechen gewagt hatte. Der Aufstand Kölns, der niederlothringischen Herren und der Sachsen suchte sich nun mit der Autorität der Kirche zu decken; eine Ver-

bindung der Aufständischen in Deutschland mit den eifrigsten Gregorianern, denen sich auch der Papst wieder immer unverhohlener anschloß, war angebahnt, und sie befestigte sich von Tag zu Tag. Noch wichtiger jedoch als die Schritte des Legaten waren für den Augenblick die Waffenerfolge der rebellischen Fürsten.

Der Bischof von Halberstadt, Pfalzgraf Friedrich und Markgraf Rudolf zogen bald nach der Schlacht am Welfesholze gegen Quedlinburg, wo man noch immer kaiserlich gesinnt war. Nach längerer Belagerung wurde Quedlinburg genommen, dann fiel auch die Haimburg bei Blankenburg in die Hände der Fürsten. Inzwischen hatte sich Herzog Lothar mit seinen Bundesgenossen aus Westfalen und Lothringen gegen Dortmund aufgemacht und die vom Kaiser hergestellte Feste aufs neue zerstört. Auch Friedrich von Köln rückte mit seinen Mannen in Westfalen ein und gewann die sehr starke Burg Lüdenscheid den Kaiserlichen ab; noch zwei andere Festen derselben fielen in seine Hände. Die Kölner Bürgerschaft belagerte und zerstörte um dieselbe Zeit die Burg Wissel, welche bei Rees am Unterrhein lag und dem Grafen Dietrich von Kleve gehörte. Herzog Lothar wandte sich mit seinen Freunden nach der Zerstörung Dortmunds gegen das Münsterland; Münster selbst wurde belagert und die Belagerung erst dann aufgehoben, als sich die Bürger binnen einer gewissen Frist zu unterwerfen versprachen, wenn nicht ihr Bischof inzwischen beim Kaiser einen Frieden erwirken werde.

Der ganze Unterrhein und Westfalen waren augenscheinlich dem Kaiser bereits verloren; nirgends zeigten sich Hoffnungen, mit Waffengewalt das Verlorene wieder zu gewinnen. Auch wenn ihn die Münsteraner nicht drängten, mußte der Kaiser an einen Frieden mit den Rebellen denken. Schon als Lothar auf dem Abzug von Münster an die Weser bei Korvei kam, trafen bei ihm Herzog Welf von Bayern und Bischof Erlung von Würzburg ein und eröffneten ihm, daß der Kaiser Friedensverhandlungen einleiten wolle. Aber Lothar traute dem Worte des Kaisers nicht und warf sich sofort aufs neue in den Kampf gegen Hermann von Winzenburg im östlichen Sachsen; es gelang ihm, die von Hermann besetzten Burgen Falkenstein und Wallhausen in seine Gewalt zu bringen. Lothar war damals der Glückliche; weithin wurde sein Name gefeiert. Je tiefer die Autorität des Kaisers sank, desto mehr erhob sich das Ansehen des Sachsenherzogs.

Und schon suchte sich das aufständische Sachsen in unmittelbare Verbindung mit Rom zu setzen. Auf die Einladung der Fürsten erschien dort im Spätsommer 1115 der mit einer Legation in Ungarn betraute Kardinal Dietrich. Am 1. September war er in Braunschweig, wo Bischof Reinhard damals das von der Markgräfin Gertrud gebaute Ägidienkloster weihte; am 8. September saß er einer Synode zu Goslar vor, bei welcher die geistlichen und weltlichen Herren Sachsens in großer Zahl

erschienen waren. Der Legat erklärte hier, daß schon vor Jahren ein römisches Konzil die Ungültigkeit des Investiturprivilegs beschlossen habe, daß demnach der Kaiser selbst und alle Bischöfe, welche sich von ihm hätten investieren lassen, dem Banne verfallen seien; die Reuigen nahm er zu Gnaden an, und zu ihnen gehörten vor allen Erzbischof Adalgot und Bischof Reinhard. Das ketzerische Sachsen bekehrte sich wieder zu der reinen Lehre der Gregorianer. Über seine Tätigkeit erstattete der Legat sofort dem Papste Bericht, der seinen Eifer belobte, in allgemeinen Ausdrücken seine Verordnungen bestätigte und ihn im besondern anwies, sich Bischof Reinhard wegen seines bewiesenen Eifers gnädig zu zeigen. So schien Sachsen wieder mitten in dem alten Streit zu stehen, in dem es einst gegen den Vater des Kaisers so viel Blut vergossen hatte. Wieder hatten die Fürsten die Waffen ergriffen; wieder waren der päpstliche Legat, der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt an ihrer Spitze; wieder brachten das Investiturverbot und der Bann auch das Volk in Bewegung.

Auffällig ist, daß der Kaiser, sonst so hitzig in der Bekämpfung seiner Gegner, jede persönliche Einmischung in die Streitigkeiten, welche Sachsen und den Niederrhein aufregten, jetzt sorgfältig zu meiden schien. Aber alle seine Gedanken waren bereits auf Italien gerichtet, wohin ihn die Nachricht vom Tode der großen Gräfin rief. Am 24. Juli 1115 war zu Bondeno bei Kanossa die mächtige, viel bewunderte Frau gestorben. Die Zeiten ihres Glanzes, wo sie unmittelbar tief in die Weltgeschicke eingriff, waren längst vorüber. Ihre letzten Jahre blieben von Trübsalen nicht frei; denn sie sah den Papst mißhandelt, die Kirche gespalten, ihre eigenen Untertanen, namentlich die Mantuaner, gegen ihre Herrschaft im Aufstande. Für die kirchliche Sache war ihr Abscheiden kaum noch ein Verlust, dagegen für den Kaiser ein Gewinn von unberechenbarer Bedeutung, zumal es ihm die Aussicht auf eine überaus reiche und glänzende Erbschaft in Italien eröffnete. Es drängte ihn, sie in Empfang zu nehmen, zugleich hoffte er auch ein neues Abkommen mit dem Papste zu treffen, dessen bedrängte Lage ihm hinreichend bekannt war; denn kaum sah Heinrich noch einen anderen Ausweg aus den deutschen Wirren, welche unter den Händen der Legaten mehr und mehr eine kirchliche Richtung annahmen.

Wollte aber Heinrich Deutschland verlassen, so mußte ihm daran liegen, mindestens für die Dauer seiner Abwesenheit einen Frieden herzustellen. Deshalb berief er die Fürsten zum 1. November nach Mainz, um die Angelegenheiten des Reichs nach ihrem Wunsche zu ordnen. Die Lothringer scheinen seiner Absicht geneigt gewesen zu sein; denn Graf Dietrich von Are begab sich, von Bischof Hartwig von Regensburg begleitet, mit der Bitte des Kaisers zu den Sachsen, daß sie sich den Verhandlungen des Reichstags nicht entziehen möchten. Aber Herzog Lothar, welchen die

Gesandten mit einem Heere gegen Erfurt im Anmarsche fanden, hörte nicht auf den Wunsch des Kaisers. Nicht nach Mainz begab er sich, sondern nach Fritzlar, wo die sächsischen Fürsten mit den päpstlichen Legaten die Lage des Reichs zu beraten beschlossen hatten. Die Friedensverhandlungen waren dadurch von vornherein vereitelt, und selbst solche Fürsten blieben zurück, welche ein gütliches Abkommen gewünscht hatten.

Zu der bestimmten Frist erschien der Kaiser in Mainz, aber nur einige Bischöfe waren seinem Rufe gefolgt. Der Reichstag trat nicht zusammen, und schon war der Kaiser selbst in Mainz vor dem Aufstande nicht sicher. Die sonst so kaiserliche Stadt war wie verändert. Die Bevölkerung erhob sich, um die Freilassung ihres Erzbischofs zu erzwingen, dessen Herrschaft ihnen zuvor drückend genug erschienen war. Die Vasallen und Dienstmannen des Erzstifts drangen in den Kaiser, Adalberts Kerker zu öffnen; zugleich stürmte die Bürgerschaft, geführt von dem Landgrafen Arnold von Looz, gegen die Pfalz an, füllte den Hof derselben und forderte unter dem wildesten Toben Adalberts Freigebung. Man besorgte, sie würde die Pfalz in einen Schutthaufen umwandeln und den Kaiser mit seinem Gefolge unter demselben begraben. Dem Kaiser blieb kaum eine freie Entschließung. Als ihm die Bürger gelobten, daß der Erzbischof fortan nichts mehr gegen das Reich unternehmen solle, daß sie selbst ihn, wenn er sich dessen schuldig mache und auf erhobene Anklage an einem ihm anberaumten Tage nicht stelle und rechtfertige, aus der Stadt vertreiben würden, als sie ferner Geiseln für diese ihre Versprechungen stellten und auch Erzbischof Bruno von Trier für seinen alten Widersacher eintrat und sich als Bürgen für dessen Treue in Zukunft darbot, da erklärte der Kaiser: innerhalb drei Tagen werde er Adalbert entlassen.

Heinrich kannte seinen früheren Kanzler zu gut, um zu begreifen, daß er seinen Widersachern in ihm den listigsten, tätigsten und verwegensten Führer gab, daß alle Künste, welche Adalbert einst für das Reich geübt hatte, nun allein zum Ruin desselben dienen würden. Heinrich und Adalbert waren verwandte Naturen; sie hatten sich auch lange genug nahegestanden, um sich völlig zu durchschauen. Sie hatten sich gegenseitig von dem Augenblicke an gefürchtet, als sich ihre Wege schieden, und Adalberts Furcht war nicht grundlos gewesen; dennoch bebte vielleicht der Kaiser jetzt mehr vor seinem früheren Genossen, dessen Kerker er öffnete, als dieser jemals vor ihm gezittert hatte. Adalberts Freilassung kam einer Niederlage des Kaisers gleich, weit empfindlicher für ihn als der Tag am Welfesholze.

Der Erzbischof war im Kerker mit besonderer Härte behandelt worden, nicht einmal ausreichende Kost hatte man ihm gereicht. Wie ein Jammerbild, kaum in den Knochen hängend, der Schatten eines Lebenden, kehrte der einst so hochfahrende Mann nach Mainz zurück, wo man ihn jubelnd empfing. Er schien sich in die vom Kaiser gestellten Bedingungen

fügen zu wollen; selbst begab er sich nach Speier an den Hof, stellte seine Neffen als Geiseln und schwur, was die Mainzer geschworen hatten. Doch er schwur nur den Eid, um ihn zu brechen. Denn zu derselben Zeit waren bereits seine Boten zu dem Kardinal Dietrich auf dem Wege, nicht nur um ihm seine Unterwerfung zu melden und sich wegen der kaiserlichen Investitur lossprechen zu lassen, sondern auch um den Kardinal aufzufordern, einer Versammlung der Fürsten beizuwohnen, welche nach Köln berufen sei, um die Befehle des Papstes zu empfangen und die Lage des Reichs zu beraten.

Adalberts Berufung nach Köln hatte besseren Erfolg als die des Kaisers zum Mainzer Reichstag wenige Wochen zuvor. Daß sich selbst Otto von Bamberg in Köln einstellte, zeigt deutlich, wie tief die Niederlagen des Kaisers gewirkt hatten. Man erwartete um Weihnachten dort den Legaten, doch ein jäher Tod raffte ihn auf der Reise fort. Der Kardinal starb zu Schwelm. Die Leiche wurde nach Köln gebracht und dort unter großen Feierlichkeiten begraben; vierzehn Bischöfe, Herzog Lothar und viele andere Fürsten gaben durch ihre Gegenwart dem Begräbnis einen besonderen Glanz. Am Tage nach Weihnachten beschäftigte die Fürsten eine andere Feier; erst jetzt ließ sich Erzbischof Adalbert von Otto von Bamberg weihen. Mehr als drei Jahre waren vergangen, seit er die kaiserliche Investitur empfangen; erst wenige Wochen, seit er sie abgebüßt hatte. Der Neugeweihte trat dann mit den Fürsten über die Lage des Reichs in Beratung. Leider kennen wir ihre Beschlüsse nicht im einzelnen, doch ist kein Zweifel darüber, daß sie darauf abzielten: der Kaiser sei wie ein Gebannter zu behandeln, der Umgang mit ihm zu meiden. Wenn man auf diesem Wege mit Konsequenz vorschritt, machte man Heinrich die Regierung des Reichs unmöglich. Zugleich mußte man den Papst zu bestimmen suchen, selbst den Bann über den Kaiser auszusprechen; denn die Maßregeln seiner Legaten waren anfechtbar und schienen vielen ungenügend. Wie hätte man sich nicht jetzt daran erinnern sollen, daß einst Gregor so lange den Handlungen der Legaten die Anerkennung versagt und dadurch die Fürsten in die schwersten Bedrängnisse getrieben hatte? Die aufständischen Fürsten drängten zu einem neuen Tage von Tribur, und unzweifelhaft meinten sie, dann mit dem Sohne weniger schonend zu verfahren als einst mit dem Vater.

Heinrich, der zu Speier das Weihnachtsfest feierte, war wegen der Vorgänge in Köln in hohem Grade besorgt und schickte Bischof Erlung ab, um mit den Fürsten zu unterhandeln. Allein die Strömung dort war schon so mächtig, daß sie auch Erlung fortriß. Als er zurückkehrte, weigerte er sich, mit dem Kaiser ferner Gemeinschaft zu pflegen. Da dieser ihn zwang, vor ihm die Messe zu halten, verließ Erlung heimlich den Hof und wandte sich ganz den Aufständischen zu. Der Kaiser hatte, als er die Kölner Beschlüsse erfuhr, sofort Adalbert zur Verantwortung nach

Speier berufen, aber trotz seiner Eide und seiner Geiseln stellte sich der Erzbischof nicht; unzweifelhaft hat auch er sich darauf berufen, daß ihm mit dem Gebannten nicht mehr zu verkehren erlaubt sei.

Die Gregorianischen Ideen gewannen abermals in Deutschland breitesten Raum. Offen bekannten sich die Aufständischen zu ihnen: und wie sollte der Kaiser ihnen begegnen? Mit Recht scheute er sich, die Wege zu betreten, welche einst der Vater in ähnlicher Lage eingeschlagen hatte. Die Entsetzung der aufständischen Bischöfe, die Erhebung von Gegenbischöfen würde das Reich in neue Gefahren gestürzt, mehr geschadet als genützt haben. So tastete er die kirchliche Stellung jener Bischöfe nicht an, aber er nahm ihnen, so weit er es vermochte, was sie vom Reiche besaßen. Die Bischöfe von Würzburg hatten die meisten Grafschaftsrechte in ihrem Sprengel gewonnen und ließen sie durch ihre Vasallen üben; damit besaßen sie eine der herzoglichen ähnliche Stelle, und man schrieb ihnen ein ostfränkisches Herzogtum zu: dieses Herzogtum nahm der Kaiser jetzt Erlung und übertrug es seinem Neffen Konrad von Staufen. In ähnlicher Weise nahm er Adalbert und Friedrich das Erzkanzleramt wie die damit verbundenen politischen Rechte und Einkünfte; die Urkunden der nächsten Jahre sind von den Kanzlern des Kaisers — Bruno für Deutschland, Bischof Burchard von Münster für Italien — im eigenen Namen, nicht in Stellvertretung der Erzkanzler ausgestellt. Es scheint klar, daß der Kaiser, wenn ihm die deutschen Bischöfe die Investitur bestritten, auf jene frühere Verordnung des Papstes zurückgriff, welche ihm die Regalien zusprach; vielleicht gerade deshalb, weil sie einst eine so gewaltige Aufregung unter den deutschen Kirchenfürsten hervorgerufen hatte, und er wußte, wie empfindlich sie in diesem Punkte waren.

Vor allem suchte der Kaiser den Papst von den Aufständischen zu trennen. Von dem höchsten Werte war ihm, daß Paschalis die Exkommunikation seiner Legaten nicht bestätige; zu dem Ende entschloß er sich, mit ihm sofort über einen neuen Vertrag in Unterhandlung zu treten. Zum Unterhändler wählte er den Abt Pontius von Cluny, der in vielen Beziehungen zu diesem Geschäfte besonders geeignet schien. Pontius war der Sohn des Grafen Peter von Mergueil in Languedoc, dem Kaiser und dem eifrigen Guido von Vienne blutsverwandt, da auch er der Nachkommenschaft Otto Wilhelms angehörte; noch näher stand er dem Papste, der ihn aus der Taufe gehoben und seinen Eintritt in die Abtei Cluny bestimmt hatte. Schon früher hatte Cluny eine vermittelnde Stellung zwischen den Gregorianern und dem alten Kaiser eingenommen: so blieb Pontius gleichsam in der Tradition der Kluniazenser. Aber auch dem Selbstgefühl des jungen und stolzen Mannes, welcher durch den Titel „Abt der Äbte" die Empfindlichkeit der Mönche am Monte Cassino reizte, mochte die Rolle gefallen, die ihm als Friedensstifter zwischen Kirche und Reich zugedacht war.

In der Mitte des Dezembers war Pontius am Hofe des Kaisers zu Speier; schon damals werden ihm die Aufträge erteilt sein, die er im Anfang des nächsten Jahres in Rom auszuführen suchte. Gleichzeitig oder wenig später schrieb der Kaiser dem Papste: er beklage tief, daß der heilige Vater um seinetwillen, d. h. wegen des Investiturprivilegs, in große Bedrängnisse geraten sei, die ihn mehr als seine eigene Not bedrückten; deshalb habe er den Abt nach Rom gesandt und wünsche, nach dem Rate des Papstes, des Abtes und anderer religiöser Männer den apostolischen Stuhl der Not zu entreißen und einen dauernden Frieden zwischen Kirche und Reich herzustellen.

So sehr lag eine Verständigung mit dem Papste dem Kaiser am Herzen, daß er selbst Deutschland sofort zu verlassen entschlossen war, obwohl er dort den Aufstand ungebrochen zurückließ und nicht einmal eine augenblickliche Waffenruhe gewinnen konnte. Die Klugheit riet ihm, sich mit Rom abzufinden, ehe die deutschen Fürsten auf dem betretenen Wege weitergingen, ehe ein neues Tribur ihn zwang, sich schlimmeren Demütigungen zu unterwerfen, als einst der Vater auf sich nehmen mußte. Überdies schadete seine Anwesenheit hier mit jedem Tage mehr, als sie nützte. Besser gab es gar keinen Hof in Deutschland, als daß die Fürsten denselben geflissentlich mieden, um nicht durch den Umgang mit dem ketzerischen Kaiser in Kirchenstrafen zu verfallen.

Auf einen längeren Aufenthalt jenseits der Alpen rechnete der Kaiser, aber nicht auf gefährliche Kämpfe. Deshalb nahm er kein Heer mit sich. Aber seine Gemahlin, die Kanzler und diejenigen Bischöfe, Äbte und Pröpste, deren Rat er bei den Geschäften des Reichs und der Kirche besonders bedurfte, wie die Bischöfe Mazo von Verden und Hermann von Augsburg, die Äbte Erlulf von Fulda und Berengoz von S. Maximin, der Propst Arnold von Aachen, mußten ihm folgen. Der ganze kaiserliche Hofhalt wurde nach der Lombardei verlegt, wo der Kaiser in näherer Verbindung mit Deutschland bleiben und zugleich die Verhandlungen mit Rom leichter führen konnte. Die Stellvertretung in den deutschen Ländern übertrug er seinem Neffen Friedrich von Schwaben und dem Pfalzgrafen am Rhein Gottfried von Calw; sie beide sollten den Kampf am Unterrhein fortführen, während Friedrichs Bruder in Ostfranken, Hermann von Winzenburg und Heinrich Haupt in Thüringen und Sachsen die Gegner des Reichs nach Kräften niederhielten.

Am 15. Februar 1116 war der Kaiser noch in Augsburg. Wenige Tage später muß er — am Brenner, wie es scheint — die Alpen überstiegen haben. Im Anfange des März war der Hof bereits in Treviso; Heinrich, der Bruder Herzog Welfs, welchen die Angelegenheiten seines Hauses nach Italien führten, Herzog Heinrich von Kärnten, die Bischöfe von Brixen und Trient hatten sich dem Kaiser auf dem Wege angeschlossen; bald traf auch Bischof Udalrich von Konstanz ein, Gebhards Nachfolger,

dessen Weihe der Papst schon seit vier Jahren verhinderte, und der jetzt selbst in Rom die Erlaubnis zu derselben erwirken wollte[1].

Allerdings war es nicht auf Kriegstaten, wie sie sonst die Kaiser über die Alpen geführt, diesmal in Italien abgesehen, sondern auf den Antritt einer reichen Erbschaft und die Einleitung politischer Verhandlungen mit Rom. Aber diese Verhandlungen waren von größter Tragweite. Der Bestand des Kaisertums, welches Heinrich wieder zu einer furchterregenden Gewalt erhoben, doch gerade dadurch in neue Gefahren gestürzt hatte, wie auch die Zukunft der Kirche hing von denselben ab; nicht minder hatten sie zu entscheiden, ob den Schrecken des Bürger- und Glaubenskrieges, welche abermals in Deutschland entfesselt waren, noch ein schnelles Ziel gesetzt werden könne. Auf der abschüssigen Bahn der Gewalt war Heinrich an einen Abgrund geraten, wo Dreistigkeit ohne Vorsicht keine Rettung mehr bot. Es mußte sich zeigen, ob er noch andere Mittel der Herrschaft kenne, als er bis jetzt angewandt hatte, ob er ebenso umsichtig wie keck seinen Feinden begegnen könne.

[1] Udalrich aus dem Geschlecht der Grafen von Dillingen hatte die königliche Investitur ohne vorgängige Wahl erhalten. Erst nach Paschallis' Tode gelang es ihm, vom Erzbischof von Mailand die Weihe zu erlangen.

6. Heinrich V. als Erbe der großen Gräfin

Der Kaiser und die Lombarden

Sobald Heinrich die Alpen überschritten hatte, richtete er seinen Weg nach Venedig. Am 11. und 12. März hielt er dort in der Pfalz des Dogen einen glänzenden Hoftag. Niemals waren die Beziehungen des Reichs zu der Republik vertrauter; der junge kriegsmutige Doge Ordelafo Faliero und der Kaiser schlossen sich auf das engste aneinander an. Vielleicht geschah es deshalb, weil sie ein gemeinsames Interesse gegen die Ungarn hatten, denen die Republik damals die dalmatische Küste und Zara wieder zu entreißen suchte; in der Tat warb der Doge bald mit Bewilligung des Kaisers in der Lombardei jenes Heer, durch welches er in dem glücklichen Feldzuge des Jahres 1116 Zara einnahm. Vielleicht wollte aber auch Heinrich den Einfluß der Republik in Konstantinopel benutzen, wo der Papst noch immer in Verhandlungen stand, deren Ausgang ihn mit Sorgen erfüllte; wir wissen, daß der Kaiser später seinen Kanzler Burchard von Münster an den griechischen Hof sandte, und nicht unwahrscheinlich ist, daß die Venetianer diesem jetzt das Feld bereiteten, wie einst den Gesandten Ottos des Großen. Gewiß waren es Geschäfte ernstester Art, welche Heinrichs damaligen Aufenthalt in Venedig bedingten und ihn zum Bundesgenossen des Dogen machten.

Nachdem der Kaiser Venedig verlassen hatte, war sein nächstes Ziel, sich die Mathildische Erbschaft zu sichern. Am 8. April hielt er zu Reggio Hof, am 17. April war er zu Kanossa. Jene Burg betrat er jetzt als Herr, deren Pforten einst dem Flehen seines Vaters so lange verschlossen geblieben waren, an deren Mauern sich die trübsten Erinnerungen in der Geschichte seines Hauses knüpften. Bis tief in den Sommer hinein verweilte Heinrich auf verschiedenen Burgen der großen Gräfin, dann machte er einen Kaiserritt durch die Länder Lombardiens, der ihn bis nach Ivrea und Novara führte, und kehrte bei Einbruch des Winters wieder in die Gegend um Modena zurück.

Die große Gräfin hatte nach ihrem eignen Zeugnis bereits Gregor VII. in Rom eine Urkunde ausgestellt, in welcher sie ihr ganzes Eigentum dem

heiligen Petrus verschrieb; da aber eine solche Urkunde nirgends aufzufinden war, fertigte sie am 17. November 1102 zu Kanossa dem Kardinallegaten Bernhard eine Schenkung gleichen Inhalts aus, welche sie aber in der freiesten Verfügung über ihre Besitzungen nicht beschränkte. Sie stattete nach wie vor Kirchen aus ihren Gütern aus und traf auch ohne Zweifel im Jahre 1111 ein persönliches Abkommen mit dem Kaiser, das ihm die große Erbschaft sicherte. Mathilde mochte sich um so eher dazu verstehen, als kaum zweifelhaft war, daß sie in einer Zeit, wo sie in der Acht des Reiches stand, über ihre Allodien nicht hatte verfügen können und jeder Rechtsstreit mit dem jungen Kaiser bedenklichster Art war. Ob die Ansprüche Roms bei diesem Abkommen berücksichtigt waren, wissen wir nicht; aber sicher ist, daß der Papst, in dessen Hand der Schenkungsbrief war, damals keinen Versuch gemacht hat, sich in den Besitz des mathildischen Hausguts zu setzen. Nicht einmal ein Protest Roms ist Heinrich entgegengestellt, als er die Erbschaft antrat, und auch später ist bei seinen Lebzeiten nie ein solcher Protest erhoben worden. Die Reichslehen, welche bei Mathildens Tode erledigt waren und über welche sie unter keinen Umständen hatte verfügen können, verteilte er großenteils an seine Getreuen; die Markgrafschaft Tuscien empfing so ein gewisser Rapoto, wahrscheinlich ein Seitenverwandter des Vohburgschen Hauses, welches auch in Italien große Besitzungen gehabt hatte. Die ausgedehnten Allodien Mathildens behielt Heinrich, soweit er sie nicht zu frommen Stiftungen für ihr Seelenheil verwandte, selbst in der Hand; denn auch durch solche Stiftungen stellte er sich als ihr vollberechtigter Erbe dar.

Durch diese Erbschaft war der Kaiser der erste Fürst der Lombardei geworden. Nicht ohne Bedeutung war, wie er die ihm zugewachsene Macht nun benutzen würde. Sein früheres Auftreten in Italien ließ vermuten, daß er der städtischen Freiheit jetzt nur um so schroffer entgegentreten, daß er den Schrecken steigern werde, um alles in Untertänigkeit zu erhalten. Nicht ohne Verwunderung nimmt man wahr, daß gerade das Gegenteil eintrat. Mit gewinnender Milde behandelte er die Städte wie den Adel des Landes, gleich als ob er sich auf dem lombardischen Boden heimisch machen und eine dauernde Macht gründen wolle. Die Ereignisse in Deutschland mochten ihn belehrt haben, daß er hier neue Stützen für seine Herrschaft suchen müsse.

An dem Aufstreben der Seestädte nahm der Kaiser den lebhaftesten Anteil. Wie er Venedig gegen die Ungarn unterstützte, ist soeben berührt worden. Nicht geringere Teilnahme zeigte er den Pisanern, denen es nach langen und gefahrvollen Kämpfen in diesem Jahre gelungen war, die Herrschaft der Araber auf den Balearen zu erschüttern, Iviza und Majorca zu erobern. Pisa sandte an Heinrichs Hof den Konsul Petrus, den Vizegrafen gleichen Namens und einen Rechtsgelehrten Tiepold. Der

Kaiser nahm diese Gesandten gnädig auf und schenkte die Höfe Livorno und Papiana der Stadt zum Ausbau ihres Domes, weil ihre Bürger, heißt es in der Urkunde, „durch ihre Anstrengungen, ihre Opfer und Gefahren nicht allein unserem Reiche, sondern der ganzen Christenheit großen Ruhm gewonnen haben, indem sie die mächtige und volkreiche Stadt Majorca mit Kriegsmacht besiegten und von Grund aus zerstörten."

Sehr freigebig war der Kaiser damals auch mit Freiheitsbriefen für die Städte; nicht wenige Kommunen danken ihm die Sicherung ihrer unter vielen Mühen und Drangsalen erworbenen Rechte. Die Stadt Mantua, mit welcher die große Gräfin noch in den letzten Zeiten vielfach in Streit gelegen hatte, pries Heinrich als ihren Wohltäter; denn er bestätigte nicht nur ihre Freiheiten, so daß sie den bestgestellten Städten des Reiches gleichstand, sondern bestimmte auch die Niederreißung der kaiserlichen Burg in der Stadt und schenkte den Bürgern die Insel Rivalta, deren Feste sie zu Mathildens großem Verdruß zerstört hatten, und die nun der Kaiser nie wieder aufzurichten befahl. Man weiß, mit welcher Härte Heinrich vor wenigen Jahren Novara zerstört hatte; inzwischen hatten die Bürger ihre Mauern und Türme hergestellt, und jetzt bestätigte ihnen der Kaiser nicht nur den Besitz derselben, sondern belobte sie auch wunderbarerweise für die bisher ihm bewiesene Treue. Ein gleiches Lob spendete er der Stadt Turin, welche abgesehen von den bestehenden Gerechtsamen der Bischöfe fortan niemand mehr als ihm selbst zu Diensten und Abgaben verpflichtet sein sollte; die Abhängigkeit der Stadt von der Markgrafschaft wurde völlig gelöst. Besondere Freiheiten erhielt die Stadt Bologna, deren Ruf die kürzlich begründete Schule des römischen Rechts bald über das ganze Abendland verbreitete. Warnerius, der große Rechtslehrer, ist selbst in dem kaiserlichen Privileg als Zeuge unterschrieben; vielfach finden wir ihn auch als Beisitzer oder Urteilsfinder auf den Gerichtstagen des Kaisers erwähnt. Wie einst Petrus Crassus gegenüber den neuen Ansprüchen Roms die alten Kaiserrechte mit dem Justinianeischen Kodex verteidigt hatte[1], stellte Warnerius jetzt seine gelehrte Autorität dem Kaisertum zu Gebot.

Nicht minder huldvoll als gegen die Städte erwies sich der Kaiser gegen den Adel, selbst gegen Geschlechter, deren bisherige Haltung ihm Anlaß zur Unzufriedenheit geboten hatte. So verzieh er den Söhnen des Grafen Raimbold von Treviso, welcher sich mehrmals gegen das Reich aufgelehnt hatte; er gab den Söhnen die dem Vater entzogenen Besitzungen zurück. Die reiche Erbschaft bot dem Kaiser die Mittel zu ungewöhnlicher Freigebigkeit gegen die adligen Herren, und sie waren nicht unempfänglich gegen seine Gaben. Der Hof wurde häufig und gern von ihnen besucht. Die Markgrafen Werner von Ancona, Bonifatius von Savona, Anselm von Busco und Rainer von Montferrat verweilten fast

[1] Vgl. Bd. III, S. 421. 422.

ununterbrochen in der Umgebung des Kaisers; zahlreiche Grafen und Ritter Tusciens, der Romagna und der Lombardei fehlten niemals an seiner Seite. Auch die geistlichen Herren sprachen häufig bei Hofe vor; eine ganze Reihe italienischer Bischöfe ließe sich aufführen, welche die Gemeinschaft mit dem Kaiser suchten, den man in Deutschland als einen Ketzer mied. Unter ihnen waren nicht wenige, welche durch die Pataria ihr Amt gewonnen hatten; auch die letzte Lebenskraft dieser einst so gefürchteten Verbindung schien mit dem Tode der großen Gräfin erloschen.

Mochten Städte wie Mailand und Pavia sich der Einwirkung des Kaisers entziehen, unzweifelhaft war doch in dem Hofe des Kaisers dem nördlichen Italien wieder ein Mittelpunkt gegeben, wie er dem durch die verschiedensten Interessen geteilten Lande seit lange gefehlt hatte. Italien erwuchs daraus mancher Gewinn, und für den Kaiser war es ein unberechenbarer Vorteil, daß seine Macht gerade, als sie diesseits der Alpen erschüttert wurde, jenseits derselben wieder festeren Boden gewann. Hier herrschte er fast unangefochten, und die Wirkungen des Anathems, welche ihn unter den Deutschen zu beunruhigen anfingen, ließen sich hier wenig verspüren. Erzbischof Konrad von Salzburg, der sich nach der Lombardei geflüchtet, fand nach dem Tode der großen Gräfin hier keine Sicherheit mehr und kehrte nach Deutschland zurück.

Mit großer Klugheit hatte der Kaiser die Freunde Mathildens an sich zu fesseln, ihre Widersacher zu gewinnen gewußt. Sollte es dem Erben der großen Gräfin nun nicht auch gelingen, mit dem Papste, der in der Macht des Hauses Kanossa so lange seine festeste Stütze gefunden hatte, ein Abkommen zu treffen, wie er es bedurfte? Jede Nachricht aus Deutschland zeigte ihm, daß der alte Streit um die Investitur dort von neuem zu entbrennen drohte, und daß seine Gegner zu denselben Waffen griffen, die sie einst gegen seinen Vater geführt. Um so dringlicher war für ihn eine Verständigung mit Rom, um so wichtiger das Ergebnis der Verhandlungen, mit denen er den Abt von Cluny beauftragt hatte.

Verhandlungen des Kaisers mit Rom

Der Papst hatte auf die Fastenzeit 1116 abermals eine große Synode nach Rom berufen. Wichtige Beschlüsse sollten gefaßt werden, namentlich über die Investiturfrage, welche aufs neue die Welt bewegte. Man war um so gespannter auf die Entscheidung, als die Gregorianer hofften, daß der Papst nun endlich seine zurückhaltende Stellung aufgeben und die von seinen Legaten über Heinrich verhängte Exkommunikation öffentlich bestätigen würde. Am 6. März wurde die Synode eröffnet. Bischöfe und Äbte, Herzöge und Grafen aus verschiedenen Ländern hatten sich teils persönlich eingestellt, teils Gesandte geschickt. Die Versammlung scheint

nicht sehr zahlreich gewesen zu sein, doch befanden sich in ihr gerade hervorragende Vertreter der strengsten Richtung, wie Kuno von Palestrina. Vorauszusehen war, daß diese nichts unterlassen würden, um den Papst zu einem entscheidenden Schritte zu drängen.

Aber auch der Abt von Cluny, der Gesandte des Kaisers, war in Rom, und zu derselben Zeit, wo die Synode zusammentrat, war der Kaiser selbst von den Alpen in die lombardische Ebene hinabgestiegen. In der nächsten Umgebung des Papstes standen Männer, die ihm unter solchen Umständen von einem hastigen Verfahren abrieten, wie der Kardinal Johann von Gaeta, der Kanzler des Papstes, der Stadtpräfekt Petrus und Pier Leone, dessen Geiseln noch in der Gewalt des Kaisers waren. Ohnehin bebte der Papst vor einer Erklärung zurück, die er nicht ohne offenbare Verletzung seines dem Kaiser geschworenen Eides abgeben konnte. So bemühte er sich anfangs, die Investiturfrage auf der Synode hinauszuschieben, und legte zunächst den versammelten Vätern die Entscheidung über das ärgerliche Schisma vor, welches seit Jahren die Mailänder Kirche beunruhigte.

Die Parteien Jordans und Grossolans lagen in Mailand noch immer im Kampfe; der Streit war um so hitziger geworden, als Grossolan nach seiner Rückkehr von der Kreuzfahrt nicht die mindeste Neigung zeigte, freiwillig von seinem erzbischöflichen Stuhl zu weichen. Die Partei Jordans war die republikanische, die Grossolans berief sich auf den Papst. Nach blutigen Auftritten in der Stadt kam es endlich zu einem Vergleich, welcher die letzte Entscheidung dem Papst in die Hand gab. Auf der Synode waren die beiden hadernden Erzbischöfe zugegen, und ihre Sache ließ der Papst nicht nur am ersten, sondern auch am zweiten Tage verhandeln. Als dann am dritten Tage, ehe noch jener verwickelte Handel entschieden war, eine neue Streitfrage, welche zwischen den Bischöfen von Lucca und Pisa schwebte, vor die versammelten Väter gebracht wurde, riß endlich einem der Bischöfe die Geduld, und er wagte die Äußerung: der Papst solle doch bedenken, zu welchem Zwecke auf seine Einladung so viele unter großen Gefahren von fern hierher gekommen seien; bisher verhandle man wider die Ordnung nur über weltliche Dinge, nicht über die großen geistlichen und kirchlichen Fragen; vor allem müsse man erfahren, wie der Papst über die Investitur denke, denn deshalb sei man erschienen; man dürfe nicht in der Ungewißheit heimkehren, was man in Zukunft zu lehren habe.

Nicht länger konnte der Papst die große Streitfrage des Augenblicks zurückhalten. Ungesäumt trat er mit der Erklärung hervor: was er in der äußersten Bedrängnis getan, dabei habe er die Befreiung des Volkes Gottes im Auge gehabt, obschon in menschlicher Schwachheit gehandelt; er bekenne offen, gefehlt zu haben, und bitte alle, Gott für ihn um Verzeihung anzuflehen; das Investiturprivileg verdamme er für ewig und

wolle, daß dies allgemein geschehe. Diese Worte des Papstes fanden allgemeinen Beifall, und Bruno von Segni wollte die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, seine alte Ansicht von dem häretischen Inhalt des Privilegs zur Anerkennung zu bringen. „Gott sei Dank", rief er aus, „daß der Papst jetzt mit eigenem Munde jene schandbare und ketzerische Schrift verwirft." „Ist die Schrift ketzerisch", rief ein anderer, „so ist auch ihr Urheber ein Ketzer." Erzürnt trat dem Verwegenen Johann von Gaeta entgegen. „Du wagst", rief er ihm zu, „hier im Konzil vor unseren Ohren den Papst einen Ketzer zu nennen! Ein Übel war jene Schrift, nicht aber Ketzerei." „Auch nicht ein Übel", fügte ein anderer hinzu, „denn sie befreite das Volk Gottes, und das rühmt die heilige Schrift als ein löbliches Werk." So brachen unerwartet die Gegensätze in der Kirche selbst noch einmal auf das heftigste hervor und stießen hart aufeinander. Die Versammlung war in gewaltiger Aufregung, der Papst selbst in größter Bestürzung. Endlich gelang es ihm, das Getümmel zu beschwichtigen und zu der Erklärung Raum zu gewinnen, daß die römische Kirche niemals häretisch gewesen sei, vielmehr alle Ketzereien überwältigt habe.

Die Sitzung der folgenden Tage fiel aus, weil der Papst mit dem Abt Pontius, mit Johann von Gaeta, Pier Leone und anderen, die für kaiserlich galten, wichtige Verhandlungen pflog. Offenbar war nach den letzten Vorgängen auf der Synode zu fürchten, daß die extreme Partei nicht eher ruhen würde, als bis der Papst den Bann über Heinrich ausspreche. Pontius und seine Freunde mußten wenigstens dieses äußerste zu verhindern suchen; in der Tat scheinen sie bindende Zusagen deshalb vom Papste gewonnen zu haben, so wenig er sonst von neuen Verhandlungen mit dem Kaiser wissen wollte. Am folgenden Tage fand die vierte Sitzung der Synode statt, und hier kam sogleich die Investiturfrage aufs neue zur Verhandlung. Heftig verlangte Kuno von Palestrina die Bannerklärung vom Papste; entschieden widersetzten sich der Kanzler, Pier Leone und andere. Der Papst trat darauf mit einem unanfechtbaren Bekenntnis zu dem Investiturverbot Gregors VII. hervor und erklärte jeden dem Banne verfallen, welcher als Laie die Investitur erteile oder als Kleriker sie von einem Laien empfange; das waren die Prinzipien, wie sie Gregor zuletzt aufgestellt, an denen Urban festgehalten hatte. Aber Kuno und seinen Freunden war auch dies noch nicht genug; Kuno verlangte ein ausdrückliches Anerkenntnis, daß er vom Papste als Legat ausgesandt sei und seine Handlungen als Legat vom apostolischen Stuhle gebilligt wären. Dieses Anerkenntnis verweigerte ihm der Papst nicht, und nun berichtete Kuno, wie er allerorten den Bann über Heinrich ausgesprochen habe, und bat auch die Synode, sein Verfahren zu bestätigen, wie es bereits der Papst getan habe. Das gleiche Verlangen stellte auch Guido von Vienne, der zur Synode Bevollmächtigte geschickt hatte. Die Mehrzahl der Synode

sprach ihre Zustimmung zu den Amtshandlungen beider, d. h. zu den Exkommunikationen aus, welche Kuno und Guido über Heinrich verhängt hatten.

Noch eine Sitzung fand am folgenden Tage statt, doch nur die Mailänder Sache ward in ihr zum Schlusse gebracht. Der Papst selbst gab Grossolan auf, der in sein altes Bistum Savona zurückkehren sollte, aber in Rom zu bleiben vorzog und dort im folgenden Jahre starb. Jordan wurde als Erzbischof von Mailand vom apostolischen Stuhle bestätigt. Die Angelegenheit des Kaisers kam in der Synode nicht wieder zur Sprache. Wie weit Kuno und seine Anhänger auch den Papst gedrängt, dahin hatten sie es nicht gebracht, daß vom Stuhle Petri herab der Bannstrahl gegen Heinrich geschleudert wurde.

Der Kaiser hoffte noch immer, obwohl durch Pontius' Sendung nur wenig erreicht war, auf einen ihm günstigen Vergleich mit dem Papste, und seine Hoffnungen steigerten sich, als sich auf Paschalis bald darauf zu den alten Bedrängnissen neue häuften. Am Grünen Donnerstag (30. März) starb der Stadtpräfekt in Rom, und sofort, ehe noch die Leiche beigesetzt war, erhob die städtische Menge, ohne den Papst nur zu befragen, den Sohn des Verstorbenen, einen ganz jungen Mann, und forderte ihn zur Übernahme des Amtes auf. Der Papst suchte dies zu verhindern, aber tobend drang das Volk in den Lateran während des Gottesdienstes ein und verlangte ungestüm, daß der Papst die Wahl bestätige. Der Papst verweigerte dies, da Zeit und Ort völlig ungeeignet waren, er überdies einem anderen das Amt zu übertragen wünschte. Sofort brach der Aufstand in der Stadt los. Am Karfreitage verschwor sich das Volk, welches bereits zu den Waffen gegriffen, geradezu gegen den Papst. Man rüstete noch am folgenden Tage und trat dann am Ostersonntage (2. April), als sich der Papst zur Messe in St. Peter mit großem Gefolge begab, ihm bewaffnet an der Engelsbrücke entgegen, um die Bestätigung des Erwählten zu erzwingen. Als sie der Papst versagte, griff man sein Gefolge an; einige wurden getötet, andere gefangen, alle mißhandelt. Der Papst setzte seinen Weg fort, hielt die Messe und kehrte in feierlicher Prozession nach dem Lateran zurück. Man bedrängte ihn auch da aufs neue mit demselben Verlangen; auf seine Weigerung verfolgte man ihn und die Prozession mit Schimpfreden und Steinwürfen. Endlich erklärte er sich bereit, am nächsten Freitag die Sache nach gemeinsamer Übereinkunft zum Austrag zu bringen.

Die Römer wollten keinen Aufschub, sondern installierten ohne Verzug den jungen Petrus als Präfekten, entschlossen, auch mit Gewalt ihre Wahl aufrechtzuerhalten. Am 7. April griffen sie die Burgen derer an, die zum Papste hielten; vor allem bekämpften sie Pier Leone und seinen zahlreichen Anhang. Der Papst verließ sogleich den Lateran, suchte zuerst in dem festen Septizonium am Fuße des Palatin eine Zufluchts-

stätte, wandte aber schon folgenden Tags der Stadt flüchtig den Rücken und begab sich nach Albano. Die Sache des Papstes in Rom schien nur Pier Leone aufrechthalten zu können, und kaum auch er, wenn ihm nicht Hilfe von außen kam. Durch große Geldsummen und Veräußerungen von Kirchengut gewann der Papst deshalb mehrere Grafen der Campagna, vor allem Ptolemäus von Tuskulum, obwohl dieser ein Mutterbruder des jungen Präfekten war. So ermöglichte es der Papst, daß er mit einem kleinen Heere Pier Leone unterstützen und im Mai wieder gegen Rom ziehen konnte; bei Trastevere bezog er ein Lager. Seine Schar war sehr mangelhaft ausgerüstet, und es war ein unerwartetes Glück, als sie bei einem Angriff auf einen kleinen auf Kundschaft ausgezogenen Haufen unter anderen Römern auch den jungen Präfekten in ihre Gewalt bekam. Der Papst und seine Anhänger frohlockten, aber die Siegesfreude verrann schnell. Als man den gefangenen Präfekten nach dem Kastell Fumone bei Anagni abführen wollte und hinter Albano an den Algidus kam, überfiel Ptolemäus den Zug, befreite seinen Neffen mit den anderen Gefangenen und verließ die Partei des Papstes noch schleuniger, als er sie ergriffen hatte. Heftiger entbrannte nun wieder der Kampf in Rom. Vom Kapitol aus wurden die Burgen des Pier Leone berannt: manchen Sturm hielten sie aus, bis endlich bei der Julihitze die Kraft der Römer ermattete. Der Papst hatte inzwischen Trastevere, welches sich ihm geöffnet, wieder verlassen und eine Zuflucht in dem Volskergebirge gesucht; dort lebte er zu Sezza und Piperno in einer Art von Verbannung. Im Herbst kehrte er nach Trastevere zurück; hier und in dem Kastell von S. Paolo nahm er in der Folge Wohnung, ohne die Stadt selbst zu betreten. In derselben hielt sich Pier Leone mit unerschüttertem Mute, doch gelang ihm nicht, seine Gegner zu bewältigen. Von einem päpstlichen Regiment in Rom war kaum noch die Rede. Als Vertreter der Stadt erscheint damals der Präfekt und neben ihm Konsuln, welche nach dem Vorbild der lombardischer Stadt vielleicht jetzt auch in Rom von der Bürgerschaft gewählt wurden; wie sie aber auch bestellt sein mochten, sie waren lediglich Führer der Adelsfaktionen, denn diese allein beherrschten noch immer das Leben der Stadt.

An dem Aufstande Roms hatte der Kaiser unseres Wissens keinen unmittelbaren Anteil, aber er benutzte die Bedrängnis des Papstes zu neuen Verhandlungen über einen Vergleich, und diese hatten jetzt, wie es scheint, besseren Fortgang. Anfangs wird auch jetzt der Abt Pontius die Verhandlungen geführt haben, da wir ihn noch bis gegen Ende des Mai 1116 in der Umgebung des Kaisers finden; später der Erzbischof Moritz von Braga in Portugal, gewöhnlich Burdinus genannt, ein umsichtiger, welterfahrener Mann, welcher zu dieser Zeit das besondere Vertrauen des Papstes genoß. Burdinus stammte wahrscheinlich aus Südfrankreich, war aber früh über die Pyrenäen gekommen und hatte sich dort durch Gelehr-

samkeit und kirchlichen Eifer einen Namen gemacht, so daß ihm alsbald das Erzbistum Braga übertragen wurde. Sein Ehrgeiz verwickelte ihn jedoch nach kurzer Zeit in ärgerliche Rangstreitigkeiten mit dem Erzbischof Bernhard von Toledo, dem Primas der spanischen Christenheit, welche damit endeten, daß ihn Bernhard als päpstlicher Legat vom Amte suspendierte und Paschalis im Jahre 1114 die Suspension bestätigte. Aber bald wurde Burdinus wieder vom Papste zu Gnaden angenommen, ja sogar Bernhard, als er die Streitigkeiten erneuern wollte, die Legation über Braga entzogen. Im Jahre 1115 kam Burdinus selbst nach Rom und gewann sich in solchem Maße die Gunst des Papstes, daß dieser ihn nicht wieder in seinen Sprengel zurückkehren ließ, sondern zu den wichtigsten Botschaften benutzte. So wurde Moritz auch zum Kaiser gesandt, welcher den ebenso begabten als hochstrebenden Bischof an sich zu fesseln wußte. Burdinus war bald nicht mehr der Mann, auf welchen der Papst sein Vertrauen setzen konnte.

Wir kennen den Gang der Verhandlungen nicht im einzelnen, doch kann man kaum daran zweifeln, daß im Sommer wirklich eine Annäherung zwischen Kaiser und Papst erfolgte. In einer Urkunde, welche der Kaiser am 1. Juli 1116 dem Kloster Maximin ausstellte, erwähnt er der besonderen Fürsprache seines geistlichen Vaters, des heiligsten Papstes Paschalis. Um dieselbe Zeit kamen die Bischöfe von Asti, Acqui und Piacenza an den kaiserlichen Hof zurück, welche Heinrich abgesandt hatte, um die Stimmung des Papstes zu erforschen. Sie waren vor dem Papste erschienen, als kämen sie aus freiem Antrieb, ohne besonderen Auftrag des Kaisers; aber sie hatten den Frieden der Kirche zur Sprache gebracht und Erklärungen vom Papste vernommen, welche die größten Aussichten auf eine Verständigung boten. Paschalis hatte ihnen eröffnet, daß er weder mündlich noch schriftlich Verbindungen mit den Bischöfen von Köln, Salzburg, Würzburg und Halberstadt gepflogen und das Benehmen des Erzbischofs von Mainz wie auch alles, was Kuno und Guido ohne seine Einwilligung getan hätten, entschieden mißbillige; er hatte sich endlich dem Kaiser selbst Beweise seiner friedlichen Gesinnung zu geben anheischig gemacht und ihm und den Bischöfen seiner Begleitung seinen Segen und Gruß entboten. So wenigstens berichtete der Kaiser, der nun sofort nach Rom selbst aufbrechen wollte, seinen Anhängern in Deutschland; unzweifelhaft wird er die Zugeständnisse des Papstes übertrieben haben, aber ganz ohne Grund kann sein Bericht nicht gewesen sein.

Dennoch unterblieb damals der Aufbruch Heinrichs nach Rom. Weniger mag ihn vereitelt haben, daß der Papst zeitweise wieder die Stadt und die nächste Umgegend verlassen mußte, als daß dieser, wie er sich jenen Bischöfen gegenüber auch ausgesprochen haben mag, eine öffentliche Zusammenkunft mit dem Kaiser zu vermeiden hatte, wenn er sich nicht ganz die Partei Kunos entfremden wollte. Der König blieb bis zum

Dezember auf den Burgen, welche er von Mathilde ererbt hatte, dann nahm er seinen Weg nach der Romagna, wo er, von einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten Italiens umgeben, bis in den Januar verweilte.

Ein gewaltiges Erdbeben trat am 3. Januar 1117 in Norditalien ein, welches noch lange nachzitterte und alles mit Furcht und Schrecken erfüllte. In Cremona und Padua stürzten die Dome ein. Auch Parma, Verona und Venedig erlitten großen Schaden, nicht minder Mailand, wohin der Erzbischof Jordan und die Konsuln der Stadt gerade damals die geistlichen und weltlichen Oberen Lombardiens zu einer Versammlung eingeladen hatten, um den Mißständen der Zeit abzuhelfen. Diese Versammlung in Mailand, die unter dem Einfluß des Erdbebens tagte, war dem Kaiser nicht ungefährlich; denn nicht allein daß Erzbischof Jordan bereits im Sinne der eifrigen Gregorianer den Bann über ihn verhängt hatte und man in der Stadt noch immer seine Autorität bestritt, die Mailänder Beschlüsse konnten auch einen tieferen Einfluß auf den ganzen Norden Italiens gewinnen. Auch dies mußte den Kaiser drängen, nun endlich mit dem schwankenden Papst wohl oder übel zum Ziele zu kommen. Überdies luden ihn der Präfekt und die Konsuln Roms jetzt selbst ein, nach der Stadt zu kommen, und begegneten seinen Wünschen; er versprach ihnen nicht nur seine Ankunft, sondern sandte ihnen auch reiche Geschenke. Unter Zustimmung der Fürsten, die ihn umgaben, brach er alsbald mit einem Heere gegen Rom auf.

Wo der Kaiser sich im Römischen zeigte, fand er die beste Aufnahme. Der Abt von Farfa und Graf von Tuskulum kamen ihm mit offenen Armen entgegen; dem letzteren bestätigte er alle Besitzungen seines Geschlechts und vermählte oder verlobte dem Sohne seine natürliche Tochter Bertha[1]. Alle Festen der Päpstlichen, die auf seinem Wege lagen, öffneten sich ihm, ohne einen Widerstand auch nur zu versuchen. Am Ostersonntag (25. März) hielt er mit seiner Gemahlin in die bekränzte Stadt seinen feierlichen Einzug, welcher an das Triumphgepränge der alten Imperatoren erinnerte. Der Papst hatte Trastevere, sobald er die Ankunft des Kaisers erfuhr, verlassen und sich über Monte Cassino und Benevent nach Kapua begeben. Jeder Begegnung mit dem Gebannten wich er jetzt um so mehr aus, als dieser auf den Ruf der empörten Römer in der Stadt erschienen war; nicht abermals wollte er sich Zugeständnisse abzwingen lassen, die ihn in neue Verwirrungen stürzten.

Die Engelsburg war in den Händen des Pier Leone, die Peterskirche mit den benachbarten Festen in der Gewalt des Präfekten. Der Kaiser begab sich sofort nach dem Einzuge, auf einem Nachen über den Tiber setzend, nach der Peterskirche, wo die zurückgebliebenen Kardinäle zur

[1] Über diese Tochter des Kaisers wissen wir nichts Näheres; sie scheint in Italien geboren. Vielleicht war Bertha damals ein Kind und ist früh gestorben.

Festfeier versammelt waren. Er erbot sich gegen sie, wenn er etwas gegen die römische Kirche gefehlt haben sollte, zur Genugtuung. Aber niemand wagte, Anschuldigungen gegen ihn zu erheben; der Schrecken hemmte jede Zunge. Nach der Sitte des hohen Festes verlangte er darauf mit der Krone geschmückt zu werden, aber die Kardinäle verweigerten die Krönung. Was sie nicht tun wollten, bot dem Erzbischof Moritz von Braga keinen Anstoß. Vor dem Grabe des heiligen Gregorius setzte er dem Kaiser die Krone auf, und der Jubelruf des Volkes begleitete sein dreistes Beginnen. Der Kaiser kehrte darauf über den Tiber zurück; unter dem Zulauf der Masse hielt er im Kaiserschmuck seine feierliche Prozession nach dem Lateran. Frohlockend begleiteten ihn jetzt die Römer, welche ihm noch vor wenigen Jahren die Tore geschlossen hatten.

Am folgenden Tage zog der Kaiser mit allen Würdenträgern Roms auf das Kapitol. Man drängte sich, ihm zu huldigen, und freigebig belohnte er die Ergebenheit des römischen Adels. Mit einem Adler belehnte er den jungen Präfekten: auch die anderen Ordnungen, welche sich die empörten Römer gegeben hatten, wird er bestätigt haben. Rom war völlig in seiner Gewalt, und bei diesem Stande der Dinge glaubte er, die Nachgiebigkeit der Kardinäle, ja des Papstes selbst erzwingen zu können. Der Papst war fern, aber drei Kardinäle erschienen schon nach einigen Tagen vor ihm mit der Erklärung, daß der Herstellung des Friedens zwischen Reich und Kirche kein Hindernis im Wege stehe, wenn er auf Ring und Stab bei der Investitur verzichten wolle. Der Kaiser gab ihnen zur Antwort: es sei sein Recht, die Regalien den Bischöfen mit Ring und Stab zu verleihen; weitere Verhandlungen wollte er mit dieser Antwort, wie es scheint, nicht abgeschnitten haben. Indem er diese Vorgänge nach Deutschland berichtete, verglich er die Kardinäle den Schriftgelehrten und Pharisäern, welche Mücken saigen und Kamele verschlucken, da sie das Wort des Apostels nicht beachteten, daß man ein kleines Übel tragen müsse, um ein größeres zu vermeiden; wie sich die Dinge auch gestalten würden, er war fest überzeugt, daß sich der Papst keinesfalls den Bann über ihn auszusprechen getrauen werde.

Darin irrte Heinrich sich nicht, daß Paschalis auch jetzt noch nicht zu der Exkommunikation zu bewegen war; wenn er aber auf eine neue Nachgiebigkeit des alten Papstes gerechnet hatte, so sah er sich bald enttäuscht. Paschalis war fest entschlossen, die Zurücknahme des Investiturprivilegs nicht abermals zurückzunehmen, sich keinen der Kirche anstößigen Vergleich zum dritten Male abnötigen zu lassen; deshalb belebte er jetzt mit allen Kräften den Widerstand gegen den Kaiser. Auf einer Synode zu Benevent verhängte er den Bann über Burdinus, seinen früheren Günstling, welcher dem Gebannten die Krone gereicht hatte. Als der Kaiser neue Friedensanerbietungen machte, erwiderte er, daß der Bann, den angesehene Kirchenfürsten ausgesprochen, nur eine allgemeine Synode aufheben könne,

auf welche die deutschen Bischöfe und namentlich der Erzbischof von Mainz überdies drängen. Erzbischof Friedrich von Köln, der ihm gemeldet, daß er über den Kaiser die Exkommunikation verhängt habe, belobte er und riet allen, den Gebannten zu meiden, wie er selbst es tue; er forderte Friedrich auf, der bedrängten römischen Kirche Beistand zu leisten. Wenig später sandte er Kuno von Palestrina abermals über die Alpen, um dem Investiturstreit in Deutschland neue Nahrung zu geben. Offenkundig war der Papst ganz zu den Bestrebungen der eifrigsten Gregorianer zurückgekehrt; mit den aufständischen Bischöfen in Deutschland stand er jetzt offen in Verbindung; wenn er auch den Kaiser nicht bannte, behandelte er ihn doch wie einen Gebannten.

Und schon suchte er die Normannen in die Waffen zu bringen, um den Kaiser aus Rom zu verdrängen. Sein Hilferuf fand aber auch diesmal wenig Beachtung; nur der Fürst von Kapua entschloß sich, 300 Reiter gegen Ptolemäus auszusenden, und auch diese brachen langsam auf. Als sie nach Pfingsten in die Campagna eindrangen, war der Kaiser, welcher das Fest (13. Mai) noch in Rom gefeiert hatte, bereits auf dem Wege nach Sutri, um dem Einbruch der heißen Jahreszeit zu entgehen. Kaum hörte er, daß die Normannen bis Piglio im Sabinergebirge vorgedrungen seien und dort plünderten, so schickte er einen Teil seines Heeres Ptolemäus zur Hilfe. Auf die Nachricht, daß der Graf von Tuskulum Verstärkung erhalten hatte, kehrten die Normannen dann sogleich nach Monte Acuto zurück und erlitten auf dem Rückzuge noch erhebliche Verluste.

Dieser üble Erfolg entmutigte den Papst nicht. Sobald er vernahm, daß der Kaiser Rom verlassen habe, ging er mit einem eilig zusammengerafften Heere selbst von neuem vor. Es gelang ihm, Piglio und Pagliano in der Sabina, in der Maritima die Burg des heiligen Silvester einzunehmen. Aber dem Kriegsgetümmel waren die schwindenden Kräfte des Greises nicht mehr gewachsen. Völlig erschöpft begab er sich im August nach Anagni; man hielt seine Tage schon für gezählt. Gegen Weihnachten erholte er sich jedoch und beschloß, das Fest in Palestrina zu feiern; seine Kräfte ermöglichten ihm da wieder, selbst die Messe zu halten. Als sich bald darauf für seine Rückkehr nach Rom günstige Aussichten eröffneten, drängte er selbst zu schleunigem Aufbruch. Bei einem Teile des Adels war nämlich ein Umschwung der Gesinnung erfolgt. Pier Leone, in dessen Händen noch immer die Engelsburg war, hatte durch seine Beherztheit und Ausdauer manche, welche bisher dem Präfekten angehangen hatten, auf seine Seite gezogen, namentlich die Grafen Petrus Colonna und Rainold Senebaldi. Man rief den Papst, da man schon des volles Sieges gewiß zu sein glaubte. Paschalis eilte herbei, und in der Tat gelang es ihm, durch die Unachtsamkeit der Wachen des Präfekten sich in die Engelsburg zu stehlen (11. Januar 1118). Seine Ankunft befeuerte seine Ge-

treuen, lähmte die Energie der Aufständischen. Schon wurden neue Sturmmaschinen gegen die Festen bei St. Peter aufgeführt, welche man bis dahin stets vergeblich berannt hatte; schon sollen der Präfekt und Ptolemäus von Tuskulum an Unterwerfung gedacht haben. Aber am zweiten Tage nach seiner Rückkehr warf die Erschöpfung den Papst auf das Krankenlager. Sterbend ermahnte er die Kardinäle zur Ausdauer im Glauben und in der Wahrheit, zur Vorsicht gegen die Nachstellungen von innen und außen, zur Verfolgung der Wibertisten und der deutschen Ruchlosigkeit; er verwies sie auf sein eigenes Beispiel, forderte von ihnen Einigkeit in der Liebe und Festigkeit in den Geboten Gottes. Darauf empfing er die letzte Ölung, beichtete und verschied unter Sterbegesängen, in welche er noch selbst einzustimmen versucht hatte, bald nach Mitternacht am 21. Januar. Sein Sterbelager stand in einem Hause neben der ehernen Pforte der Engelsburg; da der Präfekt die Bestattung in St. Peter nicht gestatten wollte, wurde die Leiche in der Kirche des Lateran noch an demselben Tage beigesetzt.

Über achtzehn Jahre hat Paschalis von dem Stuhle Petri das Regiment der abendländischen Kirche geführt; wenige seiner Vorgänger haben gleich lange oder länger regiert[1]. Man rechnete auf sein Pontifikat zehn Friedensjahre und acht Jahre des Kampfes: jene aber waren Friedenszeiten nur für die Stadt, wenn man sie überhaupt Friedenszeiten nennen kann, nicht für die Kirche. Das Regiment des Papstes war in Wahrheit eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen und Gefahren; bald stand er dem Kaiser, bald dem römischen Adel, bald dem deutschen Episkopat, bald einer Partei im Kollegium der Kardinäle und in der gallikanischen Kirche gegenüber, welche päpstlicher schien als er selbst. Welche Demütigungen hatte er erlitten! Um so schmerzlicher für ihn, da sie ihn nicht ohne sein Verschulden getroffen. Nicht furchtsamen Gemüts war er, doch ihm fehlte die Voraussicht der drohenden Gefahr: deshalb traf ihn der Moment der Entscheidung meist unvorbereitet; er erreichte nicht, was er wollte, und was er nicht wollte, wurde ihm abgezwungen. In dem Drange des Augenblicks ließ er sich mehr als einmal zu Zugeständnissen verleiten, die er schwer zu bereuen hatte. Niemanden hat er wohl mehr verabscheut als Heinrich IV., den Unterdrücker Gregors und der kirchlichen Freiheit, und doch bietet Paschalis' Pontifikat mit seinen endlosen Kämpfen, schweren Demütigungen, bitteren Enttäuschungen mehr als e i n e n Vergleichungspunkt mit dem Regiment seines gleich unglücklichen Widersachers.

Seinen Grundsätzen nach war Paschalis der starrste Gregorianer. Hätte er ihnen folgen können, er würde sich nie auch nur zu ähnlichen

[1] Eine längere Regierung hatten unter den Päpsten bisher nur Leo der Große und der Gegenpapst Wibert gehabt.

Zugeständnissen an die weltlichen Mächte verstanden haben, wie sie sein Vorgänger gemacht hatte. Und doch wieviel weiter ließ er sich treiben! Zu einer völlig unausführbaren Beraubung der Kirchen an zeitlichen Gütern und Rechten entschloß er sich, um das Investiturverbot aufrechtzuhalten, und als er auch so dasselbe nicht retten konnte, gab er mit demselben das ganze System preis, welches Gregor überliefert hatte. Erst allmählich an dem Widerstand, dem er in der Kirche begegnete — bald hatte der deutsche Episkopat, bald der gallikanische Klerus seine Verordnungen als häretische bezeichnet —, erkannte er die Größe des Opfers und suchte nun zu retten, was noch zu retten war. Noch einmal warf er sich da als Greis mit aller Hitze seiner früheren Jahre in den Kampf gegen die Laieninvestitur, gegen das Kaisertum und den Trotz der widerstrebenden Bischöfe in Deutschland. Als sein Körper schon zusammenbrach, lebte sein Geist noch in großen Entwürfen für die Herstellung der kirchlichen Herrschaft. Dem jungen Grafen Roger von Sizilien suchte er die Legation, welche Urban II. seinem Vater übertragen hatte, als unvereinbar mit der kirchlichen Freiheit im wesentlichen wieder zu entziehen. Mit dem griechischen Kaiser hat er noch in seinen letzten Tagen in Verhandlungen gestanden. Schon schürte auch jener Kuno von Palestrina, der erbittertste Gegner des Kaisers, wieder als apostolischer Legat das Kriegsfeuer in den deutschen Ländern.

Von jeher haßte Paschalis die deutsche Nation, welcher er die Unterdrückung der Kirche vor allem beimaß. Hier traf dieser Haß die deutsche Kirche; es war ein schwerer Streich, den er derselben versetzte, als er im Jahre 1104 den Dänen ein eigenes Erzbistum in Lund gab. Die so wichtige Legation Hamburg-Bremens im Norden war damit vernichtet. Ungarn und Polen waren bereits dem Einfluß des deutschen Klerus entzogen; jetzt ging ihm auch der skandinavische Norden verloren. Die glänzende Zeit Bremens war dahin; wo der Erzbischof einst bestimmend wirkte, da walteten nun päpstliche Legaten mit großer Willkür. Nicht ohne Grund hat Paschalis bis an sein Lebensende mit dem dänischen Könige und den dänischen Bischöfen in ununterbrochenem Verkehr gestanden. Wohl bemühte sich Bremen noch lange, das Verlorene wiederzuerlangen, aber es war ein unfruchtbares Anringen gegen vollendete Tatsachen. Die Anhänglichkeit seiner Erzbischöfe an die kaiserliche Sache hat Bremen teuer bezahlen müssen.

Nichts hat Paschalis vielleicht mehr gehemmt als seine andauernden Streitigkeiten mit dem römischen Adel. Er liebte Rom und wollte das Papsttum, welches unter Urban gleichsam auf der Wanderung gewesen war, in der Stadt wieder heimisch machen. Die Friedensjahre ließ er nicht ungenutzt, um die Spuren des normannischen Brandes zu vertilgen. Die zerstörten Heiligtümer wurden hergestellt, und noch jetzt erinnern manche Kirchenbauten dort an ihn und seine Zeit. Lieber weilte er am

Tiber als in Benevent, wo er unter einer fremden Bevölkerung mit nicht geringerem Widerstreben zu kämpfen hatte, — und doch mußte er mehr als einmal sich von Rom nach Benevent flüchten. Indem er das Regiment, welches Gregor in Rom geübt, herstellen wollte, entwickelte sich eine erbitterte Opposition im Adel und in der Masse, welche ihm und seinen Nachfolgern die schwersten Tage bereitet hat. Auch in Rom fing man an, von städtischer Freiheit und von Konsuln zu reden, so wenig die Verhältnisse der Stadt auch sonst denen der lombardischen Kommunen entsprachen. Hinter den Mauern der Engelsburg, fast wie ein Gefangener in seiner eigenen Stadt, ist Paschalis gestorben. Unsägliche Qualen hatte er während seines Pontifikats erduldet, ohne daß sein Mut je ganz zusammenbrach; vielleicht durch nichts hat er der Kirche in ihrer Bedrängnis mehr genützt als gerade durch dieses zähe Dulden.

Der Tod des Papstes mußte dem Kaiser willkommen sein; denn schon war jede Hoffnung geschwunden, mit ihm noch eine Verständigung zu erreichen. Teilnahmlos hatte sich Heinrich zuletzt bei den Kämpfen in Rom verhalten, nach seiner Rückkehr von dort meist auf den Burgen Mathildens gelebt und erst gegen Weihnachten sich in das Gebiet von Imola begeben. Nichts mußte er mehr wünschen, als daß ein fügsamerer Mann nach Paschalis den Stuhl Petri besteige. Denn seine Lage war trotz der in Italien gewonnenen Erfolge noch immer bedenklich. Da sich der Friede mit der Kirche nicht erreichen ließ, verstärkte sich die kirchliche Partei in Deutschland täglich, und schon war in manchen Teilen des Reichs die Verwirrung auf das höchste gestiegen. War auch Heinrichs Herrschaft in Italien kaum ernstlich angefochten, so war sie um so bedrohter am Rhein, am Main, an der Weser und Elbe.

7. Der Investiturstreit von neuem

Der innere Krieg in Deutschland

Die Absicht des Kaisers, durch seine Entfernung aus Deutschland dem inneren Hader die Erbitterung zu nehmen, war nicht erreicht worden. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so machte Erzbischof Adalbert (um Ostern 1116) einen Handstreich gegen Speier; als derselbe mißglückte, wandte der Erzbischof sich gegen die kaiserliche Burg Stromberg bei Bingen und zerstörte sie. Etwa um dieselbe Zeit stürmte Herzog Lothar in Westfalen die Feste Bentheim, welche er den Flammen preisgab, während es im östlichen Sachsen dem jüngeren Wiprecht gelang, mit Hilfe des Erzbischofs von Magdeburg und der Markgräfin Gertrud eine Schar von 2000 Kriegern zu sammeln und sein altes Stammgut Groitzsch den Kaiserlichen zu entreißen. Dann zog Wiprecht, begleitet von den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt, Friedrich von Sommerschenburg und dem jungen Ludwig von Thüringen, gegen Naumburg, welches sich in den Händen der Kaiserlichen befand.

Am Rhein und in den Elbgegenden begegneten die Aufständischen kaum einem ernsten Widerstand, und das Glück ließ sie einen Fang tun, der ihnen neue namhafte Vorteile verhieß. Heinrich Haupt war von Meißen aufgebrochen, um Naumburg zu entsetzen; manches Ungemach bereitete er auf dem Zuge Wiprecht und seinen Freunden, fiel aber endlich in die Hände seiner Gegner. Gleich darauf ergab sich Naumburg; noch wichtiger war, daß die Aufständischen einen der keckſten Vertreter der kaiserlichen Sache in ihrer Gewalt hatten.

Indessen hatten sich Friedrich von Schwaben und der Pfalzgraf Gottfried gerüstet und gingen nun gegen die Widersacher des Kaisers vor. Von Basel aus zog Friedrich bis Worms den Rhein hinab. Schritt für Schritt sicherte er sich hier das Land, bemannte die alten Burgen und legte neue an; man sagte von ihm, daß er am Schweife seines Rosses stets eine Burg mit sich führe. Der junge Schwabenherzog war tätig, leutselig, freigebig; leicht gewann er sich Anhang. Auch Worms öffnete ihm die Tore, wo Pfalzgraf Gottfried zu ihm stieß. Aber um den

1. August 1116 trafen sie hier auf überlegenen Widerstand; denn alle aufständischen Fürsten hatten sich vereinigt, um die Stadt zu belagern. Die Mannen in derselben machten voreilig einen Ausfall, bei dem sie schwere Verluste erlitten, und Friedrich geriet dadurch in solche Bedrängnis, daß er in das Anerbieten der Fürsten willigen mußte, ihn aus der Stadt abziehen zu lassen, wenn er sich verpflichte, auf einem allgemeinen Fürstentage zu erscheinen, der Michaelis zu Frankfurt gehalten werden sollte, um über die Lage des Reichs zu beraten.

Friedrich zog ab und setzte sich in der Abtei Limburg bei Speier fest. Nichts ließ er fortan unversucht, um jenen Fürstentag zu vereiteln; denn er fürchtete, daß man hier über des Kaisers Absetzung verhandeln werde. Wir wissen, daß er die Bayern vom Erscheinen in Frankfurt durch seine Vorstellungen fernhielt; nicht anders wird er auf die Schwaben eingewirkt haben. Er selbst mußte freilich mit den Aufständischen in Frankfurt tagen, doch zu Beschlüssen, wie sie beabsichtigt schienen, kam es nicht. Eine Spaltung trat sogar unter den Aufständischen selbst ein. Um Heinrich Haupt zu lösen, entließ Friedrich damals Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitzsch und den Burggrafen Burchard von Meißen aus ihren Kerkern (29. September). Wiprecht erhielt Groitzsch und Leisnig zurück, auch Ludwig werden seine Burgen zurückgegeben sein, doch mußten beide Geiseln für ihre Treue stellen. Durch das Unglück belehrt, nahmen die Befreiten am Kampfe nicht weiter tätigen Anteil; mit ihnen zogen sich ihre Angehörigen wie auch der Erzbischof von Magdeburg, Markgraf Rudolf und Friedrich von Sommerschenburg von demselben zurück. In dem östlichen Sachsen gewannen dadurch die Sachen für die Kaiserlichen einen besseren Stand.

Erzbischof Adalbert kehrte unzufrieden von Frankfurt nach Mainz zurück; ihn begleiteten Friedrich von Köln, Herzog Lothar, Graf Hermann von Calverla, die Bischöfe von Utrecht, Halberstadt und Paderborn, der Abt von Korvei. Hatten sie ihre Absichten gegen den Kaiser nicht erreicht, so wollten sie wenigstens gegen seine Anhänger jetzt rücksichtslos vorschreiten. So erklärten sie Bischof Mazo von Verden, welcher dem Kaiser nach Italien gefolgt war, seines Amtes für verlustig und ließen einen gewissen Dietrich wählen, den Erzbischof Friedrich weihte. Das alte Unwesen der Gegenbischöfe begann so von neuem.

Nachdem der Bischof von Paderborn den Rückweg in die Heimat angetreten hatte, brach Erzbischof Adalbert mit seinen anderen Anhängern auf, um die Kaiserlichen aus Limburg zu verjagen. Herzog Friedrich, der um ihre Absichten wußte, eilte nach dem Elsaß, um ein neues Heer zu sammeln. Die Aufständischen rückten bis vor Limburg; drei Wochen wurde die stark befestigte Abtei umlagert, wo unter der Besatzung, da die Mönche ihre versteckten Vorräte schonten, Hungersnot auszubrechen drohte. Man mußte sie mit Gewalt nötigen, die Besatzung zu verpflegen; endlich

erschien Friedrich mit überlegener Macht und zwang die Belagerer, zu weichen. Unter steter Verfolgung traten sie den Rückzug nach Mainz an, wo sie bald zu erfahren hatten, daß sich die Stimmung der Bürgerschaft geändert hatte. Als der Abt von Korvei abziehen wollte, wurden seine Schätze geplündert; er selbst und die Seinen retteten kaum das Leben. Die Mainzer waren von dem Kaiser aufgefordert worden, der Versprechungen zu gedenken, welche sie bei der Freilassung ihres Erzbischofs gegeben hatten, und schon murrten auch sie selbst wieder über das harte Regiment desselben. Sobald daher Friedrich und Gottfried gegen die Stadt anrückten, vertrieben sie den Erzbischof, der jedoch kurz darauf, als der Herzog und der Pfalzgraf abgezogen waren, seine Rückkehr in die Stadt erzwang. Er hatte eine Mainzer Schar überfallen, mehrere hervorragende Bürger getötet, andere gefangengenommen und dadurch die Stadt zur Unterwerfung genötigt. So mußten die Mainzer sich wieder unter seine Herrschaft fügen und widerwillig die Schicksale ihres ehrgeizigen Gebieters teilen.

Schon im folgenden Jahre (1117) war Mainz abermals neuen Gefahren ausgesetzt. Herzog Friedrich rückte mit einem Heere an und belagerte den Erzbischof. Er wollte die Stadt schonen, da sie reich und mit vielen Heiligtümern geschmückt war, auch die Bürgerschaft dem Erzbischof nur gezwungen diente. Deshalb erklärte er sich zum Abzuge bereit, als ihm der Erzbischof bis zu einer gewissen Frist Unterwerfung versprach. Der größte Teil seines Heeres zog ab, endlich auch der Herzog selbst mit den letzten Schwaben. Da überfiel ihn eine Schar, geführt von dem Grafen Emicho von Leiningen, dem Bannerträger der Mainzer Kirche. Mit seinen wenigen Schwaben widersetzte sich Friedrich, setzte dem Feinde gewaltig zu und verfolgte ihn bis zu den Mauern von Mainz. Emicho kam im Kampfe um, mit ihm mehrere Jünglinge aus angesehenen Familien der Stadt. Der Bürgerschaft wurde das Regiment ihres streitlustigen Erzbischofs immer lästiger, aber sie mußte es in Geduld tragen. Auch ein neuer Angriff, den Friedrich gegen Weihnachten auf Mainz wagte, scheiterte; unter nicht geringen Verlusten mußte er von der Stadt abziehen.

So wütete jahrelang das Kriegsunwetter um Mainz, indem zugleich die Städte Worms und Speier, die Abteien Limburg und Lorsch in Mitleidenschaft gezogen wurden. In Worms war 1115 ein Bamberger Kleriker, Burchard mit Namen, zum Bischof erwählt worden; die Domherren scheinen auf seiten des Kaisers gestanden zu haben, und auch Burchard mußte zunächst die Partei desselben ergreifen, wurde aber deshalb vom Erzbischof in den Bann getan. Eine nicht geringe Tätigkeit entwickelte Burchard; er rühmte, daß er alles Volk zwischen Worms und Straßburg vermocht habe, einen Bund gegen die Aufständischen zu beschwören, und wenigstens die Wormser waren jetzt wohl kaiserlich gesinnt. In

Speier waltete seit dem Jahre 1110 Bischof Bruno, der Bruder Adalberts von Mainz; so wenig er diesem gleichgesinnt war, trat er ihm doch nicht entgegen, obwohl das Kapitel und die Bürgerschaft zum Kaiser hielten. In Lorsch wurde der von Heinrich eingesetzte Abt Benno von dem Klostervogt Berthold, der sich den Aufständischen angeschlossen hatte, so übel behandelt, daß er die Kirchenschätze zusammenraffte und nach Italien zum Kaiser floh.

Soweit Adalberts Macht nur reichte, verfolgte er die Anhänger des Kaisers mit rücksichtsloser Härte. Den Abt Burchard am Peterskloster zu Erfurt entsetzte er seines Amtes und gab die Abtei einem gewissen Rupert. Das Kloster Fulda, dessen Abt im kaiserlichen Gefolge in Italien lebte, brachte er so herab, daß trotz seines unermeßlichen Reichtums die Mönche kaum ihr Leben fristeten. Den Bischof Erlung von Würzburg, der mit dem staufenschen Konrad in unausgesetzter Fehde lebte, unterstützte er nach Kräften. Auch in Bayern und Schwaben unterhielt er Verbindungen; hier durch die Augsburger Mönche, die er zum Abfall von ihrem Bischof Hermann aufstachelte; dort durch Erzbischof Konrad von Salzburg, der nach einem vergeblichen Versuch, in seinem Bistum wieder festen Fuß zu fassen, sich nach Sachsen geflüchtet hatte. Überall traten jetzt auch die Hirschauer für Adalbert und seine Sache ein. Friedrich von Köln handelte mit ihm in völligem Einverständnis, nicht so Bruno von Trier, der sich durch das hochfahrende Benehmen des Mainzers schlecht für die erwiesenen Dienste belohnt sah. Bruno machte sich damals — es ist ungewiß, aus welchem Grunde — auf die Reise nach Italien, wo er sich dem Kaiser anschloß. Er gehörte nicht zu denen, welche die päpstlichen Legaten und ihre Anhänger unter den deutschen Bischöfen für berechtigt hielten, den Kaiser aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen, und die deshalb dessen Hof ängstlich mieden.

Was Herzog Friedrich und Pfalzgraf Gottfried auch unternehmen mochten, das kaiserliche Ansehen war in Franken, am Unterrhein, in Westfalen tief erschüttert. Im östlichen Sachsen nahmen dagegen die Angelegenheiten eine den Aufständischen sehr ungünstige Wendung, als am 9. Dezember 1117 die Markgräfin Gertrud, Herzog Lothars Schwiegermutter, ihr Leben beschloß. Bis an den Tod hatte sie für ihren unmündigen Sohn die Marken verwaltet und gegen die Angriffe der Kaiserlichen geschützt. Heinrich, kaum dem Knabenalter entwachsen, bedurfte auch jetzt noch des Schutzes anderer, zumal gegen seinen nächsten Verwandten Konrad von Wettin, der die Erbansprüche des Kindes nicht anerkannte und sich selbst alsbald den Namen eines Markgrafen von Meißen beilegte [1]; Heinrich und seine Getreuen scheinen eine Stütze für sein Recht bald beim Kaiser gesucht und gefunden zu haben. Die Ostmark und die Lausitz blieben dem Knaben; den Angriffen Konrads von Wettin wurde

[1] Vgl. Bd. III, S. 610.

begegnet, und endlich geriet dieser selbst in die Gewalt seiner Widersacher, welche ihn auf die Burg Kirchberg bei Jena brachten und dort mit großer Härte behandelten. Hermann von Winzenburg wurde durch die Begünstigung des jungen Heinrich verletzt und scheint deshalb die Partei verlassen zu haben, welche er bisher mit nicht geringer Energie vertreten hatte. Er reichte Herzog Lothar die Hand, welcher die einmal ergriffene Sache mannhaft vertrat und ihr namentlich in Westfalen das Übergewicht sicherte. Im östlichen Sachsen hat Hermanns Abfall keine wesentliche Änderung herbeigeführt; er hat mehr sich als der kaiserlichen Sache geschadet.

Mit grellen Farben schildert ein Annalist die Zustände jener Zeit. „Nach zehn Jahren inneren Friedens", sagt er, „wurde das Reich aufs neue gespalten, und bei der Abwesenheit des Kaisers handelte jeder nach seiner Willkür. Es bildeten sich Banden von Räubern und Mordbrennern, welche dem unterdrückten Volke seine Habe nahmen. Weder der Gottesfriede noch durch Eide bekräftigte Verträge werden noch geachtet, sondern alle wüten untereinander mit viehischer Lust. Den Klerikern wird fast nur das nackte Leben gelassen, die Äcker liegen verwüstet, die Dörfer zerstört, viele Gegenden und Städte sind völlig verödet, und in manchen Kirchen hat der Gottesdienst ganz aufgehört." In der Tat sah es in den rheinischen Gegenden und in Sachsen damals traurig genug aus. Der Investiturstreit, von neuem ausgebrochen, entwickelte sich wieder mit allen seinen Greueln und Schrecken.

Aber unbeachtet darf nicht bleiben, daß keineswegs alle deutschen Länder in gleichen Wirrnissen standen. Die Erneuerung des Kampfes berührte Schwaben wenig, wo das staufensche Herzogtum einen starken Damm der Wiederkehr ähnlicher Kämpfe entgegensetzte, wie sie einst so viel Blut dem Lande gekostet hatten; die Mönche der Schwarzwaldklöster hatten jetzt doch nur meist fromme Wünsche. Noch weniger wurde Bayern von diesen Wirren betroffen. Wie eifrig Konrad von Salzburg für die kirchliche Sache wirken mochte, er war aus seinem eigenen Bistum verjagt. Mit starker Hand hielt Welf II., ein kaiserlicher Mann, das Herzogtum zusammen, während sein Bruder Heinrich das weitzerstreute Familiengut diesseits und jenseits der Alpen überwachte. Zu den treuesten Anhängern des Kaisers zählten auch die Markgrafen Dietbold vom Nordgau und Engelbert von Istrien, der reiche Graf Berengar von Sulzbach und der tapfere Otto von Wittelsbach aus dem altberühmten Geschlecht der Scheiern.

Auch in Oberlothringen hatten die Parteistreitigkeiten seit der Bewältigung Reginalds kaum neue Nahrung gewonnen. Der alte Herzog Dietrich hielt sich von ihnen in seinen letzten Lebensjahren fern, ebenso sein Sohn Simon, der im Jahre 1115 vom Vater das Herzogtum ererbt hatte, obwohl er mit Herzog Lothar in nächster Verwandtschaft stand. Aber gerade

hier suchte Rom damals wieder festeren Boden zu gewinnen; denn es war klar, daß, wenn dies gelang, die Opposition gegen den Kaiser von der Rhone bis zur Elbe hin in Zusammenhang kam. Ein Streit im Metzer Bistume bot Rom erwünschte Gelegenheit, in die Verhältnisse Lothringens einzugreifen. Der kaiserlich gesinnte Bischof Adalbero von Metz hatte seinen Archidiakon Albero vertrieben, dieser sich mit Beschwerden nach Rom gewandt und mit seinen Klagen dort bereites Gehör gefunden. Kuno von Palestrina wurde als Legat nach Deutschland abgesandt, um Adalbero von Metz zu entsetzen und an seine Stelle einen anderen Bischof wählen zu lassen, zugleich aber Erzbischof Adalbert von Mainz das Pallium zu überbringen und mit ihm in enge Verbindung zu treten. Kuno begab sich zuerst nach Reims und betrieb von hier die Sache. Seine Absicht war, den Abt Theoger von St. Georgen im Schwarzwalde, den eifrigsten Mönch der Hirschauer Schule, auf den Bischofsstuhl von Metz zu erheben. Unvermutet fand er bei Theoger nicht das erwartete Entgegenkommen, und ehe er noch selbst den deutschen Boden betreten hatte, traf die Nachricht vom Tode Paschalis' II. ein. Sie machte auf ihn und die Aufständischen den tiefsten Eindruck.

So gewiß es ist, daß es eine mächtige Partei in der Kirche gab, welche den Investiturstreit absichtlich von neuem erregte und bis zum vollständigen Sieg der Gregorianischen Ideen durchkämpfen wollte, daß ferner der Kaiser unter den deutschen Fürsten erbitterte Gegner zählte, die auf seine völlige Vernichtung bedacht waren, nicht minder steht fest, daß die Mehrzahl des Klerus und der Laien in Deutschland die Erneuerung des alten Streits unter den schwersten Befürchtungen wahrnahm und sich nach Herstellung des Friedens sehnte. Das war die Stimmung selbst vieler Fürsten, die mitten im Kampfe standen, aber gern bereit waren, sich mit dem Kaiser, wenn nur ihre eigene Stellung ungefährdet blieb, friedlich abzufinden. Durch ungewöhnliche Naturerscheinungen waren die Gemüter aufgeregt und schwer bedrückt. Den Erdbeben waren furchtbare Gewitter, große Überschwemmungen gefolgt; man sah die Flüsse plötzlich versiegen, dann wieder übermäßig anschwellen, die Erde sich spalten, den Himmel sich mit blutroten Wolken bedecken und meinte, hierin Drohungen des göttlichen Zorns zu erkennen, daß der deutsche Trotz sich noch immer weigere, Rechte der römischen Kirche anzuerkennen, denen sonst im Abendlande kaum noch widersprochen wurde. An einen vollständigen Sieg des Kaisers über Rom glaubte man nicht mehr, sondern erwartete nur über lang oder kurz einen billigen Vergleich. Wie bald und unter welchen Bedingungen er geschlossen würde, schien vor allem davon abzuhängen, wer jetzt Paschalis auf dem Stuhle Petri folgen würde; denn an die Möglichkeit eines neuen Schismas wurde in Deutschland wohl von keiner Seite gedacht.

Neue Kirchenspaltung

Die römischen Kardinäle beeilten die Wahl des neuen Papstes. Wegen der Unruhen in der Stadt traten sie am 24. Januar 1118 in dem Kloster S. Maria in Pallara auf dem Palatin — in der Mitte zwischen den Burgen des Pier Leone und der Frangipani — im geheimen zusammen, wählten hier einstimmig den bisherigen Kanzler des römischen Stuhls Johann von Gaeta und inthronisierten ihn sogleich unter dem Namen Gelasius II. Johann hatte schon längst im wesentlichen die Geschäfte der Kurie geleitet; die Wahl schien demnach darauf hinzuweisen, daß man bei der von Paschalis eingeschlagenen Richtung beharren wolle.

Nur widerstrebend hatte Johann die Wahl angenommen. Wenn er einer leidvollen Zukunft entgegenzugehen fürchtete, so zeigten schon die nächsten Stunden, wie gerechtfertigt seine Besorgnisse waren. Kaum hatte sich die Nachricht von der Wahl in der Stadt verbreitet, so brach Cencius Frangipane mit einer bewaffneten Schar in die Versammlung der Kardinäle, ergriff den Gewählten bei der Gurgel, riß ihn zur Erde und trat ihn mit Füßen, dann schleppte er ihn nach seiner Burg, wo er ihn in Ketten warf. Zugleich wurden die Kardinäle in gleich abscheulicher Weise von dem Gefolge des Cencius mißhandelt.

Die Beweggründe dieser Greueltat sind uns nicht überliefert, wahrscheinlich lagen sie in ganz persönlichen Verhältnissen. Unwillkürlich erinnert das ruchlose Unternehmen an jenen Anschlag, den einst ein anderer Cencius auf Gregor VII. machte[1]. Auch die Wirkung auf die Bevölkerung Roms war die gleiche. Noch vor kurzem bekämpfte man sich in der Stadt: jetzt reichten sich Pier Leone und seine Widersacher die Hände, mit den Mannen des Adels verbanden die zwölf Rioni, in welche Rom eingeteilt war, Trastevere und die Tiberinsel ihre bürgerlichen Milizen. Alles eilte auf das Kapitol, und man beschloß hier, Gesandte an die Frangipani mit der entschiedenen Forderung abzusenden, sofort den gewählten Papst auf freien Fuß zu setzen. Ein so einmütiger Widerstand ließ den Frangipani keine Wahl. Sie gaben ihren Gefangenen frei: Leo Frangipani, der Bruder des ruchlosen Cencius, erbat sich sogar fußfällig Verzeihung vom Papste und erhielt sie. Der Befreite wurde auf einen weißen Zelter gehoben und in feierlicher Prozession durch die bekränzten Straßen der Stadt nach dem Lateran geleitet. Ganz Rom huldigte nun dem neuen Papste; auch die Grafen und Barone der Campagna schienen mit der Wahl einverstanden. Die Konsekration wurde nur dadurch verhindert, daß Gelasius noch Diakon war und die Priesterweihe nicht vor dem nächsten Quatember (6. März) erhalten konnte.

Eine Verständigung zwischen dem Kaiser und dem neuen Papste mochte anfangs vielen nicht unmöglich erscheinen. Der Kanzler hatte wiederholent-

[1] Vgl. Bd. III, S. 295. 296.

lich Paschalis gegen die Angriffe kirchlicher Eiferer, wie Kuno von Palestrina, Bruno von Segni und Guido von Vienne, vertreten; noch im Jahre 1116 hatte er sich einem Abkommen mit dem Kaiser geneigt gezeigt. Aus seinem eigenen Munde wissen wir, daß er zuzeiten dem Kaiser und jenem Moritz von Braga, der schon mit Wärme die kaiserliche Sache verfocht, persönlich sehr nahegestanden hatte. Als Kuno von Palestrina erfuhr, daß der Kanzler gewählt sei, war er keineswegs damit zufrieden. Die zögernde Annahme der Wahl faßte er als ein feiges Schwanken auf. „Niemals habe ich", äußerte er sich, „nach dem apostolischen Stuhl getrachtet; dennoch würde ich, wäre ich in Rom gewesen, entschlossen die Last des Kirchenregiments auf meine Schultern genommen haben, um den Feind der Kirche mit aller Macht zu bewältigen." Erzbischof Konrad von Salzburg erlaubte sich sogar das Witzwort: „Niemand hat weniger als Johann getaugt; vielleicht wird etwas Gutes an Gelasius sein." Diese Männer und ihre Freunde fürchteten offenbar, daß der neue Papst dem Kaiser mehr als Paschalis entgegenkommen werde, andere werden dasselbe gewünscht haben. Bald zeigte sich, daß jene Besorgnisse weniger gerechtfertigt waren, als diese Wünsche.

Auch die römischen Konsuln scheinen eine Verständigung gewünscht und erwartet zu haben; denn sie schickten sogleich an den Kaiser, der damals in der Gegend von Turin verweilte. Heinrich zeigte sich Gelasius nicht abgeneigt, nahm ein Abkommen mit ihm in Aussicht, verriet jedoch dabei durchaus keine übermäßige Hast; erst für Ostern stellte er seine Ankunft in Aussicht. Dennoch brach er plötzlich mit einem kleinen Gefolge auf, zog heimlich gegen Rom, meldete bereits am 1. März den Konsuln, daß man ihn zu erwarten habe, und betrat schon in der folgenden Nacht die Leostadt. Offenbar wollte er den Papst und die Römer überraschen, ehe noch die Weihe stattfinden konnte; schon vorher wollte er einen ihm genehmen Vertrag von Gelasius erzwingen.

Der Papst suchte der Gewalt des Kaisers zu entkommen; er wollte einer Zusammenkunft mit ihm ausweichen, um nicht von vornherein den Kardinälen und einer zahlreichen Partei in der Kirche Ärgernis zu geben, überdies schreckte ihn Heinrichs befremdliche Eile. Noch in derselben Nacht, als der Kaiser nach St. Peter kam, verließ Gelasius den Lateran, bestieg ein Pferd und eilte nach einem Turme der Bulgamini im Rione S. Angelo am Tiberufer gegenüber der Insel. Hier hielt er sich am folgenden Tage verborgen, um mit Anbruch der Nacht seine weitere Flucht zu bewerkstelligen. Zwei Galeeren führten ihn, mehrere Bischöfe und Kardinäle nebst einigen römischen Edlen den Tiber hinab nach Porto. Man wollte sofort in See gehen, wurde aber durch einen Sturm gehindert, welcher das Wasser der Flußmündung staute. Die Gefahr war um so größer, als bei Porto das Gestade schon von Leuten des Kaisers besetzt war, welche die Galeeren beschossen und sie mit Feuerbränden bedrohten, wenn man nicht

anlege. Dennoch rettete das Dunkel die Flüchtlinge. Sie landeten am anderen Ufer des Flusses, und der Kardinal Hugo von Alatri trug auf starken Schultern den Papst nach dem mehrere Meilen entfernten Kastell von S. Paolo bei Ardea; das Gefolge des Papstes blieb die Nacht über bei den Galeeren. Bei Anbruch des Tages wurden sie aufs neue von Heinrichs Leuten angehalten; erst nachdem man ihnen beschworen, daß der Papst nicht auf den Schiffen sei, zogen sich die Kaiserlichen zurück. Glücklich gelang es nun den Flüchtigen, das Meer zu erreichen; unweit Ardea nahmen sie bei Einbruch der nächsten Nacht den Papst wieder auf und gelangten am dritten Tage nach Terracina, dann schnell nach Gaeta, der Vaterstadt des Papstes, wo man des besten Empfangs gewiß war.

Als die Flüchtlinge zu Gaeta angekommen waren, stellten sich alsbald Boten des Kaisers bei ihnen ein. Denn sobald Heinrich die Gewißheit der Flucht erlangt, hatte er die Römer versammelt und mit ihnen den Papst zur Rückkehr aufzufordern beschlossen. Der Kaiser versprach durch seine Boten, Gelasius' Weihe nicht nur nicht zu hindern, sondern durch seine eigene Gegenwart in St. Peter zu verherrlichen, verlangte dagegen, daß der Erwählte ihm zuvor in Person eine eidliche Gewähr für ein friedliches Abkommen zwischen Kirche und Reich leiste; weigere sich dessen Gelasius, so werde der Kaiser seine Macht brauchen. Die Boten erhielten eine unbefriedigende Antwort. Gelasius erklärte: gern würde er jedem gerechten Vergleich zustimmen, um den Streit zwischen Kirche und Reich zu beendigen, aber eine so wichtige Entscheidung könne nicht ohne eine allgemeine Synode getroffen werden, welche er an dem Tage des heiligen Lukas (18. Oktober) zu Mailand oder Cremona zu halten gedenke; dies sei er bereit dem Kaiser, wenn dieser nur nicht selbst die Synode verhindere, mit Wort und Schrift zu verbürgen, einen Schwur dagegen persönlich zu leisten passe sich nicht für seine Würde und sei gegen die Sitte; nach Rom zurückzukehren, müsse er bei dem auffälligen Benehmen des Kaisers Bedenken tragen.

Dem Kaiser wurde klar, daß der neue Papst ganz auf dem Standpunkte beharre, welchen Paschalis zuletzt eingehalten hatte; auch Gelasius mied ihn wie einen Gebannten und beabsichtigte, die Entscheidung des Streits auf eine Synode zu vertagen, auf welcher gerade jene Männer, die bisher den Bann verbreitet hatten, ihre Meinung, wie er fürchten mußte, zur Geltung bringen würden. Wollte dies Heinrich verhindern, so blieb ihm kaum ein anderer Ausweg, als noch vor erfolgter Weihe des Gelasius Schritte zu tun, die dessen Autorität in Frage stellten. Deshalb beschloß er, noch einmal einen Gegenpapst aufzustellen und ihn unverzüglich weihen zu lassen. Seine Wahl fiel auf Moritz von Braga, dessen Ergebenheit er kannte, den wissenschaftliche Bildung und Gewandtheit in den Weltgeschäften empfahlen, und dessen Rechtgläubigkeit bei seinem früher ver-

trauten Verhältnis zu Paschalis und Gelasius selbst von den Gegnern schwer zu bestreiten war.

Nach der Rückkehr der Gesandten versammelte der Kaiser eiligst die Römer in der Peterskirche. Die Antwort des Gelasius wurde mitgeteilt, und nicht geringe Mißstimmung entstand, als man hörte, daß der Papst die Entscheidung über die wichtigste Frage der Zeit nicht auf einer römischen Synode, sondern in Mailand oder Cremona herbeiführen wollte. Darauf entwickelte der gelehrte Warnerius von Bologna den aufgeregten Römern die alten Rechte der römischen Kaiser; auch wurden die früheren Dekrete der Päpste verlesen, um darzutun, daß Gelasius' Wahl wegen der mangelnden kaiserlichen Zustimmung ungültig sei. So erreichte der Kaiser, was er beabsichtigte. Sofort wurde eine neue Wahl getroffen, und alle Wähler vereinigten sich auf den Erzbischof von Braga, obwohl dieser Mann Rom und den Römern ganz fernstand. Man legte ihm den päpstlichen Mantel um und proklamierte ihn als Gregor VIII., doch hat die Welt ihn kaum unter diesem Namen gekannt, sondern auch fortan als Burdinus bezeichnet. Ein großer Teil des römischen Adels und der städtischen Masse hatte sich an der Wahl beteiligt, wenige vom römischen Klerus, nur drei Wibertistische Kardinäle, längst ihres Amtes entkleidet, waren unseres Wissens zugegen. Der Kaiser bestätigte sogleich die Wahl, der sich dann unmittelbar die Weihe anschloß; miteinander zogen dann der Kaiser und der neue Papst nach dem Lateran. Das geschah zu Rom am 8. März; erst am folgenden Tage empfing Gelasius zu Gaeta die Priesterweihe und am 10. März die Weihe als römischer Bischof.

So stand man in einem neuen Schisma. Einem durch die Kardinäle eingesetzten Papste stand ein anderer gegenüber, der seine Erhebung dem Kaiser und dem römischen Volke verdankte; jener war früher gewählt, dieser früher geweiht; jener hatte die Weihe in Gaeta, dieser in Rom erhalten; jener wollte die Fortsetzung des Kampfes mit dem Reiche bis zu einem den Sieg der Kirche sichernden Frieden, dieser konnte seiner ganzen Stellung nach nur die Unterwerfung der Kirche unter den Kaiser im Auge haben.

Gelasius ließ kein Mittel unversucht, um Burdinus' Aufkommen zu hindern. Sobald er die Erhebung desselben erfuhr, schrieb er den Römern, daß sie sich jedes Umgangs mit dem Gegenpapste zu enthalten hätten; bald darauf rief er alle geistlichen und weltlichen Fürsten auf, der rechtgläubigen Kirche gegen den Eindringling beizustehen. Schon stand auch ihm ein größerer Anhang zur Seite. Viele Bischöfe Unteritaliens waren nach Gaeta gekommen, um seiner Weihe beizuwohnen; auch der junge Herzog Wilhelm von Apulien, Fürst Robert von Kapua, Richard von Aquila hatten sich eingestellt und hatten Hoffnung auf Unterstützung eröffnet. Sein Vertrauen wuchs, und schon am Palmsonntag (7. April) wagte er zu Kapua den Schritt, welcher Paschalis so schwere Bedenken

eingeflößt hatte: feierlich sprach er das Anathem über Heinrich und den von ihm eingesetzten Gegenpapst aus. Nach allen Seiten verbreitete er das gefällte Strafurteil, warb er um Freunde in dem Kampfe, den er gegen den Kaiser begann. Auf das Kloster Monte Cassino, aus dem er selbst hervorgegangen war, konnte er sich unbedingt verlassen; auch mit Cluny setzte er sich in Verbindung, mit Adalbert von Mainz, den er wenig später zum ständigen Legaten des apostolischen Stuhls ernannte, mit Kuno von Palestrina, dem er die Legation in Deutschland bestätigte, mit allen Anhängern der Gregorianischen Prinzipien diesseits und jenseits des Rheins.

Seine nächste Absicht war, die Rückkehr nach dem Lateran zu bewirken. Schon rüsteten die Normannen, und zuerst war Robert von Kapua auf dem Platze. Während der Kaiser Rom verlassen hatte, um die Burgen einiger widerstrebenden Herren in der Campagna zu brechen, überfiel Robert unvermutet die Stadt. Noch beherrschte sie die Furcht vor den Normannen Robert Guiscards, und feige räumten die Anhänger des Kaisers, als jetzt ein anderer Robert einbrach, den Platz und flüchteten nach Trastevere hinüber. Nur Erzbischof Bruno von Trier, welcher mit großem Gefolge und gefüllten Säckeln nach Rom gekommen war, hielt sich mit seinen Leuten und schützte, wie ihm befohlen war, den Papst des Kaisers. Noch unerwarteter aber, als er gekommen, brach Robert zum Rückzuge auf; wahrscheinlich weil er einer Begegnung mit dem Kaiser ausweichen wollte.

Ein größeres Unternehmen bereitete Gelasius vor, der inzwischen seinen Sitz in Monte Cassino genommen hatte. Hierhin kam Robert von Kapua mit neuen Scharen, hierhin wenig später auch Herzog Wilhelm von Apulien und mehrere normannische Barone. Als Robert jedoch vernahm, daß der Kaiser bis Torricella unweit Fondi, hart an der Grenze des Fürstentums Kapua, vorgedrungen sei und diese Feste belagere, und als der Kaiser darauf selbst Verhandlungen mit ihm begann, wurde er schwankend und gab den Zug auf. Auch Herzog Wilhelm und die Barone beschlossen nun, die Waffen ruhen zu lassen. Das ganze Unternehmen löste sich auf; die Normannen gingen nach Hause und überließen den Papst seinem Schicksal.

Nachdem die von den Normannen drohende Gefahr beseitigt war, zog der Kaiser von Torricella ab. Das Pfingstfest (2. Juni) feierte er in Rom; bald darauf verließ er die Stadt und wandte sich nordwärts, wohl schon damals auf die Heimkehr nach Deutschland bedacht. Der Gegenpapst blieb in Rom zurück, aber nur zu schnell zeigte sich, wie wenig Boden er in der fremden Stadt gewonnen hatte. Ein Teil des römischen Adels wandte sich wieder Gelasius zu und knüpfte mit ihm Verbindungen an, so daß er bald nachher an seine Rückkehr nach der Stadt denken konnte. Am 16. Juni war er in Ferentino; langsam zog er weiter, sich den Durchzug durch die Campagna mit Geld erkaufend. Am 5. Juli schlich er sich

mit einem kleinen Gefolge in die Stadt; es war, als ob eine arme Pilgerschar einrückte. So unsicher fühlte er sich noch, daß er nicht in den Lateran einzog, sondern in einem Hause neben S. Maria in Secundicero im Rione Ripa inmitten der Türme der Normanni und Corsi Wohnung nahm. Hier lebte er einige Zeit wie in einem Verstecke. An der Oktave des Peter-und-Paul-Tages (6. Juli) hielt er die Messe in S. Paolo vor den Toren der Stadt, während sein Widersacher in S. Peter zelebrierte.

Die Anwesenheit des Gelasius machte die Lage des Gegenpapstes immer bedenklicher. Nicht allein die Normanni und Corsi hatten sich jenem zugewandt, sondern auch der Stadtpräfekt; auffällig ist, daß Pier Leone sich jetzt weniger eifrig der kirchlichen Sache annahm als früher, doch hatte der kaiserliche Papst deshalb keinen Schutz von ihm zu erwarten[1]. So verließ Burdinus nach kurzer Zeit Rom und begab sich nach dem festen Sutri; in den Händen der Kaiserlichen blieb nur S. Peter. Der Rückzug des Gegenpapstes brachte indessen Gelasius selbst nur geringe Vorteile. Die Spaltungen unter dem römischen Adel dauerten fort; er zählte unter ihnen erbitterte Gegner, wie die Frangipani, nur wenige zuverlässige Freunde, wie Stefano Normanno; daß er seinen Schutz besonders seinem Neffen Crescentius von Gaeta anvertraute, hat ihm vielleicht mehr geschadet als genützt.

Nicht vor den ärgsten Gewalttaten war Gelasius in der Stadt gesichert. Als er am 21. Juli sich nach der Kirche Prassede zu begeben wagte, um dort das Fest der Schutzheiligen durch seine Teilnahme zu verherrlichen, mußte er bitter bereuen, daß er die Nähe der Frangipani zu wenig beachtet hatte. Noch war die Messe nicht beendigt, als Cencius und Leo Frangipane, den alten Groll im Herzen nährend, unter einem Hagel von Pfeilen und Steinen in die Kirche brachen. Stefano Normanno und Crescentius schützten den Papst; in der Kirche und vor derselben kam es zu einem heißen, mehrere Stunden dauernden Kampfe, währenddessen der Papst unbemerkt entfloh. Als Stefano ihn in Sicherheit glaubte, rief er: „Der Papst ist entflohen. Weshalb wollt Ihr, Frangipani, uns verderben, die wir ja auch Römer und Euch verwandt sind? Laßt uns die Waffen niederlegen.“ Die Frangipani standen darauf von der Fortsetzung eines Kampfes ab, den sie bereits als einen Sieg ansehen konnten.

Der Papst hatte eiligst ein Pferd bestiegen; noch mit dem kirchlichen Ornat halb bekleidet, stürmte er auf demselben aus der Stadt in der Richtung von S. Paolo. Jammernd und wehklagend sahen die Frauen das klägliche Schauspiel. Nur der Kreuzträger folgte Gelasius, stürzte aber bald mit seinem Rosse und verlor das Kreuz, welches ein armes

[1] Die auffällige Zurückhaltung des Pier Leone erklärt sich zum Teil wohl daraus, daß einer seiner Söhne noch seit dem Jahre 1111 in den Händen des Kaisers als Geisel war. Beachtenswert ist auch, daß gerade die hitzigsten Gegner des Paschalis unter dem römischen Adel jetzt Gelasius schützten: die Normanni, Corsi und der Präfekt.

Weib aufhob und später zurückgab. Man suchte den Papst und fand ihn erst gegen Abend auf den Feldern bei S. Paolo; er war völlig erschöpft und ergoß sich in lauten Wehklagen über sein schmähliches Los unter diesem frevelhaften Geschlecht. Man brachte ihn nach Rom zurück; hier beriet er noch an demselben Tage mit seinen Vertrauten, was zu tun sei. Als man am anderen Tage die Beratung fortsetzte, gab er endlich selbst die Entscheidung. „Wozu", sagte er, „die vielen Reden? Folgen wir dem Beispiel unserer Väter, folgen wir dem Evangelium. Da wir in dieser Stadt nicht leben können, laßt uns in eine andere fliehen, fliehen aus Sodom, fliehen aus Ägyptenland und dem neuen Babylon, der Stadt des Blutes. Einst wird die Zeit kommen, wo wir entweder alle oder wenigstens die, welchen Gott das Leben läßt, unter glücklicheren Umständen zurückkehren werden. Ich bekenne es vor Gott und der ganzen Kirche: Wäre es möglich gewesen, ich hätte lieber einen Herrn haben wollen, als deren so viele. Der eine schlimme hätte die anderen schlimmeren vernichtet, bis auch über ihn der Herr der Herren gerechtes Gericht geübt haben würde." Die letzten Worte bieten den Schlüssel zu dem früheren freundlichen Verhalten des Gelasius zum Kaiser; vielleicht mochte er bedauern, einen Weg verlassen zu haben, auf welchen er nun nicht mehr zurückkehren konnte.

Hierauf traf der Papst alle Anstalten für eine längere Abwesenheit von Rom. Den Kardinal-Bischof Petrus von Porto ernannte er zu seinem Vikar, der mit den zurückbleibenden Kardinälen die kirchliche Verwaltung führen sollte, dem Kardinal Hugo von Alatri übergab er das Regiment von Benevent, die Verteidigung der Stadt Rom dem Stefano Normanno als Bannerträger des apostolischen Stuhls; als Präfekt von Rom wurde jetzt jener Petrus bestätigt, dessen Erhebung Papst Paschalis so trübe Schicksale bereitet hatte. Am 2. September fuhr der Papst mit zwei Kardinalpriestern, vier Kardinaldiakonen, unter welchen ein Sohn des Pier Leone war, mit mehreren vornehmen Römern, namentlich Petrus Latro und Johannes, einem Bruder des Präfekten, wie mit zahlreicher Dienerschaft auf mehreren Schiffen den Tiber hinab und ging in See. Nach einigen Tagen landete er in Pisa. Hier, wo man die Gunstbezeugungen der Kaiser und Päpste mit der gleichen Elle des Handelsmanns maß, wenn sie nur dem Vorteile der Stadt dienten, fand Gelasius die beste Aufnahme; unter großen Feierlichkeiten weihte er am 26. September den prachtvollen neuen Dom, an welchem die Pisaner über ein halbes Jahrhundert gebaut hatten, und bestätigte der Kirche ihre Privilegien als Metropole für ganz Korsika. Im Anfange des Oktobers gaben die Pisaner dann dem Papste weiter das Geleit.

Am 10. Oktober war Gelasius in Genua. Noch konnte es scheinen, als ob er seinen Weg nach der Lombardei zu dem angekündigten Konzil nehmen werde. Wie er aber wegen der Unsicherheit die Landstraße durch

Tuscien vermieden und den Seeweg vorgezogen hatte, so mochte er auch in der Lombardei in die Gewalt seiner Feinde zu fallen befürchten. Er beschloß, nach Frankreich und Burgund seine weitere Flucht zu richten; dort war er gewiß, einen mächtigen Anhang zu finden, dort hatte er keine Nachstellungen des Kaisers zu besorgen. Abermals ging er zu Schiff, legte am 23. Oktober zu Marseille an und stieg wenige Tage später bei St. Gilles an das Land. Der Abt von Cluny empfing ihn dort mit dem größten Glanze; die Bischöfe und Herren Frankreichs und Burgunds kamen ihm zahlreich entgegen und brachten unermeßliche Geschenke. Die weitere Reise des Papstes die Rhone hinauf war ein Triumphzug; der Flüchtling schien ein Sieger.

Durch dieselben Gegenden, wo einst Urban II. vor mehr als zwanzig Jahren seinen Weg genommen hatte, zog der Papst; einen ähnlichen Enthusiasmus erweckte er, als er, Segen spendend, Kirchen weihend, Privilegien erteilend, durch das heißblütige, von den kirchlichen Ideen ganz ergriffene Volk des südlichen Frankreich seine Reise nahm. Von den Normannen hintergangen, von dem römischen Adel mit Füßen getreten, brachte ihn erst die inbrünstige Devotion der Provenzalen zu dem vollen Gefühl seiner Würde. Wohl mochte er sich seinem Vorgänger Urban vergleichen, und doch war zwischen ihnen ein großer Unterschied. Urban kam nach unzweifelhaften Erfolgen in der Fremde in seine Heimat zurück, um neue Kräfte für den kirchlichen Kampf zu gewinnen, die Masse der Laien für Roms Sache zu befeuern und so ein andauerndes Schisma siegreich zu beendigen. Gelasius erschien flüchtig auf fremdem Boden und suchte hier die Mittel, um sich dem neu erhobenen Gegenpapste, dem feindlichen Kaiser, dem nicht minder feindlichen römischen Volke gegenüber nur zu behaupten. Urban hatte die Gregorianische Partei vom Verderben gerettet; Gelasius mußte den Schutz derer nachsuchen, die ihn bisher an Entschiedenheit überboten hatten. Nach Vienne ging er zu jenem Guido, dessen Hitze er früher bekämpft hatte; denn er bedurfte jetzt seiner Person und seiner Verbindungen, wenn er nicht ganz unterliegen sollte.

Zwei Päpste hatte die Kirche, und Rom selbst war ohne Bischof. Aber von Rom und Italien hing am wenigsten die Zukunft der Kirche ab; bei weitem mehr kam darauf an, wie weit sich die Ideen der Reform in dem deutschen und französischen Episkopat befestigt hatten, welche Stellung man hier in dem Schisma ergriff; vor allem aber war von Bedeutung, ob die Opposition des deutschen Fürstentums gegen den Kaiser den Sieg behalten würde.

Heinrich selbst fühlte, daß die Entscheidung der Dinge jetzt wesentlich in Deutschland lag. Etwa um dieselbe Zeit, wo der Papst über das Mittelmeer ging, kehrte der Kaiser über die Alpen in die deutschen Länder zurück. Wohl hatte er diesmal in Italien ein anderes Verfahren angewendet als früher und unzweifelhaft seine Herrschaft auf der Halbinsel erheblich be-

festigt; doch zu einem Abkommen mit Rom hatte er es nicht gebracht. Vielmehr hatte sich der Investiturstreit jenseits der Alpen zu einem neuen Schisma entwickelt, der Aufstand in Deutschland mehr und mehr die Natur eines kirchlichen Kampfes angenommen; schon schien der Bann gegen ihn eine ebenso furchtbare Waffe wie einst gegen seinen Vater. Was Heinrich vermeiden wollte, war eingetreten: die Dinge lagen wieder wie zwanzig Jahre früher, nur daß er es jetzt war, an dessen Fersen der Bann sich heftete. Wohl mochte er es als Glück preisen, daß er keinen Sohn hatte, welcher den Fluch der Kirche benutzen konnte, um die Krone dem Vater vom Haupte zu reißen.

8. Die deutschen Fürsten und Papst Callixt II.

Des Kaisers Rückkehr nach Deutschland

Die Nachricht von Paschalis' Tode und dem Ausbruch des neuen Schismas hatte die Tätigkeit der kirchlichen Partei in Deutschland für den Augenblick gehemmt, bald aber gewann sie durch Kuno von Palestrina, der als päpstlicher Legat, von dem gelehrten Bischof Leotgar von Viviers begleitet, nach Ostern an den Rhein kam, neues Leben. Eine Aufgabe war dem übereifrigen Manne zugewachsen, die ganz seiner Neigung entsprach: den Bann des Gelasius gegen den Kaiser in den deutschen Ländern zu verbreiten, wirksam zu machen und so dem Kampfe frische Nahrung zu geben.

Im Einverständnis mit Adalbert von Mainz beschloß Kuno zunächst, eine große Synode in Köln abzuhalten, zu der eiligst Einladungen an alle deutschen Bischöfe ergingen. Nicht alle erschienen, doch konnte der Kardinal eine zahlreiche Versammlung am 19. Mai 1118 in Köln begrüßen. Eine Reihe von Strafurteilen wurde auf der Synode verhängt. Über den Kaiser wurde das Anathem ausgesprochen, ebenso über die Führer der kaiserlichen Partei, über Herzog Friedrich und seinen Bruder Konrad, den Pfalzgrafen Gottfried und andere. Auch gegen die nicht erschienenen Bischöfe schritt man ein. Bischof Hermann von Augsburg, den man schon längst beseitigen wollte, wurde gebannt und seines Amtes entsetzt, andere Bischöfe suspendiert und vor eine zweite Synode geladen, welche am 18. Juli zu Fritzlar abgehalten werden sollte. Selbst Otto von Bamberg würde wegen seines Ausbleibens die gleiche Strafe getroffen haben, wenn sich nicht Erzbischof Adalbert für ihn verwendet hätte.

Der Legat und Erzbischof Friedrich gaben den abreisenden Bischöfen das Geleit bis Koblenz; hier hatte Kuno die Freude, den Abt Theoger zu begrüßen, dessen Widerstand er endlich gebrochen hatte. Theoger, zur Übernahme des Metzer Bistums nun entschlossen, begleitete den Legaten und den Erzbischof von Köln zurück; bald darauf folgte er dem Legaten nach Korvei, wo er am 7. Juli die Weihe erhielt. Der Legat hatte hier mit den Erzbischöfen von Magdeburg und Salzburg, den Bischöfen von Halberstadt, Naumburg und Minden eine Zusammenkunft, deren Veranlassung und deren Resultat nicht bekannt sind. Am 28. Juli eröffnete

dann der Legat die Synode in Fritzlar. Trotz der erneuten Mahnung waren auch diesmal mehrere Bischöfe nicht erschienen, welche nun strengere Bußen trafen. Der Bann gegen den Kaiser und seine Anhänger wurde abermals verkündigt, auch über die dem Bann in bezug auf die Reichsregierung zu gebenden Folgen, wie es scheint, Beratung gehalten. Leider sind wir über die Verhandlungen nur sehr mangelhaft unterrichtet.

Die Erneuerung des Kampfes war unvermeidlich. Schon in Fritzlar fühlten sich die Bischöfe vor einem Überfall der Kaiserlichen nicht sicher, und wenig später trat Erzbischof Adalbert mit seinen Genossen selbst wieder in die Waffen. Er hatte die Mainzer gewonnen, indem er ihnen jenes wertvolle Privilegium erteilte, welches später in die ehernen Pforten ihres Doms eingegraben wurde; die Bürger, erklärte er darin, sollten fortan keinem Vogt mehr außerhalb der Stadt zu Recht zu stehen oder Abgaben zu zahlen verpflichtet sein. Zugleich hatte der Erzbischof seine Brüder, den Bischof Bruno von Speier, die Grafen Siegbert und Friedrich von Saarbrücken, welche bisher nicht offen gegen den Kaiser Partei ergriffen hatten, an sich zu ziehen gewußt. Auch die Bischöfe von Straßburg und Worms traten nun ganz auf die Seite der Aufständischen. Noch wichtiger war, daß der Erzbischof in Sachsen namhafte Unterstützung fand, und zwar nicht allein bei seinem alten Bundesgenossen Friedrich von Arnsberg, sondern auch bei Hermann von Winzenburg, seinem früheren Gegner. Eine nicht geringe Macht stand Adalbert so zu Gebot, und er benutzte sie zunächst gegen Herzog Friedrichs Feste in Oppenheim. Von Mainzern und Sachsen wurde die Burg umlagert, gestürmt und dann mit Feuer zerstört; gegen zweitausend Menschen sollen im Kampfe dort umgekommen sein. Um dieselbe Zeit wurde auch die Burg Kyffhausen, welche der junge Pfalzgraf Friedrich besetzt hielt, und von wo aus er die Aufständischen bedrängte, von den Sachsen umschlossen; nach längerer Belagerung wurde auch sie übergeben und dann ebenfalls zerstört.

So war der Kampf am Rheine und in Sachsen wieder im Gange und nahm eine den Aufständischen entschieden günstige Wendung, als der Kaiser unerwartet im Herbste 1118 wieder in Deutschland erschien. Die Umtriebe des päpstlichen Legaten waren ihm bekannt; er hatte vernommen, daß die deutschen Fürsten schon damit umgingen, einen Tag nach Würzburg auszuschreiben, auf dem er sich entweder persönlich rechtfertigen oder entsetzt werden sollte; überdies mußte er zu verhindern suchen, daß die deutschen Bischöfe nicht jene allgemeine Synode beschickten, welche Gelasius nach Mailand ausgeschrieben hatte, und deren Zusammentritt man damals noch erwartete. So ließ Heinrich seine junge Gemahlin als seine Statthalterin in der Lombardei zurück, mit ihr seinen Hofhalt: er mochte bald zurückzukehren hoffen, nie aber hat er Deutschland wieder verlassen.

Mit einem kleinen Gefolge ging der Kaiser — wir wissen nicht, an welcher Stelle — über die Alpen. Auf das beste wurde er in Augsburg,

wo Bischof Hermann sich gegen seine Widersacher behauptete, empfangen; dann nahm er den Weg nach den rheinischen Gegenden, nach Franken und Lothringen. Bald durch Drohungen, bald durch Vergünstigungen, hier durch Gewalt, dort durch Nachgiebigkeit suchte er die aufständischen Fürsten zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und sein persönliches Eingreifen in die Angelegenheiten blieb jetzt nicht ohne Wirkung. Der Mut der Kaiserlichen belebte sich; die Aufständischen fühlten ihre Kräfte gelähmt, zumal gleichzeitig die kirchlichen Angelegenheiten eine wenig ermutigende Wendung nahmen.

Man hatte große Hoffnungen auf die Mailänder Synode gesetzt. Konnte man dieselbe auch nicht selbst mehr besuchen, so schickte doch Erzbischof Friedrich Boten und Briefe nach Mailand. Wir kennen die Briefe, und ihr Inhalt ist nicht ohne Interesse. An die versammelten Väter richtete der Erzbischof die Bitte, gegen die übermütigen Tyrannen dieselbe Standhaftigkeit zu bewähren wie einst der heilige Ambrosius gegen den Kaiser Theodosius. In bezug auf das Schisma gab der Erzbischof keine weitere Erklärung ab, als daß man den als Paschalis' Nachfolger anzuerkennen habe, der kanonisch gewählt sei und treu dem Beispiele seines Vorgängers folgen werde; offenbar schenkten Friedrich und seine Freunde noch immer Gelasius wenig Vertrauen. Zugleich aber ermunterte Friedrich in einem anderen Schreiben das mailändische Volk, seine Freiheit mutig gegen die Tyrannen zu verteidigen, welche die Kirche unterdrückten. Alle Fürsten Lothringens, Sachsens und Thüringens, ja ganz Deutschlands, versicherte der Erzbischof, hegten die größte Teilnahme für Mailands Freiheit, denn wie sie in *einem* Reiche vereinigt seien, wollten sie auch im Kampfe für Wahrheit und Recht zusammenstehen; die deutschen Fürsten seien Mailand auf alle Weise zu unterstützen bereit.

Friedrich mochte nicht weniger dagegen auf die Unterstützung Mailands gerechnet haben, aber er und seine Freunde sahen sich bald in allen ihren Berechnungen getäuscht. Die Mailänder Synode trat nicht zusammen, Gelasius mußte Rom verlassen und eilte als Flüchtling nach Frankreich; die kirchliche Sache schien in Italien einmal wieder völlig verloren. Auch auf ihre Anhänger in Deutschland konnten diese Verhältnisse nur entmutigend wirken. Kuno von Palestrina verließ den deutschen Boden, um Gelasius zu begegnen; seiner aufregenden Tätigkeit hier war für immer ein Ziel gesetzt. Wo der Legat wich, trat der Kaiser ein; von dem Würzburger Tage war nicht mehr die Rede.

Die Erhebung Callixts II.

Kuno kam zur rechten Zeit, um noch die letzten Worte des Papstes zu vernehmen. Nachdem Gelasius im Januar 1119 eine Synode zu Vienne gehalten und eine größere für den März in Aussicht gestellt hatte,

wo er den Streit zwischen Kirche und Reich zum Austrage zu bringen versprach, machte er sich auf den Weg nach Cluny, um dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Auf der Reise befiel ihn eine heftige Pleuresie, und todkrank kam er in Cluny an. Ruhig sah er seinem Ende entgegen und sprach Kuno von Palestrina den letzten Wunsch seines Herzens aus, daß er nach ihm die Leitung der Kirche übernehmen möge. Kuno widersetzte sich, indem er geltend machte, daß bei den großen die Kirche bedrängenden Gefahren zu ihrer Leitung weltliche Macht und Klugheit, welche ihm fehlten, erforderlich seien; Guido von Vienne sei der rechte Mann, um die Kirche aus langer Knechtschaft zur Freiheit zu führen. Der Sterbende erkannte Kunos Gründe an. Nach Klostersitte im Bußgewande am Boden liegend, hauchte er den letzten Atem aus; in Clunys Mauern fand der Kassinese sein Ende. Am 29. Januar 1119 starb Gelasius; kein volles Jahr hat er auf dem Stuhle Petri gesessen und wohl wenige Tage seines Pontifikats ohne Kränkungen und Demütigungen beschlossen. Wahrlich, Gregor VII. hatte seinen nächsten Nachfolgern eine Dornenkrone hinterlassen!

Guido empfing die Todesnachricht auf dem Wege nach Cluny, wohin er dem Papst zu folgen versprochen hatte. Am Tage nach seiner Ankunft daselbst (2. Februar) wurde er von den wenigen dort anwesenden Kardinälen zum Papste gewählt, und ihrer Wahl traten die anderen gegenwärtigen Kleriker und Laien bei. Obwohl Guido die Annahme beanstandete, wurde er doch sogleich mit dem Papstmantel umkleidet und erhielt den Namen Calixt II. Krönung und Weihe geschahen am 9. Februar zu Vienne.

Die Wahl bot große Unregelmäßigkeiten dar, dennoch fand sie bei den Führern der herrschenden kirchlichen Partei in Frankreich und Burgund, namentlich bei dem Erzbischof von Lyon, dem Bischof Gerard von Angoulême, Bischof Hugo von Nevers, sogleich Anerkennung, und da König Ludwig, der sich im Jahre 1115 mit Adelheid von Maurienne, einer Schwestertochter Guidos, vermählt hatte, den neuen Papst mit merklichem Eifer unterstützte, war Calixts Autorität bald in ganz Frankreich gesichert. Noch wichtiger war, daß die Wahl in Rom auf keinen Widerspruch stieß. Die Kardinäle, welche Calixt umgaben, hatten sogleich ihre Wahl dem Bischof Petrus von Porto angezeigt, der am 1. März in der Kirche des heil. Johann auf der Tiberinsel den römischen Klerus und das Volk versammelte, um in dieser wichtigen Angelegenheit Beschluß zu fassen. Allgemein wurde die in Cluny getroffene Wahl als eine glückliche empfunden, und die Kardinalbischöfe, Kardinalpriester, Kardinaldiakone und der übrige Klerus übersandten einzeln schriftlich durch den Erzbischof Otto von der Kirche S. Salvator ihre förmliche Zustimmung. Auch der Präfekt und die römischen Konsuln erkannten im Namen des Volks die Wahl an, indem zugleich Pier Leone, was von nicht geringer Bedeutung war, seine Macht

dem neuen Papste zu Diensten stellte; von besonderem Einfluß auf den Entschluß des letzteren soll sein Sohn gewesen sein, der sich zu Cluny unter den Wählern befunden hatte[1]. Die Römer nahmen den Namen Calixts II. sogleich in das Kirchengebet und ihre Urkunden auf.

Die Wahl Guidos war ein Ereignis von großer Tragweite. Zum ersten Male seit dem Tode Alexanders II. erhob die kirchliche Partei einen Mann an ihre Spitze, der nicht dem Mönchsstande angehörte. Ein bald mehr bald weniger hervorspringender, aber immer wirksamer Gegensatz zwischen Kloster- und Weltgeistlichkeit zieht sich durch alle jene Streitigkeiten zwischen Kirche und Reich, welche nun bereits zwei Menschenalter erfüllten. Es war nicht das Werk des Zufalls, wenn alle Gegenpäpste aus dem Weltklerus hervorgingen, während die Gregorianer nur Mönche wählten. Die Erhebung Guidos, der in eminenter Weise als ein Vertreter der Weltgeistlichkeit anzusehen war und doch sich als unerschrockener Vertreter der kirchlichen Freiheit kundgegeben hatte, versprach, einem gefährlichen Bruch in dem Klerus selbst vorzubeugen und das reformierte Papsttum wieder in unmittelbarere und günstigere Beziehungen zu dem Episkopat zu bringen.

Aber der neue Papst war zugleich ein Mann von hochfürstlicher Geburt: zu seinen Ahnherren zählten die letzten selbständigen Könige Italiens, der König von Frankreich war der Gemahl seiner Nichte, der Erbe Kastiliens sein Neffe Alfons, den König von England sah er als seinen Vetter an, selbst mit dem Kaiser stand er in Blutsverwandtschaft durch jene Agnes von Poitiers, welche einst in Kirche und Reich eine so wichtige Rolle gespielt und in manchem Sinne die Saat ausgestreut hatte, die ihm zu ernten blieb. Durch das ganze Abendland war dieses burgundische Geschlecht verbreitet und verzweigte sich bis zu den höchsten Thronen; ein Mann aus demselben war ein Fürst unter den ersten Fürsten, und diese mochten ihm eine Krone gönnen, welche ihnen auf dem Haupte eines Klosterbruders, selbst wenn er das Herrschertalent eines Hildebrand besaß, als frevelhafte Anmaßung erschien. Wie dem Episkopat trat durch Guido das Papsttum auch dem weltlichen Fürstentum näher, dessen Ansprüche auf äußere Ehren es überboten hatte, ohne daß Gregor und seine Nachfolger jene Vorzüge der Geburt besaßen, welche man als Vorbedingung so außerordentlicher Auszeichnungen anzusehen gewohnt war. Wie von selbst vollzogen sich durch Guidos Person die wichtigsten Transaktionen für die Zukunft der Kirche und zugleich eröffneten sich neue Aussichten auf die Beilegung des langen Streits zwischen Kirche und Reich, auf eine Aussöhnung mit dem Kaiser.

Von Gelasius hatte man Frieden erwartet, und doch hatte er nach kurzer Zeit die Kirche zu neuem Kampf aufgerufen. Calixt mochte dagegen anfangs den meisten als der Mann erscheinen, welcher jeden Gedanken

[1] Dieser Sohn des Pier Leone war der spätere Gegenpapst Anaklet II.

einer Verständigung mit dem Kaiser weit von sich werfen würde, war er es doch gewesen, der zuerst den Bann über Heinrich ausgesprochen und Paschalis manche schwere Stunde durch seinen hartnäckigen Widerstand gegen die Investitur bereitet hatte, — nichtsdestoweniger hörte man gerade von ihm bald Worte des Friedens und der Versöhnung. Schwerlich war es allein kirchlicher Eifer gewesen, der bisher Guidos Verfahren bestimmt hatte; alles zeigt ihn als einen vorzugsweise politischen Geist, und mehr als ein Grund konnte einen burgundischen Erzbischof mit starkem Rückhalt in Frankreich zu energischer Gegenwehr gegen ein übermächtiges deutsches Kaisertum bewegen. Aber ein Mann von politischem Blick erfaßte auch leicht, daß einem Haupt der abendländischen Kirche andere Aufgaben als einem Erzbischof von Vienne zugewiesen seien, und daß es vor allem im Interesse der Kirche hohe Zeit sei, den Investiturstreit endlich zum Abschluß zu bringen; das Beispiel seiner Vorgänger mußte ihn überdies belehren, daß er selbst in Rom nicht eher eine sichere Stätte finden würde, als bis ein Friede mit dem Kaiser geschlossen sein. Calixt war alt genug — ein Menschenalter hatte er schon auf dem Bischofsstuhle von Vienne gesessen —, um bei einem Werke nicht zu zögern, welches ihm recht eigentlich als seine Lebensaufgabe erschien.

Die Kardinalbischöfe hatten aus Rom den neuen Papst wissen lassen, daß sie nichts sehnlicher wünschten als die schleunige Berufung eines Konzils, um der Kirche Frieden und Freiheit zurückzugeben. Sie begegneten damit nur den eigenen Gedanken des Papstes, der bereits am 16. April an den Erzbischof von Köln schrieb, daß er im Herbst zu Reims ein Konzil zu halten beabsichtige; die Kirche wieder aufzurichten, den Widerstand ihrer Feinde zu vernichten und den Anschuldigungen, die gegen sie erhoben würden, zu begegnen, bezeichnete er als die Aufgaben dieser Versammlung. Calixt wünschte eine starke Beteiligung des deutschen Episkopats an dem Konzil und unterließ deshalb nichts, um die Häupter desselben für sich zu gewinnen. Nicht allein mit Adalbert von Mainz und Friedrich von Köln trat er in brieflichen Verkehr, sondern auch mit Bruno von Trier, obwohl dieser noch vor kurzem seine Dienste dem Gegenpapste gewidmet hatte. Übrigens fehlte viel daran, daß die deutschen Bischöfe, so wenig der Name des Burdinus bei ihnen galt, dem Burgunder sogleich eine allgemeine Devotion entgegengebracht hätten.

Der innere Krieg war in Deutschland inzwischen zu einem Stillstand gekommen. Immer lebhafter regte sich das Verlangen nach Herstellung fester Ordnung im Reich, und die Fürsten selbst wandten sich an den Kaiser mit der Bitte, Mittel und Wege zur Aufrichtung eines allgemeinen Friedens ausfindig zu machen. Heinrich zögerte nicht, dieser Aufforderung zu entsprechen, und berief auf den Johannistag einen großen Reichstag nach Tribur. So zahlreich stellten die Fürsten sich ein, daß sie mit ihrem Gefolge alle Ortschaften rings um Mainz besetzt hielten; die Scheu schien

vergessen, die viele bisher gegen den Kaiser und seine gebannten Freunde gehegt hatten. In den letzten Tagen des Juni wurden die Verhandlungen eröffnet. Allgemein erkannte man die Nachgiebigkeit und Mäßigung des Kaisers an; auf den Rat seiner bisherigen Widersacher hörte er nicht minder als auf den seiner alten Freunde; er suchte jeden zu versöhnen, den er verletzt. In der Tat einigte man sich über einen allgemeinen Reichsfrieden; auch sollte jeder, was er von seinem Eigentum im Kampfe verloren, zurückerhalten und die Aufständischen dem Kaiser alle Reichsgüter ausliefern, die sie sich angeeignet hatten.

Vor dieser Versammlung erschienen auch Gesandte von Rom und Vienne, um die Anerkennung Calixts und die Beseitigung des Schismas zu erwirken. Sie kamen zur guten Stunde, wo die versöhnlichste Stimmung herrschte. Dennoch wurde zu Tribur nichts in den kirchlichen Dingen entschieden; es sollten hierüber erst die Beschlüsse des Reimser Konzils abgewartet werden, wo mehrere Bischöfe mit dem Papst selbst zusammenzutreffen hofften. Wurde deshalb Calixt auch hier noch nicht, wie behauptet ist, von allen deutschen Bischöfen anerkannt, so neigte sich doch die deutsche Kirche schon entschieden auf seine Seite; auf Burdinus wurde kaum noch geachtet, und selbst der Kaiser schien ihn bereits aufgegeben zu haben. Guidos Erhebung hatte dem Anschein nach dem Schisma ein schnelles Ende bereitet.

Das Reimser Konzil und die Verhandlungen zu Mouzon

Die Friedensgedanken des Papstes begegneten sich mit einer ähnlichen Stimmung der deutschen Fürsten, und nun nahm Calixt keinen Anstand mehr, selbst Unterhandlungen mit dem Kaiser zu eröffnen. Als sich Heinrich gegen Ende des Septembers in Straßburg aufhielt, erschienen vor ihm der Abt von Cluny und der wegen seiner Gelehrsamkeit hochgefeierte Lehrer Frankreichs Wilhelm von Champeaux, früher Abt von St. Victor, damals Bischof von Chalons; sie boten sich als Friedensvermittler an, scheinbar aus freiem Antrieb, ohne allen Zweifel aber im Auftrage des Papstes.

Der Bischof von Chalons stellte dem Kaiser vor, daß er mit der Aufgabe des Investiturrechts keine Einbuße an realer Macht erleiden würde. Die französischen Bischöfe, bemerkte er, erhielten weder vor noch nach der Weihe die Investitur und wären doch zu denselben Abgaben, Kriegsdiensten und anderen Leistungen für die Regalien verpflichtet wie die deutschen Bischöfe; die Investitur nähre daher lediglich die innere Zwietracht in den deutschen Ländern und ziehe dem Kaiser empfindliche Kirchenstrafen zu, ohne ihm nennenswerte Vorteile zu gewähren. Da sich der Kaiser davon zu überzeugen schien und erklärte, daß er, wenn dem Reiche alle Rechte

den kirchlichen Oberen gegenüber bewahrt blieben, auf die Investitur zu verzichten entschlossen sei, fuhr der Bischof fort: „Wenn Du dazu entschlossen bist, und wenn Du ferner allen, die für die Kirche gestritten haben, ihre Besitzungen zurückgeben und aufrichtigen Frieden mit ihnen schließen willst, werden wir uns den Streit auszutragen bemühen.“

Der Kaiser besprach mit seiner Umgebung das Anerbieten und erklärte dann, auf die ihm gestellten Bedingungen mit der Kirche Frieden schließen zu wollen, wenn er auf die Aufrichtigkeit und Treue des Papstes bauen könne und auch seinen Anhängern die Rückgabe ihrer verlorenen Güter und ein fester Friede verbürgt würde. Der Bischof verlangte für des Kaisers Versprechen eine Gewähr, und Heinrich selbst leistete sie mit seinem Handschlag; dasselbe taten der Bischof von Lausanne, Pfalzgraf Gottfried und einige andere Herren aus der Umgebung des Kaisers. Hierauf eilten der Bischof von Châlons und der Abt von Cluny zum Papste, den sie zu Paris trafen, und der sie hocherfreut in der Begleitung des Kardinalbischofs Lambert von Ostia und des Kardinals Gregor[1] alsbald in das Hoflager des Kaisers zurücksandte, um die Friedensurkunden zu vereinbaren, die dann von beiden Seiten sogleich eidlich bestätigt werden sollten; auch sollte ein Tag anberaumt werden, wo sie persönlich von Kaiser und Papst noch vor dem Schluß des Konzils auszuwechseln seien. Man sieht, daß auch der Papst selbst die Scheu vor einer Begegnung mit dem gebannten Kaiser bereits überwunden hatte.

Die Gesandten des Papstes fanden den Kaiser zwischen Verdun und Metz, und ihre Geschäfte ordneten sich ohne Schwierigkeit. Die Urkunden wurden abgefaßt und enthielten genau alles, was Heinrich versprochen und beansprucht hatte. Die im Namen des Kaisers ausgestellte Urkunde lautete: „Ich verzichte durchaus auf die Investitur bei allen Kirchen und gewähre allen, die von Anbeginn der Zwietracht an die Kirche verteidigt haben oder noch verteidigen, wahren Frieden. Die Besitzungen der Kirchen und ihrer Anhänger gebe ich zurück, soweit sie in meinen Händen sind; wo dies nicht der Fall ist, werde ich die Rückgabe zu erwirken bestrebt sein. Wenn das Eigentumsrecht streitig sein sollte, wird bei Kirchengütern nach kanonischem Recht, bei weltlichem Besitz nach weltlichem Recht darüber entschieden werden.“ Die im Namen des Papstes ausgestellte Urkunde enthält in bezug auf den Frieden und die Rückgabe des Eigentums fast wörtlich dieselben Bestimmungen zugunsten des Kaisers und seiner Anhänger. Beide Urkunden sollten, so wurde verabredet, am 24. Oktober zu Mouzon von Papst und Kaiser persönlich ausgewechselt werden. Heinrich verpflichtete sich hierzu durch Handschlag, und sein Versprechen bekräftigten Herzog Welf, Graf Berengar von Sulzbach, Pfalzgraf Gottfried und Graf Wilhelm von Lützelburg eidlich; das gleiche taten die Gesandten

[1] Beide wurden die nächsten Nachfolger des Papstes: Lambert als Honorius II., Gregor als Innocenz II.

des Papstes in dessen Namen und eilten dann zum Papste nach Reims, wo inzwischen das auf den 18. Oktober anberaumte Konzil zusammentrat. Kaum ließ sich bezweifeln, daß sich noch auf demselben die Herstellung des kirchlichen Friedens und die gänzliche Beseitigung der Laieninvestitur würde verkünden lassen — glänzender hätte Calixt sein Pontifikat nicht eröffnen können.

Eine stattliche Versammlung sah damals Reims. Wenn freilich die Zahl der Bischöfe, welche der Einladung des Papstes folgten, auf mehr als zweihundert angegeben wird, so waltet dabei wohl eine bei Zahlen gewöhnliche Übertreibung ob; nach einem, wie es scheint, genauen Verzeichnis hatten sich in allem fünfundsiebzig Bischöfe, darunter vierzehn Metropoliten, um den Thron des Papstes versammelt. Die meisten gehörten Frankreich und Burgund an; aus Spanien hatte sich der Erzbischof von Tarragona mit zwei Suffraganen, aus Italien nur zwei Suffragane der Kirchenprovinz Grado eingefunden. Aus England war der Erzbischof von York mit zwei, der Vertreter des Erzbischofs von Canterbury mit drei Suffraganen gekommen; ihr König hatte ihnen befohlen, keine Klagen gegeneinander zu erheben und keine Neuerungen nach Hause zu bringen, im übrigen aber mit gebührender Demut die Befehle des Papstes zu vernehmen. Deutschland war durch elf Bischöfe vertreten: Erzbischof Adalbert erschien selbst und mit ihm fünf seiner Suffragane, ein Bischof gehörte der Erzdiözese Köln, zwei der von Trier und zwei der von Magdeburg an. Besonders hatte die Ankunft des Mainzers den Papst erfreut; er ließ Adalbert, der von fünfhundert Rittern begleitet war, einen feierlichen Einzug in Reims durch den Grafen von Troyes bereiten. An die Bischöfe schlossen sich eine ungewöhnlich große Zahl von Äbten und anderen Würdenträgern der Kirche wie von Gesandten der ausgebliebenen Prälaten an. Neben dem Glanze, welchen so viele Kirchenfürsten verbreiteten, entfaltete sich auch die Pracht eines Königshofes. Denn König Ludwig, obwohl schwer erkrankt, hatte sich der Einladung des Papstes nicht entziehen wollen und verherrlichte durch seine und seiner Großen Gegenwart die Versammlung.

Am 20. Oktober wurde das Konzil in der Marienkirche eröffnet. Im Schiffe waren die Sitze für die Prälaten aufgestellt; auf einer erhöhten Bühne nahe dem Eingang stand der apostolische Stuhl, auf welchem der Papst nach der Eröffnungsmesse Platz nahm, umgeben von den anwesenden Würdenträgern der römischen Kirche und den ernannten Wortführern des Konzils — es waren die Kardinalbischöfe Kuno von Palestrina und Lambert von Ostia, die Kardinalpriester Boso und Johann von Crema und der gelehrte Bischof von Vivers — ferner einem Diakonen mit der Kanonessammlung und mehreren Kirchendienern zur Aufrechthaltung der Ordnung. Der Papst begrüßte die Väter in einer feierlichen Rede, bezeichnete den Zweck des Konzils, drückte seine Wünsche für die Herstel-

lung des kirchlichen Friedens aus und wies auf die mit Heinrich bereits geführten Verhandlungen hin. Den Gang derselben setzte dann in lateinischer Rede der Bischof von Ostia, in französischer der Bischof von Chalons auseinander. Die versammelten Väter konnten nach diesen Berichten die besten Hoffnungen schöpfen. Hierauf legte der Papst einige Kanones vor, welche am Schluß des Konzils veröffentlicht werden sollten, und die er in der zweiten Sitzung am folgenden Tage noch durch Zusatzbestimmungen ergänzte.

Auch andere Sachen kamen in dieser zweiten Sitzung zur Verhandlung. Vor den Vätern erschien persönlich König Ludwig und erhob die schwersten Anklagen gegen König Heinrich von England, der seinen eigenen Bruder der Normandie beraubt, ihn in den Kerker geworfen habe und sich unausgesetzt die größten Gewalttaten gegen Vasallen der französischen Krone erlaube. Sowohl König Ludwig forderte den Beistand des Konzils wie die von ihrem Gemahl verstoßene Gräfin Hildegard von Poitiers und der von dem Grafen Amalrich von Montfort gekränkte Bischof von Evreux. Diese Anklagen berührten die brennendsten Tagesinteressen in Frankreich und erregten stürmische Bewegungen in der Versammlung; zwischen den Franzosen und Normannen kam es zu sehr hitzigen Erörterungen, und das Konzil lief Gefahr, sich ganz auf den Boden weltlicher Interessen zu begeben. Der Papst wußte dies zu verhindern, indem er gegenüber den beklagten Gewalttätigkeiten auf die Bestimmungen des Gottesfriedens verwies, welche Papst Urban einst zu Clermont erlassen hatte. Calixt erneuerte diese Bestimmungen und versprach, in nächster Zeit selbst seinen Vetter den König von England aufzusuchen, um ihn und seine Leute von Freveln abzuhalten, wie sie zur Sprache gebracht seien; wirke dies nicht, so werde er mit dem Banne gegen ihn einschreiten. Der Papst brach darauf die Verhandlungen ab und vertagte vorläufig das Konzil, da er anderen Tages nach Mouzon zur Zusammenkunft mit dem Kaiser aufbrechen werde. Den versammelten Vätern befahl er, in Reims zu bleiben, um mit ihren Gebeten das Friedenswerk zu unterstützen; gelinge es, so wünsche er, von ihnen den Frieden bestätigt zu sehen, anderenfalls werde er schleunig zurückkehren, um in ihrer Mitte das Schwert des heiligen Petrus gegen den Ungetreuen zu zücken.

Schon scheint der Papst einigen Argwohn gegen den Kaiser gehegt zu haben; dieser steigerte sich, als er, von vielen Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen geleitet, am 23. Oktober nach Mouzon, einer Burg des Erzbischofs von Reims unfern der Maas, gelangte und vernahm, daß der Kaiser in der Nähe mit einem großen Heere — es sollen 30 000 Ritter gewesen sein — ein Lager bezogen habe. Das Gefolge, welches der Papst mit sich geführt hatte, war in gewaltiger Bestürzung über das Heer des Kaisers und hütete mit ängstlicher Vorsicht seinen Herrn; man fürchtete, daß Heinrich wie einst gegen Paschalis abermals in gewalttätiger Weise

gegen den Papst vorgehen und den Vertrag erzwingen wolle. Man begann, gegen die bisher unbeanstandete Fassung desselben Mißtrauen zu hegen. Deshalb ging man noch einmal am anderen Tage die Urkunden durch und stieß da auf unklare Ausdrücke. Wenn es in der kaiserlichen Urkunde hieß: „Ich verzichte durchaus auf die Investitur bei allen Kirchen", so hielt man nun für bedenklich, daß der Verzicht nicht auch auf die Investitur bei den Kirchengütern ausdrücklich ausgedehnt sei; in bezug auf diese könne der Kaiser doch die Investitur festhalten wollen oder mindestens später wieder beanspruchen. Wenn andererseits sich in der päpstlichen Urkunde die Worte fanden: „Ich gewähre wahren Frieden allen, die den Kaiser gegen die Kirche unterstützt haben oder noch unterstützen", so ließen sich darunter auch die kaiserlichen Gegenbischöfe und die von der päpstlichen Partei entsetzten Prälaten verstehen, welchen eine Amnestie nicht schlechthin gewährt werden dürfe. Man einigte sich deshalb über Erklärungen der Urkunden, welche diese Bedenken hoben, und welche der Bischof von Ostia, der Kardinal Johann von Crema, die Bischöfe von Chalons und Vivers mit dem Abt von Cluny dann noch selbigen Tages dem Kaiser überbrachten, der sich auf einem Gute der Abtei Mouzon, Beureliacum mit Namen, mit mehreren Fürsten aufhielt; kaum eine halbe Meile trennte ihn von dem Papste und seinem Gefolge.

Als man dem Kaiser diese Erklärungen vorlegte, erwachte auch in ihm das Mißtrauen. Er geriet in den höchsten Zorn und rief aus: „Nichts von dem allen habe ich versprochen." Der Bischof von Chalons erbot sich darauf, auf das Evangelium zu beschwören, daß der Kaiser mit seinem Handschlage die Urkunden bereits bestätigt und er selbst, der Bischof, den Inhalt derselben nie anders aufgefaßt habe, als man jetzt sie auslege. Das erstere konnte der Kaiser nicht leugnen, aber er beklagte sich schwer über die Vermittler, daß sie ihm arglistig einen Vertrag angeraten hätten, welchen er ohne Schaden für das Reich nicht durchführen könne. Als ihn die Gesandten des Papstes zu beruhigen suchten, da es sich in keiner Weise um den Verlust seiner lehnsherrlichen Rechte über die Bischöfe handle, verlangte der Kaiser bis zum anderen Morgen Bedenkzeit, um mit den Fürsten in seinem Gefolge die Sache zu beraten. Aber schon waren auch die kaiserlich gesinnten Fürsten nicht ohne ernste Bedenken; vor allem besorgten sie, daß der Papst den Kaiser, nicht ohne eine ähnliche schimpfliche Buße zu fordern, wie sie einst Heinrich IV. zu Kanossa auf sich genommen hatte, öffentlich empfangen werde. Sie forschten die Kardinäle aus, erhielten aber von diesen nur zur Antwort: sie würden sich verwenden, daß der Papst dem Kaiser nicht eine öffentliche Kirchenbuße zumute und ihn barfuß zu erscheinen nötige. Der Kaiser, welcher die Rechtmäßigkeit des Bannes niemals anerkannt hatte, vielmehr sich über Vertragsbruch von seiten der Römischen Kirche beschweren zu können meinte, war aber nicht gewillt, sich irgendeiner Kirchenbuße zu unterwerfen, von welcher

die Vermittler des Friedens überdies bisher niemals gesprochen hatten. Von beiden Seiten hatte man ohne Zweifel aufrichtig den Vertrag gewollt, aber schon stellte man hier wie dort den Abschluß in Frage.

Als die päpstlichen Gesandten nach ihrer Unterredung mit dem Kaiser am Abend nach Mouzon zurückkehrten, gab Calixt sogleich alles auf; schon am nächsten Morgen wollte er abreisen, und nur auf Zureden des Grafen von Troyes und anderer entschloß er sich, bis zum Mittag zu bleiben. In der Frühe des 25. Oktober gingen seine Gesandten noch einmal in das kaiserliche Lager und erklärten Heinrich, daß der Papst allen seinen Verpflichtungen gewissenhaft und zur bestimmten Zeit nachgekommen sei, ja die festgestellte Frist, zu welcher sich der Kaiser verpflichtet, um einen Tag verlängert habe; wenn der Kaiser nun sofort den Vertrag noch zum Abschluß zu bringen bereit sei, werde der Papst keine Schwierigkeiten machen, anderenfalls aber alle weiteren Verhandlungen abbrechen. Die Gesandten hielten natürlich dabei an den Erklärungen fest, die man nachträglich aufgestellt hatte. Der Kaiser, welchem die Beratung mit den zufällig anwesenden Fürsten kein befriedigendes Resultat gegeben zu haben scheint, verlangte eine abermalige Vertagung der Verhandlungen bis zu einem Reichstage, ohne welchen er den Vertrag in der Weise, wie er jetzt aufgefaßt werde, nicht eingehen könne. Die Gesandten des Papstes konnten sich darauf nicht einlassen.

So waren die Verhandlungen, an welche sich so große Hoffnungen geknüpft hatten, völlig gescheitert. Die päpstlichen Gesandten verließen eiligst, ohne sich nur vom Kaiser zu verabschieden, das Lager; schon hörten sie Drohungen und meinten, Schwerter und Lanzen gegen sich gezückt zu sehen. Als sie ihre Botschaft nach Mouzon brachten, eilte der Papst wie ein Flüchtling nach einer nahen festen Burg des Grafen von Troyes, wo er sich besser geborgen glaubte. Der Kaiser sandte schleunigst einen Boten zum Grafen: er möchte den Papst nur einen Tag zu verweilen bestimmen, da sich doch noch ein Abkommen würde erreichen lassen. Der Papst ging zwar mit seinen Begleitern noch einmal zu Rat, aber schon wollte niemand mehr von längerem Aufenthalt wissen. „Mehr als alle meine Vorgänger," sagte der Papst, „habe ich für den Frieden getan. Ich habe das Konzil verlassen und bin diesem Manne entgegengegangen; aber ich habe keine Friedensgedanken in ihm gefunden. Deshalb kehre ich jetzt unverzüglich zum Konzil zurück; will uns Gott noch während desselben oder später wahren Frieden gewähren, so werde ich stets gern ihn annehmen." Am folgenden Tage (26. Oktober) brach der Papst schon im Dunkel mit seinem Gefolge auf, legte mit unglaublicher Schnelligkeit einen Weg von sieben Meilen zurück und kam so zeitig nach Reims, daß er dort noch die Messe halten konnte. Er mochte fürchten, daß ihm wie einst Gelasius die Schergen Heinrichs auf den Fersen folgten.

Am 27. Oktober wurden die Sitzungen des Konzils wieder begonnen; es geschah in bedrückter Stimmung. Der Papst war in der Versammlung, ergriff aber, noch von der Reise völlig erschöpft, nicht das Wort; den Bericht über die gescheiterten Verhandlungen erstattete der Kardinal Johann von Crema. Die Schuld war gewiß nicht allein dem Kaiser beizumessen, doch eine Versammlung gleich dieser konnte nach einer Darstellung, wie sie der Kardinal gab, einseitig nur Heinrich verurteilen; sie ließ ihrem Unmut gegen den Friedensstörer freien Lauf und zeigte sich zu den entschiedensten Maßregeln entschlossen. Das Vertrauen zu solchen steigerte sich, als auch Friedrich von Köln durch Gesandte Calixt förmlich anerkannte und als Beweis seiner Ergebenheit einen Sohn des Pier Leone, der im Jahre 1111 dem Kaiser als Geisel übergeben und dann — man weiß nicht, wie — in die Gewalt des Erzbischofs gekommen war, nach Reims sandte.

In der Sitzung des folgenden Tages erschien der Papst nicht. Unter den Verhandlungen erregten besonders diejenigen Teilnahme, welche durch die Beschwerden verschiedener Bischöfe über die Abtei Cluny veranlaßt wurden. Die alte Opposition des französischen Episkopats gegen das von Rom begünstigte Mönchstum hatte sich durch das unvorsichtige Auftreten des jungen, auf seine mächtige Vetterschaft vertrauenden Abtes jetzt von neuem belebt und geschärft. Nur mit Mühe schützte Johann von Crema den Abt, dem der Papst, sein Verwandter, noch in den letzten Tagen besonderes Vertrauen geschenkt hatte, und die Kongregation vor hitzigen Beschlüssen der Versammlung, doch mußte Pontius nach einiger Zeit wirklich dem Zorne seiner Feinde weichen.

Schon drängte es den Papst, das Konzil zu schließen; deshalb begab er sich am 29. Oktober selbst wieder in die Sitzung. Nachdem einige andere Angelegenheiten erledigt waren, ließ er die im Anfange des Konzils vorgelegten, vom Kardinal Johann von Crema abgefaßten Kanones durch einen Kardinaldiakon verlesen, um sie als ein bleibendes Resultat der legislativen Tätigkeit des Konzils zu veröffentlichen. Sie verschärften die früheren Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe, sicherten der Kirche den Besitz der Regalien wie aller sonstigen Besitzungen und Schenkungen, verboten jede Vererblichung von Kirchenämtern. In allen diesen Punkten, wo sie den fast allgemein anerkannten Prinzipien der Kirchenreform entsprachen, begegneten sie kaum einem Widerspruch in der Versammlung. Dagegen erregte ein Kanon, welcher die Laieninvestitur bei allen Kirchen und Kirchengütern unter Strafe des Banns für den Investierenden, des Verlustes des Amtes oder Gutes für den Investierten verbot, die lauteste Opposition bei Klerikern und Laien; vor allem besorgte man eine große Einbuße der Kirchen, indem sie alle Güter, welche sie bisher durch Investitur von Laien gewonnen hätten, herauszugeben genötigt werden könnten. Die Verhandlung wurde so stürmisch, daß der Papst sie

mit dem Versprechen abbrach, den Kanon so zu mildern, wie er allgemeine Billigung finden würde.

Am folgenden Tage eröffnete der Papst die Sitzung, indem er den Hymnus „Komm, heil'ger Geist" anstimmte; in längerer Rede pries er dann den heiligen Geist als das Band der Liebe und Eintracht und ermahnte zur Einigkeit, damit die Verhandlungen des Konzils nicht fruchtlos ausgingen. „Von dem Herrn", sagte er, „sind viele seiner Jünger gewichen, weil sie an seinen Worten Ärgernis nahmen: so haben auch gestern sich manche Ungetreue an unserem die Freiheit der Kirche sichernden Gesetz gestoßen. Solchen Ungetreuen raten wir auch, von uns zu weichen und den Treuen den Platz zu räumen, aber euch, ihr Väter der Kirche, frage ich mit den Worten des Heilands: „Wollt ihr auch weggehen?"[1]. Der Widerspruch schwieg, und um so mehr, als der anstößige Kanon über Nacht eine sehr wesentliche Veränderung erfahren hatte; denn in der neuen Gestalt verbot er nur die Laieninvestitur in bezug auf das Bistum und die Abtei. Hatte der Kanon vorher auf den Erklärungen gefußt, welche Heinrich zurückgewiesen hatte, so ging er jetzt selbst weit über das zurück, was der Kaiser bereits zugestanden hatte, indem dieser bei allen Kirchenämtern auf die Investitur verzichten wollte. Von den Kirchengütern war jetzt gar nicht mehr die Rede, und der Kanon verbot jetzt nicht einmal die Investitur bei allen Kirchen, sondern nur in bezug auf die Amtsgewalt der Bischöfe und Äbte.

Gregor hatte die Kirche mit allen ihren Besitzungen aus dem Lehnsverbande und damit aus der Abhängigkeit von den weltlichen Gewalten lösen wollen: man konnte sich nicht verhehlen, daß der neue Papst darauf verzichtete, diese Absichten seines Vorgängers konsequent durchzuführen, als er dem Reimser Konzil nachgab. Nun erst konnte die Ansicht eine allgemeinere Anerkennung gewinnen, daß die Investitur in bezug auf die Temporalien der kirchlichen Oberen eine Berechtigung habe, während das geistliche Amt selbst nur durch Wahl und Weihe erlangt werden dürfe: eine Ansicht, die längst nicht nur von kaiserlicher Seite, sondern auch von angesehenen Männern der kirchlichen Partei, wie Ivo von Chartres, ausgesprochen war, aber ohne bisher recht verstanden zu werden. Ein Weg zur Lösung des langen Streits war gebahnt, und man darf sagen, daß sich in den Tagen des 29. und 30. Oktober 1119 zu Reims die Prinzipien durchsetzten, welche den Abschluß des Wormser Konkordats ermöglichten. Damit war mehr gewonnen als mit den scharfsinnigen Erörterungen über Königtum und Priestertum, welche der Bischof von Barcelona dem Konzil in der Schlußsitzung vortrug.

Aber Calixt stand nicht nur in einem Kampf um Prinzipien, sondern auch gegen sichtbare Mächte. Ein Gegenpapst hinderte sein Regiment, und die Macht dieses Gegenpapstes stützte ein Kaiser, der durch die letzten

[1] Joh. 6, 67.

Vorgänge aufs neue höchlich gereizt war. Unnachsichtig mußte der Papst gegen beide schon um der eigenen Erhaltung willen einschreiten. So schloß er das Konzil mit einem großen Strafgericht. Vierhundertundsiebenundzwanzig Kerzen wurden in die Versammlung gebracht und den anwesenden Würdenträgern in die Hände gegeben. Alle erhoben sich darauf, während der Papst das Anathem über Kaiser Heinrich und den Usurpator des apostolischen Stuhls Burdinus verkündigte und die Untertanen des Kaisers, wenn er nicht Reue zeige und der Kirche Genugtuung leiste, von allen ihm geschworenen Eiden löste. Eine Reihe anderer Bannungen folgte nach herkömmlicher Weise. Nachdem die Fackeln gelöscht, entließ der Papst die Väter der Kirche mit seinem Segen.

So endete das Konzil von Reims. Die Friedenshoffnungen, mit denen es eröffnet war, hatten sich nicht erfüllt, dennoch hat es der Herstellung des kirchlichen Friedens Bahn gebrochen und so große Dienste geleistet. Von fern wurde den auf verschiedenen Wegen Irrenden das Ziel sichtbar, welches sie zu verfolgen hatten, um sich die Hand zu reichen.

Das Schwanken der kirchlichen Partei in Deutschland

In den deutschen Ländern war freilich nach den gescheiterten Verhandlungen in Mouzon vorläufig von Frieden noch nicht die Rede. An die Durchführung der Triburer Beschlüsse war jetzt nicht mehr zu denken; der Streit entbrannte sogleich von neuem, und der Bann des Reimser Konzils gab ihm frische Nahrung. Der Papst hatte Erzbischof Adalbert als ständigen Legaten des apostolischen Stuhls in Deutschland bestätigt, und Adalbert, der selbst den Papst zu den äußersten Maßregeln gegen den Kaiser angetrieben haben soll, war der rechte Mann, eine solche Stellung auszunützen, um den Streit möglichst zu erhitzen. Es war sicherlich nicht Adalberts Schuld, wenn die kirchliche Partei dennoch mit ihren Waffen nicht mehr rechte Erfolge gewann, wenn auch sie sich bald zu Friedensgedanken neigte.

Von Niederlothringen war der glückliche Widerstand gegen den Kaiser einst ausgegangen, aber gerade hier bildete sich jetzt wieder eine kaiserliche Partei, welche Friedrich von Köln selbst gefährlich wurde. Die Veranlassungen gaben Streitigkeiten, welche nach Otberts Tode (31. Januar 1119) um das reiche Bistum Lüttich entstanden waren. Der Kaiser hatte dem Archidiakon Alexander, einem Manne nicht ohne Verdienste, die Investitur erteilt und sich, wie man sagte, dieselbe mit 7000 Pfund Silber bezahlen lassen; erst nachher hatte unter manchen Unregelmäßigkeiten die Wahl stattgefunden. Erzbischof Friedrich von Köln hatte deshalb Alexander die Weihe verweigert und eine neue Wahl zu Lüttich angeordnet, welche jedoch der Widerstand des Herzogs Gottfried vereitelte.

Zu Köln gelang es dann den Widersachern Alexanders, sich zu einer Wahlhandlung zu vereinigen, bei welcher die Stimmen auf den Propst Friedrich fielen, einen Lütticher Domherrn, der in seinem Bruder, dem mächtigen Grafen Gottfried von Namur, eine starke Stütze besaß. Friedrich begab sich zum Papste, der ihn am 26. Oktober zu Reims weihte; Alexander und seine Anhänger wurden exkommuniziert. Aber mit geistlichen Waffen allein war Alexander nicht zu besiegen, da außer Herzog Gottfried ein großer Teil des lothringischen Adels und die meisten Vasallen des Lütticher Stifts zu ihm hielten. Friedrich mußte, um sich zu behaupten, die Streitkräfte seines Bruders in Anspruch nehmen, und da auch Walram von Limburg, der Sohn des entsetzten Herzogs Heinrich, für ihn zum Schwerte griff, die Bürger von Lüttich und der größere Teil des dortigen Klerus ihm ergeben waren, gelang es ihm, sich den Besitz der Stadt zu sichern, ohne jedoch seinen Widersacher ganz zu bewältigen. Der Bischofsstreit in Lüttich erfüllte weithin das Land; der ganze Adel Niederlothringens war in Friderizianer und Alexandriner gespalten.

Der Zustand wurde so beunruhigend, daß man ein Einschreiten des Kaisers wünschte; selbst entschiedene Anhänger der kirchlichen Partei luden ihn ein, in das Land zu kommen, zumal sie auf Nachgiebigkeit von seiner Seite rechneten. Heinrich zögerte nicht. Am 21. November war er mit seiner Gemahlin, die er inzwischen aus der Lombardei zurückgerufen hatte, in Maastricht, einige Tage später in Aachen. Alles fand er gegen früher verändert; statt einer einmütigen Opposition trat ihm ein geschlossener Anhang zur Seite, und selbst seine hitzigsten Gegner, wie Friedrich von Köln, waren schwankend geworden. Der Kaiser beschied den Erzbischof nach Aachen, angeblich um seinen Rat in den kirchlichen Wirren zu benutzen, und Friedrich wagte jetzt nicht mehr, dem Befehle des Gebannten zu widerstreben. Er erschien in Aachen, doch war von dem Schisma weniger die Rede als von der Stadt Köln, deren Tore der Erzbischof dem Kaiser öffnen sollte. Friedrich weigerte sich, doch erreichte der Kaiser darum nicht minder seine Absicht. Denn schon erhob sich für ihn ein Teil der Bürgerschaft selbst, und als er gegen die Stadt anzog, wurde er nicht nur willig eingelassen, sondern ihm sogar ein feierlicher Empfang bereitet. Es war kein geringer Triumph für den Kaiser, keine geringe Demütigung für den Erzbischof. Grollend mied Friedrich Köln und belegte seine eigene Kirche mit dem Interdikt. Wenig wurde damit erreicht, noch weniger durch einen Hilferuf Friedrichs an Erzbischof Adalbert und die sächsischen Fürsten; bald hielt er es für geraten, selbst da eine Zuflucht zu suchen, wo sie der Erzbischof von Salzburg bereits gefunden hatte.

Aber auch in Sachsen war Friedrich vor dem Kaiser nicht sicher. Von Köln zog Heinrich nach Münster, wo er das Weihnachtsfest feierte; auch hier hatten sich die Dinge bereits zu seinen Gunsten gewendet. Der Umschwung in Köln hatte auf den streitbaren Friedrich von Arnsberg ge-

wirkt, der rücksichtslos die Partei wechselte und sich dem Kaiser zu Diensten stellte. Auch in Münster, wo nach Bischof Burchards Tode wider den Willen des Kaisers ein gewisser Dietrich zum Bischof eingesetzt war[1], wurde man nun wieder kaiserlich und nahm den Kaiser bereitwillig auf; Bischof Dietrich mußte das Weite suchen. Von Münster begab sich der Kaiser, vom Grafen Friedrich begleitet, nach dem östlichen Sachsen, welches er seit dem Unglückstage am Welfesholze nicht mehr betreten hatte. Am 20. Januar 1120 war er in Goslar, und hier hießen ihn nicht nur die Einwohner willkommen, sondern auch die angesehensten Fürsten Sachsens stellten sich am Hofe ein. Es waren zum Teil dieselben Männer, welche den Kaiser am Welfesholze besiegt hatten: Herzog Lothar, der ehemalige Markgraf Rudolf und der alte Friedrich von Sommerschenburg; mit ihnen andere, wie Graf Wiprecht, welche sich schon längere Zeit von dem Kampfe gegen den Kaiser fernhielten. Die Fürsten hatten mit Heinrich wichtige Verhandlungen, die wir leider nicht näher kennen; hauptsächlich scheint man über eine Waffenruhe in Sachsen einig geworden zu sein. Von Friedrich von Sommerschenburg wissen wir, daß er sogar ein engeres Verhältnis mit dem Kaiser schloß, welches aber ohne erhebliche Folgen blieb, da Friedrich schon im nächsten Jahre starb. Auch der Erzbischof von Köln zeigte sich in Goslar wieder am Hofe des Kaisers; schon fürchtete man in der Umgebung des Calixt, daß er sich ganz auf die kaiserliche Seite wenden würde.

So günstig die Stimmung in Sachsen für den Kaiser war, blieb doch nicht unbemerkt, daß sich noch die Bischöfe des Landes mit wenigen Ausnahmen vom Hofe fern hielten. Reinhard von Halberstadt verharrte in schroffer Opposition. In Magdeburg war am 12. Juni 1119 Erzbischof Adalgot gestorben und unter dem Einflusse Wiprechts von Groitzsch, welchem Adalgot die Burggrafschaft übertragen hatte, dessen Neffe Rudger gewählt worden. Obwohl Rudger an einen Kampf gegen den Kaiser kaum dachte, hatte er doch die Investitur nicht nachgesucht, sondern sich sogleich für Calixt erklärt. Rudger und Reinhard standen zu Erzbischof Adalbert in nahen Beziehungen; in noch näheren Bischof Berthold von Hildesheim, der seine Erhebung ihm vor allen verdankte. Denn in diesem wichtigen Bistum war nach dem Tode Udos (1115) ein älterer Domherr, Bruning mit Namen, gewählt worden, der kaum einen anderen Fehler hatte, als daß es ihm an Mut gebrach. Brunings Anhänglichkeit an den Kaiser schien aber Adalbert eine noch weit größere Schwäche, und er ruhte nicht, als bis er unter Androhung des Interdikts und Anrufung des päpstlichen Beistandes die Hildesheimer ihrem Bischof entfremdet und die Wahl Bertholds durchgesetzt hatte, welche Calixt dann auf dem Reimser

[1] Burchard starb am 19. März 1118 auf der Rückreise von Konstantinopel; sein Nachfolger Dietrich war, wie gewöhnlich angegeben wird, ein Winzenburger, nach der Annahme anderer aus dem Geschlecht der Grafen von Zütphen.

Konzil ausdrücklich bestätigte. Nur wenige treue Anhänger, wie den Bischof von Merseburg, zählte der Kaiser in dem sächsischen Episkopat; im Ganzen verwarf derselbe mit Entschiedenheit die Investitur, hielt zu Calixt und ließ sich von Adalbert, dem päpstlichen Legaten, leiten. Es war klar, daß der Kaiser, so lange dieser kirchliche Widerstand in Sachsen fortdauerte, auch den weltlichen Fürsten des Landes, wie nachgiebig sie sich auch im Augenblick zeigen mochten, nicht recht vertrauen konnte.

Für den Augenblick waren jedoch Adalberts Kräfte in Sachsen wie am Rheine gelähmt. Der ausgedehnte Gebrauch, den er hier von seinen Rechten als päpstlicher Legat machte, hatte ihn überdies in Streitigkeiten mit Bruno von Trier verwickelt, der bald nach dem Konzil nach Frankreich gegangen war, um seine Beschwerden über den Mainzer dem Papste vorzulegen. Calixt kannte den Einfluß Brunos auf die deutschen Angelegenheiten, und viel lag ihm daran, diesen Kirchenfürsten, der so deutliche Beweise seiner kaiserlichen Neigungen gegeben hatte, ganz zu gewinnen. Deshalb unterließ er nicht, ihm am 3. Januar 1120 zu Cluny zwei wichtige Privilegien für die Kirche von Trier zu erteilen, von denen das eine alle früheren Metropolitan- und Ehrenrechte dem Erzbischofe bestätigte, das andere ihn von der Gewalt jedes Legaten befreite, der nicht unmittelbar von der Seite des Papstes gesendet würde. Es bildete sich fortan ein vertrautes Verhältnis zwischen dem Papste und Bruno, und als am 20. April 1120 Bischof Theoger von Metz starb, ohne jemals recht zur Gewalt gelangt zu sein, bot der Erzbischof die Hand, daß Stephan von Bar, ein Schwestersohn des Papstes, das Bistum erlangte. Kein geringer Liebesdienst war dies in den Augen Calixts, und Bruno ahnte wohl kaum, welche Zuchtrute er sich auflud, indem er den Ehrgeiz eines päpstlichen Nepoten unterstützte.

Während Brunos Abwesenheit war der innere Krieg in Lothringen ununterbrochen fortgeführt worden und hatte auch den Trierer Sprengel berührt. Der Erzbischof erhielt jedoch Nachricht von seinen Archidiakonen, daß die Fürsten Niederlothringens bis zum nächsten Osterfest eine Waffenruhe vereinbart und sich jede Verletzung derselben mit vereinten Kräften zu züchtigen verpflichtet hätten. Dieser Waffenruhe hatte sich auch Graf Otto von Ballenstedt angeschlossen, der damals am Rheine in Fehde lag, ohne Frage wegen der großen Erbschaft des Pfalzgrafen Siegfried, welche der Kaiser eingezogen hatte, und deren Auslieferung die Söhne des Pfalzgrafen, als sie zu männlichen Jahren kamen, in Anspruch nahmen. Im Trierer Sprengel hatte man sich nicht allein der Friedenseinigung angeschlossen, sondern auch Herzog Friedrich und den Grafen Wilhelm von Lützelburg an Erzbischof Adalbert zu senden beschlossen. Man verlangte von Adalbert, daß er vom Kampfe abstehe und in Worten und Werken nichts mehr gegen den Kaiser unternehme; man war überzeugt, daß die Sachsen und der Kölner, wenn Adalbert den Kampf fortsetzen sollte, sich

offen von ihm lossagen würden. Die Trierer wünschten unter diesen Verhältnissen Brunos eilige Rückkehr, damit er im Anfange des März mit Friedrich von Köln eine Zusammenkunft in Koblenz halten könne; zugleich bat man ihn, einige Ritter seines Gefolges zurückzusenden, weil sie am geeignetsten seien, um die Verhandlungen mit den Sachsen, welche demnächst zu Korvei tagen würden, zum Abschluß zu bringen. „Wenn Du eilst", schrieben die Archidiakone dem Erzbischof, „wirst Du uns durch Deine Ankunft den Frieden bringen; Dein Zögern dagegen kann uns und zugleich das ganze deutsche Reich in die größten Verwirrungen und Gefahren stürzen."

Was Bruno in der Sache getan hat, wissen wir nicht, wie denn auch der weitere Gang dieser Friedensverhandlungen nirgends überliefert ist. Ohne Zweifel zerschlugen sie sich; weder ließ sich Adalbert binden, noch kam ein Bund gegen ihn zum Abschluß. Aber nichtsdestoweniger war der Erzbischof in großer Bedrängnis. Als der Kaiser nach Ostern in Ostfranken Hof hielt, trat auch der Würzburger Erlung wieder auf seine Seite, da ihm die Rückgabe der entzogenen Grafenrechte in seinem Sprengel zugesagt wurde. Schon fühlte sich Adalbert nicht einmal in Mainz mehr sicher; er verließ die Stadt und suchte wie so oft seine Vorgänger bei den Sachsen eine Zufluchtsstätte. Die Erfolge des Kaisers waren unbestreitbar; weniger durch Waffengewalt als durch Nachgiebigkeit und kluge Benutzung der Verhältnisse hatte er sie erreicht und vielleicht dadurch am meisten gewonnen, daß er die kirchlichen Fragen möglichst beiseite ließ. Denn dem neuen Schisma war man in Deutschland durchaus zuwider, und mit Ausnahme Hermanns von Augsburg ließ kaum ein Bischof im Reich für den Gegenpapst das Kirchengebet halten. Der Kaiser sah wohl ein, daß die Klugheit neue Märtyrer zu machen verbiete; er verfolgte weder die Anhänger Calixts, noch erzwang er Devotion für den von ihm aufgestellten Gegenpapst, den er sogar selbst seit dem Triburer Tage mit sehr bemerklicher Kälte behandelte.

Das Ende des Schismas

Wenn sich die Autorität des Kaisers ausbreitete, so nicht minder die seines Widersachers auf dem Stuhle Petri. Für Calixt und die kirchliche Sache war es von entscheidender Bedeutung, daß ihm unerwartet schnell ganz Italien auf seine Seite zu ziehen gelang.

Vor der Mitte des Februars 1120 hatte Calixt Vienne verlassen, nach der Mitte des März überstieg er die Alpen, durchzog, ohne auf Hindernisse zu stoßen, die Lombardei und Tuscien und gelangte am 3. Juni nach Rom, wo er die beste Aufnahme fand. In der Krone, auf einem weißen Zelter hielt er den Einzug, und jubelnd geleitete ihn das Volk nach

dem Lateran, wo ihm Pier Leone, der Stadtpräfekt mit seinem Geschlecht, die Frangipani, Stefano Normanno, Petrus Colonna und fast der ganze römische Adel huldigten. Nach einigen Wochen begab er sich nach dem Süden, um Benevent, welches schon eine sichere Beute der Normannen schien, aufs neue in Pflicht zu nehmen, Herzog Wilhelm mit Apulien zu belehnen und von dem Fürsten von Kapua und den anderen normannischen Grafen und Baronen den Lehnseid zu empfangen. Überall beugte man sich unweigerlich dem königlichen Papste, der glänzend und freigebig auftrat; überall schlichtete er die Streitigkeiten der Großen und steuerte der Not der niederen Klassen, indem er die Treuga Dei auch hier wieder zur Anerkennung brachte. Als er im Dezember nach Rom zurückkehrte, war auch St. Peter bereits in die Hände des Pier Leone gekommen — Geld war dabei wirksam gewesen —, und Calixt konnte dort nach alter Weise wieder die Weihen der Priester und Diakonen vornehmen. Weihnachten feierte der Papst im Lateran als Herr der Stadt mit fürstlichem Glanze. Die kirchliche Partei herrschte unbestritten in der Stadt; Rom hatte wieder einen Bischof erhalten, dem Klerus, Adel und Volk dienten.

Burdinus hielt sich noch in dem nahen Sutri, aber seine Lage war die kläglichste. Hilfeflehend wandte er sich an den Kaiser, doch kamen ihm von Deutschland nur schöne Worte; er wurde auf die Unterstützung des Markgrafen Werner von Ankona verwiesen wie des Markgrafen Konrad von Tuscien, der erst vor kurzem diese Mark nach Rapotos Abgang erhalten hatte[1]. Werner erschien mit etwa siebzig Rittern in Sutri, verweilte dort müßig zwei Wochen, dann trat er, durch Geld bestochen, wie wenigstens Burdinus meinte, den Rückweg an. Markgraf Konrad schickte zuerst seinen Neffen Friedrich, der ebenfalls untätig blieb und abzog, als er die Ankunft seines Oheims vernahm. Von diesem versprach sich Burdinus noch weniger Gutes und irrte sich darin nicht. Der Gegenpapst fühlte, daß der herzlose Kaiser ihn ganz verlassen habe. „Woher die Härte", schrieb er ihm, „daß Ihr unser ganz vergesset und uns in solchen Gefahren schutzlos lasset? Alle, die Euch kennen, sind erstaunt, und selbst Eure Feinde beschuldigen Euch, daß Eure Taten Euren Verheißungen wenig entsprechen; Eure Freunde zittern deshalb, während Eure Feinde sich keck erheben." Mit solchen Vorstellungen erreichte Burdinus wenig bei Heinrich. In der höchsten Not soll der Gegenpapst, um nur sein Leben zu fristen, zuletzt sogar die nach Rom ziehenden Pilger geplündert haben.

Bald war Burdinus auch in Sutri gefährdet. Nach Ostern 1121 zog Calixt mit einem Heere gegen die Stadt und belagerte sie. Schon am achten Tage der Belagerung übergaben die Bürger, um sich selbst zu retten, Burdinus in die Hände des Papstes. Gebunden und in Bocksfelle statt des päpstlichen Mantels gehüllt, schleppte man den Unglück-

[1] Markgraf Konrad hatte Besitzungen in Bayern; er war unfraglich ein Deutscher, vielleicht ein Verwandter des früheren Markgrafen Rapoto.

lichen fort; rückwärts setzte man ihn auf ein Kamel, welches zum Transport der päpstlichen Küchengerätschaften diente, und gab ihm den Schweif als Zügel in die Hand. So zog man mit ihm in Rom ein und gab den schon so tief Gedemütigten auch noch dem Spott des Pöbels preis, um ihm dann für immer die Freiheit zu rauben. Zuerst ließ Calixt den Gegenpapst in den Kerker des Septizonium werfen, dann in der Burg Passerano bewachen, bis man ihn nach Cava schaffte und dort zum Mönch machte. Auch dann hat man Burdinus noch nicht Ruhe gegönnt, sondern ihn wiederholentlich den Kerker zu wechseln genötigt. Wir wissen, daß er Calixt überlebte, doch ist sein Todesjahr unbekannt; in dem Kloster Cava soll er seine letzten Tage verlebt haben.

Waren die Zeiten der Pataria vorüber, so zeigte zugleich das Geschick des Gegenpapstes, daß auch die Rolle eines Wibert nicht mehr durchzuführen war. Das Schisma, welches Heinrich vor drei Jahren erneuert hatte, war ein trauriger Anachronismus gewesen, dessen Wirkungen er selbst übel genug empfand; das Abendland ertrug keinen Papst mehr, der sich lediglich auf die Macht des Kaisers stützte. Darauf beruhte zuletzt der vollständige Sieg des Calixt, eine wie bedeutende Hilfe ihm auch sein königlicher Neffe in Frankreich gewährt hatte. Es lag nur in der Natur der Dinge, daß sich König Ludwig für die geleisteten Dienste schlecht belohnt glaubte, als der Papst nicht mehr in alle seine Forderungen willigte, und daß dieser dagegen sich solchen Undank wenig zu Herzen nahm. Er wollte so wenig ein Vasall Frankreichs wie des deutschen Kaisers, sondern das freie Oberhaupt der Kirche sein — und war es.

Durchbruch der Friedensgedanken in Deutschland

Mit großer Beflissenheit hatte der Papst die Kunde von seinen Siegen sogleich nach Deutschland verbreitet, um die kirchliche Partei zu ermutigen. Die Wirkungen machten sich auch in dem Gange der deutschen Angelegenheiten alsbald bemerklich. In Niederlothringen gewann der Lütticher Bischofsstreit eine für die kirchliche Partei günstige Wendung: Alexander wurde, schon längere Zeit von seinen Widersachern in der Burg Huy eingeschlossen, sich zu ergeben und der bischöflichen Würde zu entsagen genötigt. Freilich war auch damit der unter dem lothringischen Adel entstandenen Parteiung kein Ziel gesetzt; noch immer lagen Friderizianer und Alexandriner in Fehde, und der Erzbischof von Köln, der inzwischen in seine Stadt zurückgekehrt war, nährte den Hader mehr, als er ihn zu beschwichtigen suchte. In Sachsen und Thüringen war man dagegen des inneren Streits, wenigstens für den Augenblick, herzlich müde, und selbst Erzbischof Adalbert konnte den Kampf nicht neu beleben. Verheerende Unwetter und große Teuerung bedrückten im Sommer 1120 hier alle Ge-

müter; man sah die Not nicht mit Unrecht als eine Strafe der andauernden Zerwürfnisse an und beschloß, diese gründlich zu beseitigen. Ein Friede wurde zur Sicherung des Volkes und des Landes gegen jedermann aufgerichtet. Nicht gerade gegen den Kaiser geschlossen, gewann dieser Landfriede doch unter dem Eindruck der päpstlichen Erfolge eine vor allem ihm feindliche Richtung. Einige kaiserliche Ritter, welche die Wachsenburg bei Gotha besetzt hielten, wurden auf Grund des Friedens von den Sachsen umschlossen und gezwungen, das Land zu verlassen. Im Anfang des Jahres 1121 eröffneten dann Herzog Lothar, Hermann von Winzenburg und mehrere andere sächsische Herren geradezu wieder den offenen Kampf gegen die kaiserliche Partei: sie fielen mit Heeresmacht in das Münsterland ein, um den vertriebenen Bischof Dietrich herzustellen. Sie erreichten ihre Absicht, aber nicht ohne langen Kampf und harte Verluste für Münster; der Dom ging in Flammen auf (2. Februar), die Umgegend wurde verwüstet, fast alle Vasallen und Ministerialien des Stifts schleppte der Sachsenherzog als Gefangene fort. Auch die von Bischof Burchard angelegte Burg Dülmen ist damals in Lothars Hände gefallen.

Von Bischöfen, die nicht durch kanonische Wahl erhoben waren, wollte man in Sachsen längst nichts mehr wissen; man war dort, namentlich im Klerus, jetzt wieder einmal streng gregorianisch. Nicht minder an anderen Orten. Als der Kaiser auf einer Rundreise, welche er in den ersten Monaten des Jahres 1121 durch Bayern und Schwaben unternahm, nach Ostern gegen Konstanz kam, floh jener Bischof Udalrich, der so lange in Italien dem kaiserlichen Hoflager gefolgt war, mit seinen Klerikern aus der Stadt, um nur nicht mit dem Gebannten in Berührung zu kommen. Der Religionskampf, der einst in Schwaben am furchtbarsten gewütet, dann aber seine Kraft erschöpft hatte, drohte durch Erzbischof Adalbert noch einmal angefacht zu werden. Denn Adalbert war es, der Udalrich gegen den Kaiser anstachelte und in Augsburg die Opposition gegen Bischof Hermann nährte. Er wird es auch gewesen sein, der noch im Jahre 1120 eine Versammlung nach Fulda ausgeschrieben hatte, um über die Mittel zu beraten, wie der traurigen Lage des Reichs ein Ziel zu setzen, d. h. der Kaiser zu beseitigen sei.

Der Augenblick schien glücklich gewählt, um dem Kaiser einen tödlichen Streich zu versetzen, — und doch hatte sich Adalbert in seiner Rechnung gründlich getäuscht. So allgemein man Calixt anerkannte, war man zu energischen Maßregeln gegen den Kaiser, wie sich sofort in Fulda zeigte, wenig geneigt. Eine Anzahl von Fürsten — die meisten waren wohl aus Sachsen — hatten sich eingestellt: als aber einige Getreue des Kaisers sich zu ihnen fanden, brachten diese es durch Versprechungen und Bitten leicht dahin, daß die Beratungen bis zu einem neuen Tage in Worms verschoben wurden. Der Plan Adalberts war damit gescheitert; einige Sachsen schlossen sich sogar dem Kaiser sofort wieder enger an. Nichts anderes

wurde erreicht, als daß Heinrich einsah, wie er ohne einen ernsten Kampf Adalbert, Lothar und ihre Anhänger, welche einmal unversöhnliche Feinde seines Regiments schienen, kaum zum Gehorsam zurückbringen werde, und schon war er zu einem solchen Kampfe entschlossen.

Nicht geringe Kräfte standen Heinrich zu Gebote. Wenn auch die kirchliche Stimmung in Schwaben schwankte, der Streitkräfte des Landes schien er durch Herzog Friedrich und die Zähringer sicher. In Bayern war Heinrichs Ansehen niemals ernstlich bestritten worden. Am 24. September 1120 war Herzog Welf II. ohne Erben gestorben und ihm sein Bruder Heinrich der Schwarze im Herzogtum gefolgt; kurz zuvor war die Pfalzgrafschaft in Bayern an Otto von Wittelsbach gekommen, der damit den alten Glanz seines Hauses, einst des mächtigsten im Lande, dauernd erneute. Heinrichs und Ottos kaiserliche Gesinnung war niemandem zweifelhaft, und mit ihnen stand der größte Teil des bayerischen Stammes. In Ostfranken gebot Heinrich über die Mittel der Bistümer Würzburg und Bamberg, am Rhein waren Worms, Speier und Straßburg, wo man die Bischöfe vertrieben, ganz in seine Hände gegeben. Ein Teil des lothringischen Adels hielt zu ihm, und auch in Sachsen zählte er alte und neue Freunde, obschon hier seine Widersacher noch immer ihren sichersten Sammelplatz hatten. Wohl mit Besorgnis mochten diese der Zukunft entgegensehen, als nach Pfingsten 1121 ein Reichsheer gegen sie zusammentrat.

Der nächste Zweck des Kaisers war, sich der Stadt Mainz zu bemächtigen, deren Bürgerschaft sich wieder gegen ihn erklärt hatte. Die Schifffahrt auf dem Rheine wurde gesperrt, zugleich alle Zufuhr vom Lande der Stadt abgeschnitten, so daß bald eine Hungersnot dieselbe bedrohte; dann rückte der Kaiser selbst vom Elsaß her mit dem Heere vor und umschloß Mainz von allen Seiten. Aber zu derselben Zeit — nach der Mitte des Juni — nahte sich auch Adalbert aus Sachsen mit bewaffneter Macht zum Entsatz und drang unbehindert bis in die unmittelbare Nähe der Stadt vor. Vor Mainz lagen die feindlichen Heere, und eine neuer blutiger Kampf schien nicht mehr zu vermeiden.

Aber gerade hier im entscheidenden Augenblicke zeigte sich, wie wenig noch die Fürsten um des kirchlichen Streits willen ihre Waffen gegeneinander zu wenden gewillt waren. Auf beiden Seiten tauchte der Gedanke auf, daß auf gütlichem Wege ein Ende des unseligen Streites im Reiche herbeigeführt werden müsse, und der Kaiser selbst war zu einer solchen Ausgleichung die Hand zu reichen erbötig. So wurde unter seiner Zustimmung beschlossen, je zwölf Fürsten als Vertreter beider Seiten zu wählen, welche ohne jeden fremden Einfluß die Bestimmungen eines Ausgleichs zwischen den Reich und Kirche zerreißenden Parteien aufstellen und diese dann einem auf Michaelis nach Würzburg anzuberaumenden Reichstage vorlegen sollten, damit auf Grund derselben der Friede zum Abschluß

käme. Die vierundzwanzig Fürsten wurden erwählt und durch Handschlag von allen Seiten das getroffene Abkommen bestätigt. So trennte man sich gegen Ende des Juni mit leichtem Herzen, ohne die Schwerter aufs neue mit Blut gefärbt zu haben. Man glaubte an das Ende des langen Streites, und diesmal hatte der Glaube nicht völlig getäuscht.

Seitdem die theoretischen Erörterungen über die Investiturfrage, wie sie besonders von dem französischen Klerus ausgegangen waren, in den Beschlüssen der Reimser Synode kirchliche Anerkennung gewonnen hatten, konnte die Fortsetzung des Krieges in Deutschland kaum noch ein Resultat erzielen, welches großen Opfern entsprach. Die Investiturfrage war bereits so begrenzt und beschränkt worden, daß die Kirche dem Kaiser vollauf gewähren konnte, was er zuletzt beansprucht hatte, zumal die Aufgabe der Investitur in bezug auf das geistliche Amt der Bischöfe und Äbte von ihm bereits zugestanden war. Allerdings hatte der kirchliche Streit von jeher noch eine andere und wichtigere Bedeutung für die deutschen Fürsten gehabt: er diente ihnen als Mittel, die kaiserliche Macht herabzudrücken und ihre fürstliche Gewalt zu heben. Doch auch nach dieser Seite hin war so viel erreicht, daß es geraten schien, die Ernte, welche ein neues Unwetter gefährden konnte, sicher unter Dach zu bringen. Und welche Stellung gab es nicht schon diesen Fürsten, wenn sie durch die Beilegung ihrer inneren Zerwürfnisse zugleich dem weltbewegenden Streite, dem weder die Kirche noch das Kaisertum bisher ein Ziel zu setzen vermocht hatte, ein Ende machten! Denn das lag auf der Hand: der Kampf konnte weder von Rom noch vom Kaiser weiter fortgeführt werden, sobald sie sich einmütig die Hände reichten. Einst hatte Gregor nach dem Amt des Schiedsrichters zwischen ihnen und ihrem König getrachtet; jetzt waren sie, wenn sie den Reichsfrieden herstellten, gleichsam zu Schiedsrichtern zwischen Kirche und Reich geworden.

Glückliche Momente im Völkerleben, wo gütlicher Verständigung anheimgegeben wird, was die Gewalt nicht entscheiden vermag, — dreimal glücklich, wenn so ein Streit geschlichtet wird, in dem es sich um die höchsten Güter handelt, wo jeder einzelne mit seinem Gewissen beteiligt ist! Auch nach kurzem hoffnungslosem Kampf tönt das Friedenswort lieblich, aber wie Himmelsschall nach dem Bürgerkriege eines halben Jahrhunderts, in dessen Wirren und Gefahren eine ganze Generation hineingeboren ist, ohne je die Segnungen eines gesicherten Friedenszustandes kennenzulernen. Solange hat sie vor der verschlossenen Pforte nur geahnten Glücks gestanden, welche sich nun endlich zu öffnen verheißt.

9. Das Friedenswerk

Das Würzburger Abkommen

Alles, was der Kaiser und die Fürsten bei Mainz versprochen hatten, wurde gehalten. Der Kaiser fand sich mit einem sehr zahlreichen Gefolge zu Michaelis in Würzburg ein; nur der bayerische Adel fehlte in demselben, da er durch uns unbekannte Landesangelegenheiten daheim zurückgehalten wurde. Die sächsischen Fürsten mit dem Erzbischof Adalbert hatten am Wernbach, nur wenige Meilen nördlich von Würzburg, ein besonderes Lager bezogen. Noch war nicht alle Furcht vor dem Kaiser bei ihnen geschwunden; erst auf die Verbürgung sicheren Geleits zogen auch sie am dritten Tage gegen Würzburg. Der Kaiser mußte sie vor den Toren der Stadt empfangen, weil die Menschenmenge in derselben keinen Raum mehr fand. Acht Tage lang wurde dann mit größtem Eifer in Würzburg über den Frieden unterhandelt. Wohl gab es einige, welche noch jetzt das löbliche Werk zu hindern und den Kaiser von einem nachteiligen Abkommen abzumahnen suchten. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich; der Kaiser blieb bei seinem Versprechen, überließ alles, ohne sich einzumischen, der Entscheidung der Fürsten und wies übertriebene Ansprüche seiner Anhänger zurück.

Wir kennen die Vorschläge, welche der zu Mainz erwählte Ausschuß den Fürsten vorlegte; sie beruhen auf der Voraussetzung, daß der Reichstag die eigentlich kirchlichen Streitfragen nicht endgültig entscheiden könne, sondern dies durch ein allgemeines Konzil geschehen müsse, welches der Papst demnächst in Deutschland abzuhalten veranlaßt werden solle. Der Kaiser hat sich — dahin gingen die Vorschläge — dem apostolischen Stuhl zu unterwerfen, und dann soll durch die Fürsten sein Streit mit der Kirche ausgetragen werden. Inzwischen ist ein fester Friede herzustellen, durch welchen dem Kaiser sein Hausgut und das Reichseigentum gesichert wird, auch die Kirchen und die Einzelnen wieder zu dem ruhigen Besitz des Ihrigen gelangen. Bis zu dem Konzil bleiben die kanonisch gewählten und geweihten Bischöfe im ungestörten Besitz ihrer Kirchen; auch die Bischöfe von Speier und Worms übernehmen wieder die Verwaltung ihrer Sprengel, nur bleibt die Stadt Worms bis zum Konzil

in der Gewalt des Kaisers. Die Gefangenen und Geiseln werden von beiden Seiten ausgeliefert. In betreff der Erbschaft des Pfalzgrafen Siegfried hat es bei dem, was darüber früher[1] zu Metz festgestellt ist, sein Bewenden. Die Investiturfrage werden die Fürsten ohne Hintergedanken und böse Absichten so zu erledigen suchen, daß die Ehre des Reichs gewahrt bleibt. Bis dies geschehen, werden die Bischöfe und alle Rechtgläubigen am Hofe des Kaisers, ohne Gefahr und Unbill zu erleiden, frei verkehren. Sollte der Kaiser in Zukunft wegen dieser Händel auf den Antrieb eines anderen an jemandem Rache zu nehmen beabsichtigen, so verstattet er, daß die Fürsten gemeinsam verfahren und ihm in aller Ehrerbietung Vorstellungen machen; im Fall, daß er diese Vorschläge nicht annehmen sollte, werden die Fürsten doch die getroffene Übereinkunft halten.

Diese Vorschläge wurden von den Fürsten und dem Kaiser, und zwar, wie es scheint, in ihrem ganzen Umfange angenommen. Auf Grund derselben wurde ein allgemeiner Reichsfriede aufgerichtet, für dessen Bewahrung sich alle mit ihrem Kopf verbürgten. Die Regalien und Fiskalgüter sollte der Kaiser, die Kirchengüter die Kirchen, sein ihm bestrittenes Eigentum jeder einzelne, eingezogene Erbschaften die Erben zurückerhalten. Kaiserliche Edikte wurden erlassen, welche die Verfolgung aller Diebe und Mörder geboten und die alten Gesetze gegen sie wieder in Kraft setzten. Der Reichstag schickte Gesandte an den Papst, um ihm Nachricht von dem Würzburger Abkommen zu bringen und ihn zugleich aufzufordern, das allgemeine Konzil zu berufen, welches man in Aussicht genommen hatte. Eine andere Gesandtschaft — sie bestand aus Bischof Otto von Bamberg, Herzog Heinrich und Graf Berengar — ging nach Bayern, um die dortigen Großen zum Beitritt zu den Würzburger Beschlüssen zu bestimmen. Dies geschah auf einem Landtag, der am 1. November zu Regensburg gehalten wurde.

Durch das Würzburger Abkommen wurde mehr erreicht als zwei Jahre zuvor durch die Triburer Beschlüsse. Die alten Ordnungen des Reichs, welche so lange in Frage gestellt waren, traten wenigstens äußerlich wieder in Kraft; es ist bezeichnend dafür, daß in der nächsten Zeit die Urkunden wieder im Namen der Erzbischöfe von Mainz und Köln als Erzkanzler ausgestellt wurden. Die vertriebenen Bischöfe kehrten in ihre Sprengel zurück; auch Erzbischof Konrad sah nach langem Exil Salzburg wieder. Aber wie hätten sich so viele Streitigkeiten und Zerwürfnisse, Spannungen und Feindseligkeiten in einem Moment beseitigen lassen? Um so weniger war es möglich, als der Friede zwischen Kaisertum und Papsttum noch nicht geschlossen, die kirchlichen Fragen noch nicht gelöst waren. Diese waren es denn auch, welche bald alle Resultate des Würzburger Abkommens wieder zu vernichten drohten.

[1] Wir kennen diese früheren Bestimmungen nicht.

Zunächst machte noch immer das Lütticher Bistum dem Kaiser Sorge. Am 27. Mai 1121 war Bischof Friedrich unerwartet gestorben; man glaubte an Gift, welches ihm die Alexandriner gegeben. Diese gewannen in der Tat wieder die Oberhand; Alexander bemächtigte sich der Stadt und des Sprengels, und die Lütticher erkannten ihn durch einen neuen Wahlakt an. Doch auch die Gegenpartei ruhte nicht, und Erzbischof Friedrich unterstützte sie kräftigst. Er erklärte die Wahl für ungültig, da die Lütticher mit dem gebannten Herzog Gottfried Gemeinschaft gepflogen und deshalb keine kirchliche Handlung hätten vornehmen können. Alexander versprach abermals zurückzutreten, schöpfte aber bald durch das Würzburger Abkommen neue Hoffnungen; er und sein Anhang rechneten auf die Unterstützung des Kaisers. Dieser begab sich in Person gegen Ostern 1122 nach dem unteren Lothringen. Ostern (26. März) feierte er zu Aachen und hielt hier einen Hoftag, auf welchem Erzbischof Friedrich, die Bischöfe von Utrecht, Münster und Osnabrück, Herzog Gottfried, Graf Adalbert von Namur und andere Herren gegenwärtig waren. Bald darauf ging er nach Lüttich selbst, um die Parteien zu beruhigen und den Frieden in der Stadt herzustellen. Erklärte er sich auch nicht entschieden für Alexander, so doch für die Alexandriner. Als vor ihm Klagen über die Gewalttaten des Grafen Gozwin, eines eifrigen Friderizianers, erhoben wurden, griff er mit Hilfe des Herzogs Gottfried Vauquemont (Falkenberg) an und zerstörte das Raubnest. Selbst der Erzbischof schien die Friderizianer nun aufzugeben.

Das Pfingstfest feierte der Kaiser zu Utrecht. Hier kam es während des Festes zu Händeln zwischen den Knappen des kaiserlichen Gefolges und den Stiftsvasallen. Die Herren selbst mischten sich in die Händel ihrer Knappen, und die Kaiserlichen nötigten endlich Bischof Godebald, der als Urheber des Streits beim Kaiser verklagt war, zu seiner Sicherheit in den Dom zu flüchten. Auch hierhin verfolgte man den Bischof; Blut floß an der heiligen Stätte, und Godebald selbst mußte sich gefangen geben. Der Kaiser ließ ihn in Haft bringen, aus welcher er aber nach kurzer Zeit entkam. Die wichtigen Privilegien, welche der Bischof der Stadt verliehen, hatte der Kaiser bestätigt, doch nur, nachdem ihm die Bürger einen Schwur geleistet hatten, daß sie unter allen Umständen ihren Bischof in der Treue gegen das Reich erhalten würden. Zu derselben Zeit bestimmte der Kaiser urkundlich die Zollsätze für Utrecht und verfügte, daß die fremden Kaufleute dort unter der Gerichtsbarkeit der Stadtschöffen stehen sollten.

Die Zustände des unteren Lothringens waren offenbar noch bedenklich genug, aber bei weitem mehr bedrohte den aufgerichteten Reichsfrieden ein Streit, der zwischen den Fürsten um das Bistum Würzburg entstanden war. Am 28. Dezember 1121 hatte Bischof Erlung nach langer Krankheit sein Leben beschlossen, und mehrere Höflinge hatten für das reiche

Bistum sogleich einen jungen Mann aus dem angesehenen Hause der Grafen von Henneberg in Vorschlag gebracht. Gebhard — so war sein Name — hatte zwar noch keine kirchlichen Weihen empfangen, aber er besaß mächtige Freunde, und zu diesen zählten, wie es schien, selbst Erzbischof Adalbert und dessen Bruder Bruno von Speier. Gebhard, der sich bei Erlungs Tode seiner Studien wegen in Frankreich aufhielt, eilte nach Würzburg, wohin der Kaiser selbst zur Erledigung der Sache gegangen war, und alles schien sich nach Wunsch zu fügen. Unter dem Einflusse des Kaisers wurde eine Wahl abgehalten; sie fiel auf Gebhard, welchem der Kaiser auch sogleich unbedenklich die Investitur in herkömmlicher Weise erteilte. Im Gefolge des Kaisers begab sich der Erwählte darauf nach Breitungen an der Werra; hier trafen beide mit Erzbischof Adalbert zusammen, der keine Schwierigkeiten in betreff der Weihe trotz der kaiserlichen Investitur zu machen schien. Aber der Schein täuschte. Kaum hatte sich Gebhard vom Kaiser getrennt und war nach Würzburg zurückgekehrt, so fand er hier eine Gegenpartei tätig, an deren Spitze der Dompropst Otto und ein älterer Kanonikus, Rudger mit Namen, standen, und welche die Erhebung des Letzteren auf den erledigten Bischofsstuhl beabsichtigte; offenbar war es Erzbischof Adalbert, welcher diese Partei in das Leben gerufen hatte und ihre Schritte bestimmte. Ein Teil der Würzburger Domherren verwarf nun Gebhards Wahl, trat zu einem neuen Wahlakt zusammen und gab die Stimmen dem Rudger. Ganz Würzburg spaltete sich alsbald in zwei Lager, aus denen man sich offen bekriegte. Gebhard behielt die Übermacht in der Stadt, und sein Gegner mußte aus derselben weichen. Aber für Rudger nahm nicht nur Adalbert, sondern auch viele andere Fürsten Partei; selbst Herzog Friedrich und sein Bruder Konrad von Staufen erhoben sich offen gegen Gebhard und den Kaiser. Man empfand es mit Recht sehr übel, daß Heinrich rücksichtslos die Investitur gerade in einem Momente geübt hatte, wo sie den Gegenstand der Verhandlungen mit dem Papste bildete. Die Investiturfrage schien noch einmal alles vernichten zu sollen, was durch das Würzburger Abkommen gewonnen war.

Unter solchen Verhältnissen war es offenbar von der höchsten Bedeutung, wie sich der Papst selbst zu den Friedensverhandlungen stellte, welche man mit ihm in Aussicht genommen hatte. Er hatte die ersten Eröffnungen, welche ihm über das Würzburger Abkommen gemacht waren, empfangen, ohne bestimmte Verpflichtungen wegen des beabsichtigten Konzils einzugehen. Indessen setzte er sich bald darauf unmittelbar mit dem Kaiser in Verbindung. Im Anfange des Jahres 1122 sandte er als Unterhändler an Heinrich den Bischof Azzo von Acqui, einen Mann, der besonders zu diesem Geschäfte geeignet schien. Denn Azzo war dem Kaiser und Papst verwandt und hatte beiden bereits wichtige Dienste geleistet; schon im Jahre 1120 war er im Auftrage Calixts nach Deutsch-

land gegangen, und für die kaiserliche Sache hatte er früher in den lombardischen Händeln sich mehrfach tätig erwiesen. Jetzt überbrachte Azzo dem Kaiser ein Schreiben des Papstes vom 19. Februar, in welchem dieser Heinrich an ihre Blutsverwandtschaft und ihr gemeinsames Interesse erinnerte und zugleich sein Bedauern aussprach, daß er ihm nicht mit dem apostolischen Gruß begegnen dürfe. Dringend bat der Papst den Kaiser, von der bisher bewiesenen Hartnäckigkeit abzustehen und sich durch Azzo über seine Absichten unterrichten zu lassen. „Die Kirche", schreibt er, „will sich nichts von Deinem Rechte anmaßen; wir trachten nicht nach königlichem oder kaiserlichem Glanze. Der Kirche werde gegeben, was Christi ist, und dem Kaiser bleibe, was sein ist: jeder Teil sei mit seinem Amte zufrieden, damit die, welche allen gerecht sein sollen, sich nicht einander durch Eifersucht schaden. Wenn Du uns hören willst, wirst Du nicht nur die Höhe des zeitlichen König- und Kaisertums ersteigen, sondern Dir auch die Krone des ewigen Lebens verdienen; leihst Du aber törichten Schmeichlern das Ohr und gibst weder Gott die Ehre noch der Kirche ihr Recht zurück, so werden wir durch fromme und erfahrene Männer solche Maßregeln für das Wohl der Kirche ergreifen, daß Du nicht ohne Schaden ausgehen wirst; denn den gegenwärtigen Zustand können wir nicht länger ertragen." Wir kennen die Aufträge Azzos nicht, doch scheinen sie dem Kaiser nicht unanstößig gewesen zu sein, da es eines nochmaligen Einschreitens der Fürsten bedurfte, um ihn zu Schritten zu vermögen, in welchen Rom ein versöhnliches Entgegenkommen erblicken konnte.

Eine gemeinschaftliche Friedensgesandtschaft beschlossen endlich der Kaiser und die Fürsten nach Rom zu schicken und erwählten zu derselben den Bischof Bruno von Speier und den Abt Erlulf von Fulda. Als diese vor dem Papst erschienen, erklärten sie, daß der Kaiser aufrichtig die Herstellung der Eintracht zwischen Kirche und Reich wünsche, wofern diese ohne Schaden für die kaiserliche Gewalt und ohne Einbuße für das Reich hergestellt werden könne. Man kam den Wünschen des Papstes damit entgegen, und ohne Schwanken ergriff er die Gelegenheit, um seine Friedensabsichten deutlich an den Tag zu legen. Wollte er auch nicht selbst über die Alpen gehen, so sandte er doch mit ausgedehnten Vollmachten den Bischof Lambert von Ostia, die Kardinäle Saxo und Gregor mit den deutschen Abgesandten zurück. Zugleich richtete er ein Schreiben an Erzbischof Adalbert, worin er aussprach, nichts wünsche er sehnlicher, als daß zu seinen Zeiten Friede und Eintracht wieder in die Welt einkehrten, wenn der Kaiser anders einen Frieden annehmen wolle, bei welchem die Ehre Gottes und der Kirche nicht in den Schatten gestellt würde.

Um dieselbe Zeit, am 25. Juni 1122, erließ der Papst die Einladung zu einem allgemeinen Konzil, welches er am 18. März des nächsten Jahres im Lateran abzuhalten gedachte. Eine höhere Bedeutung sollte dieses

Konzil haben als die früher üblichen Fastensynoden. Mit allen Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten und frommen Männern gedachte der Papst zu beraten, was der Ehre Gottes, dem Frieden und dem Nutzen der Kirche fromme. Sich anschließend an die großen ökumenischen Konzilien der Vorzeit, sollte diese Versammlung des gesamten Episkopats der abendländischen Kirche eine Periode langer und schwerer Kämpfe zum Abschluß bringen.

Mochte man in Deutschland von neuem an dem Frieden zweifeln, der Papst wollte denselben, und hierin lag die Entscheidung. Calixt hatte sich zu der Erkenntnis aufgeschwungen, daß nichts seiner Stellung würdiger sei, als der Kirche und damit der abendländischen Christenheit den Frieden zurückzugeben, die gemeinsamen Interessen von Kirche und Reich wieder zur Geltung zu bringen und eine aufrichtige Verständigung mit dem Kaisertum anzubahnen. Nicht allein der Charakter seines bischöflichen Amtes, sondern auch politische Klugheit trieb ihn an, das segensreiche Friedenswerk in dem Augenblicke zu ergreifen, wo die deutschen Fürsten an demselben aufs neue zu zweifeln begannen. Viel war für das Papsttum gewonnen, wenn Calixt jetzt gelang, was er früher bei noch unbefestigter Macht nicht hatte durchführen können, und was auch die Kräfte der deutschen Fürsten zu übersteigen schien.

Der Vertrag von Worms

Als die päpstlichen Gesandten nach Deutschland kamen, fanden sie kriegerische Vorbereitungen statt Friedensverhandlungen. Erzbischof Adalbert hatte sich gerade mit den sächsischen Fürsten und den staufenschen Brüdern an der Werra zusammengefunden, um in der Würzburger Sache eine Entscheidung zu treffen. Gebhards Wahl wurde vernichtet, die des Rudger bestätigt und vom Erzbischof ein naher Termin zu Rudgers Weihe angesetzt. Sichtlich lag Adalbert mehr an der Würzburger Sache als an dem Frieden, aber der Papst verlangte den Austrag des langen Streites: und so wurde von Adalbert und seinen Freunden auf den 1. August eine Reichsversammlung nach Würzburg berufen, um mit dem Kaiser und den päpstlichen Legaten dort über die Investitur zu verhandeln.

Dieser neue Würzburger Reichstag kam nicht zustande. Der Kaiser weigerte sich, denselben zu besuchen; angeblich weil ihn andere Geschäfte am Rhein festhielten, in Wahrheit aber wohl deshalb, weil er weder mit dem Ort noch mit der Art der Berufung einverstanden war. So entschlossen sich denn auch Adalbert und die sächsischen Fürsten, die sich zum Teil mit großem Gefolge aufgemacht hatten, noch vor den Toren Würzburgs unverrichteter Sache heimzukehren. Aber kaum hatten sie den Rückweg angetreten, so brach Gebhard, welcher die Bürgerschaft für sich gewonnen hatte, mit einem starken Heereshaufen aus Würzburg und

überfiel einige der Fürsten, welche mit den Ihrigen sorglos etwa eine Meile von der Stadt lagerten, wie Feinde des Reichs und des Kaisers. Die Angegriffenen ordneten sich schnell. Es kam zu einem hitzigen Kampfe, welcher sich am Nachmittag entspann, und dem erst die Nacht ein Ende machte; im Dunkel zogen sich Gebhard nach Würzburg, die Angegriffenen zu ihren Zelten zurück. Vereint wollten diese nun zuerst wieder gegen Würzburg aufbrechen, Gebhard verjagen und Rudger dort einsetzen. Aber man sah ein, daß man dadurch das Signal zu einem neuen Bürgerkriege geben würde; deshalb stand man, wohl nicht ohne Einwirkung der Legaten, von den Waffen ab und begnügte sich, in solenner Weise die Weihe Rudgers im Kloster Schwarzbach vorzunehmen. Die Weihe erfolgte durch Erzbischof Adalbert in Gegenwart der päpstlichen Legaten und mehrerer Bischöfe. Adalbert war unzufrieden damit, daß sich Otto von Bamberg nicht zu derselben einstellte; auch der Bischof von Ostia soll darüber so ungehalten gewesen sein, daß er nur von Adalbert gehindert wurde, die Suspension über Otto zu verhängen.

Würzburg hatte zwei Bischöfe, von denen der eine Herr in der Stadt war, der andere sich in den Neckargegenden festsetzte. Beide drohten einander Krieg, und ihr Krieg konnte leicht in einen allgemeinen Reichskrieg umschlagen. Schon befestigte Adalbert Aschaffenburg, dessen Mauern seit Generationen gesunken waren, von neuem mit großem Fleiße — zum Verdruß des Kaisers, der darin eine Verletzung der Reichsgesetze sah, welche nicht ungestraft bleiben dürfe. Auch Friedrich von Köln nahm wieder mit den Kölnern eine entschieden feindliche Haltung an; sie zerstörten gemeinsam die kaiserliche Burg Kerpen. Die Mainzer, welche den päpstlichen Legaten in ihrer Stadt Herberge boten, werden keine andere Gesinnung gehegt haben als die Kölner.

Um so mehr war es als ein Glück anzusehen, daß die päpstlichen Legaten so bestimmte Friedensaufträge mitgebracht hatten. Wenn sie auch in der Würzburger Sache sich gegen den Kaiser erklärt hatten, konnten sie es doch nicht zum Ausbruche eines neuen Kampfes kommen lassen, vielmehr mußten sie alles aufbieten, daß ein Friedenskonvent alsbald zusammentrete. So schrieb denn Lambert von Ostia zum 8. September ein allgemeines Konzil, wie er es nannte, nach Mainz aus, zu welchem er alle Bischöfe, Äbte und den gesamten Klerus in Deutschland sowie die Herzöge, Grafen und alle Getreuen einlud. Als Zweck des Konzils wurde die Beilegung des langen Streits zwischen Kirche und Reich angegeben, welcher letzteres spalte und dem Untergange nahebringe. „Wir vertrauen zu Gott", heißt es in dem Einladungsschreiben, „daß seine Gnade uns, wenn wir in seinem Namen versammelt sind, nicht fehlen wird; denn er hat im Evangelium verheißen, wo zwei oder drei in seinem Namen beieinander sind, mitten unter ihnen sein zu wollen." Auch den Kaiser Heinrich — jetzt verweigerte der Legat ihm den gebührenden Titel

nicht mehr — lud Lambert durch ein besonderes Schreiben zu dem Konzil ein. „Wisset", sagt er darin, „daß wir dort nichts zu Eurem Nachteil verhandeln, sondern nur Eurem Vorteil, so weit es die Gerechtigkeit zuläßt, dienen wollen; unsere Absicht ist nicht darauf gerichtet, Eurem kaiserlichen Ansehen irgendeinen Schaden zuzufügen, sondern vielmehr es nach allen Seiten zu mehren."

Auf solche Erklärungen hin bot der Kaiser dem Legaten die Hand. Zu der bestimmten Frist trat die Versammlung zusammen, die Lambert wohl in Anknüpfung an das Würzburger Abkommen ein allgemeines Konzil genannt hatte, welche aber in Wahrheit eine deutsche Nationalsynode und zugleich ein deutscher Reichstag war. Der Kaiser selbst erschien und mit ihm die Fürsten von beiden Seiten. Wenn der Tag nicht in dem feindlichen Mainz abgehalten wurde, wie zuerst der Legat angeordnet, sondern bei Worms, welches nach dem Würzburger Abkommen in des Kaisers Gewalt war, so ist darin unfraglich ein Zugeständnis zu sehen, welches Lambert dem Kaiser machte.

Die Verhandlungen waren schwierig und nahmen mehr als acht Tage in Anspruch. Denn der Kaiser zeigte sich jetzt in der Behauptung seiner Rechte hartnäckiger als in den Tagen des Reimser Konzils. Von der Investitur mit Ring und Stab wollte er nicht lassen, sondern sie als ein verjährtes Recht des Reichs behaupten, und die weltlichen Fürsten stimmten ihm darin zu. Adalbert, welcher die Aufgabe der Investitur mit Ring und Stab für nötig erachtete, wurde von den Laien ein Zerstörer des Reichs gescholten. Nur durch das Zugeständnis, zu welchem sich die Legaten und die geistlichen Fürsten nur zögernd entschlossen, daß die Wahlen der deutschen Bischöfe und Äbte in Gegenwart des Kaisers zu halten seien, ließ sich Heinrich endlich bewegen, der Investitur in der bisherigen Form zu entsagen. Adalbert hat später dem Papste gegenüber behauptet, daß dieses Zugeständnis nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt päpstlicher Genehmigung gemacht sei, doch weder in den Vertragsurkunden selbst, wie sie alsbald veröffentlicht wurden, findet sich ein solcher Vorbehalt, noch hat sich jemals Rom auf denselben berufen.

Das Zugeständnis der Teilnahme des Kaisers bei den Wahlen der deutschen Prälaten hat den Verhandlungen die entscheidende Wendung gegeben. Daß der Kaiser nach Wegfall der Investitur durch Ring und Stab eine besondere Belehnung mit den Regalien durch das Zepter forderte, scheint der kirchlichen Partei nicht mehr erheblichen Anstoß geboten zu haben. Eher scheinen darüber Bedenken entstanden zu sein, ob die kaiserliche Belehnung oder die kirchliche Weihe voranzugehen habe. Denn man bestimmte in dieser Beziehung einen Unterschied, der sich nicht aus dem kanonischen Recht, sondern lediglich durch politische Verhältnisse begründen ließ. In Deutschland — dahin kam man überein — habe der erwählte, d. h. noch nicht geweihte Bischof die Belehnung zu empfangen,

in den anderen Ländern des Kaisers dagegen der bereits Geweihte sich innerhalb sechs Monaten die Regalien erteilen zu lassen.

Aus den Verhandlungen gingen die beiden Urkunden hervor, in welchen sich Kaiser und Papst gegenseitig die gemachten Zugeständnisse verbrieften, und auf denen der Wormser Vertrag beruht. Die kaiserliche, welche noch im Archiv der Engelsburg bewahrt wird, hat folgende Fassung: „Ich Heinrich, von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, überlasse aus Liebe zu Gott, zu der H. Römischen Kirche und dem Herrn Papst Calixtus und um meines Seelenheils willen an die heiligen Apostel Gottes Petrus und Paulus und die h. katholische Kirche jede Investitur durch Ring und Stab; ich gestatte, daß in allen Kirchen meines Reichs kanonische Wahlen und freie Weihen erfolgen. Die Besitzungen und Regalien des h. Petrus, welche ihm von Anfang dieses Streites an bis auf den heutigen Tag entweder zur Zeit meines Vaters oder während meiner Regierung entzogen sind, gebe ich, soweit sie in meiner Gewalt sind, der H. Römischen Kirche zurück; sind sie dies nicht, so werde ich getreulich zu ihrer Rückgabe behilflich sein. Auch die Besitzungen aller anderen Kirchen, sowie der Fürsten und anderer geistlichen oder weltlichen Personen, wenn sie in diesem Streite ihnen genommen sind, werde ich, wenn sie in meiner Gewalt sind, nach dem Rate der Fürsten und der Gerechtigkeit herausgeben und für die Rückgabe solcher Güter, die nicht in meiner Hand sind, getreulich sorgen. Ich gewähre wahren Frieden dem Herrn Papst und der H. Römischen Kirche und allen, die auf ihrer Seite stehen oder gestanden haben. In allen Fällen, wo die Römische Kirche meine Hilfe beanspruchen sollte, werde ich solche getreulich leisten und, wenn sie Klagen an mich bringt, ihr zu dem gebührenden Rechte verhelfen." Die Urkunde ist von 18 deutschen Fürsten, welche bei dem Vertrage besonders mitgewirkt hatten, gleichsam als Zeugen unterschrieben; es sind zur Hälfte geistliche, zur anderen Hälfte weltliche Fürsten. Unter den ersteren stehen in vorderer Linie die Erzbischöfe von Mainz und Köln; vom Kölner als dem Erzkanzler für Italien ist die Urkunde beglaubigt.

Die päpstliche Urkunde, deren Original jetzt nicht mehr vorhanden ist, lautet etwa also: „Ich Calixt, Knecht der Knechte Gottes, bewillige Dir, meinem geliebten Sohne Heinrich, durch Gottes Gnade Römischem Kaiser, daß im Deutschen Reiche die Wahlen der Bischöfe und reichsunmittelbaren Äbte in Deiner Gegenwart, aber ohne Simonie oder irgendwelchen Zwang stattfinden, damit Du bei eintretender Spaltung nach dem Rat oder Urteil des Metropoliten und der Bischöfe derselben Provinz den besseren Teil mit Rat und Tat unterstützen könntest. Der Erwählte soll dann die Regalien, soweit sie nicht unmittelbar der Römischen Kirche zustehen, von Dir durch das Zepter empfangen und Dir von ihnen alles leisten, was Du zu fordern berechtigt bist. In anderen Teilen des Kaiserreichs wird der Geweihte binnen sechs Monaten die Regalien durch das Zepter

von Dir empfangen. In allen Fällen, wo du Klagen an mich gelangen läßt und meine Hilfe in Anspruch nimmst, werde ich sie Dir gewähren. Dir und allen Deinen Anhängern während dieses Streits gewähre ich wahren Frieden." Es ist nicht ohne Bedeutung, daß hier die Zugeständnisse nur persönlich dem Kaiser gemacht werden, während die andere Urkunde alles der Römischen Kirche einräumt. Man hat bald genug die Frage aufgeworfen, ob Rom seine Zusagen auch den Nachfolgern des Kaisers zu halten verpflichtet sei.

Die päpstliche Urkunde trug das Datum des 23. September 1122. Wahrscheinlich an diesem Tage geschah es, daß der langersehnte Friede öffentlich verkündigt wurde. Auf den Rheinwiesen bei Worms vor einer unzählbaren Menge, welche die Stadt nicht fassen konnte, wurden da die beiden Urkunden verlesen und dann ausgetauscht. Dann hielt der Bischof von Ostia die Messe; bei der Feier derselben reichte der Legat dem Kaiser den Friedenskuß und das heilige Abendmahl. Damit war der Kaiser vom Banne gelöst und wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen; von einem vorgängigen Bußakt ist nirgends die Rede. Mit dem Kaiser gewannen auch alle seine Anhänger wieder den Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft. Es war ein großer Tag, wo von Tausenden endlich Strafen genommen wurden, welche ihre Gewissen bedrückten und alle ihre Lebensbeziehungen erschwerten, wo eine Streitfrage zum Austrag kam, welche ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschland immer von neuem mit blutigen Kämpfen erfüllt hatte. Wohl selten ist aus vollerem Herzen das Tedeum gesungen worden als damals bei Worms. Jubelnd begrüßte die versammelte Menge den Frieden; jubelnd kehrten die Scharen, welche dem Friedensfest beigewohnt hatten, in die Heimat zurück; jubelnd wurde die Kunde von demselben in allen deutschen Gauen aufgenommen. Über ein Jahr hatte man in überschwenglischen Hoffnungen geschwebt und mehr als einmal vor ihrer Vereitelung gebangt: jetzt erfüllten sich die heißesten Wünsche. Kirche und Reich, Kaiser und Papst waren versöhnt, der lange, furchtbare Streit ausgekämpft, in welchem das Volk seine tüchtigsten Männer verloren, dem es unsägliche Opfer an Hab und Gut gebracht hatte. Ein neues, besseres Dasein glaubte das hartgeplagte Geschlecht nun endlich erwarten zu dürfen und schwelgte in den Seligkeiten des ungekannten Friedens.

Man hat geglaubt, daß der Abschluß des Wormser Vertrages hauptsächlich Adalbert zu verdanken gewesen sei. Der Abt Laurentius vom Kloster St. Vannes zu Verdun schrieb bald darauf an Adalbert selbst: „Die Eintracht zwischen Königtum und Priestertum hat die bedrängte Christenheit nach so vielen Leiden und Wirren besonders durch Euch wiedergewonnen", und Ähnliches ist bis auf die neueste Zeit häufig wiederholt worden. Auch ist klar, daß Adalbert zum Abschluß des Friedens mitgewirkt hat. Aber nicht minder gewiß ist — wir wissen es aus Adalberts

eigenen Worten —, daß er höchst widerwillig die Hand bot, daß er den Frieden nur förderte, weil es der Papst verlangte, und jedes Zugeständnis nur unter dem Zwange machte, welchen die weltlichen Fürsten gegen ihn übten. Wir wissen, daß Adalbert selbst dem Papste eine Hintertür zeigte, durch welche er dem Vertrage entkommen könne, wenn Rom nämlich die Bestimmung desselben über die Teilnahme des Kaisers an den deutschen Wahlen als unkanonisch verwerfe, daß er zugleich dem Papste Besorgnisse einflößte, der Kaiser möchte die ihm eingeräumte Gewalt schmählich mißbrauchen. Er führte alsbald Beschwerde in Rom über das übermütige Benehmen Heinrichs in Gegenwart der päpstlichen Legaten und unterließ nichts, um in der Würzburger Sache, in welcher Gebhard an den Papst appelliert hatte, ein entschiedenes Einschreiten Roms gegen den Kaiser und dessen Schützling hervorzurufen.

Adalbert verlangte, wie er sich gegen den Papst aussprach, im Leben und Tode nichts anderes als Freiheit der Kirche unter päpstlicher Autorität; er besorgte, daß der Friede dem Kaiser eine Macht gebe, welche zu noch härterer Unterdrückung der Kirche führen werde, als man sie früher erlebt habe, wofern nicht Rom noch rechtzeitig mit aller Energie aufträte. Als einige Monate später der Bischof Kuno von Straßburg angeklagt wurde, an dem Tode des Herzogs Berthold von Zähringen[1] Anteil zu haben, eines dem Kaiser sehr vertrauten Fürsten, welcher einen Angriff auf Molsheim im Elsaß gemacht hatte, und als Kuno auf diese Anklage hin entsetzt und aus seinem Bistum verjagt, Bruno, der frühere Kanzler des Kaisers, aber zum Bischof von Straßburg erhoben wurde, da war es wieder Adalbert, der den Schutz des Papstes anrief. So wenig er Kunos Verschuldung leugnete, sah er dessen Entsetzung doch nur als eine Folge der durch den Wormser Frieden übermäßig gewachsenen Macht des Kaisers an und riet dem Papste, gegen Kuno nachsichtig zu sein, um jene Macht nicht noch zu verstärken.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Adalbert das Werk, an welches er unter dem Zwange der Verhältnisse Hand hatte legen müssen, am liebsten wieder selbst zerstört hätte. Und um so eher schien dies möglich, als in Worms nur die allgemeinen Streitpunkte entschieden waren, zahllose persönliche Differenzen aber ungeschlichtet blieben, über welche in jedem Moment der Streit von neuem entbrennen konnte. Nicht einmal jener Würzburger Handel, der noch vor kurzem ganz Deutschland in Spannung versetzt hatte, war zum Austrag gebracht. Glücklicherweise stand Adalbert in seiner Abneigung gegen den Vertrag fast vereinzelt. Als am 11. November 1122 der Kaiser einen Hoftag zu Bamberg hielt und sich

[1] Der Todestag Herzog Bertholds (III.) scheint der 8. Dezember 1122 gewesen zu sein. Bertholds Gemahlin Sophia, eine Tochter Herzog Heinrichs des Schwarzen, vermählte sich später abermals mit Markgraf Liutpold dem Tapfern von Steiermark. Das Herzogtum Bertholds ging auf seinen Bruder Konrad über.

mehrere Fürsten, die in Worms nicht zugegen gewesen waren, unter ihnen auch Erzbischof Rudger von Magdeburg und Reinhard von Halberstadt, bei Hofe einstellten, erkannten diese alle bereitwillig den Frieden an und boten dem Kaiser gern die Hand, um weitere Anordnungen zur Sicherung der Ruhe in Kirche und Staat zu treffen. Es war hier, wo die neue Art der Belehnung auch zum ersten Male in Anwendung kam. Abt Erlulf von Fulda war gestorben (11. Oktober 1122), und dem zu seinem Nachfolger nach den Bestimmungen des Vertrags erwählten Bruder Udalrich erteilte der Kaiser die Regalien mit dem Zepter.

Nichts aber nötigte Adalbert mehr zur Fügsamkeit, als daß der Papst selbst den geschlossenen Frieden vollständig und rückhaltslos anerkannte. Von Bamberg aus hatte der Kaiser eine feierliche Friedensgesandtschaft mit einem Schreiben und ausgewählten Geschenken für den Papst nach Rom abgeordnet; sie begleitete der heimkehrende Kardinal Gregor, während die beiden anderen Legaten noch bis zum Ende des Januars 1123 in Deutschland verweilten und meist dem Hofe des Kaisers folgten. Die deutschen Gesandten fanden im Lateran die beste Aufnahme und brachten ein Schreiben des Papstes vom 13. Dezember zurück, welches von dem versöhnten Gemüte desselben beredtes Zeugnis ablegte. In demselben bezeigt der Papst dem Kaiser die aufrichtigste Freude, daß er in den Schoß der Kirche zurückgekehrt sei, stellt ihm wegen seiner dadurch bewiesenen Demut besondere Ehren in Aussicht und bittet ihn zu erwägen, welchen Schaden der lange Zwiespalt zwischen Kirche und Reich den Getreuen in Europa — unter diesem Namen faßte der Papst die Länder der abendländischen Christenheit zusammen — bisher gebracht habe, und wie großen Gewinn dagegen der zwischen ihnen hergestellte Friede verheiße. Auf die mündlichen vertraulichen Anfragen der Gesandten antwortete der Papst in derselben Weise; in dem Schreiben bittet er nur, daß wegen des bevorstehenden Konzils die beiden noch in Deutschland zurückgehaltenen Legaten alsbald abgefertigt würden und der Kaiser zugleich Gesandte mit bestimmten Weisungen zur Zurückgabe der dem heil. Petrus zustehenden, aber ihm noch entfremdeten Regalien abgehen ließe.

Die höchsten Interessen der abendländischen Christenheit wie den besonderen Vorteil der Römischen Kirche faßt der Papst, wie man sieht, bei dem Frieden gleichmäßig in das Auge. Indem Calixt den lebhaftesten Wunsch seines Herzens, seitdem er die päpstliche Krone trug, durch den Vertrag endlich erfüllt sieht, tritt er nun auch sogleich zu dem Kaiser, den er so lange mit dem Banne verfolgt, in ein nahes, persönliches Verhältnis; erst jetzt scheint er zu fühlen, daß sie beide eng durch Gemeinschaft des Blutes verbunden seien. Im Namen des Metzer Bischofs und der Brüder desselben, seiner Neffen, dankte er Heinrich für erhaltene Gunstbeweise, in denen er tatsächlich Beweise einer gütigen Gesinnung sieht. Erfreut meldet er, wie er eine schwere Krankheit überstanden habe, und

wünscht dem Kaiser ebenfalls körperliches und geistiges Wohlbefinden. Mit dem gesamten römischen Klerus begrüßt er den Kaiser mit allen seinen Fürsten und Baronen und bittet Gott, daß er ihm ein langes Leben zum Heil der Kirche erhalten möge.

In dieser Gesinnung gegen den Kaiser verharrte Calixt, welche Beschwerden auch immer Adalbert erheben mochte, bis an das Ende. So gewann der Wormser Vertrag Bestand, und dem Investiturstreit war für immer ein Ziel gesetzt. Das Wormser Konkordat — wie man den Vertrag später genannt hat — war nicht das erste Abkommen zwischen Kaisertum und Papsttum, aber alle früheren bezogen sich entweder auf vorübergehende Interessen oder gewannen nicht eine eingreifende Wirkung, während der Vertrag von Worms durch Jahrhunderte seine Geltung behielt und die weitesten Folgerungen später aus ihm gezogen wurden. Nach den Prinzipien, welche in ihm niedergelegt sind, hat sich die deutsche Kirche weiter entwickelt, und es ist für ihre Zukunft von größter Bedeutung geworden, daß sie fortan auf einem rechtlichen Fundament beruhte, welches durch die Vereinbarung des Kaisertums und Papsttums als zweier völlig selbständiger Mächte gelegt war.

10. Der Triumph des Papsttums

Das allgemeine Konzil von 1123

Niemand erkannte besser als der Papst, wie im Wormser Vertrag ein Riesenschritt zur Emanzipation der abendländischen Kirche geschehen war, wie zugleich das römische Bistum durch den Frieden einen seiner größten Erfolge errungen hatte. Einen siegreichen Abschluß des langen und blutigen Streites für die kirchliche Freiheit meinte der greise Papst erreicht zu haben und wollte die Welt die ganze Bedeutung seines Sieges erkennen lassen.

Als ein großes Siegesfest der Kirche sah er das allgemeine Konzil an, welches er lange vorher berufen hatte und am 18. März 1123 im Lateran eröffnete. Eine so zahlreiche Versammlung kirchlicher Würdenträger hatte man noch niemals hier gesehen; ihre Zahl soll gegen tausend betragen haben, unter denen über dreihundert Bischöfe waren. Wir besitzen leider kein Verzeichnis der anwesenden Kirchenfürsten, aber wir haben allen Grund, anzunehmen, daß sämtliche Länder der abendländischen Christenheit reichlich in dem Konzil vertreten waren und dieses dadurch den Namen eines allgemeinen, den es sich beilegte, mit einem gewissen Rechte führte; man hat es später als das erste ökumenische Laterankonzil bezeichnet. Auffällig war, daß Erzbischof Adalbert diesmal nicht wie nach Reims der Einladung des Papstes gefolgt war; er hatte sich mit Krankheit entschuldigt.

Der zwischen Papst und Kaiser geschlossene Friede wurde den versammelten Vätern verkündet und durch das Ansehen des Konzils bestätigt. Nicht minder wichtig war, daß in einer Reihe von kanonischen Bestimmungen die großen Grundsätze der kirchlichen Reform von neuem proklamiert wurden und dadurch in der nun geeinten Kirche des Abendlandes unbestrittene Geltung bekamen. Das Verbot der Simonie und der Ehe für den Klerus bis zum Subdiakonat herab, das Gebot kanonischer Wahlen und ordnungsmäßiger Weihen, die Sicherung des Kircheneigentums gegen Eingriffe der Laien — das alles war auf zahllosen Synoden zwar bereits verkündet, doch nie zuvor von einem Oberhaupt der Kirche und von einer Kirchenversammlung, deren Ansehen man nirgends mehr

zu bestreiten wagte, ausgesprochen worden. Diese Kanones ließen sich als das schließliche Resultat des großen Kampfes betrachten, welches für das allgemeine Kirchenrecht des Abendlandes gesichert wurde. Es ist bezeichnend, daß das Investiturverbot selbst in diesen Kanones nicht mehr erscheint; die Investiturfrage hatte durch den Frieden ihre Bedeutung verloren.

Zur Erhebung der kirchlichen Partei hatten wesentlich ihre Bestrebungen beigetragen, mitten im Streit mit dem Kaisertum den Kampf gegen die Ungläubigen zu erneuern und den inneren Frieden der Christenheit durch die Treuga Dei zu fördern. Calixt zeigte auf dem Konzil, daß die Kirche auch im Siege in diesen Bestrebungen verharre. Die Treuga Dei und der Kreuzzug gegen den Islam wurden von ihm aufs neue verkündigt. Schon vorher hatte er den Krieg gegen die Ungläubigen in Spanien angeregt; er gebot jetzt allen, die das Kreuz genommen hatten, unverzüglich zum Kampf in den Orient oder gegen die spanischen Moslems zu ziehen, verhieß ihnen Sündenvergebung und nahm ihr Eigentum in seinen besonderen Schutz. Das Papsttum wollte die Waffen des Glaubens nicht niederlegen, sondern vielmehr nach Herstellung des inneren Friedens noch zahlreichere Streitkräfte der abendländischen Christenheit gegen die Ungläubigen werfen. Größeres, als das gespaltene Abendland zu Urbans Zeiten erreicht hatte, ließ sich jetzt von den vereinten Waffen Europas erwarten. Calixt hegte ein ganz persönliches Interesse für diese Glaubenskämpfe, von denen auch die Macht seines Neffen Alfons von Kastilien abhing. Unter Calixts Augen waren schon in Vienne zum großen Teil jene Märchen entstanden, welche den Namen des Turpin tragen, und welche Karl den Großen noch im Grabe zum Kreuzfahrer stempeln. Die päpstliche Autorität Calixts hat dann gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß diese Erzählungen bald so weite Verbreitung und so allgemeinen Glauben fanden. In der Tat haben sie wesentlich mitgewirkt, dem Kampf gegen die Ungläubigen neue Nahrung zu geben und das Interesse für die Eroberungen im Osten unter dem abendländischen Adel rege zu erhalten. Konnte es für denselben einen kräftigeren Sporn zum Zuge nach dem gelobten Lande geben, als wenn man ihm das Beispiel des großen Kaisers vorhielt?

Wir wissen, wie neben dem Streit zwischen Kirche und Reich ein anderer zwischen den Bischöfen und Klöstern sich hinzog, dessen Anfänge sich in frühe Zeiten verlieren, und der niemals dauernd zum Austrag gebracht war. Wie einst in Reims sich ein Sturm des Episkopats gegen Cluny erhoben hatte, so brach auf dem Laterankonzil ein neues Unwetter gegen Monte Cassino los. Die bittersten Klagen verlauteten über die Mönche, welche die Rechte der Bischöfe und Pfarrer an sich rissen; dringend verlangt man, daß die übermütigen Klosterbrüder der bischöflichen Gewalt wieder völlig unterworfen würden. Da erhob sich einer der

Cassinesen und rief: „Versammelt haben sich unsere Feinde gegen uns und frohlocken in ihrer Macht. Du aber, unser Gott, zermalme ihre Kraft, daß man erkenne, daß kein anderer als du für uns kämpfest. Denn was sollen wir Cassinesen tun, wenn unsere Privilegien von den römischen Päpsten nicht mehr geachtet werden? Wahrlich, wir haben es nicht um den apostolischen Stuhl verdient, daß wir unter Eurem Pontifikat" — damit wandte sich der Mönch an den Papst — „unsere alten Rechte verlieren." Calixt schützte, eingedenk der Dienste, welche das Kloster des heiligen Benedikt dem Stuhle Petri geleistet hatte, damals M. Cassino, wie er früher Cluny geschützt; zugleich aber wurden auf dem Konzil mehrere Kanones festgestellt, welche das gelockerte Verhältnis der Klöster zu den Bischöfen befestigten und die Mönche, wo sie in das Pfarramt eingriffen, der episkopalen Jurisdiktion unterstellten. Calixt suchte auch hier Gegensätze, welche sich einmal nicht völlig aufheben ließen, wenigstens vermittelnd auszugleichen.

Zu noch heftigeren Szenen im Konzil führte der Streit über die Metropolitanbefugnisse, welche Urban II. einst der Kirche von Pisa über Korsika verliehen hatte. Schon gegen diesen Papst selbst hatten die Genuesen so erbitterte Beschwerden über Pisas Bevorzugung erhoben, daß er sich endlich die Bischöfe Korsikas wieder selbst zu weihen entschloß. Trotzdem hatten Gelasius und Calixt den Pisanern auf ihre Bitten Urbans Privilegium erneuert, Calixt aber selbst diese Bestätigung nach kurzer Zeit zurückgenommen, als er die Erbitterung, welche sie nicht nur in Genua, sondern auch in Rom erregte, wahrnehmen mußte. Diese alte Streitsache wurde nun von neuem auf dem Konzil zur Verhandlung gebracht, und es schien unmöglich, die hadernden Städte und ihre Bischöfe zu versöhnen. Der Papst ernannte endlich ein Gericht von 12 Erzbischöfen und 12 Bischöfen, um einen endgültigen Spruch zu fällen. Die bestellten Richter erklärten jedoch einstimmig, daß sie ein Urteil in dieser Sache nicht auszusprechen wagten, sondern nur zu einem Gutachten sich ermächtigt hielten; das Gutachten ging aber dahin, daß die Ansprüche des Erzbischofs von Pisa auf die Weihe der korsikanischen Bischöfe unberechtigt seien. Als der Papst und das Konzil sich hiermit einverstanden erklärten, warf der Erzbischof von Pisa dem Statthalter Petri Mitra und Ring vor die Füße und rief wütend: „Weder dein Erzbischof noch dein Bischof will ich ferner sein!" Der Papst stieß Mitra und Ring mit dem Fuße zurück und sagte zu dem Erzbischof: „Du hast übel getan und wirst es bald bereuen." Man sieht, wie es noch auf diesem Friedenskonzil kaum minder stürmisch herging als einst auf der Reimser Synode.

Gegen die deutsche Kirche bewies sich der Papst auffällig gnädig. Es war nicht ohne Bedeutung, daß er dem Abt von Fulda, der zuerst vom Kaiser das Zepter erhalten hatte, selbst die Weihe erteilte, daß er dem Bischof Hermann von Augsburg, dem hart heimgesuchten, treuen An-

hänger des Kaisers, endlich Ruhe in seiner Stadt und seinem Bistum gegen die Mönche verschaffte, daß er auf die Bitten der Konstanzer einen ihrer früheren Bischöfe, den Welfen Konrad[1], unter die Zahl der Heiligen versetzte, daß er die von Otto von Bamberg gestifteten Klöster unter seinen besonderen Schutz nahm. Aber bezeichnender als dies alles waren für die Stellung, welche Calixt jetzt zur deutschen Kirche nahm, seine eifrigen Bemühungen, um Bremen-Hamburg die Mission im skandinavischen Norden zurückzugeben, welche ihm Paschalis genommen hatte. Der neugewählte Erzbischof Adalbero von Bremen war zum Konzil nach Rom gekommen: er wurde hier nicht nur vom Papste selbst geweiht und mit dem Pallium beehrt, sondern ihm auch die alten Privilegien seines Erzbistums als Metropole des skandinavischen Nordens erneuert; überdies erteilte der Papst damals einem Bremer Kleriker, der mit Adalbero nach Rom gekommen war, die Weihe zum Bischof für Schweden und gab dem Erzbischof einen Kardinal mit, um die früheren Verhältnisse Bremens im Norden herzustellen. Nichts anderes war beabsichtigt, als das Erzbistum Lund aufzuheben, aber es zeigte sich bald, daß die Kirchen Skandinaviens nicht in die alte Abhängigkeit von dem deutschen Erzstift zurückzubringen waren.

Calixt benutzte das Ansehen des Konzils, um auch die Verhältnisse seines eigenen Bistums und Roms, wo er dem Papsttum wieder die Stätte bereitet hatte, gründlich zu bessern. Alle von Burdinus in Rom erteilten Weihen wurden für ungültig erklärt, die Pilger gegen Gewalttaten und Erpressungen geschützt, dem Adel seine Burgen an und um die Kirchen zu bauen verboten, die Opfergaben auf den Altären und Kreuzen gegen das diebische Volk gesichert. Durch einen Kanon des Konzils suchte der Papst zugleich Benevent gegen neue Angriffe der Normannen zu wahren.

Am 27. März 1123 wurde das allgemeine Konzil geschlossen, das immer eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Kirchenversammlungen einnehmen wird. Etwas über zehn Jahre waren seit der vielberufenen Synode von Vienne vergangen, welche derselbe Kirchenfürst berufen und geleitet hatte. Nicht er allein war seitdem ein anderer geworden, auch alle Verhältnisse der Kirche und des Papsttums hatten sich umgestaltet und zwar in solcher Weise, daß die Kirche sich eines Triumphes nicht mit Unrecht rühmen konnte.

Das Ende Calixts II.

Nur eine kurze Friedenszeit war dem Papste noch zu durchleben vergönnt, aber es war eine Zeit des Glücks für ihn, für Rom und die Kirche.

Auch die deutsche Kirche hatte diese Friedenszeit zu preisen. Im Jahre

[1] Konrads bischöfliches Regiment fiel in die Zeit Kaiser Ottos I.

1124 schickte der Papst den Bischof Wilhelm von Palestrina als seinen Legaten nach Deutschland und gab ihm den Bischof Azzo von Acqui, den Mann des kaiserlichen Vertrauens, zum Begleiter. Ganz anders als sein Vorgänger Kuno[1] trat dieser Bischof von Palestrina in den deutschen Ländern auf; hatte jener allerorten Zwietracht und Aufruhr gestiftet, so suchte Wilhelm überall auszugleichen und zu vermitteln. In dem Augsburger Sprengel bemühte er sich, die Ordnung herzustellen und dem angefeindeten Bischof Achtung zu verschaffen. In Würzburg war er bestrebt, dem noch immer schwebenden Streit Gebhards und Rudgers eine für den ersten günstige Wendung zu geben. In ähnlicher Weise wirkte er in Trier, wo am 25. April 1124 Bruno gestorben war und gegen seinen Nachfolger Gottfried von manchen Seiten der Vorwurf der Simonie erhoben wurde. Auch in der Lütticher Kirche wurde endlich der Streit beigelegt, als Alexander abermals zurücktrat, um die Wahl des Albero, eines Bruders des Herzogs Gottfried, zu ermöglichen; selbst Friedrich von Köln erhob gegen diese Wahl keine Einsprache weiter, und die Parteien der Alexandriner und Friderizianer verloren ihre Bedeutung. So stellten sich unter Mitwirkung der päpstlichen Legaten fast überall in den deutschen Bistümern wieder gesicherte Verhältnisse her, in welche der Kaiser selbst wenig oder gar nicht eingriff; niemals ist es zwischen ihm und Rom zu neuen Reibungen gekommen.

Welchen persönlichen Anteil auch Calixt an der Herstellung der Ordnung in der deutschen Kirche nehmen mochte, seine wesentlichste Tätigkeit war doch auf die Befestigung der päpstlichen Macht in Italien gerichtet. Williger als je zuvor dienten jetzt die Bischöfe der Lombardei und der Romagna dem Nachfolger Petri. Die Händel der Patarener und Wibertisten waren ausgekämpft; die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna mit ihren Suffraganen vereinten sich in Unterwürfigkeit gegen Rom und stritten nur noch darüber, wem der Sitz zur Rechten des heiligen Vaters gebühre. Es war nicht wider den Willen des Papstes, wenn die Mailänder Kirche jetzt neue Verbindungen mit dem Kaiser anknüpfte, wenn Erzbischof Udalrich, der Nachfolger Jordans, die am Palmsonntag geweihten Zweige an den deutschen Kaiser sandte. Und noch beflissener in der Devotion waren die Bischöfe Unteritaliens; unausgesetzt verkehrten sie im Lateran, um dort Schutz gegen die Gewalttaten der normannischen Barone zu suchen. Apulien war unter dem schwächlichen Regiment Herzog Wilhelms im Zustand fast völliger Auflösung, und es bedurfte aller Energie des Papstes, um das Herzogtum vor dem Ehrgeize des jungen Roger von Sizilien zu sichern. Roger trachtete nach Höherem, als sein Vater, der große Graf, erreicht hatte; die Vereinigung aller Normannenländer diesseits und jenseits des Pharus hatte er bereits in das Auge gefaßt und

[1] Kuno war am 9. August 1122 gestorben. Der streitlustige Mann hat die Tage des Friedens nicht erlebt.

ging rücksichtslos auf sein Ziel los. Der Widerstand des Papstes allein war es, welchen der kühne Neffe Robert Guiscards nicht zu bewältigen vermochte.

Zugleich unterließ Calixt nichts, um das zerstreute Patrimonium Petri wieder zusammenzubringen und geordnete Zustände in Rom selbst zu begründen. Obwohl Gebrechen des Alters und häufigen Krankheiten unterworfen, wurde er die widerstrebenden Grafen der Campagna zu bekriegen nicht müde; namentlich lag er mit den rebellischen Herren im Volskergebirge in unausgesetztem Streit. Noch im Jahre 1123 zog er gegen sie aus und eroberte Maenza und Torre Acquapuzza. Nicht minder entschlossen trat er den Faktionen in Rom entgegen, wo er die Schreckenstürme des Cencio Frangipani dem Erdboden gleichmachen ließ. Man erfreute sich in der Stadt eines ganz ungewohnten Friedens und gedachte der Zeiten des Augustus, welcher dem Bürgerkriege ein Ziel gesetzt hatte. „Christus schien in den Herzen der Gläubigen von neuem geboren zu werden“, sagt ein römischer Kleriker, welcher zu jenen Zeiten lebte, und preist Calixt bald als den Vater, bald als das Kind des Friedens.

Nur wenige Jahre lebte Calixt in Rom, aber sie reichten hin, um die Spuren der normannischen Zerstörung, welche schon Paschalis zu beseitigen versucht hatte, mehr und mehr zu verwischen. Die Peterskirche, welche so oft mit Kriegsgreueln erfüllt war und die Spuren derselben zeigte, wurde gereinigt und in angemessenen Stand gesetzt. Mehr noch tat Calixt für den Lateran, welchen er wieder zur ständigen Residenz des Nachfolgers Petri machte und als solche mit einem damals seltenen Luxus ausstattete. Den von ihm erbauten Audienzsaal ließ er mit Wandgemälden schmücken, auf welchen die rechtgläubigen Päpste seit Alexander II. und unter ihnen die überwundenen Gegenpäpste, die jenen als Fußschemel dienten, dargestellt waren. Mochte die Malerei einer späteren Zeit kläglich erscheinen, der Sieg des reformierten Papsttums konnte kaum drastischer dargestellt werden, und was die Figuren nicht sagten, sprachen die unbeholfenen, doch wenig mißverständlichen Verse aus, welche die Bilder erläuterten. Ein anderes ähnliches Denkmal für jene Päpste, welche mutig im Kampfe gegen das Kaisertum gestanden hatten, errichtete Calixt in einer dem h. Nicolaus von Bari geweihten Kapelle, welche er neu im Lateran gebaut hatte; aus der Rotunde derselben blickten jene Päpste, welche die Freiheit der Römischen Kirche erstritten hatten, als eine Versammlung der Heiligen auf die gläubige Gemeinde herab.

War auch ein geistliches Kaisertum, wie es Gregor VII. vorgeschwebt hatte, nicht hergestellt worden, die Person des Papstes und seine Umgebung vergegenwärtigten doch eine Verbindung von höchster fürstlicher und geistlicher Gewalt, wie man sie kaum noch gesehen hatte. Die Erscheinung des Papstes entsprach durchaus der Vorstellung, welche man von dem großen Friedensstifter hatte. In Haltung und Rede paarten sich

Heiterkeit und Milde mit würdigem Ernst. Nicht leicht mochte sich jemand ihm nahen, ohne zu bewundernder Verehrung hingerissen zu werden; das Volk hielt ihn für einen Wundertäter, der namentlich die Gabe habe, durch seine Berührung das Fieber zu heilen.

Calixt selbst fiel als das Opfer des Fiebers. Nach kurzer Krankheit endete er, viel betrauert von den Seinen, am 13. Dezember 1124 im Lateran, wo er neben Paschalis II. beerdigt wurde. Er war kein Mann gewesen, der neue Ideen erweckte; vielmehr stand er ganz unter dem Einfluß der geistigen Bewegung, welche seine Zeit erfüllte. Aber er begriff die Aufgabe des Moments und wußte sie glücklich zu lösen; er verstand, das Erreichbare zu erreichen, und auch das wird nur bevorzugten Naturen gelingen, denen das Glück zur Einsicht die Macht gibt.

Wieviel Calixt auch geglückt war, so zeigten doch schon die nächsten Tage, daß er in wenigen Jahren die Verhältnisse Roms nicht von Grund aus zu ändern vermocht hatte; zugleich wurde klar, wie mancher Gewinn, der dauernd schien, nur seiner Persönlichkeit verdankt wurde. Gleich die Wahl seines Nachfolgers führte zu den ärgerlichsten Auftritten. Man hatte drei Tage mit derselben zu warten beschlossen, hauptsächlich auf den Betrieb des Leo Frangipane, welcher Lambert von Ostia erhoben wünschte. Lambert, ein Mann von niederer Herkunft, aus dem kleinen Ort Fagnano bei Imola gebürtig, ohne Familienverbindungen in der Weltstadt, der nur durch seine Gelehrsamkeit und seinen Eifer zu hohen kirchlichen Ehren gelangt war, ein friedlicher Charakter und deshalb gern von Calixt zu Friedensgeschäften gebraucht, mochte den Frangipani als die geeignetste Persönlichkeit erscheinen, um ihren unter dem letzten fürstlichen Papst verlorenen Einfluß wiederzugewinnen. Das römische Volk hatte dagegen auf eine andere Persönlichkeit seine Absichten gerichtet. Es war der Kardinal Saxo vom Titel des heiligen Stephan, aus Anagni gebürtig und mit allen Verhältnissen der Stadt vertraut; auch er hatte unter Calixt eine hervorragende Rolle im Kollegium der Kardinäle gespielt und Lambert von Ostia auf dem Wormser Tage zur Seite gestanden. Als aber die Kardinäle an dem bestimmten Tage im Lateran zur Wahl zusammentraten, zeigte sich, daß ihre Absichten weder mit denen der Frangipani noch mit der Neigung des römischen Volkes übereinstimmten. Sie wählten keinen der Männer von Worms, sondern mit großer Einmütigkeit gaben sie dem Kardinal Theobald vom Titel der heiligen Anastasia, einem bisher wenig genannten Manne, ihre Stimmen. Schon wurde das Tedeum angestimmt, als plötzlich der kecke Robert Frangipane Schweigen gebot und Lambert von Ostia als Papst ausrief. In der Verwirrung und dem Schrecken, den sein verwegenes Unterfangen hervorrief, gelang es ihm, die Erhebung seines Kandidaten in der gewaltsamsten Weise durchzusetzen.

Lambert selbst sträubte sich, eine Würde anzunehmen, die ihm in so unregelmäßiger Weise erteilt war. Gerade durch dieses Sträuben ent-

waffnete er seine Gegner; Theobald trat selbst bald zurück, und die Kardinäle, welche ihn gewählt hatten, wandten sich auf Lamberts Seite. So wurde Lambert am 21. Dezember 1124 unter allgemeiner Zustimmung geweiht und übernahm als Honorius II. die Leitung der Römischen Kirche; seit langer Zeit der erste Papst, der sogleich beim Antritt seines Pontifikats allgemeine Anerkennung in der abendländischen Welt fand. Er blieb in den Wegen seines Vorgängers, und die ersten Jahre seines Regiments verliefen friedlich. Aber bald sah man doch, daß der Mann von Fagnano weder das Ansehen noch die Umsicht seines hochgeborenen Vorgängers besaß; er geriet in Verwicklungen mit den Normannen und Römern, die ihm zur Quelle schwerer Leiden wurden. An dem Wormser Vertrag, welchen er selbst verhandelt, hielt Honorius fest; mit dem deutschen Hofe ist er stets in gutem Vernehmen geblieben. Weder hat er bedenkliche Forderungen an Heinrich und dessen Nachfolger, noch haben diese solche an ihn gestellt.

Ergebnis des Investiturstreits

So groß die Erfolge waren, deren Calixt sich oft und gern gerühmt hat, der Sieg der Kirche war dennoch kein vollständiger gewesen. Die großen Ziele, welche Hildebrand bezeichnet: volle Freiheit der Kirche vom Staate und Herrschaft über denselben, waren nicht von fern erreicht; überall im Abendlande blieben vielmehr die Vorsteher der Kirchen in einem Abhängigkeitsverhältnis von den staatlichen Gewalten, dessen Maß und Umfang sich durch Gesetz und Herkommen in jedem Reiche besonders feststellte.

Nicht einmal in der Investiturfrage, welche zuletzt noch allein den ermattenden Kampf zwischen Kirche und Reich im Gange erhielt, waren die Prinzipien der Gregorianer rein durchgeführt worden. Denn wahrlich nicht deshalb hatte man durch Jahrzehnte Opfer zu Opfer gebracht, Gefahren auf Gefahren bestanden, Blut in Strömen vergossen, daß die Regalien fortan statt mit dem Krummstabe mit dem Zepter erteilt würden. Auch entsprachen die Bischofswahlen, wie sie nun in Deutschland in Gegenwart und unter dem Einfluß des Kaisers nach den Bestimmungen des Wormser Vertrags abgehalten wurden, wenig dem Begriff, den man sich von kanonischen Wahlen gebildet und während des langen Streits festgehalten hatte.

Und doch war von einem großen Siege der Kirche zu reden, doch hatte sie unberechenbare Vorteile im Kampfe gewonnen. Mit allen Mitteln der Gewalt und einer einst allerorten gefürchteten Autorität hatten die Kaiser die Ideen der kirchlichen Reform nicht nur nicht zu unterdrücken vermocht, sondern waren schließlich genötigt worden, sie anzuerkennen, — schon das

mußte in der Kirche vom Haupte bis zu den untersten Gliedern das Bewußtsein eigener Kraft aufs neue erwecken und heben. Und dann war es für sie ein außerordentlicher Gewinn, daß mindestens der Kampf gegen Simonie und Priesterehe, in welchem sich die Reformpartei gebildet hatte, als durchgekämpft anzusehen war. Jene Prinzipien der reinen und keuschen Kirche, von denen die Reform ausging, hatten allgemeine Anerkennung erlangt; nicht eine Reformpartei gab es jetzt mehr, sondern die Kirche selbst war eine reformierte geworden, in welcher die Simonisten, Nicolaiten und Wibertisten keine rechtliche Stellung mehr hatten.

Dieser siegreiche Fortschritt der reformatorischen Ideen in der Kirche schloß aber zugleich eine, obschon nicht vollständige, doch sehr umfassende Emanzipation von der kaiserlichen Gewalt in sich. Karl der Große und Otto der Große hatten die kirchlichen Reformen, welche ihre Zeit erheischte, selbst in das Leben gerufen und durchgeführt: deshalb unterwarf sich ihnen die Kirche des Abendlandes und verehrte sie als ihre Regenten. Wie hätten aber ihre Nachfolger in der Kirche, nachdem sich diese nicht durch das Kaisertum, sondern im Kampfe mit demselben reformiert, eine gleiche Stellung behaupten können? Mochten die Kirchen Deutschlands, Italiens und Burgunds noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem Kaiser verbleiben: die abendländische Kirche in ihrer Gesamtheit erkannte eine solche nicht mehr an. Dem Nachfolger Petri allein ordneten sich fortan alle christlichen Gemeinden des Okzidents unter; der apostolische Stuhl von Rom, der Ausgangspunkt des Reformkampfes, der Mittelpunkt desselben durch ein halbes Jahrhundert, war mehr als je zugleich zum Zentrum aller kirchlichen Gewalt in Europa geworden.

So war der Sieg der Kirche denn vor allem ein Sieg des Papsttums und der wesentlichste Erfolg des Kampfes die Befreiung des apostolischen Stuhls von der Kaiserherrschaft. Der erste und wichtigste Schritt zur Emanzipation war die freie Erhebung der Päpste durch die Kardinäle gewesen, welche sich weniger durch Gesetze als durch die Macht der Verhältnisse durchgesetzt hatte. Schon scheiterten alle Versuche, den von den Kaisern gesetzten Päpsten Anerkennung zu gewinnen; nur die von den Kardinälen gewählten Bischöfe Roms beherrschten noch die Gemüter. Diese allein waren es, die nachhaltige Erfolge erreichten; nur einer von ihnen hatte endlich den Frieden herbeiführen können. Daß Calixt dann als gleichberechtigte Macht den Friedensvertrag mit Heinrich V. abschloß und ihm Bedingungen auferlegte, bewies deutlich, daß die Herrschaft der Kaiser über den apostolischen Stuhl tatsächlich ihr Ende erreicht hatte; fast nur historische Reminiszenzen waren es, wenn sie in der Stadt Rom und dem Patrimonium Petri noch unbestimmte oberherrliche Rechte behielten. Obgleich die deutschen Fürsten die Ehre des Reichs gewahrt wissen wollten, hatten sie zu Würzburg verlangt, daß der Kaiser dem Papste gehorsamen solle, und Heinrich hatte sich ihrer Forderung gefügt; jene Zeiten waren

also vorüber, wo die Kaiser von den Päpsten Gehorsam verlangten und ihn erzwingen konnten.

Die Geschichte lehrt, daß die unter Roms Einfluß eingesetzten Gegenkönige in Deutschland und Italien sich nicht behaupten konnten, daß alle Versuche der Päpste, eine unmittelbare politische Macht zu begründen, diesseits und jenseits der Alpen auf hartnäckigen Widerstand stießen. Nur dadurch war der Wormser Vertrag ermöglicht worden, daß der Papst dem Kaiser verbürgt hatte, er solle in seinen kaiserlichen und königlichen Rechten nicht beeinträchtigt werden. In der Tat sind diese selbst Heinrich in den deutschen Ländern durch die Kirche kaum geschmälert worden, mindestens ist dem Papsttum durch den Vertrag kein Recht des Reichs unmittelbar zugestanden. Und doch müßte man sich absichtlich verblenden, wenn man nicht den außerordentlichen Zuwachs, welchen der päpstliche Einfluß während des Investiturstreits in Deutschland gewonnen hatte, wahrnehmen sollte. Wie oft hatten nicht die Päpste oder ihre Legaten während dieses Streits nicht allein in die kirchlichen, sondern auch in die politischen Angelegenheiten tief, ja entscheidend eingegriffen! Und wer hätte nicht begreifen sollen, was mit dem über die Kaiser verhängten Banne Roms bezweckt und erreicht war! Kaum wagte man noch dem Papste das Recht solcher Bannung zu bestreiten, und schon war der Grundsatz aufgestellt, daß ein Kaiser im Bann nicht das Reich regieren könne. Die deutschen Fürsten hatten gelernt, daß gegen kaiserliche Übermacht nirgends ein wirksamerer Schutz als in Rom zu finden sei, und die Söhne gewöhnten sich, dieselben Wege zu wandeln, welche ihre Väter zum Ziele geführt. Die Politik Roms und der deutschen Fürsten war auf Jahrhunderte hin in Zusammenhang gebracht; das Band mochte sich zeitweise lockern, wurde aber nie völlig zerrissen. Auf jedem Schritt haben Heinrichs Nachfolger verspürt, daß das Papsttum eine politische Macht in Deutschland geworden war, mit welcher sie sich abzufinden oder die sie zu bekämpfen hatten.

Noch entschiedener zeigte sich in Italien, wie viel Rom durch den Kampf gewonnen hatte. Man weiß, wie die Ottonen besonders durch die Besetzung der Bistümer jenseits der Alpen ihre Macht begründet und erhalten hatten. Länger als ein Jahrhundert war der Episkopat Norditaliens durchaus kaiserlich gewesen, und noch Heinrich IV. hatte in ihm die treuesten Anhänger, die kühnsten Vorkämpfer des Kaisertums gefunden. Es ist für die Zukunft Italiens und des Kaisertums entscheidend geworden, daß er diese getreuen Bischöfe nicht gegen die Patarener zu schützen vermochte. Den Bischöfen der Lombardei, der Romagna und Tusciens blieb zuletzt kein anderer Ausweg, als sich Rom zu unterwerfen. Schon hatten sie ihre meisten Hoheitsrechte an die Kommunen verloren, aber auch daraus zog Rom schließlich seinen Vorteil; denn die Kommunen vergaßen nicht, daß sie zum großen Teil Rom und der Pataria ihre Begründung verdankten. Das gesamte Leben des Landes neigte sich fortan

mehr zu Rom als zu dem deutschen Hofe jenseits der Berge. Schon Urban II. war es leichter geworden als Gregor VII., die Kräfte Italiens gegen das Kaisertum zu sammeln und mit Erfolg zu wenden; mehr als Urban ist dies dann Alexander III. und Innocenz III. gelungen.

Mochte Heinrich als Erbe Mathildens jetzt der mächtigste Fürst Lombardiens und Tusciens sein, mochte er die Bischöfe Italiens noch mit dem Zepter belehnen und seine alten königlichen und kaiserlichen Rechte äußerlich festhalten: dennoch besaß er nicht mehr von fern eine ähnliche Autorität, wie sie die Kaiser dort bis auf seinen Großvater geübt hatten. Es ist die Formel des Eides erhalten, welcher ihm nach dem Wormser Vertrage von den Italienern geschworen werden mußte; der wesentliche Inhalt ist, daß der Schwörende zur Erhaltung der königlichen Gewalt im Lande seinen Beistand zusagt. Wir erfahren aber zugleich, daß die Leistung dieses Schwures alle, welche nicht unmittelbar vom Kaiser oder von der Kirche Lehen trugen, von jeder Verpflichtung, persönlich an dem Hofe des Kaisers zu erscheinen, entband; nur seinem Missus in Italien hatten sie sich zu stellen. So lockerten sich die unmittelbaren Beziehungen zwischen dem deutschen Herrn und seinen Untertanen in Italien mehr und mehr, während die Verbindungen der Italiener mit Rom sich mit jedem Tage fester zogen. Was an allgemeiner Autorität die Kaiserkrone im Süden verlor, wurde in gewissem Sinne zuletzt alles Gewinn für das Papsttum.

Der Investiturstreit und der Wormser Vertrag haben den Konflikt zwischen Kaisertum und Papsttum nicht beseitigt, sondern vielmehr erst geschaffen. Denn erst in diesem Streit hat sich das Papsttum zu einer ebenbürtigen Weltmacht neben dem Kaisertum erhoben; erst in dem Wormser Vertrage haben sich Papst und Kaiser gleichsam als gleichberechtigte Gewalten nebeneinander anerkannt und als solche gegenseitig Beistand gelobt. Aber der Vertrag hatte zugleich nur über e i n e n Punkt — die Besetzung der Bistümer — Bestimmung getroffen; sonst hatte das Kaisertum stillschweigend alle seine alten Ansprüche festgehalten, das Papsttum nichts von seinen neuen Forderungen aufgegeben. Beide Mächte hatten fortan eine vielfach verwandte universelle Stellung in der Christenheit, ihre Aufgaben berührten sich allenthalben, ihre Grenzgebiete waren kaum zu scheiden. Denn dadurch war tatsächlich wenig bestimmt, daß der Papst als Regent der Kirche, der Kaiser als höchster weltlicher Herrscher betrachtet wurde, da eben die Grenzen zwischen kirchlicher und weltlicher Gewalt überall schwankend waren und blieben. Neue Streitigkeiten und Kämpfe konnten so nicht fehlen; Schritt für Schritt mußten die Rechte der rivalisierenden Mächte durch besondere Verträge festgestellt werden, nachdem sie Schritt für Schritt bestritten und erstritten waren. Erst die Jahrhunderte haben wieder festere Rechtsverhältnisse gebildet, in denen Kaisertum und Papsttum friedlich wenigstens zeitweise miteinander bestehen konnten.

Man hat wohl gefragt, ob der Wormser Vertrag dem Papsttum oder dem Kaisertum größere Vorteile geboten habe. Richtig ist, daß derselbe Heinrich günstigere Bedingungen gewährte, als er zuvor hatte hoffen können. Aber weniger kommt es bei dem Abschluß eines so langen Kampfes auf die Entscheidung einzelner Rechtsfragen an als auf die Autoritäten, die während desselben erwachsen oder geschwunden, und auf die Machtverhältnisse, welche der Friede befestigt. So betrachtet, liegt in dem Wormser Vertrage einer der glänzendsten Siege Roms, eine der empfindlichsten Niederlagen der deutschen Herrschaft. Die Signatur der Zeit war durch ihn eine andere geworden, und die Befestigung des Papsttums als einer Weltmacht neben dem Kaisertum war die Summe der Änderung. Deutlich zeigt die Geschichte der nächsten Jahrzehnte, wie sogleich die neue Macht die alte in den Schatten stellte, wie die universelle Stellung des Papsttums überall anerkannt, die des Kaisertums überall bestritten wurde, wie Rom in den Mittelpunkt auch der abendländischen Politik trat.

Durch die Reform der Kirche hatte das Papsttum die Kräfte gewonnen, um sich mit gleicher oder vielmehr überlegener Macht dem Kaisertum an die Seite zu stellen. Mochten Cluny und die Kaiser selbst diese Reform angeregt haben, vor allem war sie doch das Werk der Päpste, welche mit bewunderungswürdiger Ausdauer unter tausend Gefahren sie aufrecht erhielten und durchführten. Bemerkenswert ist jedoch, daß ein Verwandter des Kaiserhauses (Leo IX.) die Reform begonnen und ein anderer (Calixt II.) sie zum Abschluß gebracht hat, daß hier und dort die Verwandtschaft nicht ohne Einfluß blieb. Es war auch jetzt noch, als ob alles Große die letzte Kraft aus dem Kaisertum saugen müsse.

11. Die letzten Zeiten Heinrichs V.

Heinrich V. und Lothar von Sachsen

Wenn dem Papste nach Abschluß des Friedens mit dem Reiche die Aufgabe zufiel, in der Kirche die innere Ordnung herzustellen, so sah sich der Kaiser eine ähnliche in bezug auf die weltlichen Verhältnisse gestellt, doch kann man nicht sagen, daß er sie mit gleichem Erfolge gelöst hätte. Die letzten Jahre Heinrichs V. waren weniger glücklich als die Calixts II.

Der auf dem Würzburger Tage aufgerichtete Reichsfriede ließ sich nur mühsam in Kraft erhalten; auch die Zurückgabe des den Kirchen und weltlichen Personen während des Streits entzogenen Eigentums, wie sie damals festgestellt und im Wormser Vertrag dann von neuem bestimmt war, machte die größten Schwierigkeiten und wurde deshalb verzögert. Die Begründung eines festen und gesicherten Zustandes im Deutschen Reiche schien eine fast unlösbare Aufgabe.

Nur aus den ungeordneten Verhältnissen des Reichs, namentlich in Sachsen, Franken und Lothringen, ist zu erklären, daß hier die sogenannten „Reiter" längere Zeit ungestraft ihr wüstes Treiben fortsetzen konnten. Es war zusammengelaufenes Volk, welches während des inneren Krieges in den Sold der Fürsten genommen und beritten gemacht war. Im Fürstensold hatten sie sich an Ritterart und Ritterleben gewöhnt und wollten nun, als sie im Frieden des Dienstes entlassen wurden, ihr arbeitsloses, üppiges und übermütiges Leben fortführen. Nur als Räuber und Wegelagerer konnten sie dazu die Mittel gewinnen und wurden so die Plage der Landstraßen, der Schrecken der Kirchen und Klöster; denn auf die unbeschützten Kirchengüter und Kirchenleute warfen sie sich am liebsten.

Leicht hätte man sich ohne Zweifel solcher Banden entledigen können, wenn sich die Fürsten untereinander verständigt und zusammen mit dem Kaiser eine gemeinsame Politik verfolgt hätten, wenn mit dem Frieden die Eintracht im Reiche hergestellt wäre. Die deutschen Herren konnten aber niemals zu diesem Kaiser, der ihnen so Schweres auferlegt, wahres

Vertrauen fassen, und sie selbst hatten zu lange in feindlichen Lagern gegeneinander gestanden, um sich redlich zu vereintem Handeln die Hand zu reichen. Selbst Männer, welche bisher zu derselben Fahne gehalten, zerfielen alsbald, als alle die besonderen Interessen, welche in dem großen Kampf mehr zurückgedrängt waren, wieder in den Vordergrund traten. So blieb die Zwietracht und mit ihr der innere Krieg auch nach dem zwischen Kirche und Reich geschlossenen Frieden.

Diese traurigen Zustände der Zeit hingen mit großen Veränderungen zusammen, welche sich während des Investiturstreits im Reiche vollzogen hatten und die Krone und das weltliche Fürstentum in ein anderes Verhältnis zueinander setzten, als vordem bestanden hatte.

Bei der Gründung des Reichs hatten bekanntlich die Grafschaften und Herzogtümer die Grundlage der gesamten Reichsverwaltung gebildet; die Grafen und Herzöge, durch den Lehnseid dem König besonders verpflichtet, waren in erster Stelle Beamte des Reichs, welche von dem König nach seinen besonderen Absichten eingesetzt und bei erwiesener Untreue oder Unfähigkeit auch abgesetzt werden konnten; die Vererblichung der Grafschaft oder des Herzogtums war nicht Regel, obwohl sie von früh an von den fürstlichen Geschlechtern erstrebt wurde.

Inzwischen hatte sich aber allmählich die Bedeutung der Grafschaften völlig verändert, teils weil sie seit der Zeit Konrads II. mit den amtlichen Befugnissen, welche sich an ihren Besitz knüpften, faktisch Erblehen wurden, teils weil sie von dieser Zeit an und namentlich während der Jugend Heinrichs IV. in großer Zahl an die Bistümer und Reichsabteien geschenkt wurden, so daß viele Inhaber derselben nicht mehr unmittelbar bei dem Kaiser, sondern bei den geistlichen Fürsten zu Lehen gingen. Das unmittelbare Verhältnis der Grafen zu der Reichsgewalt lockerte sich seitdem, das Bewußtsein des Reichsamts schwand, und die Kaiser hatten wenig Interesse mehr, den räumlichen Zusammenhang der Grafschaften innerhalb ihrer alten Grenzen zu erhalten. Innerhalb derselben bildeten sich durch kaiserliche Schenkungen zahlreiche Immunitäten geistlicher und weltlicher Herren, während andererseits die Reste der Grafschaften mit den anderweitigen Besitzungen ihrer Inhaber, seien es Allodien oder Lehnsgüter, in eine enge Verbindung gerieten. Bald war in dem Hausgut der gräflichen Geschlechter fast unmöglich das aus der alten Grafschaft Erwachsene von den anderen Lehen und den Allodien auszuscheiden; man gewöhnte sich allmählich, den Namen der Grafschaft auf den gesamten Besitz des Hauses zu übertragen, der dann durch Teilungen, Verpfändungen und Tausch den mannigfachsten Veränderungen unterworfen wurde. Mit der Grafschaft waren nun Rechte und Pflichten sehr verschiedener Art verbunden, die sich teils aus dem Reichsrecht, teils aus dem Lehnsrecht, teils aus dem Hofrecht herleiteten, und bei denen die amtliche Abhängigkeit von der königlichen Gewalt immer mehr über dem Lehnsver-

hältnis vergessen wurde. Es hing mit diesen tiefgreifenden Veränderungen in der Stellung der Grafen zusammen, daß sie sich nicht mehr nach den Gauen, in welchen ihre Grafschaften lagen, sondern nach ihren Stammburgen zu nennen pflegten; schon begann man auch, Glieder der gräflichen Geschlechter, welche noch nicht in den Besitz der Grafschaften getreten waren, aus Höflichkeit als Grafen zu bezeichnen, und machte so, was ehedem Amtsbezeichnung gewesen war, zu einem erblichen Standestitel.

Diese Entwickelung, längst angebahnt, vollzog sich ungehemmt während des Investiturstreites. Durch das Königtum ist dieselbe weder ausdrücklich gehindert noch befördert worden, dagegen wurde sie wesentlich durch eine neue Erhebung des Herzogtums beeinflußt, welche auch für den Gang der allgemeinen Reichsangelegenheiten von großer Bedeutung war. Wenn unter Konrad II. die völlige Beseitigung des Herzogtums beabsichtigt schien, so blieb dasselbe unter Heinrich III. unangetastet bestehen, obwohl in herabgedrückter Stellung. Erst zu der Zeit der Kaiserin Agnes gewann das Herzogtum wieder eine selbständigere Macht, welche der junge Heinrich IV. ihm dann vergebens wieder zu entreißen suchte. Die Regierung dieses Kaisers war fast ein ununterbrochener Kampf mit den Herzögen; zeitweise gelang es ihm, ihre Gewalt zu brechen, aber nicht auf die Dauer und am wenigsten in Bayern und Schwaben.

Entscheidend für die Herstellung kräftiger Herzogtümer im oberen Deutschland war die Zeit, wo Heinrich IV. in Italien unglücklich gegen die große Gräfin und Papst Urban II. stritt. Damals glückte es Welf, sich nach langen Kämpfen gegen den Kaiser im Herzogtum Bayern festzusetzen; mit selbstgewonnener Gewalt beherrschte er fortan das Land und beschützte den Frieden desselben. Um nur die Rückkehr nach Deutschland gewinnen zu können, mußte der Kaiser dem Welf die erstrittene Macht bestätigen, bald darauf auch seinen Söhnen die Nachfolge im Herzogtum zusichern. Anders erging es in Schwaben. Friedrich von Staufen, welchem der Kaiser die herzogliche Fahne verliehen hatte, fehlte lange fast alle Autorität im Lande; die mächtigsten Herren waren der päpstliche Legat Bischof Gebhard von Konstanz und sein Bruder Berthold von Zähringen, welchen die schwäbischen Großen als ihren Herzog anerkannt und dem sie sich eidlich verpflichtet hatten. Erst die Versöhnung der Welfen mit dem Kaiser und Friedrich von Staufen erschütterte die selbständige Macht der Zähringer in Schwaben und gab Friedrich eine wirklich herzogliche Gewalt im Lande; die Zähringer behielten nur den herzoglichen Namen, ein reichsunmittelbares Gebiet in Burgund, wo sie überdies aus der Rheinfelder Erbschaft ausgedehnte Besitzungen hatten, und reiche Güter mit einer zahlreichen Vasallenschaft im südwestlichen Teile Schwabens. Friedrich von Staufen vererbte dann das Herzogtum auf seinen Sohn; das Einverständnis mit den Welfen erhielt sich, und der zweite staufensche

Herzog in Schwaben vermählte sich mit einer Tochter des dritten Welfenherzogs in Bayern. Miteinander haben sich dann die Staufer und Welfen in ihren Herzogtümern befestigt, ohne daß sie dabei durch die kaiserliche Gewalt gehemmt worden wären.

Es ist klar, daß das Herzogtum in den beiden Ländern des oberen Deutschlands, wo es von jeher am tiefsten gewurzelt war, einen neuen Aufschwung genommen hatte. Um sich zu behaupten, mußte es unter neuen Verhältnissen auch zu neuen Mitteln greifen. Die Erblichkeit haben die Welfen und Staufer da von Anfang an in Anspruch genommen, aber sie genügte kaum, wenn sie nicht zugleich die gräflichen Geschlechter in ihren Herzogtümern in eine besondere Abhängigkeit von sich brachten, welche sich nach den Vorstellungen der Zeit nur als ein Lehnsverhältnis denken ließ. In der Tat ist nachzuweisen, daß fast alle weltlichen Großen Bayerns — selbst die Mark- und Pfalzgrafen nicht ausgenommen — zu Vasallen ihres Herzogs geworden sind. Das bayerische Herzogtum gewann hierdurch gleichsam die Natur eines geschlossenen Reichs im Reiche; es wird sogar abermals wie in den Tagen Herzog Arnulfs von einem bayrischen Reiche und dessen Fürsten gesprochen. Aus dieser Sonderstellung des bayerischen Herzogtums erklärt sich auch die sonst so befremdliche Erscheinung, daß die Großen desselben zur Zeit Heinrichs V. öfters vereint auf den Reichstagen zu erscheinen unterlassen, daß der Kaiser zu den in ihrer Abwesenheit gefaßten Beschlüssen wohl noch besonders ihre Einwilligung nachträglich einholt. Wenn die Staufer in ihrem Herzogtume nicht ebenso weit gelangten, so lag der Grund gewiß hauptsächlich in dem Dualismus, welcher durch die eigentümliche Stellung der Zähringer in Schwaben geschaffen war; doch haben auch sie nach demselben Ziele gestrebt, und mindestens ein Teil der schwäbischen Grafen hat sie als Lehnsherren anerkannt.

Wir bezweifeln nicht, daß auch die Grafen von Verdun, nachdem sie die herzogliche Fahne Lothringens gewonnen, nach einer Macht getrachtet haben, stark genug, um ihre Mitfürsten im Lande von sich abhängig zu machen. Aber die Kaiser, denen die besondere Gefahr eines starken Fürstentums gerade in diesen Grenzgegenden nicht entging, haben mit großer Festigkeit die Spaltung des lothringischen Herzogtums aufrechterhalten, und die lothringischen Herren schienen überdies wenig geneigt, sich einem Manne aus ihrer Mitte zu fügen. Auch waren die Nachfolger der Gottfriede nicht die Männer, ein Werk durchzuführen, welches die Kraft ihrer mächtigeren Vorgänger überstiegen hatte. So verloren die beiden lothringischen Herzogtümer zu derselben Zeit, wo das bayerische und schwäbische Herzogtum emporkam, sogar mehr und mehr an Bedeutung und Zusammenhalt; sie waren bereits zu nur mit gewissen Ehrenrechten bekleideten Territorialherrschaften neben den Grafschaften herabgesunken. Die amtlichen Befugnisse, welche die Herzöge einst über die

Grafen und Herren Lothringens geübt hatten, mochten kaum noch im Gedächtnis fortleben.

Dagegen trat in Sachsen zu Heinrichs V. Zeiten eine Entwickelung ein, welche zur Herstellung eines Stammesherzogtums führen konnte, wie man es seit Heinrich I. hier nicht gekannt hatte. Denn das Herzogtum der Billinger hatte niemals eine allgemeine Bedeutung für das ganze Sachsenland gewonnen; seine Machtsphäre hatte sich dauernd nur auf die Gegenden der unteren Elbe und die benachbarten wendischen Küstenlande erstreckt. Als die Sachsen gegen Heinrich IV. aufstanden, haben nicht die Billinger die Führerschaft des sächsischen Stammes übernommen, sondern nur eine untergeordnete und schwankende Rolle im Lande gespielt; eher konnten zeitweise Otto von Nordheim und Ekbert als Leiter der Bewegung, als die Vorfechter der sächsischen Freiheit gelten. Erst als Lothar von Supplinburg das Herzogtum erhielt, gewann dieses eine leitende Macht über den ganzen sächsischen Stamm. Lothar trat nicht nur in die alten herzoglichen Rechte der Billinger ein, sondern übernahm in gewissem Sinne mit der Hinterlassenschaft des Nordheimers und Ekberts auch ihre geistige Erbschaft. Als sich die Sachsen gegen Heinrich V. erhoben, trat Herzog Lothar mit dem Steigen der populären Bewegung immer mehr in deren Vordergrund; unfraglich war er es vor allen, der in der letzten Zeit den Aufstand im Gange erhielt und leitete, und sein Endziel bei demselben wird schwerlich ein anderes gewesen sein, als sich eine ähnliche Stellung im Sachsenlande und den angrenzenden Marken, wohl auch in dem engverbundenen Thüringen zu gewinnen, wie sie die Welfen in Bayern besaßen.

Eine außerordentliche Rührigkeit hat Lothar als Herzog entfaltet, bald in den wendischen Ländern[1], bald in den östlichen Teilen Sachsens, bald in Westfalen; er trug seine Waffen in Gegenden, wo die Billinger niemals eine Autorität gewonnen hatten. Der innere Streit, in welchem die sächsischen Fürsten keinen geeigneteren Führer finden konnten und sich ihm willig unterordneten,. begünstigte seine Bestrebungen; die Erfolge des Schwerts steigerten sein Ansehen. Der Sieg am Welfesholze wurde ihm besonders beigemessen; mehrere rasche und glückliche Unternehmungen machten ihm einen solchen Namen, daß man ihn Julius Cäsar verglich und der Überzeugung lebte, der Sieg sei für immer an seine Fahnen gebannt. In Wahrheit hatte das Sachsenvolk seit Heinrich I. und Otto dem Großen nie einen glücklicheren Führer gehabt. Schon mehrmals hatte sich in Sachsen der Gedanke einer selbständigeren Stellung zum Kaiserreiche

[1] Im Jahre 1121 hatte Lothar nach der Eroberung Münsters ein starkes Heer über die Elbe geführt und das Land eines gewissen Zwentibold plündernd bis zum Meer durchzogen, sich mehrere Ortschaften daselbst, namentlich das reiche Kizun, die Hauptstadt der Kizzinen, unterworfen und war dann mit Geiseln und großen Geldsummen zurückgekehrt. Jener Zwentibold scheint der gleichnamige Sohn des mächtigen Wendenfürsten Heinrich gewesen zu sein.

geregt, und Lothar schien ebenso bestrebt wie befähigt, um diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Als im Jahre 1120 die Sachsen einen Landfrieden zur Sicherung gegen jeden inneren Feind schlossen und auf Grund desselben die Anhänger des Kaisers aus dem Lande jagten, als Lothar dann siegreich in Westfalen vordrang, Münster und Dülmen gewann, da mochte er sich seinem Ziele nahe fühlen, und die Wünsche vieler im Lande werden mit ihm gewesen sein. Aber die weitere Entwickelung der Dinge stellte unerwartet schnell, wenigstens dem Namen nach, das Ansehen des Kaisers in Sachsen her, und selbst erbitterte Gegner der kaiserlichen Herrschaft unterwarfen sich wieder dem Reiche.

Unseres Wissens hat Lothar weder bei dem Würzburger Abkommen noch bei dem Wormser Vertrage mitgewirkt; fast scheint es, daß ihm der große Friedensschluß, da er seine bei dem kirchlichen Streite verfolgten besonderen Absichten noch nicht vollständig erreicht sah, zu früh gekommen sei. Auch nach dem Frieden ist er in einem feindseligen Verhältnis zum Kaiser verblieben; er vor allem ist wohl die Veranlassung gewesen, daß die kaiserliche Autorität in den deutschen Ländern so schwer wieder herzustellen war. Lothars Bestrebungen für Erweiterung seiner Macht, für Befestigung seines Einflusses im ganzen Sachsenlande und den angrenzenden Gegenden blieben dieselben wie vorher; nur daß er damit alsbald nicht allein bei dem Kaiser, sondern noch mehr bei den sächsischen Fürsten selbst auf Widerstand stieß. Denn wenn diese auch in den Zeiten der Gefahr seine Führerschaft anerkannt hatten, die meisten waren deshalb doch nicht gewillt, sich ihm als Vasallen zu ergeben und Rechte über sich einzuräumen, welche die Billinger niemals beansprucht hatten.

Früher hatte Lothar mit den Grafen von Stade Gemeinschaft gegen den Kaiser gemacht; jetzt, als jener Friedrich, der damals die Ursache der Händel gewesen war (S. 58), in die Grafschaft zurückgekehrt war und sich mit dem Markgrafen Heinrich aufs neue verfeindete, nahm sich Lothar des unruhigen und ehrgeizigen Ministerialen gegen seinen Herrn an. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Streitkräften brach er im Jahre 1122 zur Unterstützung Friedrichs auf, fand aber bei dem Markgrafen und dessen Oheim Rudolf entschiedenen Widerstand. Dennoch wußte er Friedrich in der Grafschaft eine sichere Stätte durch die Anlage der Burg Bremervörde zu bereiten, und nach Rudolfs Tode (7. Dezember 1124) setzte sich Friedrich wieder in den vollen Besitz der Grafschaft, so daß er sogar vom Bremer Erzbischof die Belehnung gewann. Als ferner nach Weihnachten des Jahres 1122 Vasallen Reinhards von Halberstadt die zerstörte Haimburg herstellten, empfand dies der Herzog als eine Beeinträchtigung. Sogleich brach er aus der benachbarten Blankenburg, welche ihm aus Ekberts Erbschaft zugefallen war, und wo er sich häufig aufhielt, mit seinen Reisigen auf und umschloß die Haimburg. Da aber erhoben sich unverzüglich Markgraf Heinrich von der Nordmark und Graf Rudolf

von Stade, Graf Ludwig von Thüringen und selbst Lothars eigener Schwager, der Markgraf Heinrich von Meißen, und kamen Reinhard zur Hilfe. Er waren Lothars alte Bundesgenossen, die sich jetzt gegen ihn wandten, und zu dem traurigsten Bürgerkriege wäre es in Sachsen gekommen, wenn nicht Adalbert von Mainz eine Vermittelung zwischen den Fürsten noch rechtzeitig geglückt wäre. Und doch setzte auch diesmal Lothar seinen Willen durch; denn die Haimburg mußte ihm übergeben werden und wurde durch Feuer zerstört.

Bald nach diesen Vorgängen starb plötzlich Bischof Reinhard von Halberstadt (27. Februar 1123). Erzbischof Adalbert betrauerte tief den Tod eines ihm so vertrauten Mannes, um so mehr, als unter dem Einflusse Lothars, Wiprechts von Groitzsch und des Erzbischofs Rudger von Magdeburg das Halberstädter Kapitel sofort den Magdeburger Domherrn Otto gewählt und dem Erwählten unmittelbar Ring und Stab übergeben hatte. Adalbert, der hierin einen bedenklichen Eingriff in seine Rechte[1] sah, tat Einsprache, und diese schien dem Erzbischof von Magdeburg ernst genug, um durch Otto von Bamberg die Verwendung des Kaisers für den neuen Bischof von Halberstadt in Anspruch zu nehmen. Auch Adalbert war, wie man sieht, mit Lothar nicht mehr immer gleichen Sinnes.

Unter Lothars Widersachern in Sachsen und Thüringen räumte der Tod schnell auf. Bald nach Bischof Reinhard starben der alte Graf Ludwig von Thüringen und der junge Markgraf Heinrich von Meißen. Der erstere war kurze Zeit, nachdem er die Waffen gegen Lothar ergriffen hatte, in das von ihm gestiftete Kloster Reinhardsbrunn gegangen, um im Mönchsgewand sein nahes Ende abzuwarten. Dieser Ludwig, dem man aus einem uns unbekannten Grunde den Beinamen des Springers[2] gegeben hat, wird in der Geschichte Thüringens stets einen bedeutenden Namen behalten; denn erst durch den reichen Besitz, welchen er zusammenbrachte, gewann das seit Jahrhunderten zersplitterte Land abermals einigen Zusammenhalt und bekam wieder eine eigene Geschichte. Die ausgedehnten Besitzungen des Grafen gingen auf seine Söhne Ludwig und Heinrich Raspe über, welche mit Eifer und Geschick das Werk des Vaters fortsetzten. Weder Herzog Lothar noch Erzbischof Adalbert räumten sie einen Einfluß in Thüringen ein, welcher den ihrigen schwächen konnte. Adalbert hielt den Augenblick für günstig, um die alten Ansprüche seines Erzstifts auf die Thüringer Zehnten geltend zu machen. Als er sie aber in der Mark Duderstadt einzutreiben versuchte, widersetzten sich die Landleute

[1] Seit der König nicht mehr Ring und Stab übergab, geschah dies durch den Konsekrator.

[2] Den Beinamen kennt schon das zwölfte Jahrhundert, nicht aber die Sage von dem Sprunge aus Giebichenstein in die Saale, welche vielleicht erst aus dem Beinamen entstanden ist. Außer Ludwig und Heinrich hinterließ Ludwig der Springer noch einen dritten Sohn, Udo mit Namen, der im geistlichen Stande lebte und 1125 Bischof in Naumburg wurde.

mit Gewalt, und es kam zu blutigen Händeln mit den Mannen des Erzbischofs; einige Thüringer wurden dabei erschlagen, andere verwundet, andere in Adalberts Kerker geschleppt. Da erhob sich gegen den Bedrücker sogleich das ganze Land. Auf der alten Dingstätte von Triteburg bei Gebesee traten die Thüringer zusammen und beschlossen gemeinsamen Widerstand. Ein Heer von 20 000 Mann rückte gegen Erfurt, wo sich Adalbert aufhielt, und ein übles Spiel würde ihm bereitet sein, wenn er nicht unverzüglich nachgegeben hätte. Es war Heinrich Raspe, welcher dieses Heer führte; er war es auch, welcher das Kloster St. Peter zu Erfurt gegen die Habgier des Erzbischofs[1] schützte.

Der Tod des Thüringers hatte Lothar wenig Gewinn gebracht, um so reicherer ließ sich für ihn vom Abscheiden seines Schwagers erwarten. Markgraf Heinrich, dessen schleuniges Ende man einer Vergiftung beimaß, hinterließ keine Erben, und die Allodien des Meißners vermehrten Lothars schon hinlänglich großen Besitz. Zugleich aber wurden zwei bedeutende Reichslehen durch seinen Tod erledigt: die Mark Meißen und die Ostmark mit der Lausitz. Es war für Lothar sehr wichtig, in diesen Marken, die in den Händen seiner Familie gewesen waren, sein Ansehen zu befestigen. Um so mehr aber stand zu erwarten, daß der Kaiser ihm hier mit Ernst entgegentreten werde, zumal dieser ohnehin selbst mit dem mächtigen Herzog in neue Händel geraten war.

Der Kaiser hatte an den letzten Wirren Sachsens keinen unmittelbaren Anteil genommen; ihn beschäftigten die Angelegenheiten des Friesenlandes, welches seit dem verunglückten Unternehmen des Jahres 1114 im Widerstande verharrte. Der Widerstand der Friesen mußte wachsen, als sich auch Gertrud, die Witwe des Grafen Florentius von Holland, eine Halbschwester Herzog Lothars, vom Kaiser offen lossagte. Ob Gertrud auf Antrieb Lothars zur Empörung schritt, wissen wir nicht; wir hören nur, daß sie auf seine Unterstützung rechnete. Der Kaiser schickte gegen sie ein Heer, welches Holland verwüstete, aber die Gräfin nicht zu unterwerfen vermochte. Drauf brach er selbst, nachdem er im Anfange des Jahres 1123 in den mittelrheinischen Gegenden verweilt hatte, im Sommer nach dem östlichen Friesland auf, zunächst um die Schulenburg (im Bentheimschen), welche im Besitz des Bischofs von Utrecht war, zu belagern; denn dieser Bischof hatte, nachdem er aus der Haft des Kaisers entflohen, mit der Gräfin gemeinschaftliche Sache gemacht.

Gertrud hatte sich in dem Vertrauen auf ihren Bruder nicht getäuscht. Plötzlich erschien Lothar, unterstützt von dem Bischof von Münster und dessen Vasallen, in der Nähe der Schulenburg und bezog ein Lager, welches nur ein Sumpf von dem Heere des Kaisers trennte. Man erwartete einen Kampf, doch brach Lothar plötzlich auf und eilte mit den Münsteranern weiter nach

[1] Adalbert hatte sich tiefe Eingriffe in das Klostervermögen erlaubt und als Grund angegeben: ein Abt dürfe nicht reicher sein als ein Erzbischof.

Westen gegen Deventer, eine kaiserliche Stadt. Ein schlecht vorbereiteter Sturm der Münsteraner auf Deventer mißlang; nicht ohne Verlust wurden sie von den Einwohnern zurückgetrieben. War es aber Lothars Absicht gewesen, den Kaiser durch sein weiteres Vorgehen zum Abzug von der Schulenburg zu nötigen, so erreichte er seinen Zweck; wirklich zog Heinrich, um Deventer zu schützen, von der Schulenburg ab. Eiligst warf Lothar nun neue Streitkräfte und Lebensmittel in diese Burg und kehrte darauf nach Sachsen zurück. Aufs neue wurde er wegen dieser Vorgänge als Sieger über den Kaiser verherrlicht; nicht ganz mit Recht, denn der Bischof von Utrecht hielt es doch für geratener, möglichst bald eine Aussöhnung mit dem Kaiser zu suchen, welche auch unter Vermittlung der Königin und der Fürsten erfolgte, und die Schulenburg wurde darauf zerstört. Am 2. August 1123 war der Kaiser in Utrecht und erteilte den Einwohnern von Deventer unter Zustimmung des Bischofs wertvolle Privilegien.

Der Kaiser kehrte nach Franken zurück, wo er zu Worms alsbald einen Hoftag hielt. Hier entschied er über die durch den Tod des Markgrafen Heinrich erledigten Marken. Die Ostmark mit der Lausitz erhielt der alte Wiprecht von Groitzsch, der, mit dem Kaiser ausgesöhnt, wieder in den Besitz aller seiner Güter gelangt war und jetzt 2000 Pfund Silber für die Mark bot. Meißen kam an den Sohn Hermanns von Winzenburg, der im Jahre zuvor, wahrscheinlich nach erfolgter Versöhnung mit dem Kaiser, gestorben war. Der Sohn, welcher den gleichen Namen mit dem Vater führte, erlangte damit wohl nur die Markgrafschaft wieder, welche einst bereits sein Vater besessen, aber wieder hatte aufgeben müssen; er hatte noch kaum die Jünglingsjahre erreicht, und nach der Natur der Verhältnisse wurde er unter Wiprechts Obhut gestellt, der allein in Sachsen noch Lothar das Gegengewicht zu halten vermochte. Es war um dieselbe Zeit, daß auch Adalbert wieder dem Kaiser nahetrat. Von seinen alten Freunden getrennt, bedurfte der Erzbischof unter den Gefahren, die er durch sein dreistes Auftreten beschworen, eines Rückhalts am Kaiser.

Die Bestimmungen des Kaisers verletzten Lothar, verletzten nicht minder auch andere Herren des Landes. Konrad von Wettin hatte schon früher Ansprüche auf Meißen erhoben und sich den Namen eines Markgrafen beigelegt. Wie nicht anders zu erwarten war, trat er, nachdem er endlich aus seiner langen Haft in Kirchberg befreit war, alsbald aufs neue als Prätendent gegen Hermann von Winzenburg auf und suchte sich den Beistand Lothars zu gewinnen. Der Herzog eilte herbei und führte Konrad nach Meißen. Zu ihm hielt der junge Albrecht von Ballenstedt, der kurz zuvor durch den Tod seines Vaters Otto der einzige Erbe der großen Besitzungen seines Geschlechts an der Saale und Elbe geworden war. Albrecht, den man später den Bären genannt hat, stammte von einer Tochter jenes Hodo ob, der in den Zeiten der Ottonen die Ostmark und Lausitz mit unvergessener Tüchtigkeit verwaltet hatte; ihm übergab der

Herzog jetzt unter Zustimmung der Großen des Landes auf einem Tage zu Eilenburg die Verwaltung der Ostmark. Lothar erkannte also nicht nur die Verleihungen der Marken durch den Kaiser nicht an, sondern verfügte über dieselben nach eigenem Ermessen; es ließ sich fragen, ob er oder der Kaiser in Sachsen regierte. Wir wissen nicht, ob Konrad und Albrecht irgendwelche besondere Verpflichtungen gegen Lothar eingingen, doch war klar, daß ihre Zukunft mit dem Schicksal des Herzogs auf das engste verbunden war, daß sich abermals in Sachsen eine Partei an ihn anschloß, welche seine Sache auch gegen das Kaisertum zu vertreten bereit war.

Der alte Wiprecht geriet in nicht geringe Bedrängnis und suchte Hilfe beim Kaiser. Aber Heinrich scheute sich, in die sächsischen Händel aufs neue einzugreifen, und forderte Adalbert von Mainz und den Böhmenherzog Wladislaw auf, dem Groitzscher Unterstützung zu leihen. Wladislaw konnte sich der Sache um so weniger entziehen, als er Wiprechts Schwager war und überdies gerade damals gegen ihn und den Kaiser besondere Verpflichtungen hatte. Denn im März dieses Jahres hatte er seinen Bruder Sobeslaw abermals aus dem Reiche vertrieben; der Flüchtling hatte dann bei Wiprecht und dem Kaiser Hilfe gesucht, aber beide hatten sie ihm versagt, so daß er notgedrungen seine Schritte nach Polen wandte. Unverweilt zog also Herzog Wladislaw, von Otto von Mähren begleitet, mit einem Heere über das Erzgebirge bis nach Meißen; unweit davon, bei der Burg Wozdek, stießen die Böhmen auf Lothar und seine Verbündeten, welche sich zugleich von einem Heere des Erzbischofs und Wiprechts, das bereits an der Mulde lag, bedroht sahen. Lothar stand in nicht geringer Gefahr und rettete sich nur, indem er Wladislaws Argwohn gegen Wiprecht und den Erzbischof erregte, welche sich über kurz oder lang — dies suchte er dem besorgten Böhmen glaublich zu machen — doch des verbannten Sobeslaw gegen ihn annehmen würden.

Wladislaw, dessen Mißtrauen erregt war, beschloß, sich sofort von dem Kampf zurückzuziehen. Am 24. November 1123 traten die Böhmen unter großen Verwüstungen ihren Rückzug an, und Lothar konnte sich nun gegen den anderen Feind an der Mulde wenden. Aber auch Wiprecht und Adalbert hielten ihm nicht mehr stand; sie dachten nur auf ihre Rettung, und ihre Heere lösten sich auf. Lothar belagerte noch die alte Feste Lebusa zwischen Dahme und Schlieffen, in welcher Heinrich Haupt lag, und nötigte diesen, ihm seinen Sohn als Geisel zu geben. Als Sieger zog er darauf aus den Marken ab und überließ seinen Schützlingen, sich selbst in denselben zu behaupten. Der alte Wiprecht überlebte dieses letzte Mißgeschick nicht lange. Bei einem Aufenthalt in Halle an der Saale, wo er das Kloster Neu-Werk gestiftet hatte, zog er sich eine schwere Brandwunde am Fuße zu. Seine Kräfte schwanden seitdem mit reißender Schnelligkeit, und er sah sein nahes Ende voraus. Auf den Rat seines

Neffen des Erzbischofs Rudger und anderer geistlicher Herren begab er sich im Anfange des Jahres 1124 in das Kloster Pegau, wo er am 22. Mai starb. Sein älterer Sohn Wiprecht war bereits vor ihm aus der Welt abgerufen; die große Erbschaft fiel an seinen jüngeren Sohn Heinrich, der ihm auch in der Burggrafschaft Magdeburg folgte. Um die Lausitz hatte fortan Heinrich von Groitzsch mit Albrecht von Ballenstedt, um die Mark Meißen Hermann von Winzenburg mit Konrad von Wettin zu kämpfen; beide waren ihren Gegnern wenig gewachsen, und der Kaiser tat nichts, um sie zu schützen und damit sein Ansehen in Sachsen zu wahren.

Zum Winter war der Kaiser nach dem unteren Lothringen gegangen, wo er in Aachen das Weihnachtsfest feierte. Noch immer beschäftigte ihn vorzugsweise die Empörung in Holland und Friesland; im Februar 1124 zog er selbst gegen die Gräfin Gertrud zu Felde, welche sich nun endlich ihm unterwerfen mußte. Lothar hatte der Schwester diesmal keine Hilfe gewährt, wahrscheinlich weil er die östlichen Gegenden Sachsens für bedroht hielt: dennoch besorgte der Kaiser, daß der Herzog das Mißgeschick Gertruds, welches er nicht habe verhindern können, demnächst rächen werde. Es schien dem Kaiser deshalb notwendig, mit allem Ernst sofort gegen Lothar einzuschreiten. Seine Gemahlin ließ er an den Grenzen Lothringens zurück und eilte im März nach Worms, wohin er die Fürsten auf Mitfasten beschieden hatte, um ein Unternehmen gegen Lothar in das Leben zu rufen. Da aber die Bayern, Böhmen und der Teil der Sachsen, auf welchen gegen Lothar besonders zu rechnen war, sich nicht einstellten, berief er einen neuen Reichstag zum 4. Mai nach Bamberg, zu dem Lothar selbst vorgeladen wurde.

Die meisten Herzöge fanden sich in Bamberg ein und mit ihnen viele andere Herren aus verschiedenen Teilen des Reichs. Auch der flüchtige Sobeslaw trat abermals vor den kaiserlichen Thron, um Klagen gegen seinen Bruder zu erheben und die Hilfe des Reichs zu beanspruchen. Ihn begleitete ein Gesandter Lothars, welcher die Sache des unglücklichen Böhmenfürsten dem Reichstage empfehlen sollte; der Sachsenherzog scheute sich nicht, jetzt selbst eine Unterstützung für Sobeslaw zu beanspruchen, obgleich er früher andere fälschlich verdächtigt hatte, für die Herstellung desselben zu arbeiten. Der Vorladung des Kaisers waren weder er selbst noch die Fürsten Sachsens, welche es mit ihm hielten, gefolgt.

Der Ungehorsam Lothars und das befremdliche Auftreten seines Gesandten erregten den höchsten Zorn des Kaisers. „Herrisch genug", rief er aus, „spricht dieser Herzog. Er selbst erlaubt sich, uns zu beleidigen, und verlangt, daß wir anderer Beleidigungen strafen sollen. Soll ich ein Unrecht rächen, warum nicht das, welches mir selbst angetan wird? Kann es aber ein größeres Unrecht gegen mich geben, als daß Lothar, wiewohl zum Reichstage geladen, nicht vor mir erscheint? Wer das Recht liebt und diese Kränkung empfindet, schwöre mir auf diese heiligen Reliquien, die

Waffen zu ergreifen und mir nach Sachsen zu folgen.“ Die Fürsten leisteten den Schwur, und es wurde bestimmt, daß der Reichskrieg gegen Lothar am 25. Juli eröffnet werden sollte.

Aber der nicht geringen Gefahr, die ihm drohte, entging der Sachsenherzog auch diesmal mit seinem gewohnten Glücke. Als die Zeit kam, wo das Heer gegen ihn ausziehen sollte, war der Kaiser bereits mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Niemals hat das aufgebotene Heer die sächsischen Grenzen überschritten; niemals ist der Kaiser dem Herzog wieder entgegengetreten, welcher in Sachsen schaltete, als ob es keinen anderen Herrn dort gebe. Als der wilde, streitlustige Friedrich von Arnsberg, einst Lothars, dann des Kaisers Genosse, der lange ganz Westfalen mit Schrecken erfüllt hatte, in diesem Jahre starb, befahl der Herzog, dessen gefürchtete Burg Rietberg (bei Wiedenbrück) niederzureißen; auch die Wefelsburg, welche Friedrich erst in der letzten Zeit hatte herstellen lassen, wurde von den westfälischen Bauern, welche beim Bau Frohndienste hatten leisten müssen, jubelnd dem Erdboden gleichgemacht. So sicher fühlte sich Lothar, daß er im Anfange des folgenden Jahres über die Elbe zu gehen und die Wenden anzugreifen wagte. Ohne sonderliche Erfolge kehrte er von dort zurück, doch bedurfte er kaum neuen Ruhms, um seine Stellung in Sachsen zu befestigen.

Heinrich V. im Bunde mit England

Obwohl Heinrichs Heirat mit dem englischen Königskinde eine politische gewesen war, lassen sich bis in die letzten Regierungsjahre des Kaisers keine unmittelbaren Beziehungen zwischen dem deutschen und englischen Reiche nachweisen. Möglich ist allerdings, daß schon dem Unternehmen des Kaisers gegen die Friesen im Jahre 1114 die Absicht zugrunde lag, leichtere Verbindungen mit England zu ermöglichen, aber Beweise dafür liegen nicht vor. Des Kaisers Verhältnis zu England scheint erst ein engeres geworden zu sein, seit sich seiner Gemahlin unerwartet Aussichten auf den englischen Thron eröffneten.

Bei einem Schiffbruch hatte der einzige eheliche Sohn König Heinrichs von England im Jahre 1120 das Leben verloren; des Königs erste Gemahlin war bereits früher gestorben, eine zweite Ehe, welche er mit der schönen Adelheid, der Tochter Herzog Gottfrieds von Niederlothringen, schloß, blieb kinderlos und wurde dadurch so unglücklich, daß sie endlich getrennt werden mußte. Als dem Könige alle Hoffnung schwand, sein Reich einem Sohne zu hinterlassen, hegte er keinen anderen Gedanken, als gegen das bestehende Recht die Krone Englands auf seine einzige Tochter, die Gemahlin des Kaisers, zu vererben. Der Einfluß Englands auf die deutschen Angelegenheiten wurde nun merkbarer, und es ist nicht

unwahrscheinlich, daß auch die eifrigen Bestrebungen des Kaisers in den Jahren 1123 und 1124, seine Autorität in Holland und Friesland herzustellen, mit seinen fortan näheren Beziehungen zu England im Zusammenhang standen.

Die englische Politik richtete sich damals noch immer besonders gegen Frankreich. Der Friede, welcher unter Vermittlung Calixts II. im Anfange des Jahres 1120 geschlossen war, und in welchem König Ludwig von Frankreich den König Heinrich von England als Herzog der Normandie anerkannt hatte, begründete keine dauernde Eintracht zwischen den beiden sich innerlich widerstrebenden Herrschern. Ludwig wartete vielmehr nur auf den günstigen Augenblick, für erlittene Niederlagen eine Genugtuung zu nehmen, und ein solcher schien ihm gekommen, als im Jahre 1123 ein neuer Aufstand in der Normandie ausbrach. König Heinrich war nach längerer Abwesenheit wieder in sein Stammland zurückgekehrt, hatte jedoch fast überall dort eine feindliche Gesinnung gefunden; bald trat eine Verschwörung zutage, welche nichts anderes bezweckte, als ihm das Land zu entreißen und seinem jungen Neffen Wilhelm Clito zu überliefern. Durch einen glücklichen Zufall gelang es indessen Heinrich, im März 1124 die Führer der Verschwörung in seine Gewalt zu bekommen, und nichts lag ihm nun mehr am Herzen, als Ludwig, der erst im geheimen, dann offen die Empörung unterstützt, empfindlich zu züchtigen. Mit Sicherheit hoffte er seine Absicht zu erreichen, wenn Ludwig von Osten her durch den Kaiser und ein deutsches Heer angegriffen würde, während er selbst aus der Normandie in das Gebiet des Feindes einbräche, und um so bereitwilliger bot der Kaiser seinem Schwiegervater zu diesem Unternehmen die Hand, als er niemals vergessen, wie Ludwig einst alle gegen ihn gerichteten Bestrebungen der kirchlichen Partei geflissentlich unterstützt hatte. Es schien ihm eine persönliche Genugtuung, Reims in seine Gewalt zu bringen, wo einst in Ludwigs Gegenwart der Bann gegen ihn geschleudert war.

So beschloß der Kaiser den Krieg gegen Frankreich, und statt gegen Herzog Lothar nach Sachsen zu ziehen, führte er die Streitkräfte, welche sich gegen Ende des Juli um ihn sammelten, plötzlich gegen die französische Grenze. Es war kein sehr starkes Heer, welches ihm folgte, aber er hielt es für genügend; denn er hoffte, den Feind zu überraschen und Reims zu nehmen, ehe noch Ludwig ihm entgegentreten könnte. Nur wenige Bischöfe, wie Arnold von Speier, Udalrich von Eichstädt, Gebhard von Würzburg, dann Pfalzgraf Gottfried von Lothringen und einige fränkische und lothringische Grafen scheinen mit dem Kaiser von Worms ausgezogen zu sein: das Unternehmen, welches im Interesse Englands, nicht des eigenen Reichs begonnen wurde, war bei den deutschen Fürsten im hohen Grade mißliebig.

In der größten Täuschung lebte der Kaiser, wenn er glaubte, daß König Ludwig seine Absichten verborgen geblieben seien. Sobald Ludwig

aber von denselben Kunde bekommen, hatte er die Großen seines Reichs versammelt, ihre Unterstützung gewonnen und das Volk zum Schutz des bedrängten Vaterlandes aufgerufen. Er eilte selbst nach St. Denis und nahm vom Altare die Oriflamme, das alte Banner des Klosters, damit es ihm in dem heiligen Kampfe vorgetragen werde. Einen ganz ungewöhnlichen Erfolg hatte der Kriegsruf des Königs; von allen Seiten strömten in Waffen die Barone, die Ritter und Bürger herbei. Nie zuvor hatte sich in dem sonst uneinigen Frankreich in ähnlicher Weise eine nationale Begeisterung gezeigt. Während man in Deutschland sich mißtrauisch vom Kaiser abwandte, scharten sich die Franzosen opferbereit um ihren König. Wie hatten sich die Dinge doch in dem letzten Jahrzehnt im Ostreich und Westreich verändert!

Bei Reims, wo sich im Anfang August das Kriegsvolk sammelte, sah Ludwig ein so zahlreiches Heer um sich, wie es seit den Tagen Karls des Großen wohl keinem seiner Vorfahren zu Gebote gestanden hatte. Dürfte man den Schätzungen des Abts Suger von St. Denis, der selbst den König begleitete, Glauben schenken, so müßte dasselbe über 200 000 Mann betragen haben. In vier große Massen zerfiel nach Sugers Bericht das Hauptheer: die erste bildete die ganze streitbare Mannschaft von Reims und Chalons, die zweite die von Laon und Soissons, die dritte das Kriegsvolk von Orleans, Etampes, Paris und St. Denis, mit welchem der König selbst kämpfen wollte, die vierte die Ritterschaft des Grafen Hugo von Troyes und seines Neffen, des Grafen Theobald von Chartres und Blois. Eine fünfte Schar, zur Vorhut bestimmt, führten der Herzog von Burgund und der Graf von Nevers. Der Graf von Vermandois sollte mit seinen eigenen Rittern und denen von St. Quentin den rechten Flügel, die Reisigen von Ponthieu, Amiens und Beauvais den linken schützen. Für die Nachhut waren außer dem nur spärlich erschienenen Gefolge des Herzogs von Aquitanien, der Grafen von Anjou und der Bretagne die 10 000 Flanderer aufbehalten, welche ihr Graf Karl der Gute führte.

Dieser Karl, ein Sohn des Dänenkönigs Knud IV. und einer Tochter Roberts des Friesen, war im Jahre 1119 dem jungen Balduin VII. gefolgt, der an einer im englisch-französischen Kriege empfangenen Wunde gestorben war, nachdem er seinen dänischen Vetter zum Erben der reichen Grafschaft bestimmt hatte. Aber die Erbschaft hatte sich Karl erst erkämpfen müssen, namentlich gegen Balduins Mutter, eine Schwester Papst Calixts. In diesem Kampfe hatte Karl vielfache Förderung vom Kaiser erhalten, der ihm sogar im Jahre 1122 die Stadt Cambrai überließ. Aber obwohl Vasall des Kaisers, fühlte er sich jetzt doch vor allem als Lehnsmann der französischen Krone und eilte deshalb König Ludwig gegen den Kaiser zur Hilfe. Ebenso dachte Theobald von Blois, der noch soeben erst mit seinem Oheim, dem Könige von England, gegen

Ludwig im Kriege gestanden hatte, jetzt aber zuerst seine Pflichten gegen das Vaterland erfüllte. Ganz Frankreich stand bei Reims in den Waffen, um den Angriff des Kaisers abzuwehren.

Vermessenheit wäre es gewesen, wenn sich Heinrich mit einem solchen Heere hätte messen wollen. Sobald er die Rüstungen in Reims erfuhr, trat er den Rückzug an; nur bis Metz war er gekommen, die französischen Grenzen hatte er nicht überschritten. Acht Tage lang hatte Ludwig den Angriff erwartet, dann löste er unbedenklich sein Heer auf; denn auch von dem König von England hatte er nichts mehr zu befürchten, da derselbe, auf den Widerstand des Grafen Amalrich stoßend, ebenfalls bereits den Angriff aufgegeben hatte. Um die Mitte des Augusts verstummte der Kriegslärm um Reims, ohne daß nur die Schwerter gezogen waren. König Ludwig und die geistlichen Herren, welche keinen Angriffskrieg gegen den Kaiser beabsichtigten, konnten ihre aufgeregten Scharen nur mit Mühe von Verheerungen der deutschen Grenzländer abhalten.

War das Unternehmen an sich in Deutschland unbeliebt gewesen, so steigerte der traurige Ausgang noch den Unmut. Man tadelte, daß der Kaiser im Dienste Englands auf Kriegsabenteuer ausziehe, während die inneren Zustände noch sehr seiner Sorge bedürften. Wenn sich der Landfriede nicht herstellen ließ, maß man wohl ihm allein die Schuld bei, obwohl er noch auf dem letzten Reichstage zu Bamberg sich ernstlich um die Sicherung der Ruhe bemüht hatte; mit größerem Rechte konnte man ihm vorwerfen, daß er den Kirchen und weltlichen Herren trotz der eingegangenen Verpflichtungen ihr Eigentum noch immer vorenthielt. Auch in den inneren Angelegenheiten des Reichs höre der Kaiser, meinte man, zu sehr auf die Ratschläge seines englischen Schwiegervaters, dessen Regiment als ein hartes, namentlich dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber, verschrien war. Der Kaiser hatte große Schätze aufgehäuft; ein guter Zeuge berichtet, daß Heinrich zur Mehrung derselben auf den Rat seines Schwiegervaters, eines gleich emsigen Sammlers, sogar eine allgemeine Reichssteuer einzuführen beabsichtigte.

Zu den Unzufriedenen gehörten unzweifelhaft auch die staufenschen Brüder, welche es nicht verschmerzt zu haben scheinen, daß der Kaiser das Herzogtum in Ostfranken ihrem Hause wieder entzogen hatte. Seitdem zeigten sie eine Hinneigung zu dem Teil der Geistlichkeit, welcher sich mit dem Kaiser nicht aussöhnen wollte. Konrad bereute öffentlich seine früheren Fehler und tat das Gelübde eines Kreuzzuges; er hat es unzweifelhaft auch gelöst, obwohl es darüber an bestimmten Nachrichten fehlt. Friedrich hatte bereits gegen den Kaiser in dem Würzburger Bischofsstreite Partei genommen, in ähnlicher Weise mischte er sich jetzt in ärgerliche Händel, welche der Kaiser mit der Stadt Worms und ihrem Bischof hatte. Worms war dem Kaiser durch das Würzburger Abkommen zugesprochen worden, und auch nach dem hergestellten Frieden hatte er die

Stadt an Bischof Burchard nicht ausgeliefert. Der Kaiser muß die Bürger, welche ihm mehrfach Beweise einer abgeneigten Gesinnung gegeben, übel heimgesucht haben; denn sie mißhandelten einige seiner Günstlinge, welchen sie besondere Mitschuld an jenen harten Maßregeln beimaßen. Seitdem war Fehde zwischen den Wormsern und den Leuten des Kaisers. Um den Trotz der Bürger zu brechen, baute Heinrich nördlich von der Stadt bei Kloster Neuhausen eine Burg und belästigte durch deren Besatzung vielfach die Wormser. Als nun diese Besatzung mit gegen Frankreich ausgezogen und die Burg unverteidigt war, fielen die Wormser plötzlich über diese her, zerstörten sie und riefen zugleich auf Antrieb Herzog Friedrichs ihren Bischof in die Stadt zurück. Sie freuten sich nicht lange ihres Triumphs. Denn sobald der Kaiser heimkehrte, stellte er die Burg her und belagerte Worms. Trotz mannhafter Gegenwehr mußte sich die Stadt nach einem mißglückten Ausfall ergeben und mit 2000 Mark Silber ihre Empörung büßen; Bischof Burchard mußte von neuem die Mauern derselben verlassen. Herzog Friedrich söhnte sich gleich nach Worms Fall oder doch wenig später wieder mit dem Kaiser aus.

Nur die Angelegenheiten des Westens scheinen noch den Kaiser bekümmert zu haben; unseres Wissens ist er auf das diesseitige Rheinufer nie mehr zurückgekehrt. Im Winter nahm er einen längeren Aufenthalt in Straßburg, wo er auch das Weihnachtsfest feierte. Eine furchtbar schwere Zeit war über die Länder des mittleren Europas eingebrochen. Auf einen überaus harten Winter war ein trauriges Frühjahr und ein stürmischer Sommer gefolgt; vollständiger Mißwachs und Viehseuchen hatten sich als die nächste Folge, eine entsetzliche Hungersnot als die weitere gezeigt — und wieder trat der Winter früh mit ungewöhnlicher Strenge ein. Die Sterblichkeit war bei solcher Not so gestiegen, daß man an vielen Orten die Toten nicht mehr bestatten konnte. Auch um den Kaiser sah es trübe aus, doch hatten sich viele Fürsten aus den überrheinischen Gegenden, namentlich aus dem oberen Lothringen, dem Elsaß und den burgundischen Gegenden, an seinem Hofe eingefunden. Die Angelegenheiten Burgunds scheinen damals zuerst Heinrich ernstlich beschäftigt zu haben; der Erzbischof von Besançon, der Bischof von Genf, Bischof Gerald von Lausanne, Herzog Konrad von Zähringen, die Grafen Wilhelm von Burgund, Adalbert von Habsburg, Rudolf von Lenzburg und andere Herren aus jenen Ländern waren am Hofe. Auch mehrere vornehme schwäbische Herren diesseits des Rheins hatten den Kaiser aufgesucht, unter ihnen Herzog Friedrich und Graf Burchard von Zollern.

Das Osterfest des Jahres 1125 (29. März) feierte der Kaiser zu Lüttich, wo bereits Albero, Herzog Gottfrieds Bruder, als Bischof allgemein anerkannt war. Auf einem Hoftage daselbst traf der Kaiser neue und strenge Maßregeln zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Wir besitzen ein Schreiben von ihm, worin er Erzbischof Gottfried von Trier

auffordert, mit aller seiner Macht den Gewaltaten zu steuern, welche sich Wilhelm, der Sohn des ehemaligen Pfalzgrafen Siegfried [1], im Trierschen erlaubte. Auch hier wie in den oberen Gegenden wird der Kaiser nichts unterlassen haben, um jenseits des Rheins an sich zu ziehen, was sich eben ziehen ließ.

Was bezweckte diese Tätigkeit in den westlichen Teilen des Reichs? Fürchtete der Kaiser einen Angriff von Frankreich? Oder wollte er selbst mit größerer Macht das Unternehmen erneuern, welches er wegen unzureichender Ausrüstung im vorigen Jahre aufgeben mußte? Die Folge ist die Antwort auf solche Fragen schuldig geblieben; denn schon war die Zeit, wo allen Sorgen und Mühen Heinrichs ein Ziel gesetzt ward, nahe herangerückt.

Heinrichs V. Ende

Des Kaisers Tage waren gezählt. Schon als er nach Ostern in Aachen hofhielt, befielen ihn so heftige Schmerzen, daß er sich länger, als er beabsichtigt, dort aufhalten mußte. Ein krebsartiges Leiden, welches er von Kindheit an gehabt haben soll, aber sorgfältig verheimlichte, nahm überhand, und er begann selbst die Gefahr zu erkennen, in welcher sein Leben schwebte. Am 14. April machte er noch dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu Aachen wegen der oft bewiesenen Dienstfertigkeit desselben eine bedeutende Schenkung in Oberfranken; es war unseres Wissens die letzte Gunst, welche er einem seiner Getreuen erwies.

Trotz seiner schweren Leiden machte sich der Kaiser dann doch auf den Weg nach Nymwegen. Am 7. Mai war er in Duisburg, wo der Abt von S. Maximin in Trier vor ihm schwere Klagen über Beeinträchtigungen seines Klosters durch den Pfalzgrafen Gottfried erhob. Acht Jahre lang hatte sie der Abt unaufhörlich vergebens erneuert; jetzt fand er Gehör, und zugleich gab der Kaiser selbst alles zurück, was er oder seine Ministerialien dem Kloster entzogen hatten. Er tat dies, wie er selbst in der darüber ausgestellten Urkunde sagt, im Angesicht des Todes; unter der Furcht vor dem Jüngsten Gericht versprach er, jetzt zugleich auch alles andere Kircheneigentum auszuliefern, welches noch in seinen Händen war. „Weil wir von so schwerer Krankheit befallen sind", heißt es in der Urkunde, „daß wir keine sichere Hoffnung auf dieses zeitliche Leben mehr setzen können, versprechen wir vor Gott, allen Kirchen in unserem Reiche, welche von uns oder den Unsrigen ihres Eigentums beraubt sind, von heute an ihre Güter getreulich zurückzustellen, wenn uns Gott das Leben erhält. Sollte er uns aber plötzlich von der Welt abrufen, so daß wir dieses Ver-

[1] Wilhelm war der zweite Sohn Siegfrieds; der ältere Bruder, welcher den Namen des Vaters führte, war im Jahre 1124 gestorben.

sprechen nicht selbst erfüllen können, so überlassen wir nicht nur dem Papst und den anderen Bischöfen, in deren Sprengel entfremdetes Gut liegt, die Kirchenräuber mit dem geistlichen Schwerte zu züchtigen, sondern übertragen auch unserem Nachfolger und allen Fürsten des Reichs, diesen unseren Willen in Ausführung zu bringen." So schloß Heinrich seinen letzten Frieden mit der Kirche und mochte mit erleichtertem Herzen den Weg bis Nymwegen fortsetzen.

Dieselbe Straße wandelte er zu seinem Totenbette wie sein Ahnherr Kaiser Konrad. Gleich jenem ging auch er von Nymwegen nach Utrecht, um dort das letzte Pfingstfest (17. Mai) zu feiern. Aber es gab keine Festfreude mehr; die Krankheit des Kaisers steigerte sich mit jedem Tage, und bald schien es hohe Zeit, daß der Sterbende seine letzten Anordnungen treffe. Seine Gemahlin war seit Monaten nicht von seiner Seite gewichen; auch Friedrich von Schwaben, der nächste Verwandte, eilte nun herbei. Mit ihnen und den anwesenden Fürsten sprach der Kaiser über den Zustand des Reichs und traf Bestimmungen über die Zukunft desselben, so weit er darüber zu bestimmen hatte. Die Krone und die Reichsinsignien übergab er der Obhut seiner Gemahlin und befahl, dieselben zu Trifels aufzubewahren, bis die Wahl seines Nachfolgers bewirkt sei. Den Schutz seiner Gemahlin und die Sorge für sein Hab und Gut vertraute er Herzog Friedrich an, in dem er wohl nicht nur den nächsten Verwandten, sondern auch den Erben des Kaisertums sah.

Nachdem Heinrich sich der letzten Sorgen der Herrschaft und des Lebens entledigt hatte, empfing er die Sterbesakramente und hauchte am 23. Mai, am Sonnabend nach Pfingsten, den letzten Atem aus. Er hatte sein Leben auf 43 Jahre gebracht, 26 Jahre den königlichen Namen getragen, 14 Jahre den kaiserlichen, ihm so oft bestrittenen Titel geführt. Da seine Ehe mit Mathilde kinderlos geblieben war, starb mit ihm der Mannsstamm eines Geschlechts aus, welches seit den Tagen Ottos des Großen in unserer Geschichte geglänzt hatte. An derselben Stelle, wo der erste Kaiser dieses Hauses geendet hatte, war auch dem letzten das Ende beschieden. Nicht so unähnlich, wie es scheinen könnte, war Heinrich, der Vielgeschmähte, jenem hochgepriesenen Konrad — aber die Zeiten waren andere geworden. Jener wurde vom Glück auf eine ungeahnte Höhe erhoben; seinen Nachkommen blieb das Glück nicht treu, und mindestens dieser letzte wäre auch der Gunst desselben kaum würdig gewesen.

Neben seinen Ahnen in Speier, wo auch sein unglücklicher Vater nun in Frieden ruhte, wurde Heinrich V. bestattet. An einem stattlichen Geleit der Fürsten, an großen äußeren Ehren für den Toten fehlte es nicht, aber wenige Klagen sind an seinem Sarge laut geworden, wenige Tränen um ihn geflossen. Er war ein herzloser Mensch gewesen, der sich nirgends Liebe gewonnen hatte. Niemand wollte die Zeiten seines Regiments als glückliche preisen. Selbst Fürsten, die ihn mit Ausdauer unterstützt

hatten, wie Herzog Heinrich von Bayern, Pfalzgraf Gottfried von Lothringen und Graf Berengar von Sulzbach, bezeichneten unmittelbar nach dem Leichenbegängnis Heinrichs Regierung als einen Zustand der Unterdrückung für Kirche und Reich; sie baten Gott, dem Abgeschiedenen einen Nachfolger zu geben, unter dessen Herrschaft nicht mehr Kirche und Reich im knechtischen Joche zu seufzen hätten, sondern sich gesetzlicher Ordnung erfreuten. Ein strenges, aber nicht ungerechtes Urteil sprachen diese Fürsten damit über Heinrichs Regiment aus.

Auffällig ist, daß wir in den gleichzeitigen Quellen so wenige Nachrichten über Heinrichs Persönlichkeit finden; weder von seiner äußeren Erscheinung noch von seinen Lebensgewohnheiten und seinem Verhalten im Kreise der ihm zunächst Stehenden erhalten wir Kunde. Fast scheint es, als ob man die Nähe des Despoten scheute und bei ihm wenig Interesse an Dingen nahm, welche sonst so sehr bei den Mächtigen der Erde die Aufmerksamkeit fesseln. Wenn irgendein Volk, hat das unserige einen Abscheu gegen selbstsüchtige und finstere Tyrannen, und es hätte diesen Heinrich wohl gern, wenn es dies vermocht hätte, ganz vergessen; denn freilich so leicht vergaß sich nicht, was er erst an dem eigenen Vater, dann an dem Statthalter Petri gefrevelt hatte. Die Furcht vor ihm schlich noch lange umher. Weit verbreitet war noch nach Jahren die Meinung, daß er nicht gestorben sei, sondern sich nur den Blicken der Welt durch Flucht entzogen habe. In England erzählte man sich, daß er noch geraume Zeit in einer Wüste bei Chester als Klausner gehaust habe. In Burgund trat im Jahre 1138 ein Mensch, der lange als Einsiedler in Solothurn gelebt hatte, plötzlich mit der Behauptung hervor, daß er Heinrich V. sei, und gewann sich dadurch einen Anhang, dem mit den Waffen begegnet werden mußte. Nachdem der Betrüger entlarvt war, brachte man ihn in das Kloster Cluny und schor ihn zum Mönch; dort ist er gestorben. Ob die Furcht vor dem harten Kaiser fortlebte, das Volk hat nicht gern von ihm gesprochen. Keinen Kranz hat die Sage um seinen Namen gewunden, während sie für das Andenken seiner meisten Vorgänger sorgte.

Die Geschichte wird von den Freveln Heinrichs V. immer mit Abscheu berichten, aber zugleich wird sie bezeugen, daß er ein Mann hochstrebenden Geistes, festen Willens und rascher Tat war. Persönlichen Mut hat ihm niemand abgesprochen, obwohl er kein glücklicher Kriegsmann war. Klugheit haben ihm selbst seine Feinde zugestanden, und beredter als ihr Zeugnis ist die nimmer rastende Furcht vor dem listigen Manne. Vieles ist Heinrich, dessen Ehrgeiz weiter als die Kraft reichte, freilich mißglückt, dennoch hat er den Frieden zwischen Reich und Kirche, den er während seiner ganzen Regierung erstrebte, zum Abschluß gebracht; geschah es nicht unter so vorteilhaften Bedingungen für das Reich, wie er sie erzwingen wollte, so doch unter günstigeren, als sich erwarten ließen. Im Besitz seiner kaiserlichen Macht, so sehr sie ihm bestritten wurde, ist er gestorben; ihr

früherer Glanz war getrübt, ihre Bedeutung verringert, doch war sie noch immer geachtet. Heinrichs Ehrgeiz blieb unbefriedigt, aber das Reich war erhalten, und glücklich schien der Sterbliche, dem die große Erbschaft zufiel.

Die Königin Mathilde verließ noch in demselben Jahre, wo ihr Gemahl gestorben war, Deutschland. Sie war schön, klug und prangte in erster Jugendfrische; kein Wunder, daß man sie trauernd scheiden sah, daß noch später manche über das Meer gingen, um ihr zu huldigen. Man sagt, daß auch sie ungern von unserem Boden schied, nur dem Willen des Vaters weichend, der sie zur Erbin Englands ersehen hatte. Nach dem Wunsche desselben schritt sie im Jahre 1129 zu einer zweiten Ehe und reichte ihre Hand einem viel jüngeren Manne, dem Grafen Geoffroy von Anjou. In Deutschland hat man Mathilde nie des Ehrgeizes geziehen; in England ist sie — die Kaiserin, wie sie hier sich nannte, — nach dem Tode des Vaters im Streit um die Herrschaft auf Bahnen geraten, auf denen niemand ohne bittere Erfahrungen wandelt.

Nicht allein persönliche Herrschsucht, sondern auch die Pflichten der Mutter trieben Mathilde in den Kampf; denn während ihre erste unfruchtbare Ehe das Aussterben des fränkischen Kaiserhauses zur Folge hatte, wurde sie durch ihre mit Kindern gesegnete zweite Verbindung die Stammmutter eines Geschlechts, welches jahrhundertelang über England geherrscht hat. Ihrem Sohne Heinrich — nicht nur der Name, sondern auch die Sinnesart desselben erinnerte an ihren ersten kaiserlichen Gemahl — sicherte sie durch ihre Standhaftigkeit erst die Normandie, das Stammland ihres Geschlechts, dann bereitete sie ihm den Weg zum Throne Englands. Die wunderbarsten Abenteuer, die schwersten Verfolgungen hat sie mit männlichem Geiste bestanden, um dieses Ziel zu erreichen. Erst im Jahre 1167 ist Mathilde in der Normandie gestorben; die neue glänzende Erhebung des deutschen Kaisertums in der Zeit Friedrichs des Rotbarts hat sie noch gesehen. Wenige Monate nach ihrem Tode ging eine andere Mathilde, die Tochter König Heinrichs II., die Enkelin der Kaiserin, nach Deutschland, um sich Heinrich dem Löwen zu vermählen; eine Ehe wurde geschlossen, welche Deutschland und England in noch engere Beziehungen zueinander brachte, als sich zu Heinrichs V. Zeiten gebildet hatten.

12. Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern

Häufig ist im Verlauf des Investiturstreits der Name Ottos von Bamberg genannt worden. So oft sich eine Hoffnung zeigte, den Streit zwischen Kirche und Reich auszutragen, tritt auch seine Persönlichkeit hervor. Er gehörte zu den deutschen Bischöfen, welche im Jahre 1106 Papst Paschalis zu einem Friedenskonzil einladen sollten; im folgenden Jahre begleitete er die Gesandtschaft Heinrichs V. nach Chalons; im Jahre 1121 war er für das Würzburger Abkommen tätig und ging selbst nach Bayern, um die Zustimmung der dortigen Großen zu gewinnen. Als dann Lambert von Ostia mit den Friedensaufträgen Calixts II. kam, nahm er alsbald Ottos Mitwirkung in Anspruch, und wenn auch der Anteil desselben an dem Wormser Vertrag unbekannt ist, so kam doch erst in seiner Gegenwart zu Bamberg das Friedenswerk zum letzten Abschluß. Von hier schickte Heinrich jene große Gesandtschaft nach Rom, welche der Welt die Herstellung der Einigkeit zwischen Kaiser und Papst dartat.

Ein Bischof, dessen Herz nur Friedensgedanken hegte, ist in jenen Zeiten des Streits eine seltene Erscheinung. Sie überrascht um so mehr, als Otto ein Mann lebhaften Geistes, energischer Tätigkeit war und gerade die Ideen der Reform ihn mächtig ergriffen hatten. Die Investitur mit Ring und Stab durch die Hand des Kaisers schien ihm ein Greuel, und die Autorität des Nachfolgers Petri stand ihm weit über jeder anderen hienieden. Das engere Verhältnis Bambergs zu Rom galt ihm als ein besonderes Privilegium seiner Kirche, welches er zu allen Zeiten hochhielt. So war er durch und durch Gregorianer und doch kein Eiferer gegen das Kaisertum. Nie vergaß er, daß Bamberg alles einem Kaiser verdankte und er selbst kaiserlicher Gunst seine hervorragende Stellung zuzuschreiben hatte.

Allerdings war es die schwierigste Aufgabe, Gehorsam gegen Rom mit Dienstwilligkeit für den Kaiser in jenen Kämpfen zu verbinden, welche bisher während seines fast zwanzigjährigen Episkopats beinahe ununterbrochen Kirche und Reich in Verwirrung gesetzt hatten. Es konnte nicht

fehlen, daß die Vorsicht, mit welcher er da jeden seiner Schritte bemessen mußte, ihn dem Verdacht der streitenden Parteien aussetzte. Mehr als einmal wurde er, der treueste Anhänger Roms, von den päpstlichen Legaten sogar mit Suspension vom Amte bedroht, und andererseits kam Heinrich V. selbst wiederholt nach Bamberg, um das Verhalten des Bischofs in der Nähe zu überwachen. Kaum läßt sich behaupten, daß Otto sich immer fleckenlos erhalten, der mächtigen Zeitströmung unverrückt widerstanden habe — dem alten Kaiser hat er in den letzten Tagen die Treue gebrochen und sich auch dem Sohne, als er im Jahre 1115 Erzbischof Adalbert zu Köln die Hand bot, mit Recht verdächtig gemacht —, dennoch hat sich kein anderer besonnener über den erhitzten Parteien gehalten, keiner mehr Charakterstärke unter tausend Fährlichkeiten gezeigt. So bewahrte er sich schließlich die Achtung aller; so suchte man ihn, wenn man die Unbefangenheit finden wollte.

Wenn Otto Kämpfe mied, die sein Gewissen beunruhigten, so entfaltete er nichtsdestoweniger eine außerordentliche Tätigkeit; mit dem segensreichsten Erfolge wirkte er in dem Kreise, der ihm zunächst angewiesen war, in seinem Bistum. Reichliche Arbeit fand er hier; denn trotz seiner glänzenden Stiftung war Bamberg unter Ottos nächsten Vorgängern sehr herabgekommen. Stets im Dienste des Kaisers, hatten diese sich wenig um ihren Sprengel bekümmert; die Einkünfte des Bistums waren zum großen Teil für die Bedürfnisse des Reichs und Hofes verwendet worden. Viele Güter des Domstifts und der von Bamberg abhängigen Kirchen und Klöster gerieten bei der ungeordneten Verwaltung in fremde Hände; von den zerstreuten, zum Teil weit entlegenen Besitzungen des Bistums erzielte man einen geringen oder gar keinen Ertrag. Als Otto in sein Bistum einzog, war überall Verkommenheit und Verfall. Der im Jahre 1081 durch Brand zerstörte Dom stand noch mit seinen dachlosen Mauern und zerbröckelten Pfeilern als Ruine da; auch oben auf dem Michelsberg drohten die Klostergebäude den Einsturz. Die Zucht fehlte wie unten bei den Domherren so oben unter den Mönchen, die Studien lagen darnieder, und eher schlimmer als besser stand es in anderen zu Bamberg gehörigen Abteien und Stiften.

Mit bewunderungswürdiger Umsicht ordnete Otto die verworrenen Verhältnisse; mit Glück legte er, wo Schäden zu beseitigen waren, die heilende Hand an. Im alten Glanze strahlte bald das Bistum wider, neues Leben ging von Heinrichs Stiftung aus. Vom Kloster Michelsberg hat man gesagt: Kaiser Heinrich sei der Begründer, Bischof Otto der Hersteller gewesen; mit demselben Rechte ließe sich dies überhaupt von Bamberg behaupten. Wohl kam Otto zu Hilfe, daß der unter dem Regiment Heinrichs V. neu ausgebrochene innere Krieg den Bamberger Sprengel wenig oder gar nicht berührte, aber das Verdienst des Bischofs blieb, daß er die günstigeren Verhältnisse trefflich nützte.

Otto teilte die damals unter den deutschen Bischöfen weit verbreitete Neigung zu stattlichen Bauten und muß wohl selbst hervorragende Kenntnisse in der Architektur besessen haben, da sich Heinrich IV. seiner Dienste beim Speierer Dombau bedient hatte. Bald stiegen durch die bessere Verwaltung auch Bambergs Einkünfte so, daß sich Otto frei seiner Neigung hingeben konnte. Der Dom wurde hergestellt, erweitert, mit Malereien geziert und alles statt mit Holz nun mit Kupfer gedeckt, um einem neuen Brande vorzubeugen. Auf dem Michelsberg wurden die alten Gebäude niedergerissen und neue errichtet; alles, was man fortan dort sah, war Ottos Werk, welcher die größten Summen auf die würdige Ausschmückung des Klosters verwandte, wo er einst seine Ruhestätte zu finden hoffte. Noch 14 andere Kirchen werden erwähnt, welche er auf den Besitzungen des Bistums errichtete. Aber nicht auf die Kirchen allein, auch auf Gebäude zu weltlichen Zwecken war er bedacht. Hier und da richtete er Wohnhäuser für sich und seine Nachfolger auf den bischöflichen Gütern ein; sechs feste Burgen stellte er zum Schutze des Bistums her, von denen namentlich die zu Pottenstein über der Wiesent später den Bambergern gute Dienste leistete; in Bamberg gründete er ein Hospital diesseits, ein anderes jenseits des Flusses, ebenso andere Pilger- und Krankenhäuser an anderen Orten.

Vor allem war er jedoch auf die Stiftung neuer Klöster bedacht. Die entfernteren Besitzungen des Bistums benutzte er vornehmlich zu diesem Zwecke, und 15 neue Klöster sind so entstanden, abgesehen von sechs Zellen, in welchen er die Keime zu weiteren selbständigen Stiftungen sah. Es war genug, wie einer seiner Biographen sagt, für einen Bischof, ja für drei. In dem Bamberger Sprengel wurden die Klöster Michelfeld an der Pegnitz und Langheim bei Lichtenfels in der Nähe des Mains, im Würzburgischen Aura bei Kissingen und das nahe Herrenaurach begründet; in der Regensburger Diözese baute Otto sechs Klöster: Ensdorf an der Vils, Windberg bei Straubing, Mallersdorf südöstlich von Regensburg, Prüfening an der Donau bei Regensburg, Mönchsmünster unweit Vohburg und in geringer Entfernung Biburg an der unteren Abens. In der Eichstädter Diözese war er der Gründer des Klosters Heilsbronn bei Ansbach, welches die fränkischen Hohenzollern später zu ihrer Familiengruft wählten [1]. In dem Passauer Bistum verdankten ihm die Klöster Aldersbach bei Vilshofen und Gleink an der Enns, im Patriarchat Aquileja Arnoldstein in Kärnten die Entstehung. Selbst Sachsen erhielt durch Otto ein neues Kloster; es war Reinersdorf an der Unstrut bei Nebra im Halberstädter Sprengel.

Man wunderte sich, daß Otto so viel Geld auf die Gründung neuer Klöster verwende, da die Welt ohnehin an Mönchen und Nonnen Überfluß

[1] Die ältesten Teile der neuerdings hergestellten Kirche gehören noch dem Baue Ottos an.

habe. Auf Vorstellungen, die ihm deshalb gemacht wurden, antwortete er, die letzte Stunde sei nahe, die Welt liege im argen, und für alle, welche aus derselben flüchten wollten, müßten Asyle beschafft werden; überdies wären mit dem starken Anwachsen des Menschengeschlechts auch die Klöster zu vermehren, zumal kein Bedürfnis sei, die Population durch Begünstigung des ehelichen Lebens zu steigern. Daneben machte aber Otto auch einen anderen, für Bamberg sehr praktischen Gesichtspunkt geltend. Die Klöster, sagte er, gediehen zur Zeit vortrefflich, ihre Wirtschaften blühten, und fromme Spenden gingen ihnen in Fülle zu: so brächten sie dem Bistum zugleich Gewinn und Ehre. Deshalb sorgte er auch dafür, daß sie in unmittelbarer Beziehung mit Bamberg blieben, und behielt ihre Verwaltung scharf im Auge. In den inneren Ordnungen, welche Otto seinen neuen Klöstern gab, schloß er sich meist an die Kluniazenser an; er folgte hierin dem Beispiele Hirschaus, woher er auch Mönche berief. In einzelnen Klöstern führte er aber auch die Ordnungen der Zisterzienser und Prämonstratenser ein; vielleicht hat ihn gerade die besondere wirtschaftliche Tätigkeit dieser erst jüngst entstandenen Orden hierzu bewogen. Otto wollte, daß alle zu Bamberg gehörigen Klöster eine eigene Kongregation bilden und Änderungen in ihren Einrichtungen nur nach gemeinsamem Beschluß aller oder wenigstens der Mehrheit vornehmen sollten; die von ihm beabsichtigte Kongregation hat jedoch niemals Leben gewonnen.

War auch Otto selbst in seinen späteren Jahren weit mehr dem tätigen Leben als wissenschaftlicher Beschäftigung zugewandt, so wollte er doch offenbar die Studien in seinen Klöstern nicht vernachlässigt sehen. Den Geschichtsschreiber Eckehard setzte er zum ersten Abt des Klosters Aura ein, und Wolfram, dem er das Kloster auf dem Michelsberg anvertraute, war wenigstens ein Freund und Gönner der Studien. Unter Wolfram und seinem nächsten Nachfolger gewann dieses Kloster eine für jene Zeit beträchtliche Bibliothek, welche die Mönche selbst durch fleißiges Abschreiben vermehrten. Auch eigene, nicht wertlose Arbeiten gingen bald von dort aus, namentlich wurde für das Andenken Ottos gesorgt.

Man kann sagen, daß Otto überall in dem Geiste handelte, in welchem Bamberg von Kaiser Heinrich gestiftet war. Es entsprach auch dem Gedanken der Gründung, wenn er die ihm gebotenen Mittel benutzte, um den deutschen Einfluß über die slawischen Länder im Osten zu erhalten und auszubreiten. Die Gegenden am oberen Main und an der Pegnitz waren allerdings damals schon gründlich germanisiert; auch in das Egerland drangen bereits deutsche Sprache und Sitte ein. Dagegen war in Böhmen während der inneren Kämpfe der deutsche Einfluß sichtlich gesunken, und wenn er nicht alle Bedeutung verlor, so war es in den letzten Zeiten besonders Otto zu danken gewesen. Kaum minder geachtet als bei den Tschechen war der Name Ottos von Bamberg in Polen, und eigentümliche Verhältnisse führten den fürstlichen Bischof zu einem äußerst folgenreichen Unternehmen in

jenes Land zurück, welches er vor mehr als 40 Jahren schon einmal als ein wandernder Scholar betreten hatte (Bd. III, S. 613).

Otto hatte das sechzigste Jahr bereits überschritten, sein Haar war ergraut — und doch war ihm die größte Tat seines Lebens noch vorbehalten. Ein neuer, unendlich weiter Wirkungskreis eröffnete sich ihm in Jahren, wo andere nur an die Ruhe des Lebens oder an die Ruhe des Grabes denken.

Im Jahre 1119 hatten die Kämpfe des tapferen Herzogs Boleslaw von Polen gegen die heidnischen Pommern aufs neue begonnen. Es war dem Polenherzog endlich gelungen, den in den Netzegegenden mächtigen Pommernfürsten Svatepole ganz zu vernichten; darauf wandte er sich sofort gegen Herzog Wratislaw, dessen Herrschaft sich auf beiden Seiten der unteren Oder und ihrer Mündungen ausdehnte. Verheerend durchzogen die Polen die pommerschen Länder bis zur Meeresküste: weite Landstrecken wurden völlig verwüstet, die Bewohner flüchteten über das Meer oder versteckten sich in den Wäldern. Ganz Pommern zitterte vor Boleslaw. Als er darauf im Winter 1120 auf 1121 wiederum einfiel und sein Heer über das Eis der Oder führte, um Stettin anzugreifen, als auch diese Stadt, welche als die erste und mächtigste Pommerns galt, sich ergeben mußte und eine andere Burg, Nacla genannt, auf welche die letzten Hoffnungen Pommerns gesetzt waren, bald darauf fiel, unterwarf sich das Volk in seiner Verzweiflung dem polnischen Sieger, versprach ihm Tribut und die Annahme des Christentums, die er vor allem verlangte. Seitdem war Boleslaw unablässig bemüht, die christliche Kirche über Pommern zu verbreiten, aber in dem Klerus seines Landes fand er nicht Männer, welche Geschicklichkeit und Entschlossenheit für eine erfolgreiche Missionstätigkeit besaßen.

Da erbot sich ein fremder Bischof, der sich am Hofe des Herzogs einstellte, zu dem schwierigen Unternehmen. Sein Name war Bernhard, und er gehörte dem Orden der Eremitenmönche an. Aus Spanien gebürtig, hatte er seinen Weg nach Rom genommen und war zum Bischof einer Stadt Italiens geweiht worden, in welcher er sich doch während des Schismas nicht behaupten konnte. So kehrte er in die Einsamkeit zurück, und hier erreichte ihn die Nachricht von den neuen Aussichten, welche sich der Mission im Norden eröffneten. Einem Jünger des heiligen Romuald konnte nicht unbekannt sein, was Brun von Querfurt und andere Brüder einst nach jenen Gegenden geführt hatte; Bernhard trieb es, ihr Werk aufzunehmen und zu vollenden. Der Herzog mißtraute den Anerbietungen des ihm fremden Mannes, dennoch gab er ihm einen Führer und einen Dolmetscher, wie dieser wünschte, nach Pommern. Aber der unbekannte, machtlose, dürftige Prediger des Evangeliums fand nirgends williges Gehör; in Wollin, wo man die Schwere der polnischen Waffen noch nicht aus eigener Erfahrung kannte, war Bernhard sogar Mißhandlungen ausgesetzt und mußte

das Weite suchen. Enttäuscht kehrte der Missionar nach Gnesen zurück und teilte dem Herzog seine traurigen Erfahrungen mit; nur ein hochgestellter Kirchenfürst, dessen glänzende Erscheinung und dessen Reichtum dem Volke Achtung einflöße, meinte er, könne dem Christentum in Pommern zum Siege verhelfen.

Bernhard kam bald darauf nach Bamberg; es war im November 1122, als Heinrich V. dort einen Hoftag hielt. Die Gelehrsamkeit und die merkwürdigen Schicksale des spanischen Bischofs erregten die allgemeine Aufmerksamkeit; besonders traten die Mönche auf dem Michelsberg dem fremden Bruder näher, und die neuen Ordnungen ihres Klosters sagten diesem so zu, daß er in ihrer Mitte seine Tage zu beschließen wünschte. Als Bernhard hier das Walten Ottos in der Nähe sah, wurde ihm klar, daß dieser Kirchenfürst der rechte Apostel für Pommern sei. Aus seinen Gedanken machte er kein Geheimnis. „Du wirst", sprach er zu Otto, ein unermeßliches Volk in das Land der Verheißung führen. Die harte und ungewohnte Arbeit darf dich nicht abschrecken; je heißer der Kampf, desto schöner der Siegeskranz." Solche Worte machten auf Otto Eindruck, und obwohl Bernhard durch die Eremitenmönche bald von Bamberg abberufen wurde, blieb seine Anwesenheit daselbst nicht ohne nachhaltige Folgen.

Nach kurzer Zeit ließ der Polenherzog, wohl nicht ohne Bernhards Einwirkung, eine dringende Einladung an Otto ergehen, seine Absichten für die Ausbreitung der Kirche zu unterstützen und die Mission in Pommern zu übernehmen; der Herzog erinnerte Otto an dessen frühere Verbindungen mit seinem Vater und bat ihn um Erneuerung der alten Freundschaft. Otto war schnell entschlossen, der Aufforderung des Herzogs zu entsprechen. Unverzüglich sandte er Boten nach Rom, um die Erlaubnis zu der Missionsreise vom Papste zu erwirken; unbedenklich wurde sie ihm erteilt. Der Herzog hatte alle Kosten der Reise zu tragen versprochen und außerdem Wegweiser, Dolmetscher, priesterliche Gehilfen zugesagt: dennoch machte Otto selbst die sorgsamsten Vorbereitungen. Aus dem Bamberger Klerus wählte er sich zuverlässige Begleiter, den Priester Udalrich von der Ägidienkirche, auf dessen Vorschlag einen jungen, gewandten und im Schreiben geübten Mann, Sefrid mit Namen, den Diakon Hermann und andere. Dann wurden Meßbücher, Meßgewande, Altargeräte beschafft, um den Gottesdienst im fremden Lande mit allem Glanze zu feiern wie auch die Kirchen, welche gegründet werden sollten, gebührend auszustatten. Endlich wurde für kostbare Kleider und andere in die Augen fallende Geschenke gesorgt, mit welchen sich Otto die Gunst der vornehmen Pommern zu gewinnen hoffte.

Während Otto die Vorbereitungen zur Reise traf, hatte der Kaiser einen neuen Hoftag nach Bamberg berufen: der Bischof mußte denselben abwarten. Da man seine häufige Abwesenheit vom Hofe, vielleicht auch seine Verbindung mit dem Polenherzoge beargwöhnte, zeigte er sich um

so dienstwilliger gegen den Kaiser und die Fürsten; zugleich aber eröffnete er ihnen seine Missionspläne, und seine Absichten fanden allgemeine Billigung. Gleich nach Auflösung des Hoftages machte sich Otto auf die Reise; selbst eine schwere Erkrankung Udalrichs, welche diesen zurückhielt, hemmte den Bischof nicht mehr. Viele gaben ihm noch das Geleit bis zur Abtei Michelfeld, wo er noch einige Tage verweilte. In den ersten Tagen des Mai 1124 betrat er den Boden Böhmens. Gesandte des Böhmenherzogs Wladislaw empfingen ihn bei dem Kloster Kladrau und geleiteten ihn nach Prag, wo er von dem Bischof, dem Klerus und Volk feierlich eingeholt wurde; auch der Böhmenherzog selbst begegnete ihm auf seiner Burg Miletin mit großen Ehren. Ohne längeren Aufenthalt suchte jedoch Otto möglichst schnell die polnische Grenze zu erreichen, wo ihn Gesandte des Polenherzogs erwarteten und ihn über Nimptsch, Breslau und Posen nach Gnesen geleiteten. Auch hier wurde Otto überall ein festlicher Empfang bereitet.

Zweihundert Schritte kam Herzog Boleslaw barfuß mit seinen Großen dem Bischof vor Gnesen entgegen und geleitete ihn in den Dom, wo die Gebeine des heiligen Adalbert ruhten. Wie einen Heiligen ehrte der Herzog den deutschen Kirchenfürsten; mit größter Beflissenheit diente er ihm und seinem Gefolge. Einen längeren Aufenthalt machte Otto in Gnesen, wo er wahrscheinlich das Pfingstfest (25. Mai) feierte. Inzwischen rüstete der Herzog für die weitere Reise Ottos. Er gab ihm eine große Zahl von Dienern, welche der deutschen und wendischen Sprache kundig waren, befahl dreien seiner Kapellane, zur Unterstützung des Bischofs die Reise mitzumachen[1], und übertrug die Führung des ganzen Zuges dem Grafen Paulitius von Zantok, einem umsichtigen, entschlossenen und zugleich redefertigen Manne. Für Wagen, Pferde, Lasttiere, alle Reisebedürfnisse wurde reichlich gesorgt.

Der Weg führte durch einen Wald, dessen ungelichtetes Dickicht die Grenzscheide zwischen Polen und Pommern bildete. Nur mühsam brach man sich Bahn, die Wagen und Pferde blieben oft in dem Sumpfe stecken, Schlangen und wilde Tiere ängstigten die Durchziehenden. Mehrere Tage vergingen so unter großen Sorgen und Bedrängnissen; endlich lichtete sich die Waldung, und man kam an einen Fluß, wo der Pommernherzog Wratislaw mit einem stattlichen Gefolge den Bischof und Paulitius begrüßte. Der Herzog war von dem Unternehmen Ottos unterrichtet und mit demselben einverstanden. Nichts lag ihm ferner, als dem Willen des mächtigen Polenherzogs neuen Widerstand zu bereiten; überdies neigte er sich im Herzen selbst dem Christentum zu. In seiner Jugend war er als Gefangener in einem christlichen Lande getauft worden; hatte er auch dann,

[1] Einer dieser Kapellane war ein Adalbert, der wahrscheinlich in Bamberg erzogen war, und auf den Otto von Anfang an gerechnet hatte; er war später der erste Bischof von Pommern.

in die Heimat zurückgekehrt, wieder in den Tempeln der Götzen geopfert, so lebten die Erinnerungen christlichen Lebens doch in seiner Seele fort. Auch seine rechtmäßige Gemahlin war eine Christin, die ihren Glauben treu inmitten der Heiden bewahrte, wie manche andere in seiner und ihrer Nähe. So war die Ankunft Ottos dem Pommernherzog hoch erwünscht, und die kostbaren Geschenke, welche ihm der Bischof machte, gewannen ihn vollends. Ein elfenbeinerner Stab entzückte ihn so, daß er ihn sogleich in Gebrauch nahm und mit demselben umherstolzierend ausrief: „Welchen gütigen Vater hat uns Gott gesendet, und wie prächtig sind seine Geschenke!“ Wratislaw schied alsbald, aber er ließ Führer und Diener für Otto zurück. Unter dem Schutze des Polen- und Pommernherzogs ging die Reise weiter.

Der erste größere Ort, auf welchen man stieß, war Pyritz. Schon auf dem Wege dorthin wurden einige Pommern in Eile getauft; reicheren Gewinn erwartete Otto in der Stadt selbst. Man feierte dort gerade ein heidnisches Fest; eine große Menschenmenge war zusammengeströmt und schwelgte in Spielen und Gelagen. Als der Bischof sich gegen Abend der Stadt näherte, schollen Geschrei und wüster Lärm von dort herüber, so daß er sich doch unter die aufgeregte Menge zu treten scheute. Er blieb mit seinen Begleitern die Nacht im Freien vor den Toren; nicht einmal Feuer zündete man an, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen. Am anderen Morgen ging Paulitius mit den Gesandten des Pommernherzogs in die Stadt und verlangte ehrenvolle Aufnahme für den Bischof, der im Auftrage beider Herzöge käme, um das Christentum zu predigen. Nach einigen Bedenklichkeiten entschloß man sich in Pyritz, den Willen der Herrscher zu achten, und das Volk strömte sogar neugierig hinaus, um Otto und seine Begleiter einzuholen.

Auf einem freien Platze vor dem Stadttore ließ Otto schnell von seinem Gefolge Zelte aufschlagen und eine Tribüne errichten. Im bischöflichen Ornate bestieg er dann die Erhöhung und verkündete unter Beihilfe eines Dolmetschers der versammelten Menge das Evangelium. Otto war ein Prediger, dem das rechte Wort zur rechten Zeit zu Gebot stand, aber gewiß größeren Eindruck als seine Worte machten auf das Volk die Würde und Anmut, welche seine Erscheinung auszeichneten, und der ungewohnte bischöfliche Glanz inmitten eines zahlreichen klerikalen Gefolges. Viele erboten sich sofort, den Glauben der Christen anzunehmen; den Erstlingen folgten andere in großer Zahl.

Ehe die Taufe den Verlangenden zuteil wurde, ließ Otto einen siebentägigen Unterricht und ein dreitägiges Fasten eintreten. Die Taufe geschah in Tonnen, welche in die Erde gegraben und mit Wasser gefüllt wurden. Um bei der Handlung jeden Anstoß zu vermeiden, hatte er besondere Veranstaltungen getroffen: die Frauen, die Männer und Knaben wurden gesondert getauft, und jeder Täufling war durch Vorhänge den Blicken der

anderen entzogen. Gleich nach der Taufe salbte der Bischof die neuen Christen mit dem Chrisma. Noch heute zeigt man die Stelle, wo Otto damals getauft haben soll, und ein Brunnen, welcher an derselben fließt, trägt den Namen des Ottobrunnens; König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hat dem Pommernapostel dort ein Denkmal errichten lassen. Die Neubekehrten zählten nach Hunderten, vielleicht nach Tausenden, so daß sich eine Gemeinde aus ihnen bilden ließ. So wurde sofort der Grund zu einer Kirche gelegt, in Eile notdürftig Altar und Chor hergerichtet und vom Bischof geweiht. Zum Messelesen blieb ein Priester zurück, und die notwendigen Altargerätschaften empfing die neue, die erste Gemeinde in Pommern aus den Händen des Bamberger Bischofs.

Von Pyritz ging Ottos Reise nach Kamin, wo Herzog Wratislaw gewöhnlich seine Hofhaltung hatte und sich seine Gemahlin gerade damals aufhielt. Erfreut hatte sie von dem glücklichen Anfang der Mission in Pyritz gehört, festlich empfing sie Otto und seine Begleiter, als sie am 24. Juni in Kamin anlangten, und unterstützte dann unermüdlich ihre Bestrebungen. Von allen Seiten drängte man sich bald zum Unterricht und zur Taufe, so daß die Geistlichen oft in der Arbeit ermüdeten. Nach einiger Zeit kam auch Herzog Wratislaw nach Kamin und zeigte sich über den Fortgang der Mission sehr befriedigt. Er selbst und mehrere aus seinem Gefolge, die früher bereits getauft, aber gleich ihm dem Glauben der Christen nicht treugeblieben waren, wurden nach geleisteter Genugtuung in die Gemeinschaft der Kirche zurückgeführt. Otto drang darauf, daß die pommerschen Herren der unter ihnen üblichen Vielweiberei entsagten; sie versprachen es, vor allen der Herzog selbst, welcher vierundzwanzig Frauen neben seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte. Auch in Kamin gründete Otto sofort eine Kirche, weihte Altar und Chor, stattete sie mit Meßgerätschaften aus und gab ihr einen Priester; der Herzog widmete zum Unterhalt des Gotteshauses liegende Gründe.

Erst nach längerem Aufenthalt trennte sich Otto von dem herzoglichen Paare. Wollin sollte jetzt aufgesucht werden, und da die Reise dorthin zu Schiff zu machen war, übernahm der Herzog die Sorge für die Pferde, Wagen und das schwere Gepäck, welches der Bischof mit sich führte; ein angesehener Einwohner von Kamin wurde für die Überfahrt des Bischofs und seiner Begleiter zu sorgen beauftragt. Das Schiff landete glücklich an der Insel, doch besorgte der Führer einen Aufstand, wenn der Bischof am hellen Tage in die Stadt einzöge. Die Wolliner waren als ein rohes Schiffervolk verrufen; ihre Abneigung gegen das Christentum hatten sie gegen Bernhard an den Tag gelegt, und die Mißhandlungen, welche der fremde Bischof hier erfahren hatte, waren noch nicht vergessen. Der Führer bat deshalb Otto, das Dunkel abzuwarten; dann könne er sich mit seinen Begleitern unbemerkt in die Stadt nach dem herzoglichen Hofe begeben, wo er nichts zu fürchten habe, da derselbe als Freistätte gelte. Man tat,

was der Führer anriet. Dennoch umringte die aufgebrachte Menge gleich am folgenden Morgen den Herzogshof und verlangte, daß die Christen die Stadt verließen. Man wollte den Hof stürmen und ließ sich nur durch Paulitius und die Gesandten des Pommernherzogs dazu bewegen, dem Bischof und seinen Priestern freien Abzug zu gewähren. Unter Todesgefahr, unter Drohungen und Schmähungen entkamen Otto und seine Begleiter aus der Stadt. Auf einer Brücke gingen sie über die seichte Divenow, auf deren anderem Ufer sie mitten zwischen Scheuern und Bauernhöfen dann ein Lager aufschlugen.

Auf die guten Tage waren schlimme gefolgt. Sollte Otto wie einst Bernhard die Mission aufgeben, weil man ihn zu Wollin beim ersten Anlauf zurückgewiesen und mißhandelt hatte? So leicht ließ er sich nicht entmutigen. Er und Paulitius begannen vielmehr mit angesehenen Männern der Inselstadt in Unterhandlungen zu treten, bei denen man die Rache durchblicken ließ, welche der Polenherzog an denen nehmen würde, die sich seinen Absichten widersetzten. So brachte man es dahin, daß die Wolliner sich zur Annahme des Christentums bereit erklärten, wenn die Stettiner ihnen vorangehen würden; wie in anderen Dingen wollten sie auch hierin dem Beispiel der Hauptstadt folgen.

Sofort begab sich nun Otto mit seiner ganzen Begleitung zu Schiff nach Stettin. Erst gegen Abend gelangte man an, wahrscheinlich am 23. August; still zog man in die Stadt ein, ungefährdet gelangte man dort nach dem Herzogshofe. Am anderen Morgen gingen Paulitius und die Gesandten des Pommernherzogs zu den Vorstehern der Stadt und gaben ihnen kund, weshalb der Bischof gekommen sei. Diese wollten von einer Änderung ihrer Verhältnisse nichts wissen, und es war klar, daß Otto eher Hindernisse als Förderung bei ihnen finden werde. Dennoch wagte man nicht, ihn auszuweisen, nicht einmal das Predigen wurde ihm verwehrt. Aber die Predigt wirkte nichts, und der unfruchtbaren Arbeit müde, faßte Otto nach einiger Zeit den Entschluß, Boten an den Polenherzog zu senden, um ihm die Hemmung des Missionswerks zu melden und um weitere Verhaltungsmaßregeln zu bitten. Das erfüllte die Stettiner, welche Ottos Absicht erfuhren, mit Besorgnis, und sie verlangten deshalb, ebenfalls eine Botschaft an den Herzog abfertigen zu dürfen; sie seien bereit, erklärten sie, das Christentum anzunehmen, wenn ihnen Boleslaw beständigen Frieden und eine Erleichterung des Tributs zugestehen würde. Paulitius bewilligte die Absendung von Boten und reiste selbst dann mit den Boten des Bischofs und der Stettiner nach Gnesen.

Inzwischen hörte Otto nicht auf, sich vor der Menge zu zeigen. An den Markttagen, wo das Landvolk herbeiströmte, zog er mit seinem ganzen geistlichen Gefolge in feierlicher Prozession unter Vortragung des Kreuzes durch die Straßen, und die Menge fand an dem ungewöhnlichen Schauspiel Gefallen, ohne sich jedoch weiter um den fremden Prediger

zu bekümmern. Endlich gelang dem Bischof dennoch eine Bekehrung. Zwei schöne Jünglinge, Söhne eines reichen und angesehenen Mannes in der Stadt, Domaslaw mit Namen, wurden mit dem Bischof bekannt, kamen öfters in den Herzogshof und fühlten sich bald von der Würde und Freundlichkeit des fremden Mannes so angezogen, daß sie auch seiner Predigt ihr Herz nicht verschlossen. Sie wurden unterrichtet und am 25. Oktober getauft, nachdem neun Wochen bereits Ottos Arbeit in Stettin eine vergebliche gewesen war, als er schon völlig an ihrem Erfolg zu verzweifeln anfing.

Die Jünglinge waren im Herzogshofe ohne Wissen der Eltern getauft und blieben dort auch während der folgenden Woche, in welcher sie die weißen Taufkleider trugen. Als die Mutter — der Vater war auf einer Reise — die Taufe erfuhr, eilte sie nach dem Herzogshofe; sie fand den Bischof mit seinen Geistlichen auf einem Rasenplatze vor dem Tore sitzend, ihre Söhne in den weißen Kleidern zu seinen Füßen. Da diese die Mutter erblickten, erhoben sie sich und eilten ihr voll kindlicher Freude entgegen. Überwältigt von ihren Gefühlen, brach die Frau ohnmächtig zusammen. Man hielt für Schmerz, was Übermaß der Freude war. Sobald sie wieder ihrer Sinne mächtig war, umarmte und küßte sie ihre Kinder und rief aus: „Du weißt, Herr Jesu, daß ich sie in der Stille meines Herzens deiner Barmherzigkeit unablässig empfohlen und dich gebeten habe, das an ihnen zu tun, was du nun getan hast.“ Dann sprach sie, zum Bischof gewendet: „Gesegnet sei dein Eingang in diese Stadt, denn ein großes Volk wird hier dein Eifer dem Herrn gewinnen. Siehe, ich selbst, die ich vor dir stehe, bin eine Christin, was ich bisher nicht zu gestehen wagte.“ In ihrer Jugend hatte man sie aus einem Christenlande geraubt und, da sie schön und von edler Abkunft war, einem vornehmen Manne vermählt. Otto war beglückt durch die Freude der Mutter und ehrte sie mit ihren Söhnen auf alle Weise. Die Jünglinge beschenkte er mit feinen goldgestickten Röcken, mit goldenen Gürteln und bunten Schuhen, die Mutter mit Pelzwerk.

Offen verkündete die Frau nun das Evangelium in ihrem Hause und alle in demselben nahmen die Taufe; die Söhne wurden die Evangelisten ihrer Altersgenossen, und nicht allein die Worte derselben wirkten, sondern auch die prächtigen Geschenke, bei welchen sie die Milde des Bischofs priesen. Die ganze Nachbarschaft wurde für Otto und seine Botschaft gewonnen. Schon drängte man sich zu dem Manne, welcher für die Gefangenen das Lösegeld gab, die Hungrigen speiste, die Nackten kleidete; Ähnliches hatte man zuvor in Pommernland weder gesehen noch gehört, am wenigsten von den Priestern der Götzen. Domaslaw vernahm, was in seinem Hause vorgegangen sei, erschrak und eilte heim. Aber als er mit eigenen Augen die große Umwandlung der Seinen sah, brach auch sein Widerstand, und er nahm selbst die Taufe.

Alles hatte bereits in Stettin eine andere Gestalt gewonnen, als Paulitius und die Boten vom Polenherzog heimkehrten. Sie überbrachten ein Schreiben des Herzogs, welches den Stettinern streng ihren Ungehorsam verwies, zugleich aber eine Erleichterung der Lasten Pommerns zusagte, wenn man das Christentum annähme; nur 300 Mark Silber sollte das Land dann als jährlichen Tribut zahlen, bei einem Aufgebot des Polenherzogs nur der zehnte Hausvater ausrücken, dessen Ausrüstung die andern neun zu leisten, und dessen Hauswesen sie während des Krieges zu bestellen hätten. Man frohlockte über die gute Botschaft, und nirgends begegnete Otto weiteren Schwierigkeiten.

Nun schien es Zeit, die Götzenbilder und Tempel in Stettin zu zerstören. Der letzteren gab es vier — die Pommern nannten sie Continen —, und der angesehenste, dem Triglaw geweiht, lag in der Mitte der Stadt auf dem höchsten Punkt derselben; in ganz Pommern scheint diese Contine eine besondere Achtung genossen zu haben. Otto selbst legte mit seinen Genossen zuerst Hand an den Abbruch des Tempels, aber bald machten sich auch die Neubekehrten selbst an das Werk. Viele Weihgeschenke waren hier aufgehäuft: man bot sie dem Bischof an, aber er wies sie zurück und überließ sie den Stettinern. Für sich selbst behielt er nur die drei vom Rumpfe getrennten Köpfe des Triglawbildes, welche er später dem Papste nach Rom übersandte. Wie die Hauptcontine wurden auch die drei anderen niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht. In einer derselben hatte das schwarze Roß des Triglaw gestanden, aus dessen Tritt man den Erfolg der Kriege zu weissagen pflegte: das Tier befahl Otto jetzt außerhalb des Landes zu verkaufen, um dem Aberglauben ein Ende zu machen. Auch eine heilige Eiche wollte der Bischof fällen lassen, doch die Stettiner baten für die Erhaltung des schönen, weitschattenden Baumes, und ihre Bitten fanden, als sie der heidnischen Verehrung desselben fortan zu entsagen versprachen, bei Otto Gehör.

Nach dem Sturz des Götzendienstes suchte Otto auch die heidnischen Sitten zu beseitigen: das Verkaufen der Kriegsgefangenen als Sklaven, die abscheuliche Sitte, die neugeborenen Mädchen zu töten, und die in dem Volke weitverbreitete Vielweiberei. Vor allem war Otto unermüdlich im Predigen, Unterrichten und Taufen. Zugleich wurde der Bau zweier Kirchen begonnen. Die eine, in der Nähe des alten Triglawtempels belegen, empfing den Namen des hl. Adalbert, des Vorgängers Ottos in der Mission; die andere vor dem Tore wurde den Aposteln Petrus und Paulus, den Schutzpatronen Bambergs, geweiht. Otto bestellte Priester für diese Kirchen und versah sie mit den Altargeräten. Ganz Stettin schien eine christliche Stadt geworden; die Götzenpriester und ihre Anhänger verkrochen sich.

Schon war man in den Winter hineingekommen, und mit ungewöhnlicher Härte trat diesmal früh die rauhe Jahreszeit ein: dennoch wollte der

Bischof in Stettin nicht Rast machen. Man lud ihn nach zwei benachbarten Burgen, welche Gresch und Lubin genannt werden[1], und er kam, als man ihn rief, um auch hier Kirchen und Gemeinden zu gründen. Dann eilte er über das Haff nach Wollin, wo man nach der Bekehrung Stettins nun den Bischof feierlich einholte. Aller Widerstand der Götzenpriester war vergeblich; die Menge fiel dem Bischof zu, und viele ließen sich alsbald taufen. Auch hier wurden die Continen zerstört, auch hier zwei christliche Kirchen begründet und Priester für dieselben bestellt; die eine, abermals eine Adalbertskirche, in der Stadt, die andere, St. Peter geweiht, vor dem Tore. Wollin hatte in Ottos Augen eine besondere Bedeutung für die Zukunft: er und Herzog Wratislaw hatten es zum künftigen Bischofssitz ersehen. Denn die Stadt lag, da auch Usedom, Wolgast, Gützkow und Demmin damals zum pommerschen Herzogtum gehörten, inmitten des Landes und bot nach allen Seiten über das Haff leichte Verbindungen. Der Gedanke ließ sich aber nicht sofort zur Ausführung bringen; auch mußte es sich Otto versagen, schon jetzt die genannten westlichen Städte Pommerns zu besuchen, da er es für seine Pflicht hielt, bis zur Osterzeit nach Bamberg zurückzukehren.

Nach längerem Aufenthalt in Wollin ging Otto abermals nach Kamin hinüber. Von hier aus beeilte er sich noch Kolberg und Belgard auf seiner Missionsreise zu berühren. Auf dem Wege nach Kolberg kam er an einen schön gelegenen Ort[2], wo sich vieles Volk zur Taufe drängte. Zur Feier des Sieges, welchen das Kreuz hier davongetragen, ließ er an der Stelle den Grund zu einer heiligen Kreuzkirche legen, ohne jedoch, wie es scheint, eine besondere Gemeinde zu gründen. Der Weg führte dann an einer großen zerstörten Burg vorüber, vielleicht dem vorhin erwähnten Nacla, und durch eine in dem letzten Polenkriege völlig verwüstete Gegend. In Kolberg, wo schon vor Zeiten ein Bistum bestanden hatte, welches aber völlig aus dem Andenken der Menschen entschwunden war, stieß die Mission auf Schwierigkeiten; denn die meisten Einwohner waren in Handelsgeschäften über die See gegangen, und die zurückgebliebenen wollten in Abwesenheit derselben keine Neuerungen in der Stadt vornehmen. Der Widerstand wurde jedoch überwunden, eine nicht geringe Anzahl getauft, der Bau einer Marienkirche begonnen und ein Priester für sie zurückgelassen. In einer Tagereise gelangte Otto dann nach Belgard, wo alles willig dem Evangelium zufiel; eine Kirche zu Ehren Allerheiligen wurde begründet und ihr ein Priester gegeben. Hiermit war Otto an das

[1] Man hält diese Burgen für Garz an der Oder und Lübzin am Dammschen See — sicher ist die Annahme nicht, aber in der Nähe Stettins müssen beide Orte gelegen haben.

[2] Er wird Kloden genannt, und die Neueren denken meist an Klötikow an der Rega. Die Sage bringt die Entstehung des Dorfes Zirkwitz zwischen Kamin und der Rega mit diesem Kirchenbau Ottos in Verbindung; Zirkwitz heißt Kirchlein.

Ende seiner Missionstätigkeit gelangt und dachte nun an die Rückkehr nach seinem Bischofssitz an der Regnitz.

Auf demselben Wege, auf dem er bis Belgard gekommen, gelangte er wieder nach Wollin, wo er sich am 2. Februar 1125 von der neuen Gemeinde unter vielen Tränen verabschiedete; von dort eilte er nach Stettin und wahrscheinlich abermals über Pyritz an die Landesgrenze. Noch einmal hatte er auf dem Heimwege alle von ihm gegründeten Gemeinden aufgesucht und sie im Glauben gekräftigt. Er hinterließ ihnen eine Reihe von Satzungen, um den heidnischen Bräuchen ein Ende zu machen und die Neubekehrten an das kirchliche Leben der abendländischen Christenheit zu gewöhnen; Ottos Forderungen an die Pommern waren im wesentlichen dieselben, welche jeder Bischof damals an die ihm kirchlich Untergebenen stellte. Die früher begonnenen Kirchen konnte Otto auf der Rückreise bereits weihen; sie waren meist in Eile nur notdürftig aus Brettern zusammengeschlagen worden. Nirgends schied Otto ohne Tränen; überall geleitete ihn das Volk wie seinen Wohltäter.

Am Anfange der Fasten (11. Februar) standen Otto und seine Begleiter wieder an jenem großen Grenzwald, durch den sie nach Pommern gelangt waren. Auf dem schon bekannten Wege ging es nach Gnesen, wo Boleslaw seinen Dank aus vollem Herzen den Missionaren bezeigte. Großes war in der Tat gewonnen. Die Zahl der in Pommern Getauften berechnete man auf 22,166; in acht Städten waren Gemeinden gegründet und unter ihnen gerade in den Hauptplätzen des Volkes; elf christliche Kirchen hatte der Bischof geweiht und dem Gottesdienst übergeben.

Nach einigen Tagen verabschiedete Boleslaw die Bamberger reich beschenkt und ließ ihnen Geleit bis zur böhmischen Grenze geben. Als sie dann bei Prag vorbeizogen, lag Herzog Wladislaw in Todesnot auf dem Wyschehrad. Bischof Otto war es, der dem Herzog die letzten Tröstungen der Religion spendete, ihn auf dem Sterbebette mit seinem Bruder Sobeslaw versöhnte. Noch vor dem Palmsonntag scheint Otto in seine Diözese zurückgekehrt zu sein. Den Grünen Donnerstag und Karfreitag beging er im Kloster Michelfeld, am folgenden Tage langte er in der Vorstadt Bambergs an und übernachtete dort zu St. Gangulf, um am Ostermorgen (29. März) seinen feierlichen Einzug in die Stadt und den Dom zu halten. Es war den Bambergern ein doppeltes Osterfest; als sie ihren Bischof wiedersahen, war es ihnen, als ob Christus aus dem Grabe erstanden. In tiefster Andacht wurde das Hochamt gehalten und jubelnd das Halleluiah angestimmt. Alles drängte sich herbei, um den Segen des greisen Bischofs zu empfangen und seine Füße zu küssen. Preisend erzählte Otto von den großen Taten Christi und der Bekehrung der Pommern, und das Feuer seiner Rede entzündete die Seelen aller.

Einen kurzen Bericht über seine Missionsreise veröffentlichte Otto alsbald, in welchem er besonders die Forderungen darlegte, welche er an die

Neubekehrten gestellt hatte. Es scheint nicht, als ob man in Deutschland in dem Augenblick, wo ein Kaiserhaus im Aussterben war, die Tat Ottos nach Gebühr gewürdigt habe: dennoch war sie von der außerordentlichsten Bedeutung und hat die segensreichsten Folgen gehabt. Seit einem Jahrhundert lag die Mission ganz darnieder; das Christentum war sogar in Gegenden, wo es bereits den Sieg gewonnen, wieder von dem Götzendienst verdrängt worden. Der Bamberger Bischof war es, der jetzt die Mission aufs neue belebte, und nun ging sie unaufhaltsam ihren Gang, bis auch die letzten Reste des Heidentums im Abendlande vertilgt waren. Nachdem der Götzendienst bei den Pommern vernichtet war, blieb es nur eine Frage der Zeit, wann alle wendischen Völker in die christliche Kirche eingehen würden. Allerdings war dieser Götzendienst längst nur eine hohle Form — Ottos schnelle Erfolge ließen sich sonst kaum erklären —, aber auch das erfordert Mut, mit fester Hand die leere Form zu zerschlagen und den hohlen Schatten, vor dem andere erschrecken, beim Namen zu rufen, um ihn für immer zu bannen. Otto zeigte, daß das Heidentum hinfällig sei, und wie es zu Fall gebracht werden könne; andere haben dann von ihm gelernt.

Bischof Otto war ein Nachfolger Ottos des Großen in der Mission des Ostens. Aber nicht mit dem Schwert hat er das Christentum den Pommern aufgezwungen, sondern sie mit der Predigt und vielleicht noch mehr mit Werken der Liebe und Güte gewonnen. Das Werk des Bischofs ist dauernder gewesen als das des waffenmächtigen Kaisers. Auch ein Nachfolger des hl. Adalbert und der ihm geistesverwandten Eremitenmönche war Otto von Bamberg und ist sich dessen bewußt gewesen. Dennoch hat er nicht im Sinne jener Männer, denen immer die Krone der Märtyrer vor den Augen schwebte, sein Werk begonnen und durchgeführt. Ihm lag an dem Erfolge, den jene gering anschlugen; er wandte sich dem Volke, welches es bekehren wollte, freundlich zu, während jene sich von der argen Welt loszusagen schienen. Was sie und jener Bernhard, ein später Nachzügler auf ihren Bahnen, nicht durchgesetzt hatten, erreichte Otto und brachte dadurch auch Adalberts Namen zu neuen Ehren.

Gewiß hat Otto weltliche Mittel nicht verschmäht, um zu seinem Ziele zu gelangen, und gewiß sind sie von nicht geringer Bedeutung gewesen: dennoch hatte die Liebe bei dem ganzen Bekehrungswerk mitgewirkt und ihm die Weihe gegeben. Sie ließ den alternden Mann alle Mühen der Reise ertragen, gab ihm stets frische Kräfte, hielt seinen Mut aufrecht, machte jedes Opfer ihm leicht. Seitdem er das Pommernland betreten, liebte er es; es schien ihm und seinen Begleitern so reich und gesegnet, daß ihm nur Wein, Öl und Feigen fehlten, um für das Land der Verheißung zu gelten. Auch die Art der Leute hat ihnen trotz aller Greuel der Abgötterei gefallen; die Ehrlichkeit der Pommern, die Schloß und Riegel entbehrlich machte, ihre Gastfreundschaft, welche stets für den Fremden den

Tisch gedeckt hielt, wußten die Bamberger zu rühmen. Otto soll wohl daran gedacht haben, unter den Pommern dauernd zu bleiben: wie aber hätte er sich von seinem Bamberg für immer losreißen können?

Und wie er Liebe dem fremden Volke entgegenbrachte, so erweckte er in ihm Neigung und Vertrauen. Selbst als die Götzenpriester noch einmal nach seiner Heimkehr aus ihren Winkeln hervorkrochen und seine Schöpfung vernichten wollten, bedurfte es nur seiner neuen Dazwischenkunft, um die Pommern dem Evangelium zu erhalten, um die bestehenden Kirchen zu schützen und neue zu gründen. Die Pommern haben immer Ottos als ihres Wohltäters gedacht, und noch sein Grab war ihnen eine geweihte Stätte.

Als die Kaiser nicht mehr die Mission förderten, als die Päpste, mit ihnen im Streit um die Herrschaft, sich wenig um die Völker des Nordens, welche im Dunkel des Todes wandelten, kümmerten, nahm ein deutscher Bischof die Arbeit auf sich, welche die Kirche nie hätte aufgeben sollen, und führte das unternommene Missionswerk mit ebenso viel geistlicher und weltlicher Klugheit durch. Wenn er sich dabei auch auf die Macht des Polenherzogs stützte, gleichsam im Dienste desselben stand, so handelte er dabei doch ganz im deutschen Sinne, und deshalb ist Pommerns Bekehrung von Bamberg aus nicht nur für die Geschichte der christlichen Kirche, sondern auch für die Geschichte der deutschen Nation zu einem Ereignis reichsten Segens geworden. Nicht einem polnischen Bistum hatte Otto die neugegründeten Gemeinden unterstellt, sondern sie zunächst in unmittelbarer Beziehung zu Bamberg erhalten. Nach Ottos Tode erhielt Pommern ein eigenes Bistum, doch auch dann ist die Verbindung der neubegründeten Kirchen mit Deutschland nicht unterbrochen worden; der erste Pommernbischof war Adalbert, des Apostels Freund und Begleiter.

Ottos Tat hat das Signal zu einer neuen Ausbreitung der deutschen Nationalität nach dem Nordosten gegeben, bei welcher sich diese dort dauernd befestigte. Mit Macht drang deutsche Sitte und Sprache nun über die Elbe, verbreitete sich weiter und weiter dort in den weiten Ebenen, an den Strömen entlang, rückte zugleich weiter und weiter hinauf an den Küsten der Ostsee. Durch und durch deutsch sind diese Gegenden heute, der Sammelpunkt deutscher Kraft und Macht. Das sind Nachwirkungen von Ottos Kreuzespredigt, nicht von jenen unglücklichen Zügen Heinrichs V. nach dem Osten, welche Deutschlands Ansehen nur schwächten.

Umblick

Von Bamberg, Heinrichs II. gesegneter Stiftung, kehren die Gedanken noch einmal nach Speier zurück. Vollendet stand nun der Riesenbau des Domes da, wie ihn einst der Kaiser Konrad gedacht, ein gewal-

tiges Denkmal für ihn und seine kaiserlichen Nachkommen. Ein rastloses, stets umherschweifendes, der Macht in der Weite der Welt nachjagendes Geschlecht, haben sie dort erst im Tode eine gemeinsame Heimat gefunden. Dahin wurden sie alle nach dem Ahnherrn in die Gruft getragen, wo die Wogen des Rheins an dem stolzesten Werke vorüberrauschten, welches bisher deutsche Hände errichtet hatten. Und wohl wenige sind seitdem den Strom hinabgefahren, die nicht zu jenem Dome aufgeschaut und dabei derer gedacht hätten, die ihn gebaut und ihre Ruhestätte in ihm erhalten haben.

Erinnerungen erwachen da, welche die Brust heben; Erinnerungen an jene große Zeit, wo das deutsche Kaisertum von Sieg zu Sieg schritt, sein Gebiet sich nach allen Seiten erweiterte, wo der deutsche Name gleichbedeutend mit Herrschaft war, wo Deutschland fester zu einem einigen Reich verbunden war als jemals zuvor oder nachher. Noch einmal schien die Macht Karls des Großen zu erstehen, noch einmal sich das Abendland der Kraft fränkischer Herrscher willenlos zu unterwerfen; das Kaisertum war nahe daran, in Wahrheit zu werden, was es bisher nur in der Idee gewesen war, — eine allumfassende, allbeherrschende, alles zwingende Macht. Danach hat Konrad, danach haben seine Nachkommen getrachtet, und sie waren Männer festen Willens und entschlossener Tat. Klugheit und Mut waren in dem Geschlechte erblich, dabei ein starrer und strenger Sinn, der sich bei dem Letzten bis zu tyrannischer Härte steigerte, — aber das Glück hat Konrad nur seinem Sohn vererben können. Mißgeschick über Mißgeschick trafen den Enkel und die späteren Nachkommen, und der Speierer Dom erweckt zugleich die traurigsten Erinnerungen unserer Geschichte. Er mahnt an die Tage schmählicher Demütigung des Kaisertums, der Zerrissenheit deutscher Nation, an den Bürgerkrieg eines halben Jahrhunderts, an lange Leiden nach kurzer Herrlichkeit. Konrads Dom ist vollendet, aber die Kaiserherrschaft, wie er sie anstrebte, ist nicht zu Bestand gekommen; die Letzten seines Hauses hatten selbst um die Erhaltung des kaiserlichen Namens zu kämpfen.

Aber der kaiserliche Name blieb — und blieb der erste der Welt. Nach wie vor bezeichnete er den Gipfel aller irdischen Hoheit, und selbst die alten Ehren wurden ihm im ganzen ungemindert erhalten. Weder dahin hatten es die Päpste gebracht, daß das Kaisertum in Vergessenheit fiel, noch daß sich die Kaiser als ihre Vasallen bekannten. Dennoch hatten sie eine Wunde der Kaisermacht geschlagen, die nie mehr ganz zu überwinden war, und zugleich hatte der Investiturstreit eine gewaltige Revolution in allen Verhältnissen der abendländischen Welt herbeigeführt, welche vor allem die Fundamente des Kaisertums unterhöhlte, sein Ansehen schwächte.

Die materielle Kraft der früheren Kaiser hatte hauptsächlich in den außerordentlichen Hifsmitteln gelegen, welche ihnen das deutsche König-

tum bot. Daß ihnen die deutschen Stämme fester zu einem Reiche und Volke zu verbinden gelang, als es bisher geglückt war, daß sie dadurch Heere von unvergleichlicher Kriegstüchtigkeit in jedem Augenblick in das Feld stellen konnten, machte sie nach allen Seiten furchtbar und siegreich, dehnte ihre Herrschaft weit über die Grenzen deutscher Zunge aus, erhöhte ihren Thron über jeden anderen Europas. Und die Erfolge außen steigerten zugleich ihre Macht in Deutschland: die unbotmäßigen Großen wurden zum Gehorsam zurückgeführt, ein Aufstand nach dem anderen niedergeworfen, mehr und mehr traten die Stammesunterschiede hinter der Reichseinheit zurück, die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs waren bald nicht viel mehr als die Vollstrecker der Befehle der Kaiser, ihre Heerführer im Kriege, ihre Beamten im Frieden, ihre Berater in den Reichsgeschäften. Wie viel Einfluß die Kaiser diesen Fürsten auf ihre Entschließungen auch einräumen wollten oder mußten, sie selbst waren doch die Herren des Reichs, und der Name des Reichs bezeichnete nur ihre eigene Macht.

Wie war das alles verändert, seitdem das Papsttum die Waffen der Fürsten und des gläubigen Volkes gegen die Kaiser gewendet und einen langjährigen inneren Krieg in Deutschland entzündet hatte! Offen trennten sich da die Fürsten vom Kaiser, entsetzten ihn und reichten einem und dem andern aus ihrer Mitte, der sich ihren Bedingungen fügte, die Königskrone. Schon wird ausgesprochen, daß eine Herabwürdigung des Reichsoberhauptes ein heilbarer Schaden, die Beeinträchtigung der Fürsten dagegen des Reichs Untergang sei. Um den aufständischen Großen zu widerstehen, muß sich nun der Kaiser eine Partei bilden, welche ihn fast mehr beherrscht, als er sie, und als der schwere Streit endlich durchgekämpft wird, haben sich die Stämme wieder weiter vom Reiche entfernt, und mit dem neuerwachten Stammesbewußtsein hat auch das Herzogtum eine neue Bedeutung gewonnen. Das Herzogtum ist zugleich, wie es die Grafschaft schon früher war, faktisch erblich geworden, und die Bistümer werden nicht mehr durch kaiserliche Ernennung, sondern hauptsächlich durch die Wahl der Kapitel besetzt. So hat das deutsche Fürstentum neben der kaiserlichen Macht eine freiere, selbständigere Stellung gewonnen. Kaum kann man die Fürsten noch als Beamte des Kaisers ansehen, ihr Verhältnis zu ihm wird fast nur noch nach dem Lehnsrecht beurteilt; auch die Bischöfe bemessen nur danach ihre Pflichten gegen den weltlichen Herrn. Die Fürsten sind in Wahrheit weniger vom Kaiser abhängig, als er von ihnen; will er ihren Beistand gewinnen, so muß er zugleich ihre Interessen befriedigen. Schon beginnt man, mehr in den Fürsten als in dem Kaiser das Reich zu sehen; schon spricht man von Kaiser — und Reich.

War das Verhältnis des Kaisers zu den Fürsten ein anderes geworden, so nicht minder zum Volk. Mit der Zersplitterung der alten Gaugrafschaften war die alte Gerichts- und Heeresverfassung in Auflösung

geraten. Das Lehnswesen gestaltete überall das alte Reichsrecht, die alten Volksrechte um; die Ordnungen des Feudalismus drangen in alle Lebensverhältnisse ein. Nicht mehr die freie Geburt bestimmte Rechte und Pflichten des Mannes, sondern seine Stellung im Heerschild, d. h. ob er lehnsfähig war, und von wem er seine Lehen empfing. Freiheit ohne Lehen und Ritterleben hatte kaum noch einen besonderen Wert, erlaubte wenigstens keine unmittelbare Teilnahme mehr an den Angelegenheiten des Reichs. Nur hinter den Mauern der Städte fand die alte Gemeinfreiheit noch ein Asyl und wußte sich gegen die immer weiter um sich greifende Gewalt der Lehnsgrafen und kleinen Lehnsherren zu schützen. Die Bürger bewahrten mindestens die Waffenehre, welche der freie Bauer einbüßte. Noch einmal hat Heinrich IV. versucht, die Bauernschaften zum Schutze des Kaisertums aufzubieten, aber der Erfolg war traurig genug. Eine zahlreiche Klasse des Volks verlor allmählich ganz den Zusammenhang mit dem Reich oder stand doch, wenn sie in einem solchen verblieb, nicht mehr in der vollen Gewalt des Königs. Überall wurden Königsbann und Königsdienst durch die Gewalt und den Dienst der Lehnsherren beschränkt.

Wie sich der Reichsverband lockerte, wie das Verhältnis des Kaisers zum Volke ein loseres wurde, machte sich im Innern wie nach außen fühlbar genug. Wir wissen, wie wenig dauernden Erfolg alle jene Bestrebungen der beiden letzten Heinriche hatten, um einen allgemeinen Frieden im Reiche aufzurichten; ihre Anordnungen richteten weniger aus als die kirchliche Treuga Dei und die provinziellen Vereinbarungen einzelner Großen. Und mehr noch als in Deutschland sank die kaiserliche Autorität in den unterworfenen Ländern. War auch Heinrich V. durch die Erbschaft Mathildens der mächtigste Fürst der Lombardei geworden und schienen ihm damit neue Mittel zur Herstellung der kaiserlichen Herrschaft im Süden geboten, so fehlte doch viel daran, daß er Italien mit der Macht der Ottonen beherrscht hätte. Die Normannen erkannten in ihren ausgedehnten Gebieten im Süden der Halbinsel die Hoheit des Kaisers nicht an, der Papst fühlte sich wenigstens in Rom selbst als ein freier Herr neben dem Kaiser, und die Bürger der lombardischen Städte gehorsamten dem Reichsoberhaupt nur so weit, als es ihnen beliebte oder momentan ihre Botmäßigkeit zu erzwingen war. In Burgund bestand die königliche Gewalt, welche Konrad II. und Heinrich III. wieder geltendgemacht hatten, unter ihren Nachfolgern kaum dem Namen nach fort. In Ungarn war der deutsche Einfluß völlig vernichtet, in Polen durch den unglücklichen Krieg Heinrichs V. tief gesunken, in Böhmen wurde er von den einheimischen Fürsten nur als Mittel benutzt, um sich gegen Prätendenten zu schützen. Im Wendenland fürchtete man wohl den rührigen Sachsenherzog, aber ein kaiserliches Heer war seit Menschengedenken dort nicht mehr gesehen. Mit den Dänenkönigen hatten seid Svend Estrithsons

Tode alle Verbindungen des deutschen Hofes aufgehört; selbst der kirchliche Zusammenhang des skandinavischen Nordens mit Hamburg-Bremen war von Papst Paschalis II. gelöst. Nur mit England waren durch Heinrichs V. Ehe wieder engere Beziehungen gewonnen, aber gerade sie hatten zu feindlichen Berührungen mit Frankreich geführt, bei denen sich zeigte, daß das französische Volk jetzt einem Angriff des Kaisers gegenüber geeinigt dastand und die kaiserliche Macht an der Westgrenze Deutschlands schon eine feste Schranke fand.

Aber das Kaisertum der Ottonen hatte nicht bloß auf seiner kriegerischen Kraft und seinen äußeren Machtmitteln beruht, nicht minder lag seine Stärke darin, daß es sich zum Mittelpunkt aller kirchlichen und geistigen Interessen der abendländischen Christenheit gemacht hatte. Nur bei ihm fand die Kirche in ihrer Bedrängnis Beistand, nur von ihm wurde ihr Notstand gebessert, nur von ihm das Papsttum in den Zeiten tiefster Herabwürdigung wieder zu Ehren gebracht. Alles kirchliche und christliche Leben suchte und fand in Wahrheit damals seinen Halt und Stützpunkt in der kaiserlichen Macht. Nicht einmal der äußere Bestand der Kirche war zuvor gegen die Angriffe der Heiden gesichert gewesen: erst unsere Kaiser haben jene Angriffe abgewiesen und dann dem Christentum den Eingang in die Länder des Ostens geöffnet. Und jene mächtigen Schutzherren der Kirche waren damit zugleich die Förderer der Wissenschaft und Kunst gewesen; denn nur in dem Klerus hatten die in der Karolingischen Periode ausgestreuten Bildungskeime bei der Ungunst der Zeit nicht ganz erstickt werden können. Die höhergerichteten, die vorwärtsstrebenden Geister drängten sich um den Thron der Ottonen und fanden dort Förderung ihrer Absichten; die kaiserliche Macht hob sie, aber zugleich haben sie das Kaisertum erhoben. Mochte dies Konrad II. nicht begreifen, sein Sohn besaß Verständnis dafür, und es gelang ihm, noch einmal alle Fäden der geistigen Entwicklung im Abendlande zusammenzufassen, indem er eine große Reform der Kirche, wie sie allen hochgesinnten Männern zur Zeit Bedürfnis schien, ernstlich in Angriff nahm.

Verhängnisvoll war, daß diese Reform nicht von einem Kaiser durchgeführt, sondern von dem Papsttum im günstigsten Moment ergriffen und in andere Bahnen gelenkt wurde. Als dann der Sohn und der Enkel Heinrichs III. der Reform sogar einen unglücklichen Widerstand entgegensetzten, kam das Kaisertum völlig aus der geistigen Strömung, welche es bisher getragen hatte, heraus und büßte damit zugleich seine kirchliche Autorität in der abendländischen Christenheit ein. Hatte das Zentrum der Kirche und Schule vor einem Jahrhundert in Deutschland gelegen, so gravitierten die geistlichen und geistigen Interessen der Völker Europas nun nach Rom; selbst die deutsche Kirche fühlte sich fortan mächtiger dorthin gezogen. Zwar hat es auch in der Folge nicht an Bischöfen und Gelehrten gefehlt, welche entweder Überzeugung oder Vorteil eng an die Kaisermacht

fesselte, aber nicht mehr die Kirche selbst, sondern nur eine Partei in derselben knüpfte noch ihre Hoffnungen an die Nachfolger Ottos des Großen. Wie die äußeren Mittel der Herrschaft für das Kaisertum nicht die alten blieben, so sank es auch von der geistigen Höhe, welche es in seinen Anfängen gewonnen hatte.

Das deutsche Kaisertum hat die Entwicklung des staatlichen Lebens bei den anderen Nationen Europas nicht gehemmt, vielmehr sind unter seinem Schutz die Kräfte derselben im stillen gereift. Es bedurfte nur einiger Gunst der Umstände und eines neuen Mittelpunkts, wie er sich jetzt im Papsttum darbot, um den stillen Bann zu brechen, in welchem die deutsche Übermacht bisher die anderen Völker des Abendlandes gehalten, um sich völlig ihrer eigenen Kraft bewußt zu werden. Vor allem traten die romanischen Nationen, längere Zeit zurückgedrängt, nun wieder glanzvoll in die Geschichte ein. Unter ihnen war der Gedanke der großen Kirchenreform zuerst aufgetaucht, sie hatten sich mit demselben zumeist durchdrungen, in den Zeiten der höchsten Gefahr hatten sie den Päpsten dann die Mittel zur Durchführung des großen Werks geboten — wie billig, teilten deshalb auch sie vornehmlich mit den Päpsten den Siegespreis. So gespalten sie waren, hatten sie in Rom doch wieder wie vor Zeiten einen gemeinsamen Mittelpunkt gefunden, und die geistliche Herrschaft des römischen Bischofs mochte ihnen weniger drückend erscheinen, als es einst der Despotismus der alten Imperatoren Roms gewesen war.

Wenn unter dem Einfluß der neuen Ideen die christlichen Reiche in Spanien neue Kräfte gewannen und die arabischen Herrschaften weiter zurückschoben, wenn sich bei den Christen jenseits der Pyrenäen im unausgesetzten Kampfe gegen den Islam ein freier und selbstbewußter Geist, zugleich voll ritterlichen Stolzes und geistlicher Devotion, in eigenster Art nun entwickelte, so berührte dies das deutsche Kaisertum, welches nur ganz vorübergehend seine Aufmerksamkeit jenem äußersten Lande Europas zugewendet hatte, allerdings nur im geringen Maße: um so bemerklicher machten sich ihm dagegen die veränderte Lage der Dinge und der nationale Aufschwung in Frankreich und Italien.

Ein frisches Wehen des Geistes ging damals durch Frankreich; es war, als ob sich die Nation, aus langem Schlummer erwacht, in allen Sehnen und Nerven gestählt fühle. Ein mächtiger Tatendrang riß sie fort; nach allen Seiten strömten die Scharen der französischen Ritter in die Weite hinaus und erfüllten Abendland und Morgenland mit dem Ruhm ihrer Kämpfe und Abenteuer. Wo sie ihr Lager aufschlugen, ob an der Themse oder am Tajo, vor den Toren Salernos oder in der schönen Ebene von Palermo, am Euphrat oder Orontes, an der phönizischen Küste oder im gelobten Lande, wurden sie Herren des Landes, führten ihre kirchlichen Ordnungen und ihren Feudalstaat, ihre Sprache und Sitte ein. Zu derselben Zeit, wo die deutschen Eroberungen in Stillstand kamen, eilte der

französische Adel von Sieg zu Sieg, breitete seine Nationalität in glücklichen Kämpfen aus und nahm überall da Stellung, wo die Entscheidung der wichtigsten Fragen für die Christenheit lag. Es war ein großer Moment in der Weltgeschichte, als die Waffen des Okzidents sich endlich wieder denen des Orients überlegen zeigten, als das Christentum überall den Islam zurückdrängte, — und die französischen Ritter waren es, welche damals allen voran die Schlachten des Glaubens schlugen. Wo es den Kampf gegen die Moslems galt, da haben ihn jene Ritter entweder allein auf sich genommen oder als Vorkämpfer und Mitkämpfer den zunächst beteiligten Völkern zur Seite gestanden.

Einem ideal-phantastischen Rittertum, wie es das französische zu jener Zeit war, muß die Poesie auf den Fersen folgen. Die Ritter lernten den Bänkelsängern Aquitaniens und der Provence ihre Gesänge ab und bildeten die populären Weisen kunstreich weiter. Was in Leid und Freude, in Lieb und Haß die Brust hob, vertrauten sie ihren Liedern. Lebensfrisch, heißblütig, streitlustig riß ihr ritterlicher Sang die Gemüter fort, und bald fehlte das Beste zur Festesfreude, wo der Sänger fehlte. Und schon gestalteten gelehrtere Meister im kühleren Norden Frankreichs auch die alten Heldensagen, welche sich das Volk erzählte, nach dem kirchlich-ritterlichen Geist der Zeit um; sie waren beschäftigt, den Romanen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, von König Artur und der Tafelrunde, von den Abenteuern der nordischen Recken, wie sie nachher in immer neuer Umgestaltung jahrhundertelang die Phantasie der Menschen beschäftigt haben, zuerst festere Formen zu geben. Eine nationale Literatur, neu und eigenartig, entstand so im Norden und Süden der Loire; die Volkssprache machte sie weiteren Kreisen zugänglich, als bisher von den lateinischen Schriftwerken des Klerus erreicht waren; von Laien großenteils ausgehend, gewann sie auch die Laienwelt für sich. Durch diese Poesie erhielt die französische Sprache in ihren beiden Hauptdialekten zuerst eine kunstmäßige Ausbildung, und schon wurde sie von den Ufern des Tweed bis zu den Ländern am Euphrat gesprochen. So weit die französischen Waffen reichten, hörte man die Sprache der Franzosen; sie begann eine Weltsprache zu werden.

Den streitbaren Rittern Frankreichs stand ein nicht minder streitbarer Klerus zur Seite. Durch Berengar und Lanfrank war Frankreich wieder zum Mittelpunkt der theologischen und philosophischen Studien geworden; nirgends wurden die Fragen des Glaubens und Wissens eingehender, gründlicher und zugleich hitziger verhandelt als in Paris. Dorthin strömten aus dem ganzen Abendlande junge Kleriker zusammen, welche eine höhere theologische Bildung suchten. Und wie wuchs erst die Zahl, als der kühne Peter Abälard aus der Bretagne dort auftrat, sich zwischen die hadernden Parteien der Philosophen und Theologen warf und, rechts und links die Lehrsätze anderer bekämpfend, der eigenen Ansicht zum Siege

verhalf! Die Anwendung, welche er von der Dialektik auf die Glaubenssätze machte, war nicht nach dem Sinne der Kirchlichen, aber sie weckte die Geister und brachte ein bisher kaum geahntes Leben in die Schule; mochte sein System nicht geschlossen, mochte sein Charakter nicht der festeste sein, er lebte in dem Gedanken freier Wissenschaft und war ein begeisternder Lehrer. Die Verfolgungen, die er erlitt, steigerten nur den Eifer seiner Jünger. Als man ihm das Lehren in Paris unmöglich machte, ihm keine Zuflucht in einem Kloster mehr gewährte, zog er in eine Einöde bei Troyes. Am Rande eines Bachs baute er da mit eigenen Händen Bethaus und Klause, von Eichen überschattet und von Rosen umkränzt. In Scharen folgten ihm seine Jünger und führten eine steinerne Kirche auf, welche er dem Paraklet, dem Heiligen Geiste, weihte. Unter Laubhütten wohnten bei ihm die Jünger des Heiligen Geistes, ihre Speise waren die Früchte des Feldes, welches sie selbst bebauten. Eremiten der Wissenschaft, lebten sie in den Worten des Lehrers, welche sie dann in alle Welt hinaustrugen; der Glanz seines Namens verdunkelte bereits den aller anderen Gelehrten im Abendlande.

An Feinden konnte es Abälard um so weniger fehlen, als eine völlig andere Denkart schon seit langer Zeit tiefe Wurzeln in dem französischen Mönchtum geschlagen hatte. Nicht das Begreifen der Glaubenslehren war es, worauf es den Mönchen ankam, sondern das Leben und Wirken im Glauben. Nicht die Freiheit wollten sie, sondern die Unterwerfung unter christliche, nach ihren Vorstellungen besonders klösterliche Ordnungen. Auch sie wollten im Geiste leben, aber Geistesleben war ihnen Aszese, Gebet, Verzückung. Auch sie waren kampfbereit, aber sie kämpften gegen das eigene Fleisch und die arge Welt, vor allem gegen den verweltlichten Klerus. Von Cluny war der Kampf ausgegangen, und jeder weiß, welche Erfolge die Kongregation erreicht hatte. Noch war sie mächtig wie keine andere im Abendlande, doch wollte man finden, daß sich in ihr bereits die Schwächen des Alters zeigten, daß ihr Eifer erkalte, daß sie selbst zu verweltlichen beginne.

Mit frischerer Kraft traten neue geistliche Orden ein, um den begonnenen Kampf gegen die Welt fortzuführen. Nach dem Vorbild der italienischen Eremitenmönche richtete der Kölner Bruno das Leben seiner Freunde ein, welche ihm in das von steilen Felsen überragte Tal La Chartreuse bei Grenoble folgten; im Jahre 1086 wurde so von ihm der Kartäuser Orden, in welchem die Aszese ihre strengsten Forderungen stellte, in das Leben gerufen. Im Jahre 1098 war es dann, daß ein Mönch aus der Champagne, Robert mit Namen, unweit Dijon das Kloster Citeaux anlegte; man entlehnte von Cluny, was sich bewährt hatte, und suchte die Fehler der dortigen Einrichtungen zu verbessern. Bald stand auch Citeaux, gleichsam ein verjüngtes Cluny, an der Spitze einer ausgebreiteten Kongregation, und das Glück derselben wollte, daß ihr die gewaltigste Kraft des

Mönchtums zu jener Zeit in dem heiligen Bernhard gewonnen wurde. Im Jahre 1115, noch jung an Jahren, doch schon als eine Leuchte der Kirche erkannt, sah sich Bernhard zum Abt von Clairvaux erhoben, und es war das Werk seines Lebens, die Kluniazenser durch die Ordnungen der neuen Kongregation in Schatten zu stellen. Auf anderem Wege strebte Norbert nach ähnlichen Zielen, wie sie die Kluniazenser und Zisterzienser verfolgten. Ein Chorherr des Stifts St. Victor in Xanten, hatte er nach den Vorschriften des kanoninschen Lebens, wie man sie auf den heiligen Augustin zurückführte, sein Stift reformieren wollen. Aber Widerspruch über Widerspruch begegnete ihm in der Heimat, bis er sie mißmutig verließ. Mehr schien er durch seinen Eifer in Frankreich auszurichten, und der Bischof von Laon übergab ihm endlich dort das Martinsstift, um eine Reform zu versuchen. Als er aber auch da viele Widerwärtigkeiten fand, entschloß er sich, mit einigen Gefährten einen abgelegenen unangebauten Landstrich im Walde von Coucy zum Wohnsitz zu nehmen; Traumgesichte hatten ihn auf diese Einöde verwiesen. Im Jahre 1120 bezog Norbert sein einsames Prémontré, bald das Haupt einer lebenskräftigen, weitverzweigten Verbindung ähnlicher Stiftungen diesseits und jenseits des Rheins. Die Prämonstratenser waren regulierte Chorherren und nannten sich so, aber ihre ganze Verfassung war doch dem Mönchtum nachgebildet; die eigentümliche Stellung zwischen Welt- und Klostergeistlichkeit, welche sie einnahmen, bot ihnen große Vorteile und eröffnete ihnen schnell einen ausgebreiteten Wirkungskreis.

Allerdings waren es zum Teil Deutsche, welche diese neuen Klosterordnungen begründeten: um so bezeichnender ist, daß sie nur in Frankreich damals den rechten Boden für ihre Bestrebungen zu finden hofften und fanden. Klosterbrüder in Kutten aller Art predigten nun in den gallischen Ländern gegen die verweltlichte Kirche, gegen den verweltlichten Klerus. Man wird nicht sagen, daß sie gerade das erreicht hätten, was sie zunächst anstrebten; aber sie beherrschten die Stimmung der Masse, erregten die Seelen, nahmen die Gemüter gefangen. Das französische Mönchtum war wie das Rittertum eine Macht geworden, welcher schwer zu widerstehen war. Abälard hat sie erfahren. Äußerlich wie innerlich ist er von ihr überwunden worden: als ein frommer Mönch ist er in einem Kloster Clunys gestorben. Die Zeit rückte heran, wo in dem heiligen Bernhard die höchste Autorität des Abendlandes zu ruhen schien, wo sich Päpste und Könige dem Willen des Abts von Clairvaux beugten.

Diese kriegerischen und mönchischen, poetischen und gelehrten Elemente, welche das Leben Frankreichs durchdrangen, scheinen uns wohl weit auseinanderzustreben: dennoch fanden sie sich zusammen und verbanden sich in der mannigfachsten Weise. Schon hatten französische Ritter vor Jerusalem die geistlichen Ritterorden der Johanniter und Tempelherren gestiftet, die eigentümlichste Vereinigung von Mönchtum und Chevalerie. Jene

Asketen, welche die Philosophie bekämpften, waren darum nicht minder selbst von ihr ergriffen; der heilige Bernhard, obwohl ein hitziger Gegner Abälards, stand doch den Ideen nicht fern, welche die Schule beherrschten. Nicht allein die Ritter sangen das Lob ihrer Damen, auch Männer der Wissenschaft, wie Abälard, versuchten sich in Liebesliedern. Die ganze Nation war eben in einer geistigen Erregung, welche neue und seltsame Erscheinungen hervorrief. Uns mag in dieser Verbindung von weltlichem Rittertum mit mönchischer Weltverachtung, von üppiger Poesie mit grübelnden Scholastizismus etwas Unklares und Phantastisches liegen: aber diese Phantastik, so unfruchtbar sie sich in unseren Zeiten erweisen würde, hat damals auf alle realen Verhältnisse eine unberechenbare Macht geübt. Sie hat die Kreuzzüge ermöglicht und in allem mitgewirkt, was die abendländische Welt in den nächsten Jahrhunderten geleistet. In ihr wurzeln alle jene wundersam reichen und bunten Erscheinungen, welche das spätere Mittelalter kennzeichnen.

Eine völlig andere Lebensrichtung tritt in Italien zutage, namentlich in dem nördlichen und mittleren Teile der Halbinsel; denn der Süden war von französischen Rittern beherrscht. In der Lombardei und in Tuscien ging von den Städten und dem Bürgertum die Bewegung aus, und von hier empfing dann die ganze Nation Anstoß und Richtung. Was eine kluge und beherzte Bürgerschaft vermöge, hatte längst Venedig gezeigt. Nicht allein die Freiheit der Stadt hatte es durch eine gewandte Politik gegen das morgenländische und abendländische Kaiserreich zu behaupten gewußt, sondern sich auch eine untertänige Landschaft an den Küsten Istriens und Dalmatiens gewonnen. Es gab eine Zeit, wo Venedig fast allein den Handel des Orients und Okzidents auf der See vermittelte, wo die Flotten der Lagunenstadt fast allein die kostbaren Produkte der Levante dem Abendlande zuführten. Venedigs Beispiel wirkte zunächst auf die Seestädte Pisa und Genua. Auch ihre Schiffe sah man schon im elften Jahrhundert sich weit hinauswagen, alle Küsten des mittelländischen Meeres befahren. Auf eigene Hand nahmen die Bürger dieser Städte den Kampf mit den Arabern auf, den namentlich Pisa mit erfolgreicher Kühnheit führte. Von den Inseln im östlichen Becken des Mittelmeeres wurden die Araber vertrieben; schon griff sie Pisa auch in Afrika an. Als die Seestädte Italiens mit ihren Schiffen die Kreuzfahrten der französischen Ritter unterstützten, folgten sie nur einer Richtung, welche sie längst eingeschlagen hatten. Wenn sie nun ihre Flotten Jahr für Jahr an die Küsten des gelobten Landes sandten, kam es ihnen freilich weniger auf Abenteuer an als auf die Erweiterung ihres Handelsgebiets; nicht so sehr Waffenehre suchten sie dort wie Gewinn. Ihre Zähigkeit hat mehr als einmal verhindert, daß die Unbeständigkeit der ritterlichen Kreuzfahrer nicht aufgab, was im heißen Ansturm eben gewonnen war, und sie waren es,

welche durch ihre Klugheit den reichsten Ertrag aus den fernen Eroberungen der Christenheit zogen.

Der wachsende Reichtum der Seeplätze kam auch den Städten im Binnenlande des nördlichen und mittleren Italiens zugut, teils durch den großen Zwischenhandel nach den Ländern jenseits der Alpen, der ihnen zufiel, teils durch die Gewerbtätigkeit, die sich mit dem Zufluß neuer Produkte und mit dem lebendigeren Verkehr außerordentlich hob. Auch diese Städte, unter denen Mailand voranleuchtete, hatten inzwischen die Waffen ergriffen und sie bald gegen die deutschen Könige, deren Regiment bereits als eine Zwingherrschaft empfunden wurde, bald gegen ihre Bischöfe, welche die ihnen von den Kaisern übertragenen Hoheitsrechte in den Städten durch ihre Vasallen ausüben ließen, nicht unglücklich geführt. Im Investiturstreit hatten die meisten Bürgerschaften die Selbstregierung gewonnen. In allen bedeutenderen Städten standen bereits von den Bürgern und aus ihnen gewählte Konsuln an der Spitze der Verwaltung und der Rechtspflege. Inwieweit man die Hoheitsrechte des Bischofs noch anerkannte, hing von zufälligen Umständen ab. Die Abhängigkeit vom Reiche ließen sich die Städte mehr im Prinzip gefallen als in der Praxis. Man gab dem Kaiser wohl Abgaben, man achtete die Rechtssprüche, die in Reichsangelegenheiten von ihm selbst oder seinen Bevollmächtigten ausgingen, aber tiefere Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Kommunen wurden vom Reiche kaum noch versucht, weil sie stets auf hartnäckigen Widerstand stießen.

In handel- und gewerbetreibenden Bürgerschaften, welche die Waffen nur führen, um sich Verkehrsstraßen zu bahnen oder ihre Freiheiten zu schützen, wird sich ein anderer Geist entwickeln, als in einer abenteuernden Ritterschaft. Wer täglich zu rechnen hat, überläßt sich nicht leicht gefährlichen Lockungen der Phantasie, und in der Tat hatte man in den Kommunen Italiens manche schwierige Rechnung zu machen. Auf einem beschränkten Gebiet mit spärlichen Mitteln waren Aufgaben durchzuführen, die anderen, denen weit größere Kräfte zu Gebot standen, unlösbar schienen. Im Kampf mit fremden Völkern, im Streit mit dem Kaiser und mächtigen Fürsten, in steter Rivalität untereinander, mußten sich die einzelnen Kommunen ihr Dasein mühsam gewinnen und vorsichtig sichern. Wie wäre dies anders als durch die kluge Ausnutzung jedes günstigen Moments und durch die besonnene Pflege vorteilhafter Allianzen möglich gewesen? Die Lombardei, Tuscien und die Romagna waren nicht der Boden für stürmische Eroberungen, nur eine nüchterne, Schritt für Schritt vorschreitende Politik erzielte hier Erfolge. Nicht allein die Bürgerschaften sahen dies, auch die Fürsten begriffen, daß hier die Zustände nur im mühsamen Ringen mit den gegebenen Verhältnissen umzubilden seien, und selbst das Papsttum trat in diese Kreise einer weitverschlungenen, klug berechnenden Politik ein. Wohl hat der Stuhl Petri die ungestümen Kräfte

der französischen Nation für seine Zwecke zu nutzen gewußt, aber er ließ sich von ihnen nicht fortreißen. Die Politik Roms behielt im wesentlichen die Richtung, welche sie in den Tagen Gregors VII., der großen Gräfin und der Pataria eingeschlagen hatte.

Überall finden wir die Italiener jener Zeit auf den Bahnen realer Verhältnisse und in einer eminent praktischen Wirksamkeit; selbst in den wissenschaftlichen Bestrebungen der Nation tritt dies hervor. Man weiß, wie in Italien Literatur und Schule immer einen mehr weltlichen Charakter behalten haben, wie hier zuerst neben der Rhetorik die praktischen Wissenschaften der Medizin und der Jurisprudenz Pflege fanden[1]. Es war namentlich die Rechtswissenschaft, welche etwa zu derselben Zeit, als in Frankreich das theologische Studium eine europäische Bedeutung gewann, in Italien einen Aufschwung nahm, der sich bald in allen Weltverhältnissen fühlbar machte. Die Rechtsschulen in Pavia und Ravenna genossen lange bedeutenden Ruf, aber schon wurden sie durch Bologna verdunkelt, wo Warnerius eine kaum geringere Anziehungskraft übte als Abälard in Paris. Ein geordnetes Studium der Rechtsbücher des Justinian, welche so lange vernachlässigt waren, brachte er, vorher ein Lehrer der Grammatik, ein Mann aus dem Laienstande, dort zuerst wieder in Schwung und übte damit eine unermeßliche Wirkung aus. Schon beriefen sich die Kaiser, die Kirche, die Städte auf Grundsätze des alten Rechts, gleich als gälte es für alle Orte und alle Zeiten. Und nicht allein das römische Recht wurde von den Juristen bearbeitet, sondern auch die lombardischen Gesetze systematisch geordnet, kommentiert und zum Gegenstande eines geregelten Unterrichts gemacht. Gleichzeitig trat das kanonische Recht, nicht ohne die unmittelbare Einwirkung Gregors VII., in eine neue Phase der Entwicklung. Um die alten Ordnungen der Kirche mit den neuen Satzungen des Papsttums in Einklang zu bringen, wurden andere Kanonsammlungen nötig; sie sind besonders in Italien entstanden, obschon auch Frankreich mit solchen Arbeiten nicht ganz zurückblieb. In Bologna hat dann neben dem römischen und lombardischen auch das kanonische Recht zuerst ein geordnetes Studium erhalten. Aus einer Verbindung mehrerer Lehrer und ihrer Schüler entstand hier die erste gelehrte Korporation, welche man als eine Universität bezeichnen kann. Kleriker und Laien drängten sich nun zu dem Rechtsstudium, welches für alle Verhältnisse des Lebens eine bisher kaum geahnte Bedeutung gewann; ein besonderer Doktorenstand, gleichsam in die Mitte tretend zwischen dem Klerus und den Laien, gewann durch dieses Studium Existenz. Wie Handel und Gewerbe wurden Politik und Rechtswissenschaft die bewegenden Kräfte des italienischen Lebens.

Offenbar hatten sich in den romanischen Nationen neue Kräfte frisch entwickelt, und wohl schien die Frage, ob das deutsche Kaisertum und die

[1] Bd. I, S. 308. 309.

deutsche Nation ihnen gegenüber nach jenen langen inneren Kämpfen noch die politische Überlegenheit würde behaupten können. Wer aber die Rechnung auf einen schleunigen Zerfall der deutschen Kaisermacht gestellt hätte, würde sich doch sehr getäuscht haben; jene Entwicklung des südlichen Europa hatte, so rasch und energisch sie hervortrat, doch mindere Gefahren, wie sich bald zeigte, für das Kaisertum, als man hätte erwarten sollen. Denn nirgends war noch bei den Romanen ein fester nationaler Zusammenschluß, nirgends das Band eines starken Königtums; die Nationen hatten sich nicht so in ihrer Gesamtheit wie in ihren Ständen entwickelt, und diese strebten meist mehr auseinander als einem Mittelpunkt zu; die Steigerung der Kräfte wirkte deshalb mehr nach außen als nach innen. Die Gesamtheit der Romanen hatte allerdings in dem Papsttum einen neuen Vereinigungspunkt gewonnen, aber welche Dienste man in weltlichen Dingen dem Statthalter Petri schulde, war in der Praxis noch heftiger bestritten als in der Theorie. Die Normannen in Kampanien, Apulien, Kalabrien und Sizilien waren die unmittelbaren Vasallen des Papstes, und doch hatte derselbe meist mehr von ihnen zu fürchten als zu hoffen. Selbst der Gehorsam der Stadt Rom und des Adels der Campagna mußte immer aufs neue erst erzwungen werden. Seitdem das Papsttum seine Ansprüche auf Weltherrschaft erhoben hatte, sah es sich meist entschlossenen Gegnern gegenüber, und hinter ihm selbst standen gewöhnlich nur schwierige Vasallen, unzuverlässige Bundesgenossen und selbstsüchtige Freunde. Durch seine gewandte Politik war es dem Kaisertum weit gefährlicher als durch seine äußere Macht.

Dagegen fand die kaiserliche Herrschaft noch immer eine starke Stütze in der Tradition. Das Herkommen, zu allen Zeiten mächtig, übte damals eine Gewalt, von der wir uns heute schwer eine Vorstellung machen. Bezeichnete man den Kaiser auch nicht mehr als den Statthalter Christi, so war doch die allgemeine Ansicht, daß ihm als dem höchsten Gebieter der Welt das weltliche Schwert unmittelbar von Gott übergeben sei, und die zu neuem Leben erwachende Wissenschaft der römischen Jurisprudenz verfehlte nicht, zugleich Vorstellungen von einer unbeschränkten Gewalt, die dem deutschen Reichsoberhaupte als Nachfolger der alten Imperatoren beiwohne, zu verbreiten. Daß jede andere weltliche Macht nur ein Ausfluß dieser höchsten Gewalt sei, war noch immer die Meinung, so wenig sie den wirklichen Verhältnissen entsprach. Aber das war mindestens richtig und wurde gefühlt, daß die bestehende Ordnung in der abendländischen Christenheit wesentlich durch das Verdienst des Kaisertums geschaffen war. Wie hätte man sich namentlich dieser Erkenntnis in Deutschland und in dem größten Teil Italiens verschließen können? Alle jene Rechte und Freiheiten, deren sich die Bischöfe, die weltlichen Herren und die Städte erfreuten, alle jene Urkunden, welche jene Freiheiten und Rechte stützten und schützten, waren sie ihnen nicht von den Kaisern erteilt? Untergruben sie

nicht ihre eigene Macht, wenn sie die kaiserliche Autorität in Vergessenheit fallen ließen? Wohl hatte man eine Reform der Kirche begünstigt, welche das Papsttum neben dem Kaisertum zu einer Weltmacht erhob, weil man durch sie zu gewinnen hoffte: aber die Vernichtung des Kaisertums hätte den ganzen Bestand der Dinge doch von tiefstem Grund aus erschüttert. Wer hätte sich unter dem allgemeinen Ruin noch sicher gedünkt? Nimmt man die Rechte des Kaisers, hat man noch später gemeint, so darf niemand mehr sagen: dieses Haus ist mein.

So hatte das deutsche Kaisertum noch tiefe Wurzeln in der die Zeit beherrschenden Meinung, und auch die äußeren Hilfsmittel, welche ihm zu Gebot standen, darf man nicht gering anschlagen. In dem von Parteiungen zerrissenen Italien gab es immer Fürsten und Kommunen, welche im Streit mit anderen sich der deutschen Macht anzuschließen bereit waren, und der gesteigerte Reichtum des Landes kam so selbst dem deutschen Hof zugut. Nicht anders war es in den burgundischen Ländern, ja überall im Abendlande; wo es ein gekränktes Recht gab, wo Zerwürfnisse in den Nationen eintraten, wurde die Hilfe des Kaisers angerufen und ihm alle Kräfte zur Verfügung gestellt, welche der schutzsuchenden Partei zu Gebote standen.

Die Hauptkräfte des Kaisers lagen aber nach wie vor im deutschen Reiche und im deutschen Volke. Waren auch die Bande, welche Reich und Volk zusammenschlossen, augenscheinlich gelockert, so waren sie deshalb nicht zerrissen. Wie viel an Hoheitsrechten der König aufgegeben hatte, jedes Recht wurde ihm doch frei, wo er persönlich erschien und die Regierung führte. Noch war das ganze Reich sein Haus; noch war er dort überall der höchste Herr; noch gab es niemanden, der sich seinem Gericht entziehen durfte; noch hatten alle, welche in den Waffen lebten, in ihm ihren höchsten Kriegsherrn. Welche Macht zuzeiten die Empörung gewonnen hatte, der Grundsatz war nicht erschüttert worden, daß es strafwürdiger Ungehorsam sei, sich der Mahnung des Königs zu entziehen.

Sobald der Kaiser nur die Empörung niederzuhalten vermochte, bot ihm das deutsche Reich noch immer eine außerordentliche Macht. Denn nichts wäre irriger als die Meinung, daß die Hilfsquellen des Reichs bereits versiegt, die Kräfte des deutschen Volks verbraucht gewesen seien. Gewiß hatte der Investiturstreit gewaltige Opfer gekostet, aber vielleicht nie hat eine Nation die Greuel eines durch Menschenalter fortdauernden inneren Kriegs leichter überstanden als damals die deutsche. Man mag zur Erklärung anführen, daß größere Schlachten nur im Anfange des Streits stattfanden, daß längere Zeiten in völliger Waffenruhe vorübergingen, daß der Schauplatz des Kriegs oft gewechselt wurde: der Hauptgrund war doch, daß eine unerschöpfliche Widerstandskraft gegen das Elend und die Verwilderung in unserem Volke lebte, und daß sich überdies

die Mittel der Existenz und mit ihnen die Tätigkeit in den deutschen Ländern gesteigert hatten.

Bemerkenswert ist, daß sich gerade in der Zeit, wo sich die französischen Großen mit Vorliebe in auswärtige Kämpfe stürzten, die deutschen Fürsten wenig an ihnen beteiligten. Heinrich IV. hatte 25 Jahre regiert, ehe er seine Romfahrt antrat, und auch da hat ihn nur ein kleines Heer begleitet. Ein zahlreicheres Kriegsvolk brachte er zehn Jahre später über die Alpen, doch war auch dies nicht von fern jenen Heeren zu vergleichen, welche früher den Kaisern gefolgt waren. Nur Heinrichs V. Romfahrt hat fast alle deutschen Fürsten über die Alpen geführt; als er zum zweiten Male nach Italien ging, war kein Heer in seinem Gefolge. Gegen die Völker im Osten hat Heinrich IV. lange ganz die Waffen ruhen lassen; größere Reichsheere hat er nie gegen sie zusammengebracht. Sein Sohn nahm diese Kämpfe in den ersten Regierungsjahren auf, aber nicht mit dem besten Erfolg; wir hören, daß die Fürsten selbst über diese unfruchtbaren Kriege murrten. Noch weniger war man geneigt, dem Kaiser gegen Frankreich Waffen zu bieten. Wir wissen, wie gering verhältnismäßig bisher auch an den Kreuzzügen die Teilnahme des deutschen Adels gewesen war. Und noch weniger als an den Landkriegen haben sich die Deutschen an den Kämpfen zur See beteiligt. Schon wurden das Mittelmeer und die Ostsee wieder freie Bahnen für christliche Völker; dort sah man die Schiffe der Franzosen, Katalanen und Italiener, hier wurden die Dänen mächtig, aber deutsche Flotten fehlten. Nur die Nordsee wurde von friesischen und holländischen Seeleuten befahren, um England und dem Dänenlande die Waren des deutschen Kaufmanns zuzuführen. Die Bemerkung des Annalisten Eckehard, daß die Deutschen seiner Zeit nicht leicht fremde Völker angriffen, hat ihre volle Wahrheit.

Die Zeit und Kraft, welche früher in äußeren Kriegen verwandt waren, blieben dem Lande; dort sind sie allerdings zum Teil in den traurigen Parteiungen verzehrt worden, doch ist auch vielfacher Gewinn dem Adel, der Kirche und dem Bürgerstande daraus erwachsen, daß man die eigenen Interessen nun einmal wieder zunächst in Betracht zog.

Die weltlichen Großen nutzten den günstigen Augenblick, wo die kaiserliche Gewalt gelähmt war, um ihre Besitzungen zu erweitern und abzuschließen, immer ausgedehntere Hoheitsrechte über ihre Hintersassen zu gewinnen, ihre Territorien sich und ihren Nachkommen zu sichern. Auf großen Landbesitz waren sie von jeher bedacht gewesen, und es war eine Zeit, wo sich mit List und Gewalt mehr als je gewinnen ließ. Wie es in Revolutionszeiten zu geschehen pflegt, waren neue Geschlechter schnell emporgekommen. Von den Supplinburgern, den Zähringern, den Staufern, den Askaniern, welche jetzt in den Vordergrund traten, war früher wenig die Rede gewesen. Der italienische Zweig der Welfen war erst neuerdings nach Bayern verpflanzt worden, und nur dunkel erinnerte

man sich dort, daß die Vorfahren des Wittelsbachers, welchem Heinrich V. so große Gunst erwies, einst über das Land geherrscht hatten. Die Stammbäume der Grafen von Thüringen und Groitzsch, so tief diese Herren in die Dinge eingriffen, waren ziemlich neu; zum hohen Adel hatten die Vorderen dieser Ludwige und Wiprechte nicht gehört. Auch die edlen Geschlechter der Habsburger und Zollern, welchen noch eine weltgeschichtliche Rolle vorbehalten war, traten erst damals bestimmter hervor. Überall neue Menschen in den neuen Zeiten, aber mit wunderbarer Schnelligkeit steigen sie zur Macht empor und gewinnen einen massenhaften Besitz. Jener Pfalzgraf Rapoto, welcher Heinrich IV. wichtige Dienste gegen die Gregorianer leistete, konnte von den Grenzen Böhmens bis nach Rom ziehen und überall auf seinen eigenen Burgen und Höfen Quartier machen — und doch hieß nicht er der Reiche, sondern sein Vetter, der Graf Udalrich von Passau. Eine viel nachhaltigere Bedeutung gewann der große Besitz, welchen Ludwig der Bärtige und sein Sohn in Thüringen von der Hörsel bis zur Unstrut zusammenbrachten, und den ihr Geschlecht sich dann durch gefälschte Kaiserurkunden zu sichern suchte. Man kann sagen, daß Thüringen, bis dahin in der Gewalt teils Mainzer Vasallen, teils sächsischer Herren, erst durch die Hauspolitik der Ludwige wieder einen provinziellen Zusammenhang gewann.

Sichtlich war der Besitzstand und damit der Wohlstand des hohen Adels im Wachsen, und damit bereicherten sich zugleich die Vasallenschaft und Ministerialität desselben. Aber nicht weniger gewann die Kirche, gewannen die Bistümer und Klöster. Ein allgemeiner Trieb der Zeit war, der Kirche zu opfern. Gab der Arme ihr seine Freiheit, so übertrug der Reiche ihr sein Stammgut, der König ihr die Einkünfte und Rechte des Reichs. Wo die Opferfreudigkeit fehlte, wurde moralischer, auch äußerer Zwang nicht gespart, um einen immer ausgedehnteren weltlichen Besitz in die Hand der Kirche zu bringen. Schon konnten die Erzbischöfe von Mainz und Köln eine Macht entfalten, welche selbst den Kaisern Besorgnisse einflößte, und wo wäre ein Bistum gewesen, welches seinen Traditionskodex nicht unaufhörlich erweitert hätte? Was sich mit den Mitteln eines einzelnen Bistums, wenn sie nur zu Rat gehalten wurden, erreichen ließ, zeigt das Beispiel Ottos von Bamberg. Mit besonderer Vorliebe pflegte man die Klöster; nicht nur die alten wurden erweitert, sondern fast Jahr für Jahr mitten in den Stürmen des Investiturstreits entstanden neue Stiftungen. Geistliche und weltliche Herren wetteiferten in denselben, und die glänzenden Dotationen zeigten den Reichtum der Gründer. Heinrich IV. und sein Sohn haben die Mittel zu solchen Werken nicht gefunden; sie mußten sich versagen, was ihren Fürsten wenig Beschwerde machte.

Allerdings haben die Kirchen wegen ihres Reichtums schwere Stürme bestanden. Weder die Kaiser, noch die adligen Herren, die als Vögte und

Vasallen bei der Verwaltung des Kirchenguts unmittelbar beteiligt waren, haben sich ein Gewissen daraus gemacht, in Zeiten der Not tief in den Besitz des Klerus einzugreifen. Arge Gewalttaten sind oft genug an Klostergut und Klosterleuten verübt worden, und nicht selten fehlte es selbst in den reichsten Abteien, wie Fulda, an den notwendigen Lebensbedürfnissen. Aber schneller, als sich erwarten ließ, halfen sich meist die Kirchen wieder auf. Gute Wirtschaft brachte bald meist alles wieder in den alten Stand, und im ganzen waren damals die geistlichen Herren bessere Haushalter als die weltlichen. Wenn diese in Geldnot waren, halfen häufig die Bischöfe und Äbte aus, freilich nicht ohne daß ihnen liegende Gründe veräußert oder verpfändet wurden. Die geistlichen Ämter gaben nicht nur Ehre, sondern auch vor allem Reichtum und Macht; Grund genug, daß die vornehmen Familien sie für ihre Nachgeborenen zu gewinnen suchten. Schon war es für einen Kleriker, der nicht einem angesehenen Hause entstammte, sehr schwierig, den Eingang in ein Domkapitel zu gewinnen.

Der Adel und die Kirche erweiterten auf Kosten der Krone und des Bauernstandes ihre Besitzungen und Rechte; diese büßten im wesentlichen ein, wo jene gewannen. Den Städten ist dagegen das Wachstum des Wohlstandes bei den Herren eher förderlich als nachteilig gewesen. Ein deutsches Städteleben und ein deutsches Bürgertum hat eigentlich erst im elften Jahrhundert begonnen. Die gesteigerten Lebensbedürfnisse, die leichte und ungehinderte Verbindung mit Italien gaben dem deutschen Handel damals eine früher kaum geahnte Bedeutung, machten größere Handelsplätze mit einem regelmäßigen, festgeordneten Verkehr notwendig und schufen einen eigenen Handelsstand, der schnell emporkam. Mit dem Reichtum der Kaufleute wuchs der Selbständigkeitstrieb dieses Standes. Die meisten aus ihm waren unfreier Geburt, aber bald wußten sie sich die Freiheit zu erkaufen oder sonst zu erwerben. Sie standen anfangs ganz unter der Botmäßigkeit der Kaiser, Bischöfe oder weltlichen Großen, welchen die Handelsplätze gehörten, mußten ihnen steuern, ihnen Dienste tun, Recht von ihren Beamten nehmen und diese überall in ihre Geschäfte eingreifen lassen; nur allmählich gelang es ihnen, durch Privilegien einen Anteil an der städtischen Verwaltung, an den städtischen Gerichten zu erlangen, ihre Leistungen an die Herren vertragsmäßig zu regeln. Zum Schutz der Stadt waren sie die Waffen zu führen verpflichtet, aber sie ergriffen sie dann auch wohl gegen ihre Herren. Wieviel sie mit ihren Schwertern vermochten, haben zur Zeit Heinrichs IV. die rheinischen Bischöfe, hat Heinrich V. dann an sich selbst erfahren. Die Kaufleute bildeten den Kern der städtischen Bevölkerung, aber an sie schloß sich die große Masse derer an, die vom Handwerk lebten und sich immer mehr nach den Städten zogen. Auch die Beamten der Herrschaft teilten oft mehr die Interessen ihrer Untergebenen als ihrer Gebieter, namentlich wenn sie

nicht ohne Zustimmung jener eingesetzt werden konnten; sie verwuchsen allmählich mit der übrigen Einwohnerschaft und bildeten so in gewissem Sinne einen städtischen Adel.

Die Zeit des Investiturstreits war der Entwicklung der städtischen Freiheit wie in Italien so auch in Deutschland überaus günstig. Wenn der Kaiser mit dem Bischof der Stadt in Streit lag, oder wenn Bischof und Gegenbischof miteinander haderten, fiel es schwer in das Gewicht, auf welche Seite sich die Städter wandten; sie wußten es, was sie galten, und sorgten dafür, daß ihre Dienste ihnen vergolten wurden. In einer Zeit innerer Wirren, wo ein gesicherter Rechtsschutz sonst kaum zu finden war, mußten sie selbst für denselben sorgen. Um ihn sich zu leisten, schlossen sie nach dem Beispiel, welches gleichzeitig mehrere nordfranzösische Städte gaben, an manchen Orten in Deutschland Eidgenossenschaften. Wir kennen solche in Cambrai und Köln, und Kölns Vorgang hat weiter gewirkt. In der mannigfachsten Weise haben sich die Verhältnisse in den verschiedenen Städten dann weiter entwickelt; in jeder Stadt bildete sich durch die Gewohnheit ein besonderes Recht aus, welches, im Lauf der Zeit aufgezeichnet, später auch auf Städte neuer Gründung übertragen werden konnte.

Allen deutschen Städten leuchtete damals durch seinen ausgedehnten Handel, durch den Reichtum und die Mannheit seiner Bürger Köln voran. Ihm zunächst standen die anderen bischöflichen Städte am Rhein, wie Mainz, Worms, Speier und Straßburg. Auch die meisten anderen Bischofssitze im Reich waren bereits große Handelsplätze geworden; namentlich begünstigte Augsburg und Regensburg ihre Lage, die leichte Verbindung mit Italien. Auch aus manchen Kaiserpfalzen erwuchsen volkreiche Orte, wie aus Frankfurt, Goslar, Ulm, Nürnberg [1]; andere Pfalzen verfielen, wie z. B. Tribur, welches im Jahre 1119 zum letzten Male genannt wird. Nicht selten bauten sich auch neben den Burgen der Fürsten Kaufleute an und riefen so Landstädte in das Leben. Der gesteigerte Verkehr bot dem Grundherrn manche Vorteile, erhöhte vor allem seine Einnahmen; er gewährte deshalb nicht allein gern den Markt, sondern rief ihn wohl sogar mit Opfern in das Leben. Im Jahre 1120 berief der Zähringer Konrad zwanzig angesehene Kaufleute, um auf seinem Grund und Boden einen Markt zu errichten, gab ihnen Bauplätze gegen einen bestimmten Zins und gewährte ihnen nicht gewöhnliche Privilegien: so ist Freiburg im Breisgau entstanden.

Man hatte in früherer Zeit zwischen Burg und Stadt nicht unterschieden [2]. Beides bezeichnete einen mit Mauern und Wällen umgebenen

[1] Heinrich III. hat unseres Wissens zuerst in Nürnberg in den Jahren 1050 und 1051 hofgehalten; er war es auch, der dorthin den Markt von Fürth verlegte. Bereits gegen Ende des Jahrhunderts, in dem es zuerst genannt wird, war es ein namhafter und stark bevölkerter Platz.

[2] Dies zeigt sich schon in den Namen vieler damals schon bedeutenden Städte, wie Magdeburg, Regensburg, Augsburg, Straßburg usw.

Platz; Bürger oder Burgmannen nannte man die Besatzung desselben. Erst jetzt begannen sich die Begriffe zu trennen. Denn neben jenen befestigten Orten, welche Mittelpunkte eines geregelten Handelsverkehrs und einer ausgedehnteren Gewerbetätigkeit wurden, blieben kleinere Burgen, welche nur einer Kriegsmannschaft Wohnstatt boten, ja die Zahl derselben vermehrte sich noch von Jahr zu Jahr. Sie dienten bald zum Schutz der Grenzen, bald zur Sicherung des gewonnenen Besitzes gegen Gewalt, leider aber auch oft, um Gewalt an andern zu üben. Die Kaufleute und die Bauern hatten schwer über die Raubburgen des Adels und das schlimme Kriegsvolk in denselben zu klagen. Seit den großen Bauten, welche Heinrich IV. am Harz und in Thüringen angelegt hatte, fingen auch die geistlichen und weltlichen Herren an, ihre Festen umfänglicher und stattlicher einzurichten. Zu zahlreichen Burgen am Rhein, in Sachsen und Thüringen, welche noch jetzt durch ihren kühnen Bau auf steilen, die Umgegend weit beherrschenden Bergspitzen Bewunderung erregen, ist in jener Zeit der Grund gelegt worden; die weltbekannten Namen von Drachenfels, Trifels, Wartburg, Kyffhausen werden damals zuerst gehört.

Auch sonst baute man nun in Deutschland mit größerem Aufwand. An die Stelle der alten hölzernen Notbauten traten mehr und mehr kunstreichere Werke aus Stein. Die Geistlichkeit ging hierin voran. Noch jetzt besitzen wir in allen Teilen Deutschlands Kirchen und Klöster aus jener Zeit; sie legen von der Sicherheit und dem schon entwickelteren Geschmack der damaligen Architektur klares Zeugnis ab. Der sogenannte romanische Baustil kam zu jener Durchbildung und Vollendung, von welcher dann später der Übergang zum Spitzbogenstil erfolgte. Wir hören in dieser Zeit nicht von fremden Künstlern in Deutschland; einheimische leiteten die großen Bauwerke und führten sie aus. Die unausgesetzte Übung gab besonders den Geistlichen Kenntnisse der Architektur; sie waren, wie es scheint, fast die einzigen Baumeister dieser Epoche. In den Klöstern fand daneben die Skulptur, Malerei und Kalligraphie einen ordnungsmäßigen Betrieb und eine traditionelle Pflege. Ein großartiges, merkwürdiges Denkmal damaliger Kunstübung ist das Relief der Kreuzabnahme an den Externsteinen[1] im Fürstentum Lippe; es zeigt, wie man sich allmählich von den überlieferten Mustern zu befreien suchte, nach eigentümlicher, wirksamer Darstellung strebte. Ein ähnliches Bestreben gibt sich auch in den Miniaturmalereien der gleichzeitigen Handschriften kund. Von den Wandgemälden, mit welchen man die Kirchen zu verzieren liebte, ist leider kein größeres Werk unverletzt auf uns gekommen.

Wie die Kunstpflege fast ganz der Geistlichkeit zufiel, so war die Wissenschaft völlig ihr Alleinbesitz geworden. Der kaiserliche Hof zeigte den Bestrebungen der Gelehrsamkeit und der Schule nicht mehr die frühere Gunst. Heinrich IV. hatte wohl Sinn für die Arbeiten der Gelehrten, aber

[1] Die Externsteine gehörten dem Kloster Abdinghof.

konnte wenig für sie tun; seinem Sohne waren, wie es scheint, die Literatur und die Literaten fast gleichgültig. Denn daß der Letztere gelegentlich einen oder den andern Mann der Schule benutzte, um seine Kaiserrechte zu verteidigen oder seine Taten zu verherrlichen, wird nicht als Neigung zur Wissenschaft zu deuten sein; der Geschichtsschreiber Eckehard, welchen er in den Anfängen seiner Regierung an sich zog, wandte sich bald wieder von ihm ab. Des Kaisers eigene Bildung war, so viel wir wissen, in nichts von der des weltlichen Adels unterschieden; der deutsche Adel aber lebte damals von Jugend auf ganz im Waffenhandwerk und in äußeren Dingen. Selbst jene dürftige Schulbildung, welche in der Ottonischen Zeit von ihm verlangt wurde, war ihm längst fremd geworden. Es war ein Fluch des langen inneren Kriegs, daß der Adel immer mehr in Fehden und Parteiungen verwilderte. Kaum etwas anderes erweckte noch sein geistiges Interesse als die Streitfragen über die Grenzen der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt, da diese auch ihn unmittelbar betrafen.

Die geistlichen Schulen blieben von den traurigen Wirren der Zeit nicht unberührt. Vielfach vernehmen wir Klagen über den Verfall, ja die völlige Zerstörung derselben, und gewiß ist, daß bei manchen Domkirchen und Klöstern der Unterricht oft ganz unterbrochen wurde. Aber meist kam die Schule doch bald wieder in Gang, und die Bildung der Geistlichkeit läßt am Ende des Investiturstreits mindestens keinen wesentlichen Rückschritt gegen die früheren Zeiten erkennen. Die Literatur hält sich im ganzen an die früher ausgebildeten Formen, gewinnt aber einen lebendigeren Inhalt. Die großen kirchlichen Fragen der Zeit beschäftigten natürlich den Klerus noch lebhafter als die Laienwelt, und auch die Literatur mußte sich ihnen zuwenden. Was sie an Chroniken, an Gedichten, an theologischen und politischen Traktaten hervorbringt, trägt nun unverkennbar die Farbe der Partei. Erst in der Hitze des Streits finden sich wieder Gelehrte, die mit voller Energie die kaiserliche Sache vertreten, während die papistische Partei zugleich immer entschiedener in ihrer Richtung fortschreitet. Diese klerikale Literatur steht ganz inmitten der Tagesinteressen. Nicht ohne Zusammenhang damit ist, daß sie sich auch nicht mehr so ausschließlich der lateinischen Sprache bedient, daß der Klerus wieder deutsch zu dichten anfängt.

Der Bamberger Scholastikus Ezzo hatte im Jahre 1065 seinen Bischof Günther auf der Wallfahrt nach dem gelobten Lande begleitet und auf den Wunsch des sangliebenden Herrn die Wunder Christi in deutscher Sprache besungen; zu seinem Gedicht fand der Bamberger Wille eine Weise, durch welche dasselbe eine wundersame Wirkung erhielt[1] und sich weit über Deutschland verbreitete. Besonders in Österreich und Steiermark, in jenen

[1] Man erzählt, alle, welche das Gedicht hörten, seien so bewegt worden, daß sie das Mönchsleben hätten ergreifen wollen. Es erinnert das an Stimmungen, wie sie um das Jahr 1090 in Schwaben herrschten. Man vgl. Bd. III, S. 538.

südöstlichen Gegenden, aus denen Günther stammte, wo Altmann, der auf jener Fahrt Ezzos Gefährte gewesen war, dann eine so eingreifende Wirksamkeit entfaltete, von wo im Jahre 1101 ein großer Teil der hohen Geistlichkeit, des Adels, des Volkes, auch der Weiber nach den heiligen Stätten zog, besonders dort fiel jenes Gedicht auf einen fruchtbaren Boden, und der Sänger von Bamberg erweckte dort andere, die in ähnlicher Weise die Taten Gottes in deutscher Sprache zu verherrlichen suchten. Mehrere und zum Teil umfassende Gedichte, welche so entstanden, sind unlängst bekannt geworden. Der Stoff ist der Heiligen Schrift, besonders dem Alten Testament entnommen und in einer Weise behandelt, daß sich epische, didaktische und lyrische Elemente durcheinander mischen; die Form ist poetisch, doch streift sie bisweilen so nahe an die Prosa, daß sie an jene Reimprosa erinnert, welche in den lateinischen Schriften jener Zeit beliebt war; die Sprache ist hier und da mit lateinischen Worten in uns anstößiger Weise untermengt. Der Einfluß der Kirche und Schule auf diese Gedichte ist überall sichtbar, doch erfaßten sie auch die Massen des Volks, da es seine Sprache in ihnen vernahm. Wie tief sie auf dasselbe wirkten, zeigt, daß auch eine Frau, Ava mit Namen, die Mutter zweier Söhne, ein Leben Christi in derselben Weise dichtete; sie starb als Klausnerin im Kloster Götweih im Jahre 1127. Jene Gedichte waren meist wenig zum Gesange geeignet, aber der Klerus sorgte auch für Lieder, welche eine glücklich erfundene Melodie leicht dem Volke tiefer einprägen konnte. Wir besitzen ein schönes Marienlied, welches im Jahre 1123 im Kloster Melk niedergeschrieben wurde, das erste Zeugnis für jenen poetischen Kultus der Heiligen Jungfrau, der sich dann schnell über ganz Deutschland verbreitete.

Auch bei uns feierte, wie man sieht, die Literatur nicht; auch bei uns neigte sie sich mehr dem nationalen Ausdruck zu wie gleichzeitig in Frankreich. Aber freilich daran fehlte viel, daß man bei uns gleichen Schritt gehalten hätte mit der raschen Entwicklung, welche das Rechtsstudium in Italien, die Theologie und Poesie in Frankreich dem geistigen Leben gegeben hatte. Wie weit blieben doch jene geistlichen Gedichte deutscher Kleriker hinter dem zurück, was die Provenzalen und Nordfranzosen gleichzeitig in der Dichtkunst leisteten! Man fühlte recht wohl in Deutschland, daß man nicht mehr auf der Höhe der Geisteskultur stand. Schon suchten die, welche Ungewöhnliches in der Theologie anstrebten, ihre Studien in Frankreich zu machen. Einst hatte Burchard von Worms mit seiner Kanonsammlung sich im ganzen Abendlande Ruhm gewonnen; jetzt liebte man, die kirchlichen Gesetzbücher sich aus Italien und Frankreich zu schaffen. Als dann der poetische Trieb lebendiger in unserer Nation erwachte, ergriff man mit Vorliebe die Stoffe französischer Dichter und unter ihnen auch solche, die sie selbst nur aus Deutschland nach Frankreich verpflanzt hatten.

Aber wohin man auch den Blick wendet, überall zeigten sich doch noch kräftige Lebenstriebe in den deutschen Ländern. Die Gunst des kaiserlichen Hofes tut freilich wenig mehr, um sie zu fördern; die Zeitverhältnisse halten ihr Gedeihen eher auf, als sie es beschleunigen. Der Fortschritt im Leben der Nation ist deshalb langsamer, aber vielleicht um so sicherer; alles erstarkt mehr von innen heraus aus eigener Kraft als durch künstliche Pflege. Gelang es nun dem Kaisertum noch einmal, die Nation an sich zu ziehen, ein fester Mittelpunkt für ihre erstarkten, aber mehr auseinander geworfenen Kräfte zu werden, erwachte der Stolz der Deutschen wieder, ein kaiserliches Volk zu sein, dem wegen des Imperium der erste Rang im Abendlande gebühre, so standen den Mächten, welche im Investiturstreit emporgekommen waren, gewiß noch harte Kämpfe, schwere Schläge bevor. Noch war der Welt im Gedächtnis, was Karl und Otto der Große geleistet hatten —, konnte nicht ein Dritter erstehen, der mit der erstarkten Kraft Germaniens dem römischen Kaisertum eine neue, noch höhere Bedeutung, einen neuen, noch helleren Glanz gab, der ihm noch einmal die Welt unterwarf?

Allerdings ein Held hätte es sein müssen, größer und gewaltiger als Karl und Otto, und ein solcher ist nicht erschienen. Aber eine Reihe von Fürsten hat noch die deutsche Kaiserkrone getragen, welche mutig den Kampf um die höchste Gewalt unternahmen, mannhaft in ihm die Waffen des Arms und des Geistes führten und die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten. Schon waren die Staufer auf dem Platze, und sie kannten ihre Aufgabe; aber es verging ein Menschenalter, ehe sie dieselbe angreifen konnten. Den die Zeit beherrschenden geistlichen Gewalten gelang es zunächst, das aufstrebende Geschlecht niederzuhalten.

Neuntes Buch

Die Regierungen Lothars und Konrads III.

Staufer und Welfen

1125—1152

1. Lothars Wahl

Als die Leiche des Letzten vom salischen Kaiserstamme im Dom zu Speier beigesetzt wurde[1], erfüllte die Zukunft des Reichs die bei der Leichenfeier anwesenden Fürsten mit schwerer Sorge. Sie fürchteten innere Kämpfe im Reiche um das Reich und hätten gern sogleich weitgehende Beschlüsse zur Sicherung des Friedens ergriffen: nur aus Rücksicht auf die abwesenden Mitfürsten standen sie von solchen ab und begnügten sich unter der Voraussetzung allgemeiner Zustimmung mit der Anordnung, daß sich am nächsten Bartholomäustag (24. August) alle deutschen Großen bei Mainz zur Wahl des neuen Königs einfinden sollten. Sie beschlossen überdies, die Fürsten des Reichs aufzufordern, in den einzelnen Gebieten einen Landfrieden bis vier Wochen nach jenem Tage aufzurichten, damit ein jeder sicher nach Mainz ziehen und von dort zurückkehren könne.

Es waren besonders die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Konstanz, Worms und Speier, der Abt von Fulda, die Herzöge von Bayern und Schwaben, der rheinische Pfalzgraf Gottfried und Graf Berengar von Sulzbach, welche diese Anordnungen trafen und dann gemeinsam in einem Anschreiben den anderen Fürsten mitteilten. Sie versicherten in demselben, daß sie kein Sonderinteresse bei ihren Veranstaltungen geleitet habe, sondern allein der Wunsch, dem Reiche ein Oberhaupt zu geben, unter dessen Regiment der auf Kirche und Staat lastenden Knechtschaft ein Ziel gesetzt und die Macht des Gesetzes hergestellt werde, so daß fortan sie alle und das ihnen untergebene Volk im Frieden zu leben vermöchten.

Das Interregnum war so auf drei Monate ausgedehnt. Wider die Erwartung verlief es unseres Wissens ohne alle Störung der öffentlichen Ruhe; vielleicht deshalb, weil es kaum fraglich schien, wer den erledigten Thron einnehmen werde. Fast allgemein sah man in Herzog Friedrich von Schwaben den Nachfolger des letzten Heinrich, und auch er selbst

[1] Der Tag ist nicht bekannt; wahrscheinlich im Anfange des Juni 1125 erfolgte die Bestattung Heinrichs V.

betrachtete sich ohne Zweifel als solchen. Denn als der nächste Verwandte des verstorbenen Kaisers hatte er nicht allein auf die große Hinterlassenheit desselben die ersten Ansprüche, sondern auch auf die erledigte Herrschaft eine wohlbegründete Anwartschaft. Überdies hatte Heinrich V. selbst noch sterbend auf seinen ältesten Neffen als den Erben des Reiches unzweideutig verwiesen. Auch schien dieser in jedem Betracht der rechte Mann, um auf den ersten Thron des Abendlandes erhoben zu werden.

Friedrich stand in der Blüte des Mannesalters — er war damals 35 Jahre alt — und hatte seine Tüchtigkeit bereits vielfach bewährt; mit Rat und Tat hatte er Heinrich V. unterstützt und während des zweiten Aufenthalts desselben in Italien die Statthalterschaft in den deutschen Ländern geführt. Durch Tapferkeit, Umsicht, Freigebigkeit und leutseliges Wesen hatte er nicht nur in seinem Herzogtum, sondern auch außer den schwäbischen Gauen sich Freunde und einen zahlreichen Anhang gewonnen. Keinem anderen Fürsten standen überdies einflußreichere Familienverbindungen zu Gebote als ihm. Seine Mutter Agnes, die Kaisertochter, war in zweiter Ehe dem reichen und mächtigen Markgrafen Liutpold von Österreich vermählt; dieser teilte den Wunsch seiner Gemahlin, ihren ältesten Sohn auf den Thron ihrer Väter zu sehen. Friedrich selbst war seit einigen Jahren mit Judith, einer Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, verheiratet. Die alten Streitigkeiten zwischen den Staufern und Welfen schienen durch diese Ehe völlig beseitigt und die beiden mächtigsten Geschlechter des oberen Deutschlands zur Zeit nur ein Interesse zu haben. Auch die in Schwaben und Franken angesehenen Häuser der Zähringer und Vohburger standen in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Staufer.

Der Einfluß des Schwabenherzogs umspannte augenscheinlich das ganze obere Deutschland; nicht so fest war sein Ansehen in den nördlichen Teilen des Reichs begründet; hier konnte ihm Herzog Lothar, dem er so oft in den Waffen gegenüber gestanden hatte, von neuem ein gefährlicher Widersacher, ja selbst Nebenbuhler werden. Aber es war kaum zu erwarten, daß der alternde Sachsenherzog — Lothar zählte etwa 60 Jahre; sein Geburtsjahr ist nicht bekannt —, so wenig er sich sonst zu bescheiden pflegte, noch selbst nach der Krone trachten und ihm im Wahlstreit entgegentreten würde. Mehr glaubte wohl Friedrich die Erinnerungen jener geistlichen Fürsten fürchten zu müssen, die von ihm im Investiturstreite bekämpft waren und seine Rache, als sie ihn mit dem Banne verfolgten, bitter gefühlt hatten. Da brannten noch manche offenen Wunden, obwohl Friedrich und sein jüngerer Bruder Konrad sich in den letzten Jahren der kirchlichen Partei genähert hatten und sogar im Interesse derselben mehrfach dem Kaiser, namentlich in der Würzburger Sache, entgegengetreten waren. Bald genug zeigte sich auch, daß die Bischöfe die alte Feindschaft nicht vergessen hatten; am wenigsten der Mainzer, der am meisten von den Staufern gelitten.

Wie sorgfältig auch Adalbert von Mainz, ein Meister in der Staatskunst jener Zeit, seine Absichten in den Tagen des Interregnums verbergen mochte, so scheint Friedrich doch ihm mißtraut zu haben. Daß aber der Erzbischof von Anfang an die Wahl des Staufers zu vereiteln bemüht war, ist im höchsten Grade wahrscheinlich. Nichts spricht mehr dafür, als daß er bald nach dem Tode Heinrichs die Auslieferung der Reichsinsignien von der Witwe desselben zu erlangen suchte. Dies gelang ihm, indem er dabei sogar trügerische Versprechungen nicht gespart haben soll. Bei der den Reichsinsignien damals beigelegten Bedeutung und bei dem ihm überdies nach seiner Stellung gebührenden Einfluß auf das Wahlgeschäft war die Entscheidung über den Thron nun hauptsächlich in Adalberts Hand gelegt, und er gedachte seine Macht nicht für den Staufer zu brauchen.

Man hat gemeint, daß lediglich persönliche Abneigung gegen Friedrich und das kirchenfeindliche Geschlecht der Salier Adalberts Verfahren bestimmt habe. Aber so bestimmt diese mitwirkte, wird er sich doch zugleich durch einen politischen Gedanken haben leiten lassen, der unter den deutschen Fürsten und besonders unter denen, welche das Kaisertum durch die Kirche beschränken wollten, längst aufgetaucht war. Es ist bekannt, daß bereits bei der Wahl Rudolfs von Schwaben die Fürsten erklärt hatten, daß sie eine Vererbung des Reichs nicht ferner anerkennen würden; wenn nun jetzt Friedrichs Wahl vereitelt wurde, trat mindestens das klar zutage, daß Erbansprüche, wie sie nach dem Tode Ottos III. und Heinrichs II. erhoben waren, fernerhin keine Bedeutung besäßen. Man konnte dann in Zukunft den Ideen der Erbmonarchie, wie sie die Ottonen und Heinriche festgehalten hatten, mit einer augenfälligen Tatsache entgegentreten; der erste Schritt zur Herstellung der reinen Wahlmonarchie war geschehen.

Adalbert scheint in seine Absichten zuerst den Erzbischof Friedrich von Köln, seinen alten Bundesgenossen, eingeweiht zu haben. Denn wir wissen, daß dieser alsbald mit dem Markgrafen Karl von Flandern über die deutsche Krone zu verhandeln anfing. Karl, ein Däne von Geburt und ein Vasall der französischen Krone, war gewiß am wenigsten für den deutschen Thron geeignet, aber er war ein Fürst von entschieden kirchlicher Gesinnung, ein Mann ganz nach dem Herzen des hohen Klerus und, was vielleicht auch in Betracht kam, noch zur Zeit ohne Nachkommenschaft; jedenfalls hätte er, da ihm jedes natürliche Anrecht an die deutsche Krone fehlte, seine Erhebung einzig und allein der freien Wahl der deutschen Fürsten zu danken gehabt. Die Verhandlungen mit Karl hatten zwar keinen Erfolg, aber doch stand, als der Wahltag heranrückte, Friedrichs Sache schon bedenklicher, als er selbst und die meisten, die nach Mainz zogen, glauben mochten.

Am Bartholomäustage, wie es bestimmt war, kamen die Fürsten bei Mainz zusammen; zahlreiche Vasallen folgten ihnen, so daß sich die Menge

der Ritter, die um die Stadt lagerten, auf 60 000 schätzen ließ. Zahlloses Volk war überdies von nahe und fern zusammengeströmt; denn alles stand in Erwartung, wie sich die Wahl entscheiden würde. Sie war die große Tagesfrage für das ganze Abendland; deshalb war auch aus Frankreich und Italien die Versammlung beschickt worden. Der Abt Suger von St. Denis, der allgewaltige Rat am Hofe des Kapetingers, war selbst zur Stelle, und der Papst hatte, wohl nicht ohne Aufforderung des Mainzer Erzbischofs, die Kardinäle Gerhard und Romanus von Rom entsendet.

Es war die glänzendste Versammlung, die man seit langer Zeit in Deutschland gesehen hatte. Die meisten Fürsten lagerten mit ihrem Gefolge auf der linken Seite des Rheins unmittelbar bei Mainz, zunächst am Flusse Herzog Lothar mit den Sachsen, etwas oberhalb Herzog Heinrich von Bayern, der Markgraf Liutpold von Österreich und die anderen bayrischen Großen. Herzog Friedrich hatte dagegen sein Lager auf dem rechten Ufer des Rheines, Mainz gegenüber, aufgeschlagen; mit ihm der Bischof von Basel, die schwäbischen Grafen und Herren und einige fränkische Großen. Der Schwabenherzog, der mehrmals früher als Feind vor Mainz gelegen hatte, fürchtete zu nahe Berührungen mit der Bürgerschaft und hegte wohl auch Mißtrauen gegen den Erzbischof.

Als die Fürsten zusammentraten — es geschah wahrscheinlich in der Mainzer Pfalz — nahmen sie zuerst die Rechte des Reichs an Stelle des fehlenden Königs wahr, indem sie die kürzlich erfolgte Wahl des Bischofs Reimbert von Brixen bestätigten. Es war dies ein wesentlicher Dienst, welchen sie dem glaubenseifrigen Erzbischof Konrad von Salzburg leisteten; denn die Brixener Kirche hatte diesem gestrengen Herrn bis in die letzte Zeit den Gehorsam verweigert, und nur mit großer Mühe hatte er die Absetzung des rebellischen Bischofs Hugo und die Wahl dieses Reimbert erwirkt. Sofort, noch an demselben Tage, wurde nun der letztere von Konrad konsekriert. Nicht unbezeichnend für die Stimmung, welche die Versammlung beherrschte, war es, daß ihre erste Handlung der Unterstützung des Kirchenfürsten galt, welcher sich die Gregorianischen Reformen in Deutschland am entschiedensten durchzuführen bemühte.

Erst am folgenden Tage wurden, wie es scheint, die Wahlverhandlungen selbst eröffnet. Friedrich war nicht unter den versammelten Fürsten erschienen, obwohl er sich mit nicht wenigen derselben bereits im besonderen verständigt hatte. Er blieb in seinem Lager unter dem Vorgeben zurück, daß er sich die Stadt trotz des ihm zugesicherten sicheren Geleits zu betreten scheue; in Wahrheit fürchtete er wohl mehr, durch ein vorschnelles Auftreten seiner Sache zu schaden. Aber auch die Zurückhaltung wurde ihm übel gedeutet. Die Beratungen wurden, nachdem die Antiphonie „Komm heiliger Geist" abgesungen war, mit dem Vorschlag des Erzbischofs von Mainz begonnen: man solle aus den vier deutschen Hauptstämmen der Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen je zehn Fürsten

ernennen und diesen vierzig die Vorwahl überlassen, der dann ohne Widerspruch von der Gesamtheit zuzustimmen sei. Es war das erstemal, daß solche Vorwähler bestellt wurden, und vielleicht ist nicht ohne Einfluß auf die Maßregel gewesen, daß bereits bei der Papstwahl die beschränkte Zahl der Kardinäle ein ähnliches Vorrecht vor dem zahlreichen römischen Klerus übte.

Die vierzig Fürsten wurden gewählt und traten zu geheimer Beratung ab. Da sie sich aber auf einen Kandidaten nicht einigen konnten, kehrten sie mit der Erklärung zurück: am geeignetsten für den Thron erschienen ihnen Herzog Friedrich, Markgraf Liutpold und Herzog Lothar, und aus diesen dreien möchten die Fürsten selbst den wählen, der allen am genehmsten sei. Auch der Markgraf von Flandern soll noch einmal genannt sein, doch konnte er ernstlich nicht mehr in Frage kommen; er selbst dachte so wenig an die Krone, daß er nicht einmal in Mainz erschienen war. Aber auch Liutpold und Lothar lehnten, als ihre Namen genannt wurden, sofort mit Entschiedenheit die Wahl ab; unter Tränen warfen sie sich auf die Knie und beschworen die Fürsten, nicht ihnen die schwere Last des Regiments aufzubürden. So gingen die Verhandlungen des ersten Tags zu Ende, ohne daß ein Resultat gewonnen war, und ohne daß sich Friedrich selbst hätte erklären können.

Indessen hielt der Schwabenherzog nach der Ablehnung Lothars und Liutpolds seine Wahl für gesichert. Zuversichtlich, ohne von neuem Geleit zu verlangen, kam er am folgenden Tage in die Stadt und trat in die Versammlung. Hier legte nun Erzbischof Adalbert den drei zur Wahl empfohlenen Fürsten in aller Form die Frage vor, ob sie neidlos und unweigerlich dem von ihnen, welcher zum Throne berufen werden sollte, Gehorsam leisten würden. Lothar wiederholte die Bitte, ihn nicht zu wählen, und versprach, willig jedem zu folgen, den die Fürsten kürten. Dasselbe erklärte Markgraf Liutpold und erbot sich sogar zu einem Eide, daß er weder selbst nach der Herrschaft trachte noch jemandem die Krone neide. Dagegen blieb Herzog Friedrich die Antwort schuldig, und als der Mainzer ihn nochmals mit Nachdruck befragte, ob auch er zu einer gleichen Erklärung „zur Ehre der gesamten Kirche und des Reichs und zur Anerkennung der Wahlfreiheit für ewige Zeiten" bereit sei, erwiderte er, ohne den Rat seiner Freunde, welche im Lager zurückgeblieben, wolle und könne er keine Antwort geben. Die Absichten des Erzbischofs wurden ihm jetzt völlig klar; er begriff, wie seine Sache gefährdet sei, und verließ sofort die Versammlung, um nicht wieder zurückzukehren. Auf die Fürsten hatten die Worte des Staufers den übelsten Eindruck gemacht. Was hatten sie von einem Manne zu erwarten, der sich schon vor der Wahl so unfügsam bewies und die Krone nicht als ihr freies Geschenk, sondern lediglich als ein Recht in Anspruch zu nehmen schien? Sie erklärten sich sofort einmütig gegen Friedrichs Wahl.

Als am anderen Tage die Fürsten abermals zusammenkamen, fehlte

unter ihnen nicht nur Herzog Friedrich, sondern auch sein Schwiegervater, der Bayernherzog. Eine Spaltung schien unter den Wählern unvermeidlich, wenn man die eingeschlagene Richtung weiter verfolgte. Aber Erzbischof Adalbert ließ sich nicht beirren und drängte zur Wahl. Er befragte Lothar und Liutpold, ob sie, nachdem sie selbst die Krone abgelehnt, einträchtig zur Wahl mitwirken wollten, auf wen nun auch immer die Fürsten ihre Stimmen vereinigen würden. Beide bejahten dies. Damit waren jene Vorschläge der Vierzig beseitigt, und Adalbert forderte die Fürsten auf, jetzt frei ohne Rücksicht auf dieselben die Wahl vorzunehmen. Man setzte sich, um Rat zu pflegen. Liutpold und Lothar nahmen in bestem Einverständnis an der Beratung Anteil; sie saßen auf einer Bank beieinander. Da wurde plötzlich von einigen Laienfürsten der Ruf erhoben: „Lothar soll König sein!" Sie ergriffen gewaltsam den Sachsenherzog, erhoben ihn auf die Schultern und begrüßten ihn trotz seiner Weigerung und des heftigsten Widerstrebens mit königlichen Ehren; Geschrei und wildes Getümmel erfüllte den Saal.

Aber sofort erhob sich unter den Fürsten selbst ein Widerstand gegen diese tumultuarische Wahl. Namentlich beklagten sich die bayrischen Bischöfe heftig über solche Vorgänge, durch welche ihre Beratung gestört, sie selbst von ihren Sitzen verscheucht wären. Sie drohten, die Versammlung zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. Aber der Erzbischof, der ohne Zweifel die gewaltsame Erhebung Lothars selbst veranlaßt hatte, ließ die Pforte bewachen, so daß niemand ein- oder ausgehen konnte. Das Getümmel wurde immer größer; ein sinnenverwirrendes Lärmen erhob sich von allen Seiten. Außen begrüßte die versammelte Menge schon mit lautem Ruf den neuen König, dessen Namen sie noch nicht einmal kannte; innen schleppte man frohlockend den alten Sachsenherzog umher, der zornentbrannt wider die ihm angetane Gewalt tobte und Rache verlangte; die bayrischen Bischöfe ereiferten sich über ihre gekränkten Rechte und suchten zu entkommen.

Endlich gelang es den eifrigen Bemühungen des Kardinals Gerhard und einiger Fürsten, die Ruhe herzustellen. Man gab Lothar frei, und alle kehrten zu ihren Sitzen zurück, um die Beratung wieder aufzunehmen. Der Kardinal ermahnte dringend zur Eintracht und machte namentlich die Bischöfe für alle Folgen verantwortlich, wenn sie selbst einer Verständigung widerstrebten und nicht auch die minder Einsichtigen zur Nachgiebigkeit zu bewegen suchten. In ähnlichem Sinne sprachen dann auch Erzbischof Konrad von Salzburg und der Bischof Hartwig von Regensburg, obschon sie erklärten, daß sie in Abwesenheit des Bayernherzogs sich in der Wahl nicht binden könnten; überdies sei sowohl dem Herzog Lothar als ihnen von den Laienfürsten, welche durch ihr gewaltsames Verfahren die Beratung gestört, gebührende Genugtuung zu leisten. Die Schuldigen leisteten dieselbe, und die Eintracht wurde so hergestellt. Aber die Wahl

selbst konnte, obschon das Resultat kaum noch zweifelhaft war, nicht vorgenommen werden, weil Herzog Heinrich fehlte.

Es galt nun vor allem, den Bayernherzog für Lothar zu gewinnen. Ohne Zweifel sind hierbei besonders die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg tätig gewesen. Es wird keine geringe Mühe gekostet haben, Herzog Heinrich von seinem Schwiegersohn zu trennen, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß es nur gelang, indem man Heinrich die Aussicht auf eine Verbindung seines Sohns und Nachfolgers mit Lothars einziger Tochter, der reichsten Erbin Sachsens, schon damals eröffnete. Der Bayernherzog entschloß sich endlich, wieder in die Versammlung der Fürsten zu treten, und damit war die Entscheidung gegeben. Von allen Fürsten, die sich an der Wahlhandlung beteiligten, wurde am 30. August allein Lothars Name als der des künftigen Königs genannt. Lothar war nicht nach Mainz gekommen, um sich um die Krone zu bewerben, aber ohne Zaudern ergriff er, als sie ihm dargeboten wurde, auch diese neue und glänzendste Gabe seines vielgepriesenen Glücks und setzte alle seine Kraft daran, sich ihrer würdig zu zeigen.

An diese Wahl knüpften sich große Hoffnungen nicht allein für eine selbständigere Stellung des deutschen Fürstentums, sondern nicht minder für die Erweiterung der kirchlichen Freiheit. So oft hatte Lothar gegen die Kaiser für Fürstenmacht und Freiheit der Kirche sein Schwert gezogen, daß er unmöglich in die Bahnen der letzten Kaiser einlenken konnte. Eine neue Zeit kündigte sich an, und unmittelbar nach der Wahl kam schon die Stellung der Kirche zum Reiche unter den neuen Verhältnissen zur Sprache. Man soll da, wie von einem zu jener Zeit in Mainz anwesenden Berichterstatter ausdrücklich behauptet wird, übereingekommen sein, daß die Kirche fortan die volle Wahlfreiheit genießen, die Wahlen der Bischöfe also nicht ferner durch die Gegenwart oder Empfehlung des Kaisers beschränkt werden sollten; dem Kaiser solle zwar auch ferner die Investitur mit dem Zepter verbleiben, aber diese erst nach der Weihe erfolgen; die Kirchenfürsten sollten endlich dem Kaiser wie bisher eidliche Gelöbnisse leisten, doch mit ausdrücklichem Vorbehalt aller Pflichten ihres geistlichen Standes. Über dies alles, wodurch wesentliche Bestimmungen des Wormser Vertrags zum Nachteil der Krone geändert wären, mag damals in der Tat ein Einverständnis zwischen den päpstlichen Legaten, den Erzbischöfen von Mainz, Köln und ihren Gesinnungsgenossen erzielt sein, wie denn in der Folge wirklich ähnliche Ansprüche erhoben sind, wie sie jener angeblichen Übereinkunft zugrunde lagen. Einen Anhalt für solche Ansprüche bot, daß nach der vom Papste dem Kaiser Heinrich V. ausgestellten Urkunde alle Zugeständnisse Roms zunächst nur der Person des Kaisers gemacht waren, ohne die Rechte seiner Nachfolger und des Reichs ausdrücklich zu sichern[1]: die Römer haben darauf noch später Gewicht gelegt.

[1] Vgl. oben S. 150.

Mochte man aber in Mainz auch in Zweifel ziehen, ob auf Lothar ohne weiteres die kirchlichen Rechte seines Vorgängers übergegangen seien, unmöglich konnte man sich dort die Befugnis beilegen, einen zwischen Kaiser und Papst geschlossenen und von einem allgemeinen Konzil bestätigten Vertrag, von dem die berührte Urkunde nur einen Teil bildete, nach Gutdünken zu ändern. Eine solche Berechtigung hat wenigstens Lothar nicht anerkannt, sondern nachweislich von Anfang seiner Regierung an alle Rechte geübt, welche von Rom seinem Vorgänger eingeräumt waren, und sich in denselben trotz vieler Anfechtungen zu behaupten gewußt.

Im übrigen erwies sich Lothar, als er am Tage nach der Wahl die Huldigung der Fürsten empfing, gegen den hohen Klerus sehr zuvorkommend. 24 Bischöfe und eine große Zahl von Äbten erschienen vor ihm; er verlangte von ihnen nicht den bisher gebräuchlichen Lehnseid, sondern begnügte sich mit dem einfachen Schwur der Treue, und dem Erzbischof von Salzburg, der an jedem eidlichen Gelöbnis Anstoß nahm, soll er auch diesen erlassen haben. Die Laienfürsten schwuren nach alter Sitte Mannschaft und Treue, und alle ihre Reichslehen wurden ihnen bestätigt.

Man war nicht ohne Besorgnis, daß der Schwabenherzog sich der Wahl, von der er sich fern gehalten, mit Gewalt widersetzen könnte. Aber der Bischof von Regensburg und einige andre Fürsten wußten bald auch ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Am 2. September trat Friedrich wieder in den Kreis seiner Mitfürsten und vor den neuen König. Das Anerbieten desselben, ihn mit neuen Reichslehen, welche einen Ertrag von 200 Mark boten, auszustatten und damit gleichsam zu entschädigen, hatte er zurückgewiesen; seine Unterwerfung sollte nicht erkauft sein. Mit Friedrichs Anerkennung der Wahl schwand die Furcht vor neuen inneren Wirren, und den schönsten Abschluß fand die Mainzer Versammlung durch die Verkündigung eines allgemeinen Reichsfriedens bis auf Weihnachten nächsten Jahres; wer diesen Frieden verletzte, sollte den Frevel, so beschloß man, nach den besonderen Gesetzen büßen, die in seinem Lande in Wirksamkeit ständen.

Von Mainz begab sich der neue König, von vielen geistlichen und weltlichen Fürsten geleitet, zu seiner feierlichen Salbung und Krönung nach Aachen. Sie erfolgte dort am 13. September, einem Sonntage, in der herkömmlichen Weise; Konsekrator war der Erzbischof von Köln, der bald darauf auch in seiner eigenen Stadt die Königin Richinza krönte. Der Kardinal Gerhard kehrte darauf nach Rom zurück; ihn begleiteten die Bischöfe von Cambrai und Verdun, um die Bestätigung des apostolischen Stuhls für die Königswahl einzuholen. Denn nach den üblen Vorgängen bei der Wahl der Gegenkönige während des Investiturstreits schien die Konfirmation Roms bereits ein wesentliches Erfordernis, um die volle Gewähr dem neuen Regimente zu geben. Dem Papste konnten die Vorgänge in Mainz nur höchst willkommen sein. „Mit der gesamten heiligen

katholischen Römischen Kirche" bestätigte er die Erhebung Lothars; denn er hoffte, wie man zu Rom sich ausdrückte, „daß durch den neuen König die Kirche den größten Gewinn erlangen werde."

Die Wahl des Sachsenherzogs konnte in der Tat als ein entschiedenerer Sieg der Kirche gelten, als er in dem Wormser Vertrage gewonnen war. Adalbert, einst durch jenes Abkommen so wenig befriedigt, fühlte sich jetzt ob des großen, offenkundigen Erfolgs überglücklich; mit dem König, den er Deutschland gegeben, schien er selbst das Reich zu beherrschen. Nächst persönlicher Geltung verlangte er, wie wir wissen, im Leben und Tode nichts anderes als Freiheit der Kirche unter päpstlicher Autorität [1], und auch diese Freiheit schien ihm durch die Wahl des gehorsamsten Sohns der Kirche nun gesichert. Aber darin irrte er sich doch, wenn er Lothar für einen Mann hielt, der sich lediglich als Werkzeug klerikaler Absichten werde gebrauchen lassen.

Ein langes, tatenreiches Leben lag hinter Lothar, als er zum Throne aufstieg. Er gehörte zu jenen seltenen Menschen, welche das Glück von Stufe zu Stufe bis zum höchsten Gipfel emporführt. Aber wie sehr es ihn begünstigt, er war doch auch selbst der Meister seines Schicksals gewesen. Man muß sich diesen außerordentlichen Lebensgang vergegenwärtigen, um ihn und sein Regiment gerecht zu würdigen.

Noch im Kindesalter hatte Lothar gestanden, als sein Vater in der Schlacht bei Homburg für die Freiheit Sachsens fiel. Kaum vermochte er dann selbst die Waffen zu führen, so ergriff auch er sie gegen Heinrich IV. Als Jüngling hatte er das tollkühne Wagnis des Markgrafen Ekbert unterstützt, überall dann für das alte Sachsenrecht und die Ehre des heiligen Petrus gegen den Kaiser mitgestritten. So war sein Name bekannt geworden, aber die Güter des Supplinburgers waren nicht so bedeutend, daß er unter den Fürsten Sachsens eine der vorderen Stellen hätte einnehmen können. Erst als er zur Mannesreife gedieh und sich mit Richinza, der Enkelin Ottos von Nordheim und Nichte Ekberts, einer der reichsten Erbinnen im Sachsenlande, vermählte [2], richteten sich aller Blicke auf ihn; fortan galt er in mehr als einer Beziehung als des Nordheimers Erbe. Als dann die Sachsen noch einmal gegen den alten gebannten Kaiser aufstanden und sich dessen heuchlerischem Sohne anschlossen, da stand Lothar allen voran, und Heinrich V. belohnte die erwiesenen Dienste, indem er ihn nach dem Aussterben der Billinger (1106) mit dem Herzogtum Sachsen belehnte.

Aber der Sohn fand so wenig wie der Vater in Lothar einen botmäßigen Vasallen. Sobald es in Sachsen wieder unruhig wurde, nahm auch Lothar von neuem die Waffen gegen den Salier; diesmal mit min-

[1] S. 151.

[2] Die Vermählung fand im Jahre 1100 statt. Lothar war damals etwa 35 Jahre alt, Richinza gegen 20 Jahre jünger.

derem Glück, und bald unterwarf er sich wieder seinem Lehnsherrn, um sich sein Herzogtum zu erhalten. Als darauf seine Schwiegermutter, die gefürchtete Markgräfin Gertrud, mit den angesehensten Männern des Landes sich abermals gegen Heinrich V. erhob, hielt er sich in vorsichtiger Entfernung vom Kampfe, doch ohne deshalb dem Mißtrauen des Kaisers zu entgehen. Der Tag, an welchem er die Fahne Sachsens sich einen Fußfall vor dem Tyrannen kosten ließ, ist wohl die trübste seines Lebens gewesen[1].

Es kamen Zeiten, wo ihm weitere Demütigungen erspart blieben. Der Investiturstreit entzündete sich von neuem; wiederum stritten die Sachsen für den heiligen Petrus und gegen den Kaiser; ihnen voran jetzt ihr Herzog. Am Welfesholze brachten sie Heinrich eine Niederlage bei, welche die Macht der Salier in ihrem Lande für immer brach. Seit jenem Tage (11. Februar 1115) war Lothar Herr im Sachsenlande; eine Gewalt lag hier in seiner Hand, wie sie niemals die früheren Herzoge, kaum je die letzten Kaiser besessen hatten. Und eine staunenswerte Tätigkeit entfaltete er, um diese Macht zu behaupten und zu befestigen. Zehn Jahre hat er sein Schwert nicht ruhen lassen: bald brauchte er es zur Unterwerfung der Wenden, bald gegen die unfügsamen Herren im eigenen Lande, vor allem aber wieder und immer wieder gegen den Kaiser. Nie schenkte er den Friedensworten desselben Gehör, überall war er wider ihn auf dem Platze, allen Widersachern desselben bot er die Hand. So war er zuerst Erzbischof Adalbert nahegetreten, aber sie haben sich nachher auch in den Waffen gegenübergestanden. Selbst damals, als die Kirche ihren Frieden mit dem Kaiser schloß, hat sich Lothar ihm nicht wieder unterwerfen wollen, und Heinrich V. mußte es aufgeben, den trotzigen Sachsenherzog zu beugen.

Gerade zu jener Zeit, als Lothar so in offener Auflehnung gegen den Kaiser mit freier Gewalt in Sachsen schaltete, fielen ihm neue reiche Spenden des Glücks zu. Nach fünfzehnjähriger kinderloser Ehe schenkte ihm Richinza im Jahre 1115 eine Tochter, welche den Namen Gertrud erhielt. Zwei Jahre später kam durch den Tod seiner Schwiegermutter das große Brunonische Erbe um Braunschweig in seine Hände, und nicht lange danach, als auch Richinzas Halbbruder Markgraf Heinrich kinderlos starb, eröffnete sich ihm nicht allein abermals eine bedeutende Erbschaft, sondern er glaubte auch über die erledigten Marken von Meißen und der Lausitz nun nach seinem Willen verfügen zu können. Dem Kaiser zum Trotz, der diese Marken an den alten Wiprecht von Groitzsch und den jungen Hermann von Winzenburg vergeben hatte, setzte Lothar Albrecht von Ballenstedt und Konrad von Wettin in diese Marken ein und wußte seine Schützlinge nicht nur gegen den Kaiser, sondern auch gegen den Böhmenherzog, den Schwager Wiprechts, zu sichern[2].

[1] Vgl. oben S. 68.
[2] Vgl. oben S. 174—177.

Die sächsischen Stammesinteressen und die Ideen der kirchlichen Reform beherrschten offenbar von Jugend an das Denken und Handeln Lothars. Aber sein Leben zeigt zugleich einen Mann, dessen Sinn auf Erwerb von Besitz und Macht gerichtet ist, der seine Waffen gebraucht, um immer mehr zu gewinnen und immer höher zu steigen, der jede Autorität, die sich ihm darbietet, im weitesten Sinne faßt. Der Klerus hat viele und große Tugenden an ihm mit Recht gerühmt: Tapferkeit, Umsicht, Gerechtigkeit, Religiosität. Aber Selbstbeschränkung in der Macht und Fügsamkeit in den Willen anderer konnte man bisher nur in den seltensten Fällen ihm nachsagen. Wohl hatte er dem Zwange der Verhältnisse bisweilen für den Augenblick nachgegeben, aber nur, um den günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. So viel wir wissen, besaß allein seine Gemahlin einen bestimmenden Einfluß auf ihn; ihre Fürsprache haben die ersten Männer in Kirche und Staat, selbst die Päpste in Anspruch genommen, und man kann behaupten, daß in Wahrheit an der Seite ihres alternden Gemahls die noch in frischen Jahren stehende Königin mitgeherrscht hat.

In kurzer Zeit sah jeder, daß Lothar ein König nicht nur scheinen, sondern es in vollem Sinne sein wollte. Von der Macht, die ihm noch an seinem Lebensabende zugefallen war, hegte er keine geringeren Vorstellungen als einst die Ottonen, so sehr sich auch die Stellung des Reichs durch den Kampf mit der Kirche geändert hatte. Im Frieden mit der Kirche hoffte er alles wiederzugewinnen, was das Reich im Hader mit ihr verloren hatte. Er hoffte; denn so alt er war — bei seiner Wahl zählte er mehr Jahre, als Heinrich IV. nach fünfzigjähriger Regierung —, führte er doch noch ein schneidiges Schwert und fühlte Kraft in Mark und Gliedern. Es mochte ihn den Wählern empfohlen haben, daß er die Krone nicht auf einen Sohn vererben konnte, aber früh genug hat er daran gedacht, wem nicht nur der große Besitz, den er angehäuft, sondern auch das Reich als Erbe zufallen sollte. Der Gemahl seiner Tochter sollte der Glückliche sein, und zum Gemahl ersah er ihr einen Welfen, der durch seine Mutter ein Enkel des letzten Sachsenherzogs aus dem Geschlecht der Billinger war. Keinen Gedanken hat Lothar als König und Kaiser beharrlicher verfolgt, als das welfische Geschlecht durch diese Ehe zum ersten in Sachsen, in Deutschland und im ganzen Abendlande zu machen.

2. Die Staufer gegen Lothar und die Welfen

Die Anfänge des Kampfs

Es war die nächste Sorge Lothars, die Welfen, ohne die seine Macht im oberen Deutschland einer sicheren Grundlage entbehrte, sich auf das festeste zu verbinden. Er begab sich deshalb um die Mitte des November selbst nach Regensburg und wurde in der Hauptstadt Bayerns mit den höchsten Ehren empfangen. Eine große Zahl der ersten Fürsten des Reichs stellten sich hier am Hofe ein. Neben den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg sah man die meisten Bischöfe Frankens und Bayerns; in dem Kranze der Laienfürsten glänzten die Herzöge Heinrich von Bayern und Engelbert von Kärnten, die Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und Gottfried von Calw, die Markgrafen Liutpold von Österreich und Dietbold von Vohburg.

Ganz Bayern huldigte dem neuen König, der zu Herzog Heinrich sofort in das vertrauteste Verhältnis trat und wahrscheinlich schon damals seine zehnjährige Tochter dem Sohn des Bayernherzogs, der den Namen seines Vaters trug und zu dessen Nachfolger bestimmt war, in aller Form verlobte. Aber je enger sich Lothar den Welfen anschloß, desto bestimmter trat zugleich an den Tag, daß er auf die Ergebenheit der Staufer nicht dauernd zu zählen hatte.

Herzog Friedrich hatte sich von Lothar nicht durch neue Reichslehen erkaufen lassen wollen, aber ebensowenig war er gewillt, von der großen salischen Erbschaft, die ihm und seinem Bruder Konrad zugefallen war, sich und seinem Hause auch nur das Geringste entgehen zu lassen. In dieser Erbschaft befanden sich jedoch Besitzungen, die teils durch Konfiskationen an die Salier gekommen, teils gegen Reichsgut ertauscht waren [1], und so zweifelhaft die Ansprüche der Staufer auf solche Besitzungen waren, verweigerte Friedrich dennoch bestimmt deren Auslieferung. Es war nun am wenigsten Lothars Art, begründete Ansprüche ruhen zu lassen; überdies war das Reichsgut in den Zeiten Heinrichs IV. rücksichtslos verschleudert worden und hatte erst durch die zahlreichen Kon-

[1] Unter anderm scheint auch Nürnberg zu diesen Besitzungen gehört zu haben.

fiskationen des letzten Heinrich wieder Bestand gewonnen, so daß der neue König allen Grund hatte, auf eine genaue Ausscheidung des Reichsguts aus der salischen Hinterlassenschaft zu dringen. Er legte deshalb den zu Regensburg versammelten Fürsten die Frage vor, ob jene Besitzungen dem Reiche gehörten oder Eigentum der Salier seien, und die Fürsten entschieden sich für das erstere. Friedrich war jedoch nicht geneigt, sich diesem Spruche, in dem er nur Beraubung sah, gutwillig zu unterwerfen, vielmehr behielt er, was ihm abgesprochen war, und schickte sich an, es mit dem Schwert zu schützen.

Der König glaubte, Ernst gegen den Staufer zeigen zu müssen. Gegen Weihnachten begab er sich nach Straßburg, wo sich viele Fürsten Schwabens, Frankens und Lothringens um seinen Thron versammelten. Unter ihnen war Erzbischof Adalbert, der damals selten von der Seite des Königs wich, wie auch des Königs Halbbruder[1] Herzog Simon von Oberlothringen, dem er später noch manchen wichtigen Dienst in den überrheinischen Gegenden zu danken hatte. Aber Herzog Friedrich, obwohl unzweifelhaft geladen, fehlte am Hofe, und mit ungewöhnlicher Hast wurde nun gegen den Mann eingeschritten, der noch vor kurzem dem Throne so nahe gestanden. Die versammelten Fürsten erkannten ihn des Hochverrats für schuldig, gaben ihm aber noch eine kurze Frist zur Unterwerfung; wenn er sich bis zu einem demnächst nach Goslar zu berufenden Reichstage nicht stelle, sollte ohne weiteres die Reichsacht über ihn verhängt und er als Reichsfeind behandelt werden. Zugleich ergriffen der König und die Fürsten auch gegen den Bischof Berthold von Basel, den ergebensten Anhänger Friedrichs, feindliche Maßregeln. Dieser Bischof lebte seit längerer Zeit mit den Mönchen von St. Blasien in Streitigkeiten; Lothar entschied diese nicht nur zugunsten des Klosters, sondern verwandte sich auch mit Erzbischof Adalbert, Herzog Heinrich und Bischof Arnold von Speier angelegentlich beim Papste, daß dem Bischofe mit aller Strenge entgegengetreten werde.

Im Anfange des Jahres 1126 bei sehr strenger Kälte kehrte der König nach Sachsen zurück. Hier trat alsbald der Reichstag zu Goslar zusammen, und da sich Friedrich inzwischen nicht unterworfen hatte und abermals ausblieb, erfolgte sofort die Achtserklärung; zugleich wurde beschlossen, gleich nach Pfingsten den Reichskrieg gegen ihn zu beginnen. Vorher beabsichtigte der König mit den sächsischen Großen noch ein anderes Unternehmen gleichsam im Vorbeigehen auszuführen; die böhmischen Angelegenheiten, welche ihn schon als Herzog lebhaft beschäftigt, hatten wiederum seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

[1] Lothars Mutter Hedwig, aus dem Hause der bayrischen Grafen von Formbach, hatte sich nach dem Tode Gebhards von Supplinburg in zweiter Ehe mit dem Herzog Theoderich von Oberlothringen vermählt; ihr Sohn aus dieser zweiten Ehe war Simon, der i. J. 1115 dem Vater im Herzogtum gefolgt war.

Der Tod Herzog Wladislaws (12. April 1125) hatte in Böhmen neue Wirren hervorgerufen. Auf dem Sterbebette hatte sich Wladislaw mit seinem Bruder Sobeslaw versöhnt, und diesem Fürsten, der so lange in bitterem Elend gelebt, erwies das Geschick nun endlich einmal unverhoffte Gunst. Wenige Tage nach Wladislaws Abscheiden erhoben die böhmischen Großen ihn, den letzten Sohn König Wratislaws, auf ihren Herzogsstuhl; sie vereitelten damit die Hoffnungen Ottos von Olmütz, der von dem jüngst verstorbenen Herzog nicht allein die Gewalt in Mähren, sondern auch Zusagen wegen der Nachfolge in Böhmen erhalten hatte. Schon einmal hatte Otto vor Jahren freiwillig das böhmische Herzogtum aufgegeben; nicht zum zweiten Male wollte er sich von einem seiner Vettern widerstandslos zurückdrängen lassen[1]. Er warf sich deshalb gegen Sobeslaw sofort in den Kampf, aber mit dem übelsten Erfolge. Nicht allein in Böhmen erklärte sich alles gegen ihn, sondern er mußte selbst Mähren, als ihn hier Sobeslaw angriff, flüchtig verlassen. Schutzflehend wandte er sich darauf an König Lothar und fand um so eher Gehör, als dieser eine Beeinträchtigung des Reichs darin sah, daß die Böhmen selbständig über das Herzogtum verfügt hatten. Ein freies Böhmen war nicht nur eine stete Gefahr für das bayrische Herzogtum, sondern stellte auch alle jene Einrichtungen, welche Lothar noch als Herzog in den Markgrafschaften Meißen und Lausitz getroffen, wieder in Frage. Albrecht von Ballenstedt und Konrad von Wettin waren ihrer Marken keinen Augenblick sicher, wenn Heinrich von Groitzsch, der Erbe seines Vaters Wiprecht, ein Neffe Sobeslaws, und der ihm eng verbundene Hermann von Winzenburg in der böhmischen Macht einen Rückhalt gewannen.

Schon zu Regensburg hatte Otto von Olmütz vor Lothar und den deutschen Fürsten seine Klagen gegen Sobeslaw erhoben. Die Fürsten hatten dem letzteren eine Frist zu seiner Rechtfertigung gewährt, aber die Erklärungen, welche er darauf durch Gesandte abgehen ließ, erschienen ungenügend, während Otto goldene Berge versprach, wenn man ihn auf den böhmischen Herzogstuhl erhöbe. So wurde — unzweifelhaft in Goslar — der Krieg gegen Sobeslaw beschlossen, und unverzüglich rückte Lothar mit einem sächsisch-thüringischen Heer von etwa 3000 Rittern in das Feld. Mitten im Winter eröffnete man den Krieg, wie man es gegen die Wenden, weil die zugefrorenen Sümpfe dann in dem offenen Flachlande das Vordringen erleichterten, oft früher getan hatte. Hier stieß man indessen zu dieser Jahreszeit auf unerwartete Schwierigkeiten. Als man an das Erzgebirge kam, waren die Wege so tief eingeschneit, daß man mit Schaufeln dem Heere erst mühsam Bahn machen mußte.

Sobald Sobeslaw das Anrücken des Heeres erfuhr, rief er die Böhmen zu den Waffen. Er rief nicht vergebens, da es den Kampf für die Freiheit des Landes galt. Bald hatte er ein Heer von 20 000 Mann gesammelt

[1] Vgl. oben S. 20—22.

und zog damit den Deutschen entgegen. Noch einmal schickte er eine Botschaft an Lothar und erbot sich, ihn als Lehnsherrn anzuerkennen, wenn er die Wahl der Böhmen bestehen ließe. Aber Lothar, dessen Wort bereits Otto verpfändet war, wies dies Anerbieten zurück und drang auf seinen unwegsamen Pfaden mühselig und langsam weiter vor.

Am 18. Februar stiegen die Sachsen von dem Kamm des Gebirges endlich in das Kulmer Tal hinab. Kaum war jedoch dies geschehen, so wurden sie bei der Kulmer Burg, jetzt Geiersburg genannt, von dem böhmischen Heere überfallen. An einen erfolgreichen Widerstand war der gewaltigen Übermacht gegenüber, zumal unter so ungünstigen Verhältnissen, nicht von fern zu denken: dennoch setzten sie sich tapfer zur Wehr und warfen sich mutig dem Tode entgegen. Da sanken Graf Milo von Ammensleben, Gebhard von Querfurt, Berengar von Quenstedt, Berthold von Achem, Walter von Arnstedt, Hartung von Schauenburg, der ältere Sohn des Grafen Adolf von Holstein; der Bischof von Hildesheim soll alle seine Vasallen verloren haben. Unter den Leichen fand man auch Otto von Olmütz, den Urheber des traurigen Krieges. Man berechnete die Zahl der deutschen Männer, welche dem Schwerte erlagen, auf mehr als fünfhundert, und die größere Hälfte gehörte dem sächsischen Adel an. Nahe derselben Stelle, wo jetzt stolze Denkmale einen großen Sieg deutscher Heere über Franzosen verkünden, erlitten die Deutschen damals Verluste, deren lange unter Tränen gedacht ist. Über ein Menschenalter haben die Sachsen das ungerächte Blut der Ihrigen nicht vergessen[1], und ein bitterer Haß gegen die Böhmen faßte, wie berichtet wird, seitdem bei ihnen tiefe Wurzeln. Nicht weniger Deutsche, als tot auf dem Platze geblieben, waren lebend in die Hände der Böhmen gefallen. Unter ihnen war der thüringische Graf Ludwig von Lohra. Unter ihnen auch Markgraf Albrecht, ungeachtet seiner Jugend schon damals ein gefeierter Kriegsheld; erst als alle seine Ritter gefallen, hatte er sich dem Feinde ergeben.

Man erzählte, Lothar habe den Kampf erneuern und den Krieg fortsetzen wollen; denn wie bei Cäsar, mit dem seine Freunde ihn gern verglichen, habe sich auch bei ihm Mut und Kraft im Mißgeschick nur gesteigert. Aber kaum wäre die Fortführung des Kampfes ihm noch möglich gewesen, und zum nicht geringen Glück der Deutschen trat nicht nur gleich nach ihrer Niederlage Heinrich von Groitzsch, der Neffe des Böhmenherzogs, als Friedensvermittler ein, sondern auch der Sieger selbst zeigte sich mitten in seinem glänzenden Erfolge überaus maßvoll. Sobeslaw erschien im deutschen Lager, erbot sich abermals, Lothar als seinen Lehnsherrn anzuerkennen, jede bisher übliche Pflicht dem deutschen Reiche zu leisten und die Gefangenen auszuliefern; er verlangte nichts anderes dagegen, als daß man die Wahl der Böhmen rückhaltslos anerkenne. Da

[1] Die Annalen von Pegau bemerken noch zum Jahre 1181: 55 Jahre zähle man seit der Niederlage in Böhmen.

Otto tot war, konnte Lothar jetzt ohne Bedenken in die Forderung Sobeslaws willigen. Noch an der Unglücksstätte selbst erfolgte die Belehnung. Der Sieger beugte vor dem Besiegten das Knie, empfing von ihm Böhmens Herzogsfahne und leistete den Lehnseid. Lothar erhielt die Gefangenen zurück und kehrte nach Sachsen heim; mit sich führte er die Leichen der vornehmsten Gefallenen.

Es war eine traurige Heimkehr, und der König selbst empfand die ganze Schwere seines Mißgeschicks. Nicht allein der Verlust vieler tapferer Männer schmerzte ihn tief; nicht minder bekümmerte ihn, daß ihm das Glück gerade da den Rücken gewendet, wo er seiner am meisten bedurfte. Eine der empfindlichsten Niederlagen, welche die Deutschen seit langer Zeit erlitten, hatte sein Regiment eröffnet; sie erhob die Hoffnungen des Mannes, der noch vor kurzem allgemein als Erbe des Reichs gegolten, und mit dem er jetzt um die Herrschaft in Deutschland zu streiten hatte. Unter trüben Vorzeichen mußte der Kampf beginnen, den er selbst dem Staufer angekündigt hatte.

Bald nach dem Osterfeste (11. April), welches er in Magdeburg verlebte, rüstete Lothar gegen Friedrich. Aber der Eindruck der in Böhmen erlittenen Niederlage machte sich ihm dabei nur allzu fühlbar. Sachsen lag in Trauer darnieder, und auch in den anderen Teilen des Reichs zeigte sich geringe Willigkeit, ihm gegen den Staufer die Hand zu bieten. Nicht einmal bei den Welfen konnte er auf Unterstützung rechnen. Denn eben damals begab sich Herzog Heinrich, des weltlichen Treibens müde, in das kürzlich von ihm neu aufgebaute Kloster Weingarten, um die Mönchskutte zu nehmen; gerade das unnatürliche Verhältnis, in welches er zu seinem staufenschen Schwiegersohn geraten war, scheint diesen Entschluß gezeitigt zu haben.

Mit einem ganz unzureichenden Heere ging deshalb Lothar nach Pfingsten an den Rhein. Er wagte Friedrich, der sich in die inneren Teile Schwabens zurückgezogen hatte, nicht einmal dort aufzusuchen. Es war ihm genug, Rheinfranken, Elsaß und Oberlothringen möglichst in seiner Gewalt zu erhalten. Das Jahr verging, ohne daß der Kampf nur eröffnet war, und mit jedem Tage wuchs Friedrichs Ansehen. Schon begannen selbst Männer, die für Lothars Erhebung besonders tätig gewesen waren, sich von ihm zu entfernen. Als er das Weihnachtsfest zu Köln feierte, verließ Erzbischof Friedrich unter dem Vorwande einer Krankheit die Stadt und suchte die Einsamkeit des Klosters Siegberg.

Noch schlimmere Erfahrungen machte der König, als er sich im Januar 1127 zu Aachen aufhielt. Unter den Bürgern der Stadt erhob sich ein Tumult gegen ihn, den er nur durch Nachgiebigkeit zu beschwichtigen wußte. Geflissentlich hielten sich auch die meisten Herren Niederlothringens von seinem Hofe fern, an dem es öde genug aussah. Schon hörte man überall aus den niederländischen Gegenden mit vollem Munde die Tugen-

den und Taten des Staufers preisen. Unter solchen Umständen konnte es als ein Glück gelten, daß jener Karl von Flandern, welchen die Lothringer vor kurzem auf den Thron erheben wollten, damals Gesandte an Lothar schickte, um ihm für Reichsflandern zu huldigen. Dennoch konnte der König, als er das überrheinische Land verließ, sich nicht verhehlen, wie schwanker Art seine Macht in demselben war.

Lothar kehrte nach Sachsen zurück, wo er das Osterfest (13. April) zu Goslar, Pfingsten (22. Mai) zu Merseburg feierte. Eine größere Zahl sächsischer Fürsten waren zu Merseburg vor ihm erschienen, und zu ihnen gesellte sich auch der Böhmenherzog Sobeslaw mit einem sehr stattlichen Gefolge von Rittern. Er, der vor kurzem noch den Sachsen so übel begegnet war, kam jetzt mit den friedlichsten Absichten. Er suchte die Verwandten und Freunde der im Kulmer Tale Erschlagenen durch reiche Geschenke zu versöhnen und schloß einen engen Freundschaftsbund mit dem Könige. Bereitwillig verhieß er ihm seine Unterstützung gegen den Staufer. Zugleich eröffnete sich Lothar damals auch nach einer anderen Seite die Aussicht auf tatkräftige Hilfe.

Herzog Heinrich von Bayern hatte am 13. Dezember 1126 in der Weingarten benachbarten Ravensburg, dem alten Stammschloß der Welfen im Norden des Bodensees, den letzten Atem ausgehaucht; wenige Tage nach ihm (29. Dezember) war auch seine Gemahlin Wulfhilde, die Billingerin, aus der Zeitlichkeit geschieden. Sie hinterließen eine zahlreiche Nachkommenschaft und dieser ein reiches Erbe. Ihren ältesten Sohn Konrad, der zu Clairvaux Mönch geworden war, hatte schon einige Monate zuvor auf der Rückkehr von einer Kreuzfahrt zu Bari der Tod ereilt. Der zweite Sohn Heinrich erbte die herzogliche Gewalt in Bayern, die meisten Hausgüter in diesem Herzogtum und die ausgedehnten Besitzungen in Sachsen, welche aus der Erbschaft seiner Mutter stammten, darunter namentlich Lüneburg. Dem dritten Sohne Welf fielen die alten Hausgüter des Geschlechts im Schwabenlande und einige Besitzungen in Bayern zu. Von den vier Schwestern war Judith an Friedrich von Staufen vermählt, Sophie damals bereits in zweiter Ehe dem tapferen Markgrafen Liutpold von Steiermark[1]. Es gab kein begüterteres Geschlecht im oberen Deutschland, und schon war der junge Herzog, der jetzt an der Spitze des Hauses stand, auch mit der Königstochter, der reichsten Erbin Sachsens, verlobt und hatte überdies Aussicht auf die Nachfolge im sächsischen Herzogtum, welches der König noch in Händen hielt. Der absterbende Stamm der Supplinburger sollte durch die Verbindung mit dem blühenden Geschlecht der Welfen verjüngt werden, und wenn die Interessen

[1] Die beiden anderen Schwestern hießen Mathilde und Wulfhilde. Die Erstere wurde, in erster Ehe mit Dietbold, dem Sohne des Markgrafen Dietbold von Vohburg, dann in zweiter Ehe dem Grafen Gebhard von Sulzbach, die andere dem Grafen Rudolf von Bregenz vermählt.

beider Häuser sich so untrennbar vereinigten, gab es keine Macht in Deutschland, welche sich mit jener der Welfen messen konnte; die Hoffnungen der Staufer, in die Gewalt zu treten, schienen dann für immer vereitelt.

Herzog Heinrich war trotz seiner Jugend — er zählte etwa zwanzig Jahre — ganz der Mann, die ihm vom Glück zugewiesene Stellung voll zu ermessen. Ein gewaltiger Ehrgeiz schwellte seine Brust; ein so starkes Selbstbewußtsein zeigte er jedermann, daß man ihn alsbald den Stolzen nannte. Sobald sein Vater gestorben war, berief er einen großen Landtag nach Regensburg; mit allem Glanz und aller Energie eines Herrschers trat er hier auf, gebot den bayrischen Großen, von ihren Fehden abzustehen, und nötigte sie, einen Landfrieden zu beschwören; von den Bürgern der Stadt erzwang er eine große Tributzahlung. Wie sein erstes Auftreten in der Hauptstadt Furcht und Schrecken verbreitete, so nachher im ganzen Lande, als er darin umherzog, um die Raubburgen des Adels zu brechen. Man murrte gegen den jungen Fürsten, aber man wagte nicht, ihm entgegenzutreten.

Kaum hatte Heinrich von seinem Herzogtum Besitz ergriffen, so sandte er Boten nach Sachsen, um ihm die Braut nach Bayern zu führen. Es war Pfingsten 1127, als die Boten zu Merseburg vor dem König erschienen. Feierlich verkündigte er hier die Vermählung seiner Tochter mit dem Bayernherzoge und übergab die erst zwölfjährige Gertrud dessen Abgesandten. Mit verschwenderischer Pracht feierte dann Heinrich am 29. Mai 1127 an der Grenzscheide Schwabens und Bayerns auf dem Gunzenlee[1] seine Hochzeit; alle Herren Bayerns und Schwabens hatte er zu dem großen Feste geladen. Es war ein Ereignis, dessen weitreichende, die deutsche Geschichte auf lange Zeit hin beherrschende Folgen sich bereits ahnen ließen. Mit ähnlicher Pracht wurde auf derselben Stelle gerade siebzig Jahre später die Vermählung Philipps von Staufen mit der griechischen Kaisertochter Irene gefeiert; auch von diesem Feste wurde weithin gesprochen, doch reichte es nicht von weitem an die Bedeutung des früheren, durch welches das welfische Haus erst eine feste Stellung in Sachsen gewann.

Bald nach der Hochzeit rückte Herzog Heinrich in das Feld. Dringend bedurfte sein königlicher Schwiegervater seines Beistandes, und er zögerte nicht mit demselben, obwohl er gegen seinen eigenen Schwager, Friedrich von Staufen, das Schwert ziehen sollte. Wieder lagen wie in der Zeit des Investiturstreits die Interessen des welfischen und staufenschen Hauses weit auseinander. Aufs neue entbrannte zwischen ihnen der blutige Hader, und dieser Hader war zugleich der innere Krieg für Schwaben ja für das ganze obere Deutschland.

[1] Der Gunzenlee hieß ein Hügel auf dem rechten Lechufer bei Kissing, der im Besitz der Welfen war.

Herzog Friedrich hatte sich zu dem bevorstehenden Kampfe sorglich gerüstet. Er stand jetzt in demselben nicht mehr allein, da sein Bruder Konrad, wohl erst vor kurzem von einer Kreuzfahrt heimgekehrt, ein hochgemuter und tapferer junger Mann, ihn kräftigst unterstützte. Die staufenschen Brüder hatten nicht allein Schwaben in Verteidigungszustand gesetzt, sondern auch in Franken festen Fuß gefaßt, namentlich Nürnberg, welches sie als ihr Eigentum ansahen, und wo die Bürgerschaft ihnen gewogen war, besetzt und eine starke Besatzung in die Burg gelegt. Konrad, dem die fränkischen Besitzungen des Hauses zugefallen waren, befehligte in Nürnberg und allen den Plätzen, welche die Staufen in Franken besetzt hielten.

Der König hielt es für nötig, zunächst Nürnberg den Staufern zu entreißen. Im Juni rückte er deshalb vor die Stadt, vor deren Mauern sich alsbald auch der Böhmen- und der Bayernherzog mit ihm verbanden. Von allen Seiten wurde die Stadt eng eingeschlossen. Aber sie leistete tapferen Widerstand, obwohl Konrad den Platz verlassen hatte, um Ersatz herbeizuführen. Zehn Wochen umlagerte das Heer Lothars, Heinrichs und Sobeslaws die Stadt an der Pegnitz, und die Böhmen verheerten die umliegenden Gegenden bis an die Donau hin so fürchterlich, daß sie Freund und Feind zur Verzweiflung brachten und Lothar endlich selbst die Entlassung der räuberischen Horden für geraten hielt. Kaum war sie erfolgt, so rückte Konrad mit frischen Scharen zum Entsatz heran, und Lothar mußte sich, ohne nur einen Kampf zu wagen, zum Abzug von Nürnberg entschließen. Das gescheiterte Unternehmen erschütterte das schon wankende Ansehen Lothars noch mehr; zumal es nicht daran fehlte, daß man auch die Verwüstungen der Böhmen ihm zur Last legte. Keinen geringen Glanz gab es dagegen Konrads Namen, daß der König gleich wie ein Flüchtling vor ihm zurückwich.

Trotz des unglücklichen Ausgangs der Nürnberger Belagerung kehrte der junge Bayernherzog nicht ohne Lohn in sein Land zurück. Der König bestätigte ihm nicht allein die Lehen, welche schon dessen Vater in Sachsen besessen hatte, sondern ließ auch die Kirchengüter, welche er selbst bis dahin von den sächsischen Bischöfen und Äbten zu Lehen getragen, ihm übergeben. Überdies belehnte er ihn in Franken mit Gredingen, einst einem Besitztum Markgraf Ekberts[1], und mit dem umstrittenen Nürnberg, welches so recht eigentlich zum Zankapfel zwischen den Staufern und Welfen wurde. Heinrich verpflichtete sich, den Kampf gegen die Staufer in den ostfränkischen Gegenden und in Schwaben mit aller Kraft fortzusetzen.

Der König selbst war von Nürnberg nach Bamberg abgezogen, wo er am 18. August Hof hielt. Dann eilte er schleunigst nach Würzburg; denn es war für ihn von der größten Wichtigkeit, sich dieser Stadt zu versichern, auf welche die nächsten Absichten der Staufer gerichtet waren.

[1] Vgl. Bd. III, S. 557.

Noch immer hatten die traurigen Wirren, welche hier mit der Wahl Gebhards von Henneberg begonnen hatten, nicht ihr Ende erreicht[1]. Vergebens hatte im Jahre 1124 der Legat Papst Calixts II. den Erzbischof Adalbert zur Weihe Gebhards zu vermögen gesucht; der Erzbischof ließ sich nicht erweichen. Erst als im folgenden Jahre der Gegenbischof Rudger unerwartet starb, schien Adalbert nachgiebiger zu werden und berief eine Provinzialsynode nach Mainz, um den verderblichen Streit über das Bistum beizulegen. Er soll damals Gebhard die Weihe zugesagt haben; aber er schob sie hinaus, und binnen kurzem erhob sich unter dem Würzburger Klerus selbst ein neuer Widerstand gegen den Henneberger. Man wies ihn und seine Anhänger aus der Stadt; diese setzten Gewalt der Gewalt entgegen, äscherten die Unterstadt ein, zerstörten den Marienberg und verwüsteten die Stiftsgüter. Natürlich verschlimmerte sich Gebhards Sache dadurch im hohen Grade, und alsbald erhielt Erzbischof Adalbert von Papst Honorius II. die Weisung, Gebhard jetzt unbedingt das Bistum zu entziehen. Mit derselben Weisung kam auch Kardinal Gerhard, als er im Sommer 1126 abermals als päpstlicher Legat in Deutschland erschien. Inzwischen hatte sich aber der Henneberger mit seinen Beschwerden an den königlichen Hof gewandt und wußte auf einem Tage zu Straßburg vor dem Könige, dem Legaten, Erzbischof Adalbert und vielen Bischöfen seine Sache im günstigsten Lichte darzustellen. Er erreichte damit wenigstens so viel, daß man ihm Zeit ließ, sich nach Rom zu begeben, um auch dort eine Wendung zu seinen Gunsten herbeizuführen. Aber kaum hatte er Straßburg verlassen, so lief dort die Nachricht ein, daß seine Anhänger Würzburg abermals überfallen und die Einwohner zur Erklärung genötigt hatten, sich nach vierzehntägiger Waffenruhe, wenn nicht inzwischen ein anderes Abkommen getroffen, Gebhard zu unterwerfen. Die Nachricht erregte einen solchen Unwillen in der Versammlung, daß der Legat gegen Gebhard, obwohl dieser entschieden seine Unschuld an diesen Vorgängen beteuern ließ, sofort das Anathem schleuderte, und als Erzbischof Adalbert bald darauf mit dem König selbst nach Würzburg kam, verkündete er in der Stadt öffentlich das Strafurteil des Legaten. Seitdem war nahezu ein Jahr vergangen. Gebhard hatte die Reise nach Rom aufgegeben und sich auf seine Güter zurückgezogen. Nachdem sich Erzbischof Adalbert vergeblich eine neue Bischofswahl durchzusetzen bemüht hatte, soll er sich sogar Gerhard erboten haben, ihm gegen eine Geldsumme wieder zum Bistum zu verhelfen, aber der Henneberger behauptete, auf dieses schmähliche Anerbieten nicht eingegangen zu sein. Wie dem auch sei, Würzburg war noch gleichsam eine herrenlose Stadt und alles dort in größter Verwirrung, als im August des Jahres 1127 Lothar mit seinem Heer einrückte.

[1] Vgl. S. 144. 147. 158.

Der König war rechtzeitig gekommen; denn wenig später zogen auch die Staufer mit ihrem Heere heran. Sie rückten bis vor die Mauern, ließen sich aber auf eine Belagerung des vom Könige bereits besetzten Platzes nicht ein. Nachdem sie gleichsam zum Hohne desselben ein glänzendes Turnier vor den Toren abgehalten, zogen sie ab, wie sie gekommen. Friedrich scheint nach Schwaben zurückgekehrt zu sein; Konrad ging nach Nürnberg, von wo aus er bald darauf einen vergeblichen Versuch machte, sich auch Bambergs zu bemächtigen. Das ganze Ostfranken war voll Unruhe und Parteiung, und Jahre vergingen, ehe es wieder zur Ruhe gelangte.

Auf die Mitte des September hatte Lothar einen Reichstag nach Speier berufen, um mit den Fürsten über die Mittel zur Herstellung des inneren Friedens zu beraten. Viele Fürsten stellten sich dort beim Könige ein, namentlich aus dem oberen Lothringen und Burgund. Für den nächsten Zweck wurde freilich durch die Beratungen wenig oder nichts erreicht, doch war es nicht ohne Bedeutung, daß sich der König damals die Zähringer durch große Aussichten, die er ihnen in den burgundischen Ländern eröffnete, zu verpflichten wußte.

Am 1. März 1127 war der junge Graf Wilhelm von Hochburgund, ein Neffe Papst Calixts II., von seinen eigenen Leuten erschlagen worden; außer Hochburgund hatte er auch die Grafschaft Sitten zwischen dem Jura und dem großen Bernhard von der Krone zu Lehen getragen. Der nächste Erbe nach dem in Burgund gültigen Lehnsrecht war ein Vetter Wilhelms, Rainald mit Namen, der sich auch sogleich in den Besitz der ganzen Erbschaft setzte, ohne jedoch rechtzeitig die Belehnung beim Könige nachzusuchen. Lothar glaubte, den Säumigen strafen zu müssen, und ergriff überdies begierig die Gelegenheit, um Herzog Konrad von Zähringen, der in Burgund begütert war und als Schwestersohn Wilhelms eine gewisse Anwartschaft auf die erledigten Lehen besaß, für sich zu gewinnen und von den Staufern zu trennen. Deshalb belehnte er damals in Gegenwart vieler burgundischer Großen Konrad mit den freigewordenen Grafschaften; überdies wurde ihm einer der herzoglichen Gewalt ähnliche Stellung für Burgund übertragen. Seitdem nannten sich Konrad und seine Nachkommen regelmäßig Herzöge oder Rektoren von Burgund, obwohl sie eine durchgreifende Macht dort selten ausüben konnten. Konrad gelangte nicht einmal zum Besitz von Hochburgund, vielmehr entspann sich ein langer, niemals ganz ausgetragener Streit um diese Grafschaft zwischen ihm und Graf Rainald, der sich schließlich zu behaupten wußte.

Für Lothar war die Verbindung mit den Zähringern um so wichtiger, als Herzog Heinrich den Kampf gegen die Staufer im oberen Deutschland mit nichts weniger als günstigem Erfolg fortsetzte. Ein Einfall in Schwaben, welchen er um diese Zeit unternahm, hatte sogar den übelsten Ausgang. Als sein Heer über die Wernitz gegangen war und das An-

rücken des Feindes vernahm, löste sich vor seinen Augen jede Ordnung in demselben auf, und in hastiger Flucht stürmten alle nach Hause. Es war dies wohl eine Folge der Mißstimmung, welche Heinrichs durchgreifendes Regiment im eigenen Herzogtume erregt hatte. In der Folge brach auch ein Aufstand in Bayern selbst aus, dessen Bewältigung den Herzog längere Zeit beschäftigte. Obschon Sympathien für die Staufer in Bayern schwerlich weit verbreitet waren, hemmte dieser Aufstand doch Heinrich, den Krieg in Schwaben und Ostfranken fortzuführen, und offenkundig war es, daß mindestens Liutpold von Österreich und Dietbold von Vohburg, die mächtigsten Herren in den bayrischen Marken, es mit den staufenschen Brüdern hielten.

Konrad von Staufen als Gegenkönig

Das Glück, welches Lothar früher so sehr verwöhnt, zeigte sich ihm im Alter jetzt spröde genug; aber seine Herrschaft war doch in Wahrheit noch nicht in ihren Fundamenten erschüttert, und am wenigsten hielt er selbst seine Lage für verzweifelt. Die Staufer sahen dagegen die Vorteile, welche sie unleugbar gewonnen, im hellsten Lichte; mit großer Überschätzung derselben glaubten sie schon, Lothar auch die Krone bestreiten und selbst nach derselben greifen zu können. Sie und ihre Anhänger beschlossen, einen Gegenkönig einzusetzen. Friedrich selbst lenkte die Wahl auf seinen jüngeren Bruder, wohl um die Erinnerung an jene widerwärtigen Vorgänge, welche seine Erhebung in Mainz gehindert, nicht zu wecken. Konrads Wahl erfolgte am 18. Dezember 1127 zu Nürnberg, die Wähler scheinen meist fränkische und schwäbische Große gewesen zu sein, doch sind wir über die bei der Wahl tätigen Fürsten nicht unterrichtet. Lothar war von Speier nach Würzburg zurückgekehrt, um dort mit den Erzbischöfen von Mainz, Salzburg und Magdeburg und einigen andren geistlichen Fürsten das Weihnachtsfest zu feiern. Hier erhielt er die erste Kunde von Konrads Wahl. Die versammelten Bischöfe sahen in dem Unterfangen der Staufer einen Frevel nicht allein gegen König und Reich, sondern noch viel mehr gegen die heilige Kirche und sprachen sogleich feierlich das Anathem gegen den Usurpator und seine Anhänger aus. Auch der Erzbischof von Trier stimmte alsbald dem Anathem zu. Der gesamte deutsche Klerus ergriff mit Feuereifer die Sache Lothars und warf sich in den Kampf gegen den Staufer. Einst hatte die deutsche Kirche die Gegenkönige aufgeworfen und verteidigt; jetzt stand sie mit aller ihrer Autorität für den legitimen Herrscher ein.

Aber die entschlossene Tat der Staufer hatte ihnen doch auch neue Freunde gewonnen. Namentlich erklärte sich die Bürgerschaft von Speier, wo die Erinnerungen an die salischen Kaiser am lebendigsten fortlebten, jetzt ohne Zaudern offen für König Konrad; sie vertrieb ihren Bischof und

öffnete die Tore den Staufern, welche eine starke Besatzung in die Stadt legten. Wie durch Nürnberg in Ostfranken, gewannen sie durch Speier in Rheinfranken einen festen Halt und Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen.

Unter solchen Umständen erhielt der gesicherte Besitz Würzburgs für Lothar unberechenbare Bedeutung, und er verließ die Stadt nicht eher, als bis er ihr einen Bischof gegeben hatte, auf dessen Anhänglichkeit er unbedingt zählen konnte. Unter dem Einfluß des Königs und Erzbischof Adalberts wurde die Wahl Embrikos von Leiningen, des Propstes zu Erfurt, durchgesetzt, und der Gewählte erhielt dann sofort die Regalien und die Weihe. Der neue Bischof, der bisher in der königlichen Kanzlei unter Adalbert gedient hatte, war eine Persönlichkeit, welche das vollste Vertrauen Lothars besaß; auch die Gunst der Bürgerschaft scheint er sich bald gewonnen zu haben. Der Henneberger setzte auch gegen ihn den Widerstand noch einige Jahre fort, gab sich aber endlich zur Ruhe.

Der König, der im Anfange des Jahrs 1128 nach Sachsen zurückgekehrt war, feierte das Osterfest (22. April) zu Merseburg, und hier stellte sich abermals auch der dienstbeflissene Böhmenherzog am Hofe ein. Immer enger schloß sich der Bund zwischen ihm und dem Könige, der damals selbst einen Sohn Sobeslaws aus der Taufe hob. Der dritte in diesem Bunde war Heinrich von Groitzsch, der in Gegenwart der sächsischen Fürsten damals dem Täufling, seinem Vetter, alle seine Allodien dereinst zu vererben versprach. Der Böhmenherzog erbot sich, den König, seinen Gevatter, abermals gegen die Staufer mit Heeresmacht zu unterstützen.

Der Aufbruch gegen die Staufer war erst auf den Johannistag (24. Juni) angekündigt; der König entschloß sich daher, zuvor die niederlothringischen Gegenden zu besuchen, da sich die aufständige Gesinnung hier weiter verbreitet und selbst Herzog Gottfried sich offen von ihm losgesagt hatte. Das Pfingstfest (10. Juni) feierte der König in Aachen, wo sich viele sächsische und lothringische Bischöfe um ihn versammelten. Unter ihnen befand sich auch des Königs Stiefbruder Herzog Simon, nicht unbeteiligt bei den flandrischen Wirren, welche damals ganz Lothringen in Spannung erhielten. Am 2. März 1127 war nämlich Markgraf Karl in der Kirche zu Brügge von seinen eigenen Leuten, welchen die strenge und fromme Weise ihres dänischen Herrn nicht behagte, beim Gebete ruchlos erschlagen worden. Alles, was mit dem alten Grafenhause irgendwie in Verwandtschaft stand, streckte nun nach der reichen Erbschaft gierig die Hände aus, doch gelangte durch Vermittlung König Ludwigs von Frankreich zunächst Wilhelm Clito, der Neffe Heinrichs von England, in den Besitz. Nicht lange hatte er sich seines Glücks zu erfreuen. Das herrische und gewalttätige Wesen des Normannen reizte aufs neue den Widerstand der Vlamländer, und eine Partei unter ihnen rief Theoderich von Elsaß, durch seine Mutter den flandrischen Grafen verwandt, in das Land. Theo-

derich, ein Halbbruder des Herzogs Simon und der Gräfin Gertrud von Holland[1], erschien im März 1128 in Flandern; Gent und Brügge nahmen ihn freudig auf, während Wilhelm Clito sich ihm gegenüber noch zu halten wußte und bei Gottfried von Löwen, dem Herzog von Niederlothringen, Unterstützung fand.

Mit bemerkenswerter Entschiedenheit trat der König jetzt Gottfried entgegen; das Herzogtum Niederlothringen wurde ihm genommen und Walram, dem Sohne Heinrichs von Limburg, übertragen. Schon längst hatte sich Walram einen hervorragenden Namen gemacht und galt bei seinen Freunden für eine Zierde unter der Ritterschaft des Landes: viele waren deshalb hocherfreut, daß er die herzogliche Fahne Lothringens erhielt, welche einst schon sein Vater getragen.

Freilich war Gottfried von Löwen, ein mächtiger Herr, dessen Tochter dem König von England vermählt war, damit nicht vernichtet. Vielmehr gewann er gerade in diesen Tagen als Bundesgenosse Wilhelm Clitos bei Axpoele über Theoderich von Elsaß einen unzweifelhaften Sieg (21. Juni 1128), dessen Früchte nur dadurch verlorengingen, daß Wilhelm kurze Zeit darauf bei der Belagerung von Aalst (27. Juli) eine tödliche Wunde erhielt. Theoderich wurde nun von König Ludwig mit Flandern belehnt, aber er hielt es nichtsdestoweniger für geraten, sich mit Gottfried, seinem furchtbarsten Gegner, zu verständigen. Bald unterstützte er ihn sogar gegen Walram im Kampfe um das lothringische Herzogtum. Ein Sieg, den Walram im Bunde mit Bischof Alexander von Lüttich am 7. August 1129 bei Duras über Gottfried gewann, sicherte ihm zwar die herzogliche Gewalt in dem Lande vom Rheine bis zur Geete, aber Gottfried behauptete sich jenseits der Geete in der Macht und führte sogar den herzoglichen Namen fort. Das Herzogtum Niederlothringen ging seiner Auflösung entgegen, und man begann von Herzögen von Limburg und Löwen zu reden.

Der König hat selbst nicht unmittelbar in diese Angelegenheiten eingegriffen; ihn beschäftigte vollauf der neue Feldzug gegen die Staufer, der um Johannis, wie es bestimmt war, eröffnet wurde. Nach seinem Versprechen war ihm der Böhmenherzog abermals mit einem Heere zur Hilfe gekommen, aber wohl im Andenken an den traurigen Eindruck, welchen im Jahre zuvor die böhmische Hilfe gemacht hatte, entließ er schon am folgenden Tage mit Dank diesen bedenklichen Bundesgenossen.

Den Gegenkönig selbst konnte Lothar für den Augenblick nicht mehr erreichen; denn Konrad war schon im Frühjahr 1128 am Septimer

[1] Theoderich von Elsaß war ein Sohn des Herzogs Theoderich von Oberlothringen aus der zweiten Ehe desselben, mit der flandrischen Gertrud; Herzog Simon und Gräfin Gertrud von Holland stammten aus der ersten Ehe des Herzogs Theoderich mit Hedwig, der Witwe des Supplinburgers Gebhard, der Mutter Lothars. Vergleiche oben die Anmerkung zu Seite 237.

über die Alpen gegangen. Nicht die Not, wie man behauptet hat, trieb ihn, einen andren Schauplatz seiner Taten aufzusuchen; vielmehr lockte ihn die Aussicht, in Italien, wo sich Lothars Macht noch nicht hatte entfalten können, mühelos Anerkennung zu gewinnen und sich in den Besitz des reichen Mathildischen Hausguts zu setzen, auf welches er als Erbe Heinrichs V. Ansprüche erhob. Als er in die Lombardei hinabstieg, empfing ihn dort der Bann, welchen der Papst, dem Beispiel der deutschen Erzbischöfe folgend, am Osterfest zu Rom gegen ihn und seinen Bruder geschleudert hatte. Dennoch nahmen die Mailänder, damals in offener Feindseligkeit gegen Rom, mit Enthusiasmus den Gebannten auf und zwangen ihren Erzbischof Anselm, ihn am Peter- und Paulstag (29. Juni) zu Monza feierlichst zu salben und zu krönen; in Mailand selbst zu S. Ambrogio wurde Konrad dann noch einmal gekrönt. Anselm zog sich durch die Salbung des Gebannten den Unwillen Roms zu, fand aber in der Anhänglichkeit der Mailänder und in der Macht des Staufers gegen die Strafen des Papstes Schutz. Konrad, von Mailand unterstützt, begegnete im ersten Augenblick kaum einem ernsten Widerstand unter den Lombarden; das Königreich Italien schien ihm gewonnen.

So groß die ersten Erfolge des Gegenkönigs in Italien waren, die Hauptentscheidung des Kronstreits, in welchen er sich gegen Lothar geworfen, lag doch in Deutschland, wo Friedrich zurückgeblieben war, um den Kampf fortzuführen. Lothar schien es jetzt die erste und wichtigste Aufgabe, sich der Stadt Speier wieder zu bemächtigen: er rückte mit Heeresmacht vor dieselbe und begann um die Mitte des August sie zu umschließen. Gleich den Nürnbergern leisteten die Speirer den hartnäckigsten Widerstand; über zwei Monate lag das königliche Heer vor der Stadt, ohne den Mut der Bürger zu brechen. Sie erwarteten Entsatz von Herzog Friedrich, aber immer vergeblich. Es war ein harter Schlag für diesen, daß sich damals unter Vermittlung des Bayernherzogs Markgraf Dietbold von Vohburg mit Lothar verständigte; wahrscheinlich wurde der Vohburger dadurch gewonnen, daß sich seinem ältesten Sohne Mathilde, die Schwester der Welfen, verlobte. Wenn Friedrich die Speirer in ihrer Bedrängnis sich selbst überließ, so wird es nur geschehen sein, weil er, von Bayern und vom Nordgau aus zugleich bedroht, in die bittere Not der Selbstverteidigung versetzt war. Die Speirer sahen sich endlich genötigt, mit Lothar zu verhandeln; sie versprachen, wenn der König von ihrer Stadt abzöge, sich von den Staufern loszusagen und Geiseln für ihre Ergebenheit zu stellen. Um den 11. November hob Lothar die Belagerung auf und entließ sein Heer. Er hatte die Stadt nicht betreten, und ungeachtet der Geiseln vergaß man dort bald genug die gegebenen Versprechungen.

Das Weihnachtsfest feierte Lothar zu Worms in Gemeinschaft mit den Erzbischöfen von Mainz und Trier wie mit vielen andren geistlichen

und weltlichen Fürsten aus den überrheinischen Gegenden. Er besuchte darauf Straßburg und erweiterte durch eine wichtige Urkunde vom 20. Januar 1129, worin er die Treue der Ratmannen und Bürger ausdrücklich belobte, die Freiheiten der Stadt[1]. Die Autorität Lothars schien in Rheinfranken und im Elsaß so gut wie hergestellt; um so bedenklicher stand es um sie in den niederrheinischen Gegenden. Grund genug für ihn, um dieselben aufs neue aufzusuchen. Das Fest der Reinigung Mariä (2. Februar) beging er im Kloster Elten bei Nymwegen. Sein Aufenthalt hier diente nicht bloß zur Verherrlichung einer kirchlichen Feier, sondern auch zur Vollstreckung eines Blutgerichts; Gisilbert, der Bedränger der Utrechter Kirche, wurde nach dem Urteil der Fürsten enthauptet.

Von Elten begab sich Lothar nach Köln; er traf dort den Erzbischof nicht, der sich absichtlich wie im Jahre zuvor der Gegenwart des Hofes entzogen hatte. Auch andre Herren hielten sich vom Könige fern. Aber dies hinderte ihn nicht, gegen die Aufständigen und Ruhestörer Strenge zu gebrauchen. Graf Gerhard von Geldern, zu Worms abwesend als Reichsfeind angeklagt, wurde jetzt vor das Gericht der Fürsten beschieden; er erschien, gab aber jeden Versuch der Rechtfertigung auf und überließ sich der Gnade des Königs, der ihm eine Buße von 1000 Mark auferlegte. Lothars Energie machte Eindruck. Als er am 8. März zu Duisburg hofhielt, erschienen schon viele der angesehensten Herren aus den niederrheinischen Gegenden und Friesland vor seinem Throne, und endlich hielt auch Erzbischof Friedrich für geraten, dem Könige wieder näherzutreten; es geschah auf einem großen Fürstentage am 16. Mai zu Korvei. Für Lothar, dessen Herrschaft sich noch besonders auf den Klerus stützte, und der sein Königtum von Gottes Gnaden stark zu betonen pflegte, war die Rückkehr des Kölners an den Hof von unschätzbarer Bedeutung. Es war wenig später, daß Herzog Walram und der Bischof Alexander von Lüttich wie bereits erwähnt, Gottfried von Löwen im offenen Kampfe besiegten[2], und dieser Sieg befestigte zugleich Lothars Macht mindestens bis zur Geete.

Der junge Bayernherzog Heinrich hatte indessen einen Versuch gemacht, sich selbst und seinen Schwiegervater von ihrem gefährlichsten Widersacher durch eine Gewalttat zu befreien. Als er in der Fastenzeit des Jahres 1129 sich auf seinen schwäbischen Gütern befand und erfuhr, daß Herzog Friedrich im nahen Kloster Zwiefalten mit geringer Begleitung übernachtete, eilte er im Dunkel mit einer bewaffneten Schar herbei und warf, obwohl er selbst der Vogt des Klosters war, in die Wohngebäude der Mönche Feuer. Seine Absicht war, seinen feindlichen Schwager in den Flammen zu ersticken. Mit Hilfe der Mönche entkam jedoch der Schwabenherzog und flüchtete sich in den Münster des Klosters.

[1] Es ist die älteste noch im Stadtarchiv vorhandene Kaiserurkunde.

[2] Vgl. oben S. 248.

Mit gezückten Schwertern untersuchten die Leute Heinrichs alle Winkel der Abtei, erbrachen die Pforte des Münsters, drangen auch in eine benachbarte Kapelle, wo die Mönche eben die Horen sangen, und stürzten sich auf die betenden Brüder. Aber sie konnten Friedrich, nach dessen Blut sie dürsteten, nicht erreichen: er hatte den feuerfesten Turm des Münsters erstiegen und war dort gegen Schwerter und Flammen gesichert. Wutschnaubend verließ Heinrich endlich das Kloster, den Mönchen, die sein Vorhaben vereitelt, Tod und Verderben drohend. Diese Drohungen hat er nicht ausgeführt, aber auch die Sühne nicht geleistet, welche ihm der Papst auferlegte [1]. Mit gutem Recht wurde ihm in der Folge die Vogtei über das Kloster entzogen und seinem Bruder Welf übertragen. Übrigens haben die Mönche von Zwiefalten von Herzog Friedrich nicht den Dank geerntet, den sie erwarten durften; er verwüstete einige Jahre später rücksichtslos den ihnen gehörigen Ort Ennabeuren.

Schwerlich hatte Lothar das frevelhafte Unterfangen seines Eidams gebilligt. Er selbst war seit seiner Rückkehr nach Sachsen besonders mit den dortigen Angelegenheiten beschäftigt. Heinrich von Stade, welcher die sächsische Nordmark innegehabt hatte, war bald nach der Rückkehr von der Speirer Belagerung am 4. Dezember 1128 in jungen Jahren ohne Leibeserben gestorben; die Nordmark übertrug Lothar jetzt dem Grafen Udo von Freckleben, dem nächsten Blutsverwandten des verstorbenen Markgrafen, dem Sohn jenes Rudolf, der schon einst diese Mark verwaltet hatte.

Der König hielt sich damals gewöhnlich in Goslar auf. Hier hatte er das Osterfest (14. April) gefeiert; hierhin kehrte er auch zurück, nachdem er Pfingsten (2. Juni) der Einweihung der Servatiuskirche in Quedlinburg beigewohnt hatte. In der Mitte des Juni waren um ihn zu Goslar die Erzbischöfe von Mainz, Magdeburg, Bremen und Salzburg nebst einer großen Zahl der geistlichen und weltlichen Fürsten Sachsens versammelt. Ohne Zweifel wurden damals die Vorbereitungen zu einem neuen Heereszug nach dem Rhein und einer neuen Belagerung Speiers getroffen; denn offenkundig war bereits, daß die Bürger der Stadt die gegebenen Versprechungen gebrochen hatten. Herzog Friedrich war wieder in der Stadt gewesen und hatte zur Ermutigung der Bürger seine Gemahlin mit einer starken Besatzung zurückgelassen, während er selbst nach Schwaben zurückgekehrt war, um sein Land zu schützen.

Noch am 17. Juni war Lothar zu Goslar. Wenig später zog er mit einem sächsischen Heer an den Rhein und eröffnete um die Mitte des Juli die zweite Belagerung Speiers. Nicht eher war er diesmal zu weichen entschlossen, als bis er die Stadt bezwungen und betreten habe. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit verteidigten sich die Bürger; die Herzogin befeuerte ihren Widerstand. Monat über Monat verging, ohne daß Lothar

[1] Einen goldenen Kelch von fünf Pfund Gewicht sollte Heinrich den Mönchen geben.

ihren Mut brechen konnte. Schon verzweifelte er ohne den Beistand des Bayernherzogs an dem Erfolge und berief diesen mit einem Heere zu sich. Heinrich lag damals vor der festen Burg Falkenstein, um den Regensburger Vogt Friedrich von Bogen zu strafen, der durch die Tötung eines ihm ergebenen Ministerialen der Regensburger Kirche ihn auf das höchste gereizt hatte. Er überließ die weitere Belagerung Falkensteins seiner Schwester Sophie, die vor kurzem ihren zweiten Gemahl, Markgraf Liutpold von Steiermark, verloren hatte und mit einem Geleit von 800 Rittern in die Heimat zurückgekehrt war; er selbst eilte mit etwa 600 Rittern nach Speier. Nur unter großen Schwierigkeiten gelangte er an den Rhein und schlug mit den Seinen Speier gegenüber am rechten Ufer des Flusses sein Lager auf, um Friedrich, wenn er zum Entsatz der Stadt vorrücken sollte, hier zu begegnen. In der Tat erschien Friedrich alsbald und griff bei Nachtzeit das bayrische Lager an; aber Heinrich, nicht unvorbereitet, trieb ihn zurück und verfolgte ihn eine weite Strecke.

Noch das Weihnachtsfest feierte Lothar im Lager vor Speier. Endlich, da alle Hoffnung auf Entsatz schwand, sank der Mut der Bürger, und sie erboten sich unter Vermittlung des Erzbischofs von Mainz zur Unterwerfung. Der König sicherte ihnen Straflosigkeit zu und erreichte damit, daß sie um Neujahr 1130 ihm die Tore öffneten. Die heldenmütige Gemahlin Herzog Friedrichs, die Entbehrungen aller Art mit den Bürgern erduldet hatte, wurde hoch geehrt und reich beschenkt mit ihrem Gefolge entlassen. Als Sieger zog der König dann in Speier ein und zeigte sich am Epiphaniasfest den Bürgern in der Krone. Bald darauf ging er den Rhein hinauf bis Basel, wo jetzt auch Bischof Berthold, bisher ein entschiedener Anhänger der Staufer, diesen absagen mußte. Als Lothar in den Tagen vom 6. bis 8. Februar in Basel residierte, waren unter anderen Fürsten der Erzbischof von Besançon und die Zähringer an seinem Hofe; auch der Bischof Bruno von Straßburg war zugegen, der nach einer vierjährigen Verbannung aus seinem Bischofssitz erst vor kurzem auf Verwendung der Königin und seiner Amtsbrüder die Gnade Lothars wiedergewonnen und die Erlaubnis zur Rückkehr in seine Stadt erlangt hatte.

Es war endlich ein entschiedener Erfolg, den Lothar den Staufern abgerungen. Wenn sich auch Nürnberg noch hielt, welches vom Könige und Herzog Heinrich in dieser Zeit aufs neue, wie es scheint, umschlossen wurde, so war doch Friedrichs Macht im rheinischen Franken und am ganzen oberen Rhein gebrochen. Das Osterfest (30. März) feierte der König in Bamberg und kehrte bald nach demselben nach Sachsen zurück. Während seiner längeren Abwesenheit waren hier Wirren ausgebrochen, welche namentlich in dem östlichen Teile des Landes und in den Marken den Landfrieden störten und das Einschreiten des Königs erheischten.

Lothars Übergewicht

Es ist bereits darauf hingewiesen, wie Lothars Kriegszug gegen Böhmen im Jahre 1125 zum Teil durch den Schutz bedingt war, den er Albrecht von Ballenstedt und Konrad von Wettin in den Marken gegen Heinrich von Groitzsch und den jungen Hermann von Winzenburg schuldete. Der unglückliche Ausgang des böhmischen Krieges und das vertraute Verhältnis, welches sich darauf zwischen dem König und Herzog Sobeslaw entwickelte, und in welches auch Heinrich von Groitzsch, der Neffe Sobeslaws, gezogen wurde, mußte dann mit Notwendigkeit auch auf die Stellung der Markgrafen Albrecht und Konrad zum Könige zurückwirken. In der Tat konnte Lothar jetzt die Ansprüche des Groitzschers und Winzenburgers auf die Marken nicht mehr rücksichtslos beiseite setzen, sondern mußte sie durch eine Ausgleichung zu befriedigen suchen.

Wir sind über den Ausgleich selbst ohne bestimmte Nachrichten, aber so viel ist klar, daß sich Albrecht in der Ostmark und Lausitz zu behaupten wußte, während in Meißen eine Teilung der markgräflichen Gewalt eintrat. Konrad von Wettin und Hermann von Winzenburg erscheinen hier nebeneinander als Markgrafen, und es mochte als eine Entschädigung Hermanns für erlittene Verluste gelten, daß er zugleich eine fürstliche Gewalt über ganz Thüringen unter dem Namen eines Landgrafen erhielt[1]. Wir wissen nicht, welche Vorteile der Groitzscher, der sich um den König so große Verdienste erworben hatte, gewann, aber auch ihm konnte es an Beweisen königlicher Gunst nicht fehlen, und jeder Gewinn für ihn mußte als eine Beeinträchtigung der Ballenstedter gelten. Man darf es dann vielleicht als eine Art von Vergütigung für dieses Haus ansehen, wenn der König damals Wilhelm von Ballenstedt, den Vetter Albrechts, wieder als Pfalzgrafen am Rhein in die einst von dessen Vater Siegfried bekleidete Würde einsetzte, obwohl der Pfalzgraf Gottfried von Calw noch lebte[2]. So waren wie zwei Markgrafen von Meißen damals auch zwei Pfalzgrafen am Rheine anerkannt: eine höchst auffallende Erscheinung, welche allein durch die zwingende Notwendigkeit, widerstrebende Interessen auszugleichen, erklärlich scheint.

Wie aber selten ein solcher Ausgleich auf die Dauer allseitig befriedigt, so war es auch hier, und vor allem fühlten sich die Ballenstedter

[1] In einer kaiserlichen Urkunde vom 13. Juni 1129 erscheint unter den Zeugen Hermann als Landgraf und wird als solcher vor den Markgrafen genannt. Übrigens scheinen auch früher bereits die Markgrafen von Meißen mit einer besonderen Amtsgewalt über Thüringen bekleidet gewesen zu sein, und neu war vornehmlich wohl nur der Name für dieselbe.

[2] Wilhelm erscheint als Pfalzgraf neben Gottfried in kaiserlichen Urkunden vom Jahre 1126 an. Er war der Sohn der Gertrud, der einzigen Schwester der Königin Richinza, und auch diese Verwandtschaft mag zu seiner ungewöhnlichen Erhebung beigetragen haben.

durch die nahen Beziehungen Heinrichs von Groitzsch[1] zum Könige beengt und bedrückt. Der junge Markgraf Albrecht, emporstrebend und tatendurstig, erneuerte nicht allein seine alten Streitigkeiten mit dem Groitzscher, sondern trat in seinem Bereiche allen entgegen, die sich größerer Gunst am Hofe zu erfreuen schienen, als er selbst dort jetzt zu erfahren meinte. Kaum hatte Udo von Freckleben die Verwaltung der Nordmark vom Könige erhalten, so überfiel Albrecht die bei Wolmirstedt an der Ohre belegene Hildagesburg, eine Feste Udos, bei Nacht und zerstörte sie durch Feuer. Ein anderer Angriff, den er gegen die Burg Gundersleben bei Wegeleben im Halberstädtischen richtete, war nur daran gescheitert, daß die Getreuen des Königs noch rechtzeitig dem Markgrafen entgegentraten. Endlich stieß Udo mit bewaffnetem Geleit am 15. März 1130 bei Aschersleben auf die Leute Albrechts; ein harter Kampf entspann sich, in welchem Udo selbst den Tod fand, mehrere seines Gefolges verwundet wurden oder in Gefangenschaft gerieten.

Vielleicht war es nicht ohne Zusammenhang mit Albrechts gewalttätigem Auftreten, daß im Sommer 1129 in Magdeburg, wo der Groitzscher die Burggrafschaft bekleidete, ein Aufstand unter den Bürgern ausgebrochen war, der nur mit Mühe unterdrückt werden konnte. Albrecht selbst mochte es dagegen seinem Widersacher beimessen, wenn die Bürger von Halle, die unter dem Einfluß des Groitzscher standen, im Jahre 1130 seine Mutter Eilika mit dem Tode bedrohten und einen seiner Verwandten, Konrad von Eichstedt, mit mehreren Genossen erschlugen. In welche Verwilderung durch ein aufgeregtes Parteitreiben die Verhältnisse in Thüringen und den sächsischen Marken geraten waren, zeigte sich recht deutlich darin, daß gleichzeitig Heinrich Raspe, der Sohn und Haupterbe des Grafen Ludwig[2], des Königs Fahnenträger, durch Meuchelmord sein Ende fand und der Täter unentdeckt blieb. Das Erbgut Heinrich Raspes ging auf seinen Bruder Ludwig über; die Vogtei über das Kloster Goseck, welche ihm zugestanden hatte, riß jedoch Albrechts Mutter Eilika an sich, welche damals in der Nähe an der Saale die Burg Werben erbaute und sich mit männlichem Geiste gegen Ludwig zu behaupten wußte.

Das Ende Heinrich Raspes verletzte unmittelbar den König, aber noch mehr empörte ihn, daß um dieselbe Zeit einer seiner vertrautesten Räte, Burchard von Loccum, durch Mord beseitigt wurde und der Urheber des Mordes kein geringerer Mann war als der Landgraf Hermann von Winzenburg. Burchard, ein Vasall Hermanns, war durch kaiserliche Gunst hoch emporgestiegen und zu einer Grafschaft in Friesland gelangt. Wegen

[1] Mit Markgraf Konrad ordneten sich die Verhältnisse wohl schon deshalb leichter, weil Konrad dem Groitzscher verwandt war. Konrads Bruder Dedi war mit Bertha, der Schwester Heinrichs von Groitzsch, vermählt gewesen. Konrad blieb immer in großer Gunst bei Lothar, zerfiel aber bald mit Albrecht von Ballenstedt.

[2] Vgl. S. 172.

eines Burgbaus war er darauf mit dem Winzenburger in erbitterte Streitigkeiten geraten, und dieser ließ endlich seinen widerspenstigen Vasallen auf einem Kirchhofe überfallen und erschlagen. Ein Frevel, welchen der König nicht ungerächt lassen konnte, und der ihn in die bedenklichen Zustände Sachsens einzugreifen auf das dringendste mahnte. Dem Winzenburger wurde der Prozeß gemacht; des Hochverrates wurde er von den zu Quedlinburg versammelten Fürsten für schuldig befunden, die Reichsacht über ihn verhängt, alle seine Würden und Güter ihm abgesprochen. Die Landgrafschaft Thüringen kam an den Grafen Ludwig, der dadurch eine hervorragende Stellung unter den Fürsten des Reichs gewann. Die Markgrafschaft Meißen erhielt nun in ihrem ganzen Umfange Konrad von Wettin. Die Winzenburg selbst und die zu ihr gehörigen Güter fielen an das Bistum Hildesheim zurück, dessen Lehen sie waren. Hartnäckigen Widerstand setzte der geächtete Hermann noch dem Könige und den Fürsten entgegen. Er verteidigte sich in der Winzenburg längere Zeit gegen ein wider ihn ausgesandtes Heer; erst am letzten Tage des Jahres 1130 ergab er sich dem Könige, der ihn dann nach Blankenburg am Harze in Haft bringen ließ[1].

Einem ähnlichen Schicksal entging damals glücklich Markgraf Albrecht. Wegen seiner Fehde gegen Udo von Freckleben scheint er gar nicht zur Verantwortung gezogen zu sein; die erledigte sächsische Nordmark verlieh der König dem Grafen Konrad von Plötzke, einem in jedem Betracht ausgezeichneten Ritter, einem Verwandten Heinrichs von Stade und Sohne jenes Helperich, dem schon Heinrich V. einst die Verwaltung der Mark übertragen hatte[2]. Markgraf Albrecht und seine Mutter verlangten und erhielten dagegen für die in Halle erlittene Schmach volle Genugtuung. Die Reichsacht wurde über die meuterischen Bürger ausgesprochen, gegen welche der König ein Heer sandte. Der Ort, der noch nicht befestigt war, konnte keinen Widerstand leisten, und über die Bürger erging ein furchtbares Strafgericht. Viele erlitten den Tod, andere wurden geblendet und verstümmelt, manche suchten dem Verderben durch die Flucht zu entgehen; der Rest der Einwohnerschaft mußte sich mit großen Geldsummen die Gnade des Königs wiedergewinnen. Albrecht mochte über die Schonung, welche er erfuhr, triumphieren, doch sollte auch ihn bald die strafende Hand treffen. Noch ehe ein Jahr verging, wurde ihm durch ein Fürstengericht seine Mark abgesprochen, und Heinrich von Groitzsch wurde mit derselben, wie sie einst schon sein Vater besessen, vom Könige belehnt[3]. Ob Albrecht neue Schuld zur früheren gehäuft oder alte Vergehen erst jetzt aufgedeckt wurden, wissen wir nicht: genug, daß er endlich doch dem Groitzscher wei-

[1] Hermann kam später frei und erscheint dann wieder in geachteter Stellung.
[2] Vgl. oben S. 59.
[3] Es geschah auf dem Reichstag zu Lüttich in den letzten Tagen des März 1131.

chen mußte. Er fügte sich ruhig in das Urteil der Fürsten und des Königs und hat diese Fügsamkeit nicht zu bereuen gehabt.

Auf einem Fürstentage zu Quedlinburg, um die Zeit des Pfingstfestes (18. Mai) hatte der König das Strafgericht über Hermann von Winzenburg und die Hallenser gehalten, und die heilsamen Folgen seiner Strenge gaben sich schnell in den sächsisch-thüringischen Gegenden zu erkennen. Er selbst verließ bald nach jenem Fürstentage Sachsen und wandte sich nach dem oberen Deutschland; er wollte Bayern besuchen, wo sein Schwiegersohn noch immer mit aufständigen Vasallen und Bürgern im Streit lag.

Auf diesem Zuge nach Bayern scheint Lothar in Franken keinem Widerstand begegnet zu sein. Nürnberg gelobte auf Bedingungen, die wir nicht kennen, ihm Unterwerfung, ohne jedoch ihm die Tore zu öffnen. Bereits im Juni war Lothar in Regensburg, wo er nicht nur mit seinem Schwiegersohne, sondern auch mit dem Böhmenherzog wieder zusammentraf. Herzog Heinrich hatte bereits bald nach seiner Rückkehr von Speier den Falkenstein, die Burg Friedrichs von Bogen, genommen und mit seinen Leuten besetzt, aber der Widerstand der Regensburger Einwohnerschaft muß fortgedauert haben; denn es wird ausdrücklich berichtet, daß der Böhmenherzog während seines einwöchigen Aufenthalts in der Stadt zwanzig Türme gebrochen habe. Sobeslaw kehrte bald nach diesem Zerstörungswerke in die Heimat zurück; der König scheint dagegen einen längeren Aufenthalt in Bayern genommen zu haben, bis die Ruhe völlig hergestellt wurde.

Nürnberg hatte sich noch immer nicht völlig unterworfen, und als der König im Oktober wieder in Franken erschien, besorgte man sogar einen neuen Kampf um diesen Platz. Aber die Sorgen waren vergebens. Wahrscheinlich schon im Laufe des Oktober, jedenfalls noch vor Weihnachten 1130 ergab sich die Stadt dem Könige. Die Sache der Staufer war damit auch in Ostfranken und zugleich im wesentlichen für das ganze Reich entschieden. War auch Friedrich in seinem Herzogtum noch unbesiegt, ja bisher nicht einmal ernstlich dort angegriffen, so hatte er doch keine Aussicht mehr, mit Erfolg Lothar die Herrschaft streitig machen zu können. Die Krone seines Bruders, die in Deutschland nie schwer gewogen, hatte hier alles Gewicht verloren.

Und inzwischen hatte Konrad auch in der Lombardei bereits seine Rolle ausgespielt. Dem ersten Staufer ist das Glück in Italien so treulos gewesen wie den meisten des Hauses in der Folge. Auf die Macht der Mailänder gestützt, hatte Konrad zuerst weithin in den Gegenden am Po und in Toskana seine Macht geltend gemacht. Die meisten Städte nahmen ihn bereitwillig auf und unterstützten ihn; auch viele Markgrafen und Grafen boten ihm willig die Hand. Widerstrebende wurden mit Strenge niedergehalten; nur die Fürsprache der Mailänder rettete den Markgrafen Anselm von Busco von der Todesstrafe. Auf einem Tage im Ronkalischen

Felde erließ Konrad eine wichtige Lehnskonstitution, in welcher unter anderem bestimmt wurde, daß jeder seine Lehen verlieren solle, der nicht binnen Jahr und Tag den Lehnseid geleistet, und alle Lehnsveräußerungen ohne Einwilligung des Herrn ungeachtet der Verjährung ungültig seien. Damals konnte der Staufer selbst an einen Angriff auf Rom und den ihm so feindlichen Papst denken, aber nur zu bald sollte seine Lage sich völlig ändern.

Es war sein erstes Mißgeschick, daß er sich nicht in den Besitz des Mathildischen Hausguts zu setzen vermochte. Die Vasallen und Befehlshaber in den Burgen und Städten, welche dasselbe bildeten, hatten sich, ohne das Erbrecht der Staufer anzuerkennen, in dem Grafen Albert von Verona einen eigenen Herrn gewählt, der auch vom Papste als solcher anerkannt zu sein scheint. Als Albert jedoch von den Mailändern durch eine große Geldsumme gewonnen wurde, um Konrad die Burgen Mathildens auszuliefern, sagten die Vasallen sich von ihm los und vereitelten im Einverständnis mit Alberts Gemahlin die Anschläge Mailands und Konrads; der Veroneser verließ die Mathildischen Länder und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Der Staufer, von der gehofften Erbschaft ausgeschlossen, entbehrte alsbald der Hilfsmittel, die ihn in Italien allein hätten sichern können. Und allmählich begann nun auch der Bann, welchen der Papst gegen ihn ausgesprochen, und welchen der Legat Johann von Crema in der Lombardei verbreitete, seine Wirkung zu üben. Auf einer von dem Legaten berufenen Synode zu Pavia erklärte sich die Mehrzahl der lombardischen Bischöfe gegen den Staufer und sprach über den Mailänder Erzbischof, der ihn gekrönt, den Bann aus. Mit den Bischöfen traten mehrere der bedeutenderen Städte, Pavia, Piacenza, Cremona, Brescia, Lodi, offen auf die Seite Lothars und nahmen gegen Mailand eine drohende Stellung. Seitdem bewiesen sich die Mailänder lauer und lauer im Dienste des „Idols", welches sie aufgerichtet und verehrt hatten, und Konrad zog sich nach Parma zurück, wohl der einzigen Stadt, welche ihm noch Sicherheit bot. Der königliche Glanz, welcher ihn zuerst umstrahlt hatte, war schnell verblichen.

Mit Notwendigkeit wirkte dann der Erfolg Lothars vor Speier, den man in Italien schnell genug erfuhr, auch auf Konrads Lage ein. Die Schar der Getreuen, welche den Staufer über die Alpen begleitet, war bereits zusammengeschmolzen, und der in Italien gewonnene Anhang hatte ihn nur zu schnell wieder verlassen. Auf neue Freunde war nicht zu rechnen, zumal seine Schätze sich längst erschöpft hatten. Er lebte fast in Dürftigkeit, und selbst die Mittel zur Rückkehr müssen ihm bereits gefehlt haben. Er gewann sie, wie es scheint, erst durch Verwertung eines glücklichen Fangs, den er gegen Ende des Jahres 1129 machte. Der Erzbischof Meginher von Trier, der mit den anderen deutschen Bischöfen den Bann über die Staufer ausgesprochen hatte, wurde auf dem Wege nach

Rom von Konrads Leuten ergriffen und nach Parma in Haft gebracht. Ihn überließ der Gegenkönig den Parmensern als Unterpfand für ein Darlehen von 600 Pfund, und ehe noch die Auslösung bewirkt werden konnte, starb der Erzbischof am 1. Oktober 1130. Etwa um dieselbe Zeit wird Konrad nach Deutschland zurückgekehrt sein. Es geschah, wie wir hören, unter großen Bedrängnissen, und er fand die Verhältnisse hier nicht günstiger, als er sie jenseits der Alpen verlassen. Er brachte einzig und allein von dort eine Krone zurück, die noch wertloser war als die ihm in Deutschland verliehene. Hilfskräfte konnte er dem Bruder, der sich kaum noch aufrecht hielt, nicht bieten, Unterstützung von ihm nicht erwarten. Die Herrschaft, um welche die Brüder gestritten, war verloren; genug, wenn sie nur sich selbst aus dem Schiffbruche retteten.

Fürwahr, schwere Zeiten waren es gewesen, die bisher Lothar in der Krone durchlebt, die mühevollsten seines langen Lebens. Über vier Jahre stand er im Kampfe mit den Staufern, und immer von neuem erhoben sich, durch den Thronstreit genährt, gefährliche Bewegungen in allen Teilen des Reichs; selbst in Sachsen, seinem eigenen Herzogtum, war des Königs Autorität ebenso in Frage gestellt worden wie die seines Schwiegersohnes in Bayern. Das Glück, ihm sonst so treu, schien ihm grollend den Rücken gekehrt zu haben, und nur in vielen sauren Mühen hatte er sich die Gunst desselben wieder errungen. Jetzt endlich konnte er sich sicherer Erfolge freuen, und diese Erfolge waren in hohem Maße verdient. Nicht allein durch seine rastlose Tätigkeit und die Festigkeit seines Willens waren sie gewonnen, sondern nicht minder durch Besonnenheit und Umsicht. Er hatte es verstanden, unnützem Blutvergießen vorzubeugen. Nicht eine offene Schlacht hat er, der alte Held, gegen die Staufer geschlagen, und lieber hatte er die böhmischen Scharen zurückgesandt, als daß er ihnen deutsche Länder zu neuer Verwüstung preisgab. Um die Belagerung zweier Städte, Nürnbergs und Speiers, hatte sich im wesentlichen die Entscheidung des langen Streits gedreht.

Schwerlich wird sich behaupten lassen, daß es der junge Welfenfürst gewesen sei, der die Autorität seines königlichen Schwiegervaters gerettet habe, eher möchte Heinrichs Macht selbst erst durch Lothar in Bayern befestigt sein. Aber eine sehr mächtige Bundesgenossin hatte unfehlbar Lothar in der Kirche zur Seite gestanden. Diesseits und jenseits der Alpen war sie für ihn tätig gewesen, und die Staufer hatten noch einmal empfunden, wie der Bann eine unwiderstehliche Waffe. Aber die Kirche pflegte für Dienste Gegendienste zu heischen, und bald genug hat sie auch an Lothar ihre Forderungen gestellt.

3. Lothar und die Kirche

Die deutsche Kirche zur Zeit Honorius' II.

„Wir hoffen", schrieb im Jahre 1130 ein italienischer Bischof an Lothar, „daß mit Euch zugleich das Banner der gesamten Kirche triumphiert hat." Und in der Tat stand damals Lothars Sache mit allen Interessen nicht nur der deutschen, sondern der gesamten abendländischen Kirche im engsten Zusammenhang; sein Sieg schien auch ihr Triumph.

Nächst den kriegerischen Tugenden wird von den Zeitgenossen an Lothar nichts mehr gerühmt, als sein Eifer für die Kirche, der sich besonders in dem wirksamen Schutze ihrer Rechte und ihres Besitzstandes kundgab. Bedurfte dieser fromme Eifer je eines Sporns, so gab ihn die kluge Richinza, die Mutter der Armen Christi, wie sie die Bischöfe nannten. Die deutsche Kirche fühlte sich glücklich, von der Tyrannei befreit zu sein, welche Heinrich V. gegen sie geübt hatte. Mit vollem Munde wurde die neue Freiheit gepriesen, in welcher sie wieder auflebe und gedeihe. Nach welcher Seite die Bischöfe auch ihre Tätigkeit richten mochten, sie fühlten sich vom Könige nicht nur in keiner Weise gehemmt, sondern vielfach gefördert. Konrad von Salzburg fuhr fort, sein Erzbistum mit Chorherrnstiften zu erfüllen, die Weltgeistlichkeit unter die Ordensregel zu bringen, seinem Klerus die Gregorianischen Ideen so tief einzupflanzen, daß Rom hier in der Folge seine entschiedensten Anhänger fand. Otto von Bamberg unternahm alsbald seine zweite Missionsreise nach Pommern und erhöhte durch neue Klosterstiftungen der verschiedensten Observanz immer mehr den Glanz seines Bistums. Andere Bischöfe wußten sich des Jochs zu entledigen, welches ihre eigenen Vasallen und Ministerialen ihnen in den wirren Zeiten des Investiturstreits auferlegt hatten und brachten die heruntergekommenen Einkünfte ihrer Kirchen wieder empor. Der Adel und der Klerus wetteiferten in der Begründung neuer Klöster, und der König selbst begünstigte sichtlich diesen Eifer. Vor allem fand die Hirschauer Kongregation breiten Raum für ihre Tätigkeit; ihre Stiftungen mehrten sich und wurden täglich reicher. Doch im Wohlleben begann die geistige Kraft der Hirschauer zu sinken, und schon bereiteten von Frankreich her die

Kongregationen der Zisterzienser und Prämonstratenser auch auf Deutschland ihren Einfluß aus, wo sie sehr glückliche Nebenbuhler der Hirschauer wurden.

Wie kirchenfreundlich aber Lothar auch war, den Rechten, welche der Wormser Vertrag dem Reiche belassen, hat er niemals etwas vergeben. Die Bischofswahlen sind in seiner Gegenwart gehalten worden, bei zwiespältigen Wahlen hat er selbst die Entscheidung getroffen und streng darauf gehalten, daß der Erwählte die Weihe nicht vor der Investitur empfing. Ernstlich hat er sich sogar mit dem Gedanken beschäftigt, das alte Investiturrecht, wie es die Ottonen und Heinriche geübt, der Krone wiederzugewinnen; nicht nur für die Macht des Reichs, sondern auch für das Wohl der Kirche mag er gemeint haben im Besitz dieses Rechts besser sorgen zu können. Denn die Kirche machte, um die Wahrheit zu sagen, den schlechtesten Gebrauch von ihrem Wahlrecht. Die Klagen über Simonie verstummten nicht, sondern wurden lauter; die Wähler richteten meist ihre Blicke auf vornehme Kleriker, bei deren Erhebung sie sich weltliche Vorteile sicherten; die Bistümer wurden einträgliche Pfründen für hochgeborene Herren, die entweder begierig bei der ersten gebotenen Gelegenheit nach denselben griffen oder, wenn sie die Hand zurückhielten, es nur in der Aussicht auf eine noch einträglichere Stellung taten; zwiespältige Wahlen wurden fast zur Regel und gaben die Veranlassung, daß die Kirchen oft längere Zeit ohne eine regelmäßige Verwaltung blieben.

Aus der Festigkeit, mit welcher Lothar an seinen Rechten festhielt, erklärt sich, daß ungeachtet der Wahlfreiheit meist doch nur ihm genehme Persönlichkeiten in die deutschen Bistümer kamen. Jener Siegfried von Leiningen, der im Jahre 1126 Bischof von Speier wurde, war ein entschiedener Anhänger des Königs; die Staufer haben ihn schon im folgenden Jahre vertrieben. Um dieselbe Zeit gewannen Ekbert und Embriko die Bistümer Münster und Würzburg, beide recht eigentlich Vertrauensmänner des Königs. Als am 1. Januar 1128 der Bischof Albero von Lüttich, der Bruder Gottfrieds von Löwen, das Zeitliche segnete, kam das reiche Bistum nach den Absichten des Königs an jenen Alexander, der früher schon zweimal hatte zurücktreten müssen [1]. Alsbald ergriff Alexander die Waffen gegen Gottfried und wußte sich gegen ihn im Kampfe zu behaupten; als er dann aufs neue in Rom wegen Simonie verklagt wurde, schützte ihn Lothar, so lange als irgend tunlich. Das wichtigste aber war, daß Lothar gleich im Anfange seiner Regierung das Erzbistum Magdeburg an einen Mann brachte, der nicht nur als eine der festesten Säulen der Kirche galt, sondern auch das unbedingte Zutrauen des Königs besaß. Es war kein geringerer als Norbert, der vielgefeierte Stifter von Prémontré [2].

[1] Vgl. oben S. 131 f. 137. 143. 158.
[2] Vgl. oben S. 209.

Norbert war im Anfange des Jahres 1126 nach Rom gegangen, um vom Papste die Regel seines Klosters und die Besitzungen desselben bestätigen zu lassen. Schon dort war die Rede von seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg, welcher durch den am 20. Dezember 1125 erfolgten Tod des Erzbischofs Ruger erledigt war. Aber die Domherren waren, als der König selbst sich Ostern 1126 wegen der Wahl zu Magdeburg befand, unter sich uneinig; Norbert kam, wie es scheint, damals nicht ernstlich in Frage, wohl aber Konrad von Querfurt, ein Vetter des Königs, ohne daß man jedoch eine Einigung erreichte. Die Wähler wurden deshalb vom Könige zu einer neuen Wahl nach Speier im Anfange des Juli beschieden, und hier stellte sich auch Norbert ein; schwerlich aus Zufall, wie man wohl geglaubt hat. In Speier war es nun, wo der päpstliche Legat Gerhard die Aufmerksamkeit nicht der Magdeburger allein, sondern besonders auch des Königs auf Norbert lenkte: und einen so tiefen Eindruck machte der heilige Mann auf Lothar, daß er ihm sogleich die Regalien übergab. Am 18. Juli kam Norbert nach Magdeburg und scheint dort erst förmlich gewählt zu sein; am 25. Juli wurde er geweiht. Barfuß war er in die Stadt gezogen und hatte inmitten des glänzenden Gefolges im ärmlichsten Aufzuge die erzbischöfliche Pfalz betreten. Als ihn der Türsteher nicht einlassen wollte, hatte er zu ihm gesagt: „Du kennst mich besser als diejenigen, die mich in diesen stolzen Palast treiben, in den ich niemals einziehen sollte."

Manche glaubten, daß Norbert nur ein beschauliches Mönchsleben in Magdeburg führen werde, aber sie sahen sich völlig enttäuscht. Denn sofort entfaltete er eine staunenswerte Tätigkeit; eine vollständige Reform des Erzstifts in weltlicher und geistlicher Beziehung griff er mit jenem glühenden Eifer an, den er bisher nur seinem Orden gewidmet hatte. Die entfremdeten Kirchengüter brachte er wieder bei und sammelte die zerstreuten Einkünfte des Bistums; in den Stiften und Klöstern suchte er die alte strenge Zucht herzustellen und bediente sich dabei der Brüder von Prémontré, welche er mit nach Magdeburg gebracht hatte, und denen er im Jahre 1129 das dortige Marienkloster übergab. Auch die Mission unter den Wenden, welche seine Vorgänger lange vernachlässigt, nahm er sogleich mit Übereifer auf. Er sah es nicht ohne Neid, daß Bischof Otto von Bamberg eine zweite Reise zu den Heiden antrat (1127) und mitten durch die Magdeburger Kirchenprovinz seinen Weg nahm. Wenig später gab Norbert dem längere Zeit verwaisten Bistum Havelberg, wo das Christentum nur noch wenige Bekenner hatte, in seinem gelehrten und überaus weltgewandten Schüler Anselm, einem Lothringer, einen neuen Vorsteher; bald trat er sogar mit dem Anspruch hervor, daß Magdeburg nicht allein seine alten Suffragane im Wendenlande, sondern auch alle neugestifteten Bistümer in Polen und Pommern unterworfen werden müßten.

Norberts Tätigkeit stand mit der Art seiner Vorgänger in so schrof-

sem Widerspruch und verletzte so viele Interessen, daß der Widerstand nicht ausbleiben konnte. Die schneidige Weise, in welcher er den Wenden das Christentum aufzwingen wollte, erfüllte sie mit dem bittersten Haß gegen ihn, und nicht minder groß war in Magdeburg selbst der Ingrimm gegen den neuerungssüchtigen Fremdling. Klagen über Klagen ergingen nach Rom, und es fehlte auch nicht an Versuchen, sich mit Gewalt des unbequemen Mannes zu entledigen. Wiederholt wurden Mordanschläge auf ihn gemacht und vereitelt; selbst Geistliche waren bei denselben beteiligt. Als er den durch einen Frevel befleckten Dom wider den Willen des Domkapitels aufs neue weihte, brach endlich am Abend des 29. Juli 1129 ein offener Aufstand in der Stadt aus. Man zwang Norbert, sich in einen befestigten Turm zu flüchten, wo er alsdann förmlich belagert wurde. Nur durch die Dazwischenkunft Heinrichs von Groitzsch, des Burggrafen der Stadt, wurde er endlich befreit; der Burggraf bestimmte jedoch den Magdeburgern einen Tag, wo sie ihre Beschwerden gegen den Erzbischof vor ihm anbringen sollten. Als der Tag kam, war die Stadt von neuem in Aufstand, so daß Norberts Freunde ihm rieten, dieselbe zu verlassen; er wich, aber er ließ den Bann gegen die Abtrünnigen zurück. Zuerst begab er sich nach Kloster Bergen, dann nach Giebichenstein bei Halle; doch auch diese Burg, damals bereits dem Erzbistum Magdeburg gehörig, schloß ihm die Tore; in einem benachbarten Chorherrnstift[1] fand er endlich Zuflucht. Dennoch unterwarfen sich ihm die Magdeburger schon nach kurzer Zeit wieder; mehr die begütigenden Zusagen angesehener Männer als der Bann scheinen seine Gegner zur Nachgiebigkeit bewogen zu haben. Erst öffnete sich Giebichenstein, dann Magdeburg selbst dem Erzbischof, dessen Regiment man sich fortan williger fügte. Nicht lange nachher zog er sogar mit den Magdeburgern aus, um einige Peiniger des Klosters Nienburg an der Saale mit den Waffen zu züchtigen.

Ein so glaubenseifriger, tatlustiger und unerschrockener Kirchenfürst, wie heftigen Widerspruch er sonst erregen mochte, war ganz nach dem Sinne des Königs. Er zog ihn bald tief in die Geschäfte des Reichs, zu denen Norbert durch seine vornehme Geburt[2], ausgezeichnete Bildung, ungewöhnliche Redegabe und weitverzweigten Verbindungen in hohem Grade geeignet war; nicht allein in Rom, sondern auch bei den einflußreichsten Personen in Frankreich und England stand er in hohem Ansehen. Norbert war dem Könige, nicht dieser ihm zu Dank verpflichtet, um so eher mochte Lothar auf die unbedingte Ergebenheit des Erzbischofs zählen. Beider Absichten und Pläne standen überdies vielfach in Berührung. Die Unterwerfung der Wenden, die Ausbreitung der deutschen Herrschaft im Osten hatten sie, obgleich von verschiedenen Standpunkten aus, gleich-

[1] Ohne Zweifel ist das von den Groitzschern gestiftete Augustinerstift Neu-Werk zu Halle gemeint.

[2] Norbert stammt aus dem Hause der Grafen von Gennep im Limburgischen.

mäßig im Auge. Wie man von Lothar sagte, daß er Otto dem Großen in seinem Regiment nachstrebe, so knüpfte auch Norbert in allem, was er für Magdeburg tat, wieder an die Zeiten jenes ruhmreichen Kaisers an; selbst die Bauten, welche Otto unvollendet hinterlassen, nahm er wieder in Angriff.

Es steht in innerer Verbindung mit diesen Bestrebungen Norberts und des Königs, wenn sich nun auch Erzbischof Adalbero von Bremen mit verdoppeltem Eifer bemühte, die eingebüßte Legation des Nordens herzustellen. Die Begünstigungen, welche er früher von Calixt II. erhalten[1], waren in den skandinavischen Ländern mißachtet worden, seine Klagen darüber in Rom fruchteten wenig und hatten nur endlose Streitigkeiten mit dem Erzbistum Lund zur Folge. Honorius II. schickte zwar einen Legaten nach Bremen, um diese Streitigkeiten zu schlichten, aber auch damit scheint in der Hauptsache nichts erreicht zu sein. Im Anfange des Jahres 1130 begab sich abermals endlich Adalbero selbst nach Rom, um sich die Kirchen des Nordens wieder zu unterwerfen.

Und inzwischen war auch der Versuch gemacht worden, die Mission Bremens unter den benachbarten Wenden zu erneuern; er ging zunächst von Vicelin aus. Dieser eifrige Mann, aus Hameln an der Weser gebürtig, zum Kleriker auf der damals berühmten Schule zu Paderborn erzogen, war dann längere Zeit Vorsteher der Bremer Domschule gewesen. Aber in dem Lehrer erwachte die Lust, noch einmal selbst Schüler zu werden; er ging nach Frankreich und kehrte von dort nicht allein mit erweiterten Kenntnissen, sondern auch mit ähnlichen Anschauungen zurück, wie sie unter Norberts Jüngern herrschten. Wie Vicelin es wünschte, überließ ihm, der erst jetzt die Priesterweihe erhielt, und zwei anderen Priestern, die sich ihm angeschlossen, der Bremer Erzbischof die Mission unter den benachbarten Wagriern und Abodriten. Der Abodritenkönig Heinrich förderte die Bestrebungen der eifrigen Missionare und übergab ihnen die Kirche zu Lübeck, die einzige zu jener Zeit in diesen Gegenden. Aber bald starb Heinrich (um 1120), und seine Söhne gerieten um die Nachfolge in Streit; das Abodritenreich kam in Verfall. So mußten die Missionare das kaum begonnene Werk wieder aufgeben: doch fand sich nach kurzer Zeit Gelegenheit, dasselbe von neuem aufzunehmen. Vicelin wurde vom Erzbischof zum Pfarrer in dem holsteinischen Faldera bestellt (1125) und war hier dem Wendenlande nahe. Mehrere Kleriker und Laien versammelten sich um ihn und bildeten eine klösterliche Gemeinschaft, deren ausgesprochener Zweck die Mission im Wendenlande war. Man hatte im Anfange nur geringe Erfolge, aber die Bestrebungen der Männer von Faldera oder Neumünster, wie man alsbald ihr Kloster nannte, waren doch nicht ohne Bedeutung; auch auf die Gunst des Bremer Erzbischofs und des Königs konnten sie rechnen.

[1] Vgl. S. 157.

Das Streben der beiden sächsischen Erzbischöfe, ihre alten Missionssprengel wiederzugewinnen, stand mit dem Stammesinteresse, welches in Lothar sehr mächtig war, in vollem Einklange, und er fühlte sich ihnen schon deshalb eng verbunden. Anders war sein Verhältnis zu jenen Erzbischöfen, die besonders seine Wahl betrieben hatten. Die Hoffnungen, welche sie an dieselbe geknüpft, sahen sie doch nur in geringem Maße erfüllt. Eine Wahlfreiheit der Kirche, wie sie in ihren Wünschen lag, war nicht gewonnen worden; auch fehlte viel daran, daß sich der König lediglich zum Werkzeug eines Erzbischofs von Köln oder Mainz hergegeben hätte. Wir wissen, wie bald es zwischen dem König und Friedrich von Köln zum offenen Bruch kam, und wie sich der Kölner endlich doch zur Nachgiebigkeit verstehen mußte. Adalbert von Mainz hat seine Autorität zwar besser zu wahren gewußt, und auch der König mochte Grund haben, die Empfindlichkeit dieses gefährlichen Mannes nicht auf eine allzu harte Probe zu stellen; aber es ist darum nicht minder gewiß, daß auch Adalberts vertrautes Verhältnis zum Könige nicht von Bestand war.

Es ist nicht ohne Interesse, Adalberts Stellung zum Hofe bestimmter in das Auge zu fassen. Zunächst müssen da auffällige Veränderungen berührt werden, welche seit dem Antritt der neuen Regierung in der königlichen Kanzlei eingetreten waren. Der Kanzler hatte bisher eine der einflußreichsten Stellen am Hofe bekleidet; Adalbert selbst war in derselben emporgekommen. Wenn man nun die Kanzler ganz beseitigte und statt ihrer die Urkunden von Klerikern[1] ohne einen klar bezeichneten amtlichen Charakter, unter häufigem, fast willkürlichem Wechsel ausstellen ließ, so bezeichnete dies unfraglich einen völlig veränderten Geschäftsgang am Hofe und im Reiche. Das Wichtigste, was bisher durch die Kanzler erledigt war, mußte nun unmittelbar an die Erzkanzler gelangen und sich ihr Einfluß dadurch verstärken. Die Stelle des deutschen Erzkanzlers hat aber Adalbert während der ganzen Regierung Lothars zu behaupten gewußt und so alle bedeutenden Geschäfte in Händen behalten. Die große Autorität, die ihm hieraus erwuchs, wurde aber dadurch noch gesteigert, daß er in den ersten Jahren nur selten von der Seite des Königs wich und die Verdienste, die er sich um ihn erworben, nicht in Vergessenheit kommen ließ. In der Tat macht sich bis zur Unterwerfung Speiers um Neujahr 1130 überall Adalberts Eingreifen in die Angelegenheiten des Reiches bemerkbar. Von jener Zeit an finden wir ihn dagegen weit seltener in der Begleitung des Königs, und nicht so lange nachher erhebt er sogar in einem Schreiben an Otto von Bamberg laute Klagen, daß er nichts mehr über den König vermöge, der durch seinen Hochmut das Reich in

[1] Diese Kleriker werden gewöhnlich als königliche Notare oder Skriptoren bezeichnet. Die meisten Urkunden sind von Eckehard, nachher Propst von Eimbeck, ausgefertigt, der sich zuweilen als Unterkanzler unterzeichnet. Die wenigen Urkunden, in denen er als Kanzler genannt wird, sind in hohem Grade verdächtig.

das Verderben zu stürzen drohe. Auch das bezeichnet Adalberts Gesinnungswechsel, daß sich seine Nichte Agnes[1] mit Friedrich von Staufen vermählte, ehe dieser sich noch vor dem König gedemütigt hatte; wenn der Erzbischof auch nicht der Stifter dieser Ehe gewesen sein sollte, wird sie doch kaum ohne sein Wissen geschlossen sein.

Man wird sich nicht verhehlen, daß, wenn Lothar bei der Stellung, die er einmal zur Kirche hatte, doch ein nicht geringes Maß von Selbständigkeit den deutschen Bischöfen gegenüber zu behaupten wußte, er dies nur dadurch ermöglichte, daß er sich mit Rom unausgesetzt im besten Vernehmen erhielt. Immer von neuem erschienen damals päpstliche Legaten im Reiche und mischten sich in die Angelegenheiten der deutschen Kirche. Lothar behinderte sie wenig, selbst wenn er mit ihrem Verfahren wenig einverstanden war. So ließ er es geschehen, daß Bischof Otto von Halberstadt, wegen Simonie in Rom verklagt, auf Befehl des Papstes entsetzt wurde, obwohl er den gestraften Bischof in seiner Nähe behielt und sich eifrig für seine Herstellung beim Papste verwandte. Als im Jahre 1127 der Erzbischof Gottfried von Trier von einem päpstlichen Legaten abgesetzt wurde, erhob der König keine Einwendung und wehrte auch nicht, daß ihm in Meginher ein Nachfolger bestellt wurde, der durch übermäßige Strenge alsbald nicht nur mit seinem Klerus, sondern auch mit dem Hofe in Zerwürfnisse geriet. Dagegen zeigten sich auch die Legaten oft in hohem Grade dem Könige willfährig. Nicht allein gegen die Staufer unterstützten sie ihn; auch gegen Friedrich von Köln liehen sie ihm ihren Beistand. Die Amtssuspension, die von Rom aus gegen Friedrich verhängt wurde, kann nur durch seine Auflehnung gegen die Krone veranlaßt sein, und für die Aufhebung der Strafe legte dann auch Lothar selbst, als der Kölner zum Gehorsam zurückkehrte, zuerst beim Papste Fürsprache ein.

Überall machte sich in den Angelegenheiten des Reichs fühlbar, daß nicht allein der Friede mit Rom hergestellt war, sondern daß die Krone jetzt sogar im Papst einen hilfreichen Bundesgenossen besaß. Aber es war doch keine ganz uneigennützige Hilfe, welche Papst Honorius II. dem Könige lieh; seine eigene Macht war nicht so gefestigt, daß er nicht auf den König als Schutzvogt des römischen Bistums hätte unausgesetzt seine Blicke richten müssen. Nach dem großen Siege der Kirche und der gebietenden Stellung, welche Calixt II. eingenommen, mochte man seinem Nachfolger wohl ein glänzendes Pontifikat verheißen, zumal der Kanzler Aimerich, der zuletzt unter Calixt die Geschäfte geleitet, die Seele der neuen Regierung blieb. Auch lagen die allgemeinen Verhältnisse der abendlän-

[1] Agnes war die Tochter des Grafen Friedrich von Saarbrücken, eines Bruders Adalberts. Wann die welfische Judith, Friedrichs von Staufen erste Gemahlin, gestorben ist, wissen wir nicht. (Nach O. Lorenz, Geneal. Handb. 3. Aufl. Taf. 10, ist sie 1126 gestorben. D. H.)

dischen Christenheit dem Stuhle Petri so günstig wie kaum je zuvor; die Wahl Lothars war ein Ereignis, von dem man sich nicht mit Unrecht die größten Vorteile versprach. Aber in der unmittelbaren Nähe des Papstes sah man es nur zu deutlich, daß Honorius die königliche Autorität seines Vorgängers fehlte. Nur mit Mühe wurden die Pierleoni in der Stadt im Zaume gehalten, und um ihnen zu begegnen, konnte sich der Papst nie ganz dem Einfluß der Frangipani entwinden, die seine Wahl bewirkt hatten. Die Adelsfaktionen waren mächtiger in der Stadt als er selbst. In der Campagna griffen zugleich die Grafen von Segni und Ceccano zu den Waffen, und mochte sich der Statthalter Petri auch stark genug fühlen, um diese kleinen Vasallen niederzuhalten, so fehlte es ihm doch an allen Hilfsmitteln, um einem mächtigeren Widersacher mit Glück entgegenzutreten, dessen gewaltigen Ehrgeiz auch ein Calixt nur mit Mühe hatte zügeln können[1].

Am 26. Juli 1127 starb zu Salerno kinderlos Herzog Wilhelm von Apulien, der schwächliche Enkel Robert Guiscards, und sofort trat Graf Roger von Sizilien mit seinen Ansprüchen auf die erledigte Erbschaft hervor; er eilte nach Salerno, um sich dort huldigen zu lassen. Nichts hatte seit geraumer Zeit die päpstliche Politik mehr beschäftigt, als die Vereinigung Siziliens mit Apulien zu hindern: der Papst war deshalb entschlossen, Wilhelms Länder als erledigte Lehen des apostolischen Stuhles jetzt einzuziehen, und trat Rogers Anmaßungen ohne Zaudern mit dem Bann entgegen. Aber als er mit den Waffen in der Hand dem Banne Nachdruck geben wollte, als er mit den normannischen Rittern Apuliens und mit Robert II. von Kapua, der damals eben seinem Vater Jordan im Fürstentume gefolgt war, gegen Roger in das Feld rückte, wurde sogleich offenbar, wie wenig er sich auf die Normannen gegen den Grafen von Sizilien verlassen könne. Er mußte Roger alles gewähren, was er verlangte: am 22. August 1128 belehnte er ihn bei Benevent mit dem Herzogtume Apulien; ausbedungen war nur, daß das Fürstentum Kapua in seiner Selbständigkeit erhalten würde und die Stadt Benevent Eigentum des heiligen Petrus verbliebe. Aber schon die nächste Zeit lehrte, wie gefährdet dennoch der Besitz Benevents war, und wie in dem großen Normannenreiche des jungen Roger sich eine stets drohende Gefahr für den Papst erhoben; um so mehr zu fürchten, als auch Mailand seine vordem so engen Beziehungen zur päpstlichen Kurie gelöst hatte. Das Papsttum stand in Italien unter dem Zwange sehr widerwärtiger Verhältnisse, und es begreift sich daraus leicht, daß man zu Rom nichts dringender verlangte, als daß Lothars Macht in Deutschland erstarke, damit er möglichst bald über die Alpen kommen könne. Immer neue Aufforderungen ergingen an ihn, in Rom zu erscheinen, um dort, wie man sich ausdrückte, „die Vollgewalt und die kaiserliche Würde" zu empfangen.

[1] Vgl. S. 159.

Bereits im Winter 1128 erwartete der Papst mit Sicherheit die Ankunft Lothars. Als er sich in dieser Hoffnung täuschte, nahmen nicht allein die Angelegenheiten Italiens für ihn eine immer bedenklichere Wendung, auch in Rom selbst bildete sich gegen ihn und die Frangipani, auf welche sich noch immer wesentlich seine Autorität stützte, eine mächtige Faktion, welche nur auf seinen Tod wartete, um alle Macht an sich zu reißen; an der Spitze dieser Faktion standen die Pierleoni. Im Lateran selbst fühlte sich der Papst zuletzt nicht mehr sicher; er flüchtete sich in das Kloster S. Gregorio, hinter die Türme der Frangipani. Hier hauchte er den letzten Atem aus, und sein Tod war das Signal zu einem neuen kirchlichen Schisma, welches bei der weltbeherrschenden Stellung, welche Rom im Investiturstreite gewonnen, eine viel weiter greifende Bedeutung hatte als alle früheren. Diese Kirchenspaltung bedrohte den ganzen Zusammenhang der abendländischen Welt mit Auflösung.

Das Schisma Anaklets II.

Während der Papst im Sterben lag, hatte der Streit um die Tiara bereits begonnen. Die mächtigen Söhne des Pierleone[1] hatten für den apostolischen Stuhl ihren Bruder Petrus, den Kardinalprediger von S. Maria in Trastevere, bestimmt und waren entschlossen, dessen Wahl unter allen Umständen durchzusetzen. Vieles konnte auch den Kardinal Petrus selbst den Männern der strengsten Kirchlichkeit empfehlen: er hatte seine Studien in Frankreich gemacht und sich dort den Kluniazensern angeschlossen, hatte später, von Paschalis II. unter die Kardinäle aufgenommen, Gelasius in das Exil begleitet und war mit dem siegreichen Calixt nach Rom zurückgekehrt, dann war er öfters mit wichtigen Legationen, namentlich in Frankreich und England, betraut gewesen. Seine Rechtgläubigkeit, seine Hingabe an die Interessen des apostolischen Stuhls schienen über allen Zweifel erhaben; zugleich besaß er eine selbst unter den Kardinälen seltene Weltkenntnis, sein Reichtum und die angesehene Stellung seines Hauses empfahlen ihn dem römischen Volke. Aber die Wahl hatte doch auch sehr entschiedene Gegner; einmal sahen die Frangipani in ihr den Ruin der Macht, welche sie unter dem letzten Papste besessen hatten, und dann begriffen jene Männer, welche in der letzten Zeit hauptsächlich die Angelegenheiten der Kurie geleitet hatten, der Kanzler Aimerich, der Kardinal Johann von Crema und der in den deutschen Verhältnissen vielbeschäftigte Kardinal Gerhard von Bologna, daß man in der Gefahr stand, ein römisches Adelspapsttum herzustellen, wie das der Crescentier und Tuskulaner gewesen war, und damit alle Früchte der unter so vielen Kämpfen durchgesetzten Reform zu verlieren.

[1] Der alte Pierleone, der im Investiturstreite eine so wichtige Rolle gespielt hatte, war am 2. Juni 1128 gestorben.

Um ärgerlichen Auftritten vorzubeugen, war noch in den letzten Lebenstagen des Papstes von den Parteien, welche sich im Kardinalkollegium gegenüberstanden, ein Kompromiß getroffen worden, wonach acht Kardinälen die Vorwahl überlassen werden sollte; unter diesen acht war auch Petrus selbst. Da aber unter den Wählern kein gegenseitiges Vertrauen herrschte, ließ sich auf diesem Wege nichts erreichen; noch ehe der Papst starb, hatte der Kompromiß bereits seine Bedeutung verloren. Sobald in der Frühe des 14. Februar der Papst in S. Gregorio verschieden war, eilten deshalb der Kanzler Aimerich und die ihn gerade umgebenden Kardinäle — unter ihnen waren fünf jener Wähler —, die Leiche vorläufig im Kloster beizusetzen, und wählten darauf mit ungebührlicher Hast gleich zur Stelle einen aus ihrer Mitte; es war der Kardinaldiakon Gregor von S. Angelo, dem sie den Namen Innocenz II. beilegten. Unverzüglich stürmten sie dann nach dem Lateran, um dort zugleich die Leiche zu beerdigen und ihren Erwählten in seine Würde einzusetzen. Es war nur die Minderheit der Kardinäle, welche bei dieser hastigen Wahl und Introduktion des neuen Papstes mitwirkten, doch legte man Gewicht darauf, daß unter ihnen die Mehrzahl der Kardinalbischöfe war; noch einmal brachte man das Privilegium in Erinnerung, welches diesen Bischöfen das Wahldekret Nicolaus' II. eingeräumt hatte.

Wie aber hätten die Pierleoni eine so dreiste Überraschung ruhig hinnehmen sollen? Schon in der Mittagsstunde desselben Tags versammelten sich die Kardinäle, welche an der Wahl in S. Gregorio nicht Anteil genommen hatten, in S. Marko und erhoben den Kardinal Petrus, den Sohn des Pierleone, unter dem Namen Anaklet II. auf den apostolischen Stuhl. Waren seine Wahl und Erhebung auch später, so waren sie doch durch die Mehrheit der berechtigten Wähler erfolgt und unter dem Vortritt des Dekans der Kardinäle, des Bischofs von Porto. Wie Innocenz und Anaklet an einem Tage gewählt waren, erhielten sie auch an demselben Tage die Weihe (23. Februar): Innocenz in S. Maria nuova, Anaklet in der Kirche des heiligen Petrus. Beide Päpste bekämpften sich dann sofort mit dem Banne.

Inzwischen war auch der innere Krieg in Rom entbrannt. Der größere Teil des Adels hatte für Anaklet die Waffen ergriffen; nur die Frangipani und Corsi standen für Innocenz ein, und bald zeigte sich, wie wenig sie ihren Gegnern gewachsen waren. Innocenz, der sich zuerst im Palladium, einem Kloster zwischen den Burgen der Frangipani am Palatin, zu bergen suchte, mußte sich alsbald nach Trastevere zurückziehen; auch hier nicht sicher, schiffte er sich um die Mitte des Mai heimlich auf dem Tiber ein und begab sich nach Pisa; die ihm ergebenen Kardinäle begleiteten seine Flucht. Er räumte vorläufig Rom, wo Anaklet, dem Flüchtlinge Bannflüche nachsendend, die feindlichen Kardinäle absetzte und durch

andere ergänzte. Die Frangipani sahen sich schon nach kurzer Zeit mit den Pierleoni ein Abkommen zu treffen genötigt. Anaklet herrschte in Rom; aber Innocenz und sein Anhang waren deshalb nicht vernichtet.

So war ein bedenkliches Schisma in der Kirche ausgebrochen; um so bedenklicher, weil nicht eine häretische Partei sich von der Einheit gelöst, sondern die reformierte Kirche selbst sich gespalten hatte. Der Streit schien sich zwar zunächst nur um persönliche Interessen zu drehen, aber er konnte doch das Abendland politisch und kirchlich völlig zerreißen, wenn einige Nationen den einen, andere den anderen Papst anerkennen sollten. Auf die Dauer hing, wie jedem klar sein mußte, mehr von dieser Anerkennung der Völker ab als von dem Kampf der römischen Faktionen: deshalb hatten sich auch wetteifernd beide Päpste sofort nach ihrer Erhebung die staatlichen und kirchlichen Gewalten des Abendlandes für sich zu gewinnen bemüht.

Vor allem war von Bedeutung, auf welche Seite König Lothar sich stellen würde. Gerade in den letzten Lebenstagen Honorius' II. hatte er noch mit der päpstlichen Kurie lebhafte Verhandlungen gepflogen. Er hatte sich für die Aufhebung der Amtssuspension des Kölners und die Wiedereinsetzung Ottos von Halberstadt verwendet; Erzbischof Adalbero von Bremen befand sich überdies selbst in Rom, um sich die nordische Legation zu sichern. Der alte Papst hatte bereits angeordnet, daß Kardinal Gerhard in diesen Angelegenheiten wieder nach Deutschland gehen solle, als ihn der Tod ereilte, und es war eine der ersten Sorgen Innocenz' II. gewesen, diese Anordnung seines Vorgängers auszuführen und zugleich Lothars Beistand zu beanspruchen. Schon am 18. Februar verließ Gerhard Rom und nahm Schreiben an den König und die deutschen Bischöfe mit sich, in welchen sie dringend zur Romfahrt für den nächsten Winter aufgefordert wurden: mit solcher Heeresmacht solle der König kommen, daß er den Frieden Italiens herstellen und alle Feinde der Kirche und des Reichs unterwerfen könne. Innocenz erklärte zugleich, daß er in bezug auf die deutschen Verhältnisse ganz in die Fußtapfen seines Vorgängers treten werde, und dies mußte um so mehr Glauben erwecken, als er selbst einst wie der verstorbene Papst an dem Wormser Vertrage mitgearbeitet hatte[1], und als er denselben Legaten jetzt nach Deutschland schickte, welcher bei Lothars Wahl tätig gewesen war. Die Suspension des Erzbischofs von Köln erklärte Innocenz, wie es Lothar wünschte, für aufgehoben; die Entscheidung der Sache Ottos von Halberstadt überließ er dem Ermessen des Legaten.

Inzwischen hatte Anaklet jedoch den Erzbischof von Bremen, indem er ihm sofort alle seine alten Privilegien zu bestätigen versprach, für sich zu gewinnen gewußt; durch ihn hoffte er den deutschen Hof zu beeinflussen.

[1] Vgl. S. 145.

Am Tage nach seiner Weihe (24. Februar) gab er dem heimkehrenden Erzbischof ein Schreiben an die deutschen Bischöfe und ein anderes an den König und seine Gemahlin mit; in diesen Schreiben zeigte er seine Wahl an, der er mit Unrecht die größte Einhelligkeit nachrühmte. Auch er erklärte die Suspension des Kölner Erzbischofs für aufgehoben und versprach, demnächst einen Legaten nach Deutschland zu schicken, um die Halberstädter Sache wie allen anderen für die deutsche Krone wichtigen Angelegenheiten im Einverständins mit dem Könige und dem Erzbischof von Mainz zu ordnen. Auch er bat um die Unterstützung Lothars, ohne jedoch die Romfahrt zu berühren, und verhieß nach dem Beispiele seines Vorgängers, alle Freunde und Feinde des Königs als seine eigenen anzusehen. In der Tat sprach er am 27. März feierlich nach dem Vorgange des Honorius das Anathem über den Gegenkönig Konrad aus und verrichtete am folgenden Tage öffentlich Gebete für das Wohl König Lothars und seiner Getreuen.

Bald aber gelangten sehr ungünstige Nachrichten über Anaklet nach Deutschland. Mehrere Bischöfe des nördlichen Italien hatten sogleich Partei gegen ihn ergriffen, vor allen der Erzbischof Walter von Ravenna, ein Mann von hervorragender Bedeutung. Dieser war es, der dann zuerst an Erzbischof Konrad von Salzburg über das in Rom ausgesprochene Schisma nähere Mitteilungen machte, die Wahl Anaklets als eine durch tyrannische und simonistische Mittel erschlichene darstellte und ihm besonders zum Vorwurf machte, daß er das angemaßte Pontifikat mit Kirchenplünderung begonnen habe. Sobald Erzbischof Norbert hiervon Kunde erhielt, nahm er sich mit gewohntem Eifer der Sache an und verlangte Berichte von dem ihm persönlich unbekannten Walter von Ravenna und dem Bischof Hubert von Lucca, mit dem er aus früherer Zeit freundschaftliche Beziehungen hatte. Die Berichte warfen übereinstimmend Anaklet vor, daß er mit verwerflichen Mitteln seine Wahl betrieben und sein Regiment mit Gewalttaten eröffnet habe; auch die jüdische Abkunft seines Geschlechts wurde als ein unerträgliches Ärgernis bezeichnet. Auf das dringendste forderte man von Norbert, dahin zu wirken, daß der König in kürzester Frist mit Heeresmacht über die Alpen komme, damit die Häresie jüdischer Bosheit, wie Walter sich ausdrückte, möglichst bald von Grund aus vertilgt werde.

Kirchenfürsten wie Konrad und Norbert waren nicht mehr zweifelhaft, welche Partei sie zu wählen hatten; zuwartender verhielt sich der König selbst. Auf das vom Bremer Erzbischof überbrachte Schreiben gab er keine Antwort; ebensowenig konnte der Kardinal Gerhard bestimmte Erklärungen gewinnen. Aber nur um so ungestümer wurden die Forderungen der beiden Päpste.

Obwohl Anaklet weder auf sein durch den Erzbischof von Bremen übersandtes Schreiben noch auf ein späteres, welches er einem Straßburger

Kleriker übergeben hatte, von Lothar einer Antwort gewürdigt war, erließ er doch am 15. Mai ein drittes, dringendes Schreiben, in welchem er den Lohn für die über den Gegenkönig verhängte Exkommunikation beanspruchte, indem er jetzt zugleich Lothar bestimmt die Kaiserkrone in Aussicht stellte; in einem besonderen Schreiben nahm er auch die Fürsprache der Königin in Anspruch. Am 18. Mai erließ dann der römische Adel an Lothar wegen seiner Zurückhaltung einen sehr empfindlichen und hochfahrenden Brief, in dem er sogar, wenn der König noch länger die Anerkennung verzögere, mit Abfall drohte. „Bisher“, schrieben die römischen Herren, „hatten wir Dich nicht so herzlich geliebt und so wenig von den Wohltaten Deines Regiments empfunden, daß wir Deine Kaiserkrönung hätten wünschen können; erst seit wir die innige Liebe des Herrn Papstes zu Dir kennen, hängen wir Dir von Herzen an und sehnen uns, alsbald Deinen Purpur mit würdigen Ehren zu schmücken.“ In gleicher Weise schrieb der römische Klerus an Lothar. Ausführlich suchte er die Rechtmäßigkeit der Wahl Anaklets zu begründen und fuhr dann fort: „Erkenne also ihn, den wir einstimmig gewählt, als den katholischen Papst an und erweise ihm nach der Weise Deiner Vorfahren alle schuldige Liebe. Solltest Du diese unsre Bitte nicht erhören wollen, so sei Gott uns gnädig; denn Du wirst uns ohne unsre Schuld von Deiner Seite entfernen.“ Diese letzten Schreiben überbrachte der Magdeburger Eticho, der mit Klagen gegen Norbert in Rom erschienen war; er führte zugleich ein besonderes Schreiben Anaklets an Norbert mit sich, welches zwar die unzufriedenen Magdeburger Kleriker in Schutz nahm, doch auch zugleich dem Erzbischofe alles Gute verhieß, wenn er nicht selbst seinem Glücke im Wege stehen würde. Die Folge zeigte, wie geringen Eindruck die Erlasse Anaklets auf den König und Norbert machten; der letztere, nach Rom beschieden, dachte nicht daran, sich dort zu stellen.

Innocenz, der Hilfe weit bedürftiger als Anaklet, war noch inständiger in seinen Gesuchen. Von Trastevere aus, wohl ehe der Kardinal Gerhard noch zurückgekehrt war, hatte er bereits am 11. Mai ein neues Schreiben an Lothar mit der Bitte erlassen, daß er seinem Widersacher entgegentreten und im nächsten Winter mit einem Heere nach Italien kommen möchte; die Innocenz anhängenden Kardinäle hatten diese Bitte noch besonders unterstützt. Der Erzbischof von Ravenna sollte diese Schreiben überbringen, aber scheint seinen Auftrag nicht sogleich haben ausführen zu können. Bald darauf mußte sich Innocenz, wie schon erwähnt, nach Pisa zurückziehen, und von dort richtete er schon unter dem 20. Juni abermals ein Hilfsgesuch an die deutschen Fürsten, mit dessen Übermittelung derselbe Erzbischof und der inzwischen heimgekehrte Kardinal Gerhard beauftragt wurden. Der Kardinal und der Erzbischof kamen nach Deutschland und wurden von Lothar freundlich empfangen, die Entscheidung über das Schisma aber den Fürsten anheimgestellt. Wir kennen die

weiteren Verhandlungen nicht, müssen aber annehmen, daß eine nahe Hilfe Innocenz auch jetzt noch nicht in Aussicht gestellt worden ist; denn im Anfange des September entschloß er sich, auch Pisa zu verlassen, um in Frankreich selbst Unterstützung zu suchen; es wird nicht ohne Einfluß auf diesen Entschluß gewesen sein, daß sich inzwischen Mailand offen für Anaklet erklärt hatte, welcher dann auch den zu Honorius' II. Zeit gebannten Erzbischof absolvierte und ihm das Pallium sandte. Man erkannte also in Mailand so wenig Innocenz wie Lothars Autorität an; die Interessen beider begannen sich so enger zu verbinden.

Dieselbe Straße wie unter sehr ähnlichen Verhältnissen einst der flüchtige Gelasius zog jetzt Innocenz, und auch er fand in den gallischen Gegenden unerwartet die günstigste Aufnahme. Obwohl Anaklet seine alten Verbindungen am französischen Hof erneuert, obwohl er besonders den Beistand seiner Ordensbrüder in Cluny in Anspruch genommen hatte, fiel doch der größte Teil Galliens alsbald seinem Widersacher zu. Besonders wichtig war, daß sich der heilige Bernhard, bereits die größte Autorität Frankreichs in allen geistlichen Dingen, sofort mit voller Entschiedenheit für Innocenz erklärt hatte; nicht nur alle geistlichen Brüderschaften zog er nach sich, sondern gewann auch die Mehrzahl der Bischöfe und selbst König Ludwig. Auf einer Versammlung zu Etampes brachte es der Abt von Clairvaux dahin, daß fast der ganze nordfranzösische Klerus Innocenz anerkannte, obgleich sich im Süden besonders durch den klugen und angesehenen Legaten Gerard von Angoulême[1] eine starke Partei für Anaklet gebildet hatte, die sich auf die Macht des Herzogs Wilhelm von Aquitanien stützte. Es machte einen außerordentlichen Eindruck, als man dann Innocenz in Cluny mit allen Ehren eines Papstes empfing, als ihm der hochverehrte Abt Petrus dort die größten Huldigungen darbrachte und der Papst am 25. Oktober die neue Peterskirche im Kloster feierlich weihte. Wer sollte sich noch mit Vertrauen Anaklet zuwenden, wenn sich Cluny selbst von seinem eigenen Jünger lossagte?

In denselben Tagen wurde eine für Innocenz günstige Entscheidung auch in Deutschland getroffen. Es war im Oktober hier abermals Walter von Ravenna als päpstlicher Legat in Begleitung des Bischofs Jacob von Faenza erschienen, und alsbald trat eine Synode in Würzburg zusammen, um über das Schisma zu beraten. Sechzehn Bischöfe und mit ihnen viele weltliche Fürsten waren zugegen. In Gegenwart des Königs und des päpstlichen Legaten verhandelten sie über die brennendste Frage der Zeit, und sie wurde dahin entschieden, daß man Innocenz für den wahren Nachfolger Petri erklärte. Den größten Einfluß auf den Beschluß hatten außer dem päpstlichen Legaten unfraglich die Erzbischöfe Norbert und Konrad geübt; der letztere, begleitet vom Bischof Ekbert von Münster

[1] Vgl. S. 53.

und dem Abt von Gorze, überbrachte dann sogleich die frohe Botschaft dem Papste. Er fand Innocenz zu Clermont, wo er gerade damals (18. November) sein erstes feierliches Konzil hielt.

Die Beschlüsse dieses Konzils ließen darüber keinen Zweifel, daß Innocenz ganz in die Fußtapfen Gregors VII. und Urbans II. treten würde. In den damals promulgierten Kanones, die uns erhalten sind, werden der Zölibat der Priester und die Unantastbarkeit alles Kirchenguts stark betont; es wurde dann im besonderen die Hinterlassenschaft der Bischöfe anzugreifen verboten, welche unverkürzt den Kirchen erhalten bleiben sollte. Bemerkenswert ist auch die Erneuerung des Gottesfriedens, das Verbot des Studiums des weltlichen Rechts und der Medizin für die Mönche und regulierten Chorherren, die Verurteilung der gefährlichen Ritterturniere.

Der Papst beeilte sich, die Gesandtschaft König Lothars durch eine neue Gesandtschaft zu erwidern; es waren die Kardinäle Gerhard und Anselm, die er an den deutschen Hof entsendete. Die Legaten trafen zur Zeit des Weihnachtsfestes, welches der König zu Gandersheim beging, am Hofe ein; sie gaben vor allem dem lebhaften Wunsch des Papstes Ausdruck, demnächst persönlich mit dem König zusammenzukommen. Nach längeren Verhandlungen wurde bestimmt, daß die Zusammenkunft im März zu Lüttich stattfinden solle. Inzwischen nahm Innocenz die Huldigungen der Könige von Frankreich und England entgegen. König Ludwig empfing ihn zu Kloster Fleury an der Loire, küßte die Füße des heiligen Vaters und geleitete ihn nach Orléans; wenig später erschien auch König Heinrich von England, ebenfalls durch Bernhard von Clairvaux gewonnen, mit vielen Bischöfen und Großen seines Reiches vor dem Papste zu Chartres und brachte ihm reiche Geschenke dar. Glänzende Erfolge, welche den Mut des Papstes gewaltig hoben, und noch ein größerer stand ihm bevor. „Wir eilen", so schrieb er einem seiner Anhänger, „nach Lüttich; denn dort will unser glorreicher Sohn König Lothar, vereint mit den Erzbischöfen, Bischöfen und Fürsten seines Landes, über den Frieden der Kirche und die Wohlfahrt des Reichs mit uns verhandeln.

Anaklet sah, wie sich Frankreich, England, Deutschland seinem Widersacher anschloß; um so mehr mußte er da in Italien um sich zu sammeln suchen, was sich irgend gewinnen ließ. Nichts war ihm aber wichtiger, als Roger von Sizilien auf das engste an sich zu fesseln. Deshalb war er schon im Sommer 1130 nach Unteritalien gezogen und hatte eine persönliche Zusammenkunft mit dem Herzog in Avellino gehabt. Durch eine am 27. September zu Benevent ausgestellte Urkunde hatte er Roger und seinen Erben nicht nur alle königlichen Rechte gewährt und Sizilien zum Sitz des neuen Königreichs bestimmt, sondern auch zugestanden, daß sich der Normanne von Erzbischöfen seines Reichs nach seiner eigenen Wahl krö-

nen lassen könne; er hatte überdies Kapua und Neapel in Rogers Hand gegeben und ihm selbst die Streitkräfte Benevents gegen alle seine Feinde zu Gebot gestellt; keine andere Bedingung war gemacht, als daß Roger und seine Nachfolger sich als Vasallen des Papstes bekennen und ihm einen jährlichen Zins von 600 Goldgulden zahlen mußten. Es war die gefährlichste, allen bisherigen Überlieferungen der Kurie widerstrebende Politik, welche Anaklet einschlug, und nur die äußerste Not konnte ihn zu derselben treiben[1]. Er selbst wollte sich dann gegen Ende des Jahrs nach Mailand begeben; offenbar um auch hier und in der Lombardei Kräfte zu gewinnen, mit denen sich Lothar begegnen ließe. Denn schon damals scheint er ein deutsches Heer erwartet zu haben, und wohl nur deshalb, weil er erfuhr, daß seine Besorgnis vorzeitig war, wurde diese Mailänder Reise aufgegeben.

Anaklet wußte, daß er von Lothar fortan nur Feindseligkeiten zu erwarten hatte; auch war ihm nicht unbekannt, daß vornehmlich Erzbischof Norbert das Feuer gegen ihn in Deutschland schürte. In einem Schreiben vom 29. Januar 1131 an Norbert selbst bezeichnet er ihn als einen Sohn des Belial, der ihn mit seinen giftigen Reden überall verleumdet habe; er macht ihm besonders zum Vorwurf, daß er mit den Lügen des Kanzlers Aimerich den König, dessen Vertrauen er über die Maßen mißbrauche, bekanntgemacht, ihn dadurch getäuscht habe und nun im Vertrauen auf dessen Beistand triumphiere. „Wir staunen fürwahr," sagt er, „daß ein ausgezeichneter Fürst solche Lügen unter seinen Schutz nimmt, aber noch mehr darüber, daß ein so frommer König dir gestattet, gleich dem unverschämtesten Hunde die Höhe unsrer apostolischen Stellung anzubellen." Anaklet sah in Norberts Verfahren zugleich persönliche Undankbarkeit, da er sich ihm früher als Freund gezeigt und namentlich als Legat in Frankreich die Anfänge des Prämonstratenserordens begünstigt haben wollte. Norbert und alle seine Anhänger entsetzte er aller ihrer geistlichen und weltlichen Würden und schloß sie auf ewig von der Kirchengemeinschaft aus.

Kam es für das Schisma vor allem darauf an, welche Entschließung König Lothar faßte, so ist es richtig, wenn Anaklet in Norbert seinen gefährlichsten Widersacher sah. Aber Norbert hatte seinen Erfolg doch nur im Zusammenwirken mit Walter von Ravenna und dem heiligen Bernhard gewonnen; dieses Triumvirat brachte es dahin, daß die geistige Niederlage Anaklets noch vor Jahresfrist entschieden war, welche äußeren Mittel ihm auch noch der Reichtum seines Hauses, der neue König von

[1] Der heilige Bernhard sagte: „Um den lächerlichen Preis einer unrechtmäßigen Krone hat sich Roger gewinnen lassen." Roger kannte seinen Vorteil besser; freilich hat man es bald vergessen machen wollen, daß er die Krone Siziliens zunächst einem Gegenpapste zu danken hatte.

Sizilien, der sich Weihnachten 1130 zu Palermo krönen ließ, und eine ergebene Partei in Mailand zu Gebot stellen mochten. Innocenz galt bereits im Beginn des Jahres 1131 fast im ganzen Abendlande als der wahre Papst, Anaklet hatte fortan nur die traurige Rolle eines Gegenpapstes zu spielen.

Lothar und Innocenz II.

Nachdem Lothar die ersten Monate des Jahres 1131 in Sachsen, meist in Goslar, verlebt hatte, begab er sich im März nach Lüttich, um nach der Verabredung hier mit Papst Innocenz zusammenzutreffen. Eine ungemein zahlreiche und glänzende Versammlung umgab Lothars Thron: fast alle deutschen Erzbischöfe und Bischöfe und viele weltliche Fürsten Sachsens Lothringens und Bayerns. Am 22. März, einem Sonntage, traf auch Innocenz ein, in seiner Begleitung drei Kardinalbischöfe, zwölf Kardinäle, der Erzbischof von Reims und eine endlose Schar niederer Kleriker; auch der hochgefeierte Abt von Clairvaux war in dem Gefolge des Papstes.

Auf das feierlichste empfing der König den Papst; er führte den Zelter, auf dem dieser eintritt, am Zaume und hielt beim Absteigen am Dome ihm den Bügel; demütig wie einst der junge Konrad dem siegreichen Urban II. zu Cremona leistete jetzt der alte Kriegsheld dem flüchtigen Pontifex im Dienste des Marschalks. Überaus glänzende Geschenke wurden Innocenz zu Füßen gelegt, zu dessen Ehren sich dann Fest an Fest in Lüttich reihte. Am Sonntag Lätare (25. März) zog der Papst in feierlicher Prozession, wie sie in Rom Sitte war, von der Kirche des heiligen Martin zu der des heiligen Lambert, las dort die Messe und setzte selbst dem König und der Königin die Kronen auf, in denen sie an den festlichen Tagen zu erscheinen pflegten.

Neben diesen Festlichkeiten gingen sehr ernste Verhandlungen her. Dei Papst verlangte vom König die Zurückführung nach Rom und versprach ihm dagegen aufs neue die Kaiserkrönung und die Vollgewalt des Kaisertums. Lothar sagte eidlich ihm Hilfe zu, und schon für den nächstfolgenden Winter wurde eine Heerfahrt nach Italien in Aussicht genommen. Eine völlig bindende Zusage in betreff der Zeit hat der König schwerlich erteilt, da die Lage des Reichs eine solche kaum möglich machte; denn noch hatten sich die Staufer nicht unterworfen, noch war Sachsen nicht völlig beruhigt, wie sich in der Enthebung Albrechts von seiner Markgrafschaft zeigte, welche gerade damals zu Lüttich erfolgte; überdies war Lothars Sinn zunächst auf einen Dänenkrieg gerichtet. Man beschloß aber, den Bischof Ekbert von Münster nach Italien zu senden, um die

bevorstehende Ankunft eines deutschen Heeres anzukündigen und die gebeugten Anhänger des Papstes aufzurichten [1].

Es lag in der Natur der Dinge, wenn der Papst unter solchen Umständen in alle billigen Wünsche des Königs einging. Otto von Halberstadt, von Rom abgesetzt und exkommuniziert, wurde nicht nur vom Bann gelöst, sondern auch in seinem Bistum wiederhergestellt. Liutard, ein Kapellan des Königs und kürzlich auf dessen Betrieb zum Bischof von Cambrai erwählt, erhielt die Anerkennung des Papstes trotz der entschiedenen Abneigung, welche dieser gegen ihn hegte. Der Erzbischof Adalbero von Bremen, der gegenwärtig war und sich demnach von Anaklet bereits losgesagt haben mußte, wird ohne Zweifel zu Lüttich nicht minder günstige Aussichten für seine nordische Legation erhalten haben, wie sie ihm in Rom eröffnet waren. Der König hielt sogar den Moment für günstig, um das Investiturrecht wieder in Anspruch zu nehmen, wie es seine Vorgänger geübt. Indem er hervorhob, welche Einbuße die königliche Gewalt durch den Wormser Vertrag erlitten, bat er den Papst, ihm den früheren Einfluß der Krone auf die Besetzung der Bistümer von neuem zuzugestehen. Der Papst und die Kardinäle erschraken auf das heftigste. Denn sie waren in der Gewalt des Königs, welcher mit der ihm eigenen Entschiedenheit seine Forderung stellte, und Erinnerungen an Heinrich V. und Papst Paschalis mochten erwachen. Aber der König ließ sich bewegen, die Sache nicht weiter zu verfolgen. Man hat dem heiligen Bernhard es als besonderes Verdienst beigemessen, daß er die Kirche in diesem gefährlichen Augenblick geschützt habe; Bernhard selbst rühmt dagegen die Festigkeit des Papstes. Das Verlangen des Königs ist aber sicher auch bei den deutschen Kirchenfürsten auf Widerstand gestoßen. Wir wissen, daß Männer wie Adalbert von Mainz, Friedrich von Köln und Konrad von Salzburg selbst in Bestimmungen des Wormser Vertrags eine hemmende Fessel der Kirche sahen: wie hätten sie in Lüttich zu der viel weiter gehenden Forderung des Königs schweigen sollen? Selbst Norbert, so nahe er sonst Lothar stand, wird damals ebensogut Worte gefunden haben wie später, als der König mit seinem Anspruche aufs neue hervortrat. Nicht einmal eine bestimmte Bestätigung der ihm nach dem Wormser Vertrage zustehenden Rechte hat Lothar damals zu Lüttich erreicht; er hat sie erst später in Rom gewonnen.

Die Eintracht zwischen dem König und dem Papst störte jedoch dieser Zwischenfall mitnichten. Die Synodalverhandlungen, welche sich an die Reichsgeschäfte anschlossen, zeigten vielmehr, wie innig sich Reich und

[1] Ob Ekbert nach Italien gelangte, ist zweifelhaft. Da er Nachstellungen des Gegenkönigs fürchtete, verließ er, wahrscheinlich in Ostfranken, die nächste Straße und ging nach Böhmen. Am 3. Mai 1131 finden wir ihn in Prag; am 17. Juli dann aber zu Salzburg und bald darauf in Steiermark, endlich gegen Ende des Jahres in Köln, wo er am 9. Januar 1132 starb. Vgl. v. Meillers Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe S. 23 und 431.

Kirche gerade jetzt verbunden fühlten. Die Kanones gegen die verehelichten Priester wurden erneuert, ihre Messen dem Volke verboten und gegen sie selbst mit dem Anathem eingeschritten; der Bann wurde dann zugleich wider Anaklet und seine Anhänger wie wider den Gegenkönig Konrad und alle, die es mit den Staufern hielten, feierlich verkündigt. Lothar und Innocenz schienen fortan dieselben Freunde und Feinde zu haben.

Im Anfange des April verließ der Papst Lüttich und kehrte nach Frankreich zurück. Aber am Hofe des Königs blieb der Kardinalbischof Matthäus von Albano; dieser begleitete auch den König, als er sich über Stablo und Echternach nach Trier begab, wo er das Osterfest (19. April) feierte.

Das Trierer Erzbistum war zu jener Zeit erledigt. Als Erzbischof Meginher am 1. Oktober 1130 im Kerker zu Parma gestorben war, war die Wahl zunächst auf den Propst Bruno von Koblenz aus dem Geschlecht der Grafen von Berg gefallen; dieser hatte sich jedoch vom Papste die Erlaubnis erwirkt, die Wahl ablehnen zu dürfen; ohne Zweifel nur, weil er damals bereits das reichere Erzbistum Köln im Auge hatte. Eine neue Wahl war in Trier nötig und sollte nun in Gegenwart des Königs stattfinden. Aber unter den Wählern herrschte, wie gewöhnlich, Zwietracht. Der Adel und die Bürgerschaft waren für jenen Gebhard von Henneberg, dem man das Würzburger Bistum entzogen; der Klerus war Gebhard dagegen abgeneigt und hatte drei andere Kandidaten aufgestellt, mit denen er jedoch auch nicht durchdringen konnte. Die Geistlichkeit wandte sich darauf an den Kardinalbischof von Albano und den Bischof Stephan von Metz mit der Bitte, ihnen einen Mann zu bezeichnen, welcher dem Papste genehm sei, und dem auch der König die Investitur nicht versagen werde. Beide bezeichneten als die geeignetste Persönlichkeit den Primicerius der Metzer Kirche Albero von Montreuil, einen Mann von festem Charakter und ganz befähigt, um das unter den letzten Erzbischöfen jämmerlich herabgekommene und unter der Tyrannei seiner eigenen Vasallen schmachtende Erzstift zu restaurieren.

Albero, der in der Geschichte des deutschen Reichs noch eine sehr bemerkenswerte Rolle spielen sollte, war aus einem vornehmen, aber verarmten Geschlecht in der Diözese Toul geboren; er verlebte seine Jugend in Gegenden, wo sich die deutsche und französische Mundart damals begegneten, und war, französisch nach seiner ganzen Bildung, nicht einmal der deutschen Sprache völlig mächtig. Früh hatte er mehrere bedeutende Pfründen in den Bistümern von Toul, Verdun und Metz gewonnen und sich unter der kirchlichen Partei dort durch die kampflustige Energie, mit welcher er den kaiserlich gesinnten Bischof von Metz verfolgte[1], schon zur Zeit Heinrichs V. einen Namen gemacht. Unter vielen Gefahren hatte er damals den Weg nach Rom gefunden, dort Strafurteile gegen den

[1] Vgl. S. 107.

Bischof und die Stadt Metz erwirkt, dann auf eigene Hand einen kleinen Krieg gegen die Metzer geführt und endlich wesentlich dazu beigetragen, daß Metz in Stephan, einem Bruder des Grafen Reginald von Bar und Mousson und Neffen Papst Calixts II., wieder einen Bischof erhielt, welcher den römisch Gesinnten genehm war. Albero galt seitdem als eine Säule der Reform; er stand in hohem Ansehen in Rom, und man hatte vollen Grund, ihn hoch zu halten, da er jeden Anspruch des Papsttums mit allen Mitteln, die ihm sein erfinderischer Geist darbot, bereitwillig unterstützte. Der herrschenden Richtung auf klösterliche Stiftungen huldigte auch er und errichtete für reguläre Chorherren das Kloster Belchamp auf seinem eigenen Grund und Boden. Mit allen durch kirchlichen Eifer und Gelehrsamkeit in Deutschland und Frankreich ausgezeichneten Männern trat er in Verbindung und suchte sie an sich zu ziehen. Gegen sie war er die Freigebigkeit selbst, und mit gleich offenen Händen spendete er auch den Armen.

Im übrigen war Albero für seine Person keineswegs ein Spiegel jenes enthaltsamen Lebens, welches die heiligen Männer der Zeit forderten. Er hielt ein glänzendes Haus und liebte die Freuden der Tafel, die er bis in die Nacht ausdehnte; durch seine heitere und witzige Unterhaltung wußte er seine zahlreichen Gastfreunde über die Stunden zu täuschen. Da erzählte er wohl jene wunderbaren Geschichten, wie er sich, als Pilgerin verkleidet, durch die Feinde geschlichen und den Metzern das päpstliche Interdikt in die Stadt getragen und auf dem Altar des Doms niedergelegt, oder wie er, von Heinrich V. verfolgt, unter den mannigfachsten Verkleidungen doch den Weg nach Rom gefunden, ja sogar als ein lahmer Bettler eine Zeitlang den Hof des Kaisers begleitet und unter dem Tisch gesessen habe, als sich der Kaiser mit seiner Gemahlin gerade über die gegen ihn zu treffenden Maßregeln beriet. Unglaubliche Dinge, aber die Lust an Gefahren und Abenteuern, die aus allen diesen Geschichten hervorleuchtet, saß ihm tief im Herzen, und er wußte sie zu befriedigen. Er liebte offenen Streit, aber noch lieber verlegte er sich auf listige Anschläge; seine Widersacher wußten davon zu sagen, wie böse Streiche er ihnen gespielt. Er bedachte lange, was er unternahm, aber sobald er die Sache angriff, war er des Erfolges sicher; wenn sich der Gegner geborgen glaubte, gerade dann war er ihm in das Garn gegangen und verloren. Albero wünschte, daß alle Welt von ihm sprach, und tausend Sonderbarkeiten des klugen Mannes sollten vielleicht nur dazu dienen, seinen Namen in dem Munde der Leute herumzutragen.

Ein wundersamer Heiliger, bald an einen Hildebrand, bald an einen Robert Guiscard erinnernd, aber man sah zunächst nur auf die Eigenschaften in ihm, welche auf Hildebrand hinwiesen, seinen Eifer für die Freiheit der Kirche und die Herrschaft Roms. Schon mehrmals hatte man daran gedacht, ihm ein Bistum zu übertragen. So war auch Magde-

burg, ehe es Norbert erhielt, ihm zugedacht gewesen. Die sächsischen Verhältnisse scheinen aber den Lothringer wenig angezogen zu haben; dagegen war er das Bistum Trier zu übernehmen nicht abgeneigt. Fraglich war allerdings, ob der König in die Wahl willigen werde. Als der Legat und Bischof Stephan ihn deshalb befragten, äußerte er zwar, daß er die Wahl, wenn einhellig, anerkennen wolle, aber offenbar wünschte er sie wenig, sei es, daß er in Albero einen zweiten Adalbert von Mainz sah, oder daß ihn die Feindseligkeiten bedenklich machten, in denen sein Stiefbruder Herzog Simon schon seit längerer Zeit mit dem Metzer Primicerius stand. Dennoch betrieben die Freunde Alberos die Wahl. Aber nur ein Teil des Trierer Klerus war für dieselbe zu gewinnen, und der Adel und die Bürger waren gegen diesen Kandidaten noch entschiedener als gegen die früheren. Bis gegen Ende April verweilte Lothar in Trier, ohne daß die Wahl zustande kam, und der König beschied endlich die Trierer zu sich auf einen bestimmten Termin nach Mainz, um dort die Sache zum Abschluß zu bringen.

Am 2. Mai war der König zu Neuß und begab sich bald nachher nach dem Elsaß. Herzog Friedrich hatte hier wieder Fortschritte gemacht und mit seinen Anhängern viele Kirchengüter verwüstet. Der König zog ihm mit einem Heere entgegen, brachte es aber nicht dahin, daß sich Friedrich ihm im offenen Kampfe stellte; Lothar begnügte sich deshalb, einige Burgen des Staufers zu belagern und brechen zu lassen. Das Pfingstfest (7. Juni) feierte er zu Straßburg und war dann nach kurzer Abwesenheit am 24. Juni abermals in der Stadt. Die Treue derselben war für ihn von der größten Bedeutung, aber durch die Rückführung des Bischofs Bruno, der mit der Bürgerschaft und der Geistlichkeit in stetem Unfrieden lebte, war sie auf eine harte Probe gestellt. Der König selbst mußte wünschen, daß der Bischof wieder entfernt würde, und auf einer Provinzialsynode, die zu Mainz bald nachher in Gegenwart des Königs und des Kardinals von Albano gehalten wurde, entsagte endlich auch Bruno selbst der bischöflichen Würde; zu seinem Nachfolger wurde Gebhard aus dem Geschlecht der Grafen von Urach bestellt, der sich besser zu behaupten wußte. Zu Mainz fanden sich damals auch Gesandte von Trier ein, um die inzwischen wirklich durchgesetzte Wahl Alberos dem Könige anzuzeigen und die Investitur für den Gewählten zu erbitten. Aber die Wahl war nur von einem Teil des Klerus erfolgt: die beanspruchte Einhelligkeit fehlte, und Lothar fühlte sich deshalb nicht bewogen, die Bitte der Trierer zu erfüllen. Unverrichteter Sache kehrten die Gesandten heim; um dieselbe Zeit wird sich auch der Kardinal von Albano zum Papste nach Frankreich zurückbegeben haben.

Schon hatte der König die Romfahrt im Auge, zunächst aber war er eine blutige Tat zu rächen gewillt, durch welche ein dänischer Königssohn, der ihm eng verbunden, das Leben eingebüßt hatte. Es war Knud, ein

Sohn jenes König Erich, der im Jahre 1103 auf der Kreuzfahrt gestorben war. Beim Tode seines Vaters war Knud noch unmündig gewesen, und die Krone Dänemarks hatte sein Oheim Niels an sich gerissen; als er dann zu männlichen Jahren kam, war er vor den Nachstellungen, die ihm sein Oheim und dessen Sohn Magnus bereiteten, zu Lothar geflüchtet und erst nach längerer Zeit zurückgekehrt, als ihm das Herzogtum Schleswig als ein dänisches Lehen zugesagt wurde. Die Vermittlung Lothars mag hierbei wirksam gewesen sein; unzweifelhaft aber verdankte er es diesem allein, wenn ihm später auch das Reich des Abodritenkönigs Heinrich zufiel, nachdem dessen unmittelbare Nachkommenschaft in den Wirren Slawiens untergegangen war. Knud galt seitdem als König in Slawien wie Heinrich zuvor; er hatte seine Königskrone von Lothar erhalten, von dem er auch seine wendischen Länder zu Lehen trug. Wenn Lothar, wie außer Zweifel steht, an eine Herstellung der alten sächsischen Macht im ganzen Norden dachte, so wird er dabei große Hoffnungen auf diesen jungen, ihm ganz ergebenen Dänenfürsten gesetzt haben. Bei Niels und Magnus erregten dagegen die vermehrte Macht Knuds und sein Königsname immer wachsende Besorgnisse, und als Knud auf einem Reichstage zu Schleswig in der Krone vor seinem Oheim erschien und ihm die gewohnten Ehren verweigerte, sannen dieser und sein Sohn auf den Untergang des lästigen Nebenbuhlers. Dem Gedanken folgte rasch die Tat. Am 7. Januar 1131 wurde Knud bei Harrestedt, nördlich von Ringstedt auf Seeland, aus einem Hinterhalte überfallen und erschlagen; Magnus, der Königsohn, war selbst unter den Mördern.

Knuds Tod brachte den ganzen Norden in gewaltige Bewegung. In den slawischen Ländern, welche er beherrscht, erhoben sich zwei einheimische Herren, Pribislaw und Niklot, der erstere ein Vetter des Wendenkönigs Heinrich, und riefen das Volk auf, um die deutsche Herrschaft abzuschütteln; sie teilten die Länder Heinrichs unter sich, indem Niklot die Herrschaft über die Abodriten, Pribislaw über die Wagrier und Polaber ergriff. Gegen Lothar mochten sie auf die Unterstützung des Dänenkönigs rechnen; aber schon war dieser seiner eigenen Krone nicht mehr sicher. Eine Empörung brach gegen ihn und seinen Sohn auf Seeland und in Schonen aus, und man bot Erich Emund, einem Halbbruder Knuds, die dänische Krone an. Erich nahm sie an; aber nur mit den Waffen ließ sie sich behaupten, da Niels und Magnus sich im Besitz von Jütland und Schleswig befanden und willig zu weichen nicht gesonnen waren. Erich rief deshalb sofort König Lothar zu Hilfe, und es bedurfte kaum dieses Rufs; denn Lothar, durch den Mord seines Vasallen und Günstlings persönlich verletzt, dachte an Rache, und noch mehr lag ihm die Sicherung der sächsischen Macht im Norden am Herzen.

Mit 6000 Rittern drang im Spätsommer 1131 Lothar über die dänische Grenze vor. Bei der Stadt Schleswig, wo das deutsche Heer am

Danewirk ein Lager bezog, stieß auch Erich Emund mit einer Flotte zu ihm. Die Tore des Danewirk hatte inzwischen Magnus besetzt, und bald führte König Niels selbst ein starkes Heer aus Jütland dem Sohne zu. Dennoch kam es nicht zum offenen Kampfe, sondern man knüpfte alsbald Unterhandlungen an. Das Ergebnis war, daß Magnus demütig in Lothars Lager erschien, ihm eine Summe von 4000 Mark zahlte und sich als seinen Vasallen bekannte. Die Dänen sollen sogar verlangt haben, daß auch König Niels persönlich Lothar huldige und sein Reich von ihm zu Lehen nehme, Lothar selbst aber soll dies zurückgewiesen haben, um seinen Bundesgenossen Erich nicht zu sehr zu verletzen. Ohnehin war das Abkommen, welches er mit den Dänen getroffen, ihm ebenso günstig als Erich nachteilig. Denn Lothar hatte seinen Einfluß im Norden gefestigt, Erich aber blieb seinem Schicksal überlassen und seines Bruders Mord ungerächt. Nachdem der Friede mit den Dänen geschlossen, wandte sich Lothar gegen die slawischen Häuptlinge Niklot und Pribislaw; ohne große Mühe wurden sie bewältigt und mußten sich als Vasallen des deutschen Königs bekennen.

Während Lothar sich dieser schnellen Erfolge freute, feierte der Papst in Frankreich neue Triumphe. Am 18. Oktober 1131 eröffnete er ein großes Konzil zu Reims, auf dem etwa dreihundert Bischöfe und Äbte anwesend waren. Auch König Ludwig, der wenige Tage zuvor durch einen unglücklichen Zufall seinen ältesten Sohn Philipp verloren hatte, kam nach Reims und fand einen Trost darin, daß der Papst selbst seinen zweiten Sohn Ludwig, einen zehnjährigen Knaben, hier krönte. In den Beschlüssen des Konzils wurden zum großen Teil nur die Satzungen von Clermont wiederholt und eingeschärft. Am Schlusse der Sitzungen wurden wie in Lüttich abermals feierlich bei brennenden Kerzen die Anatheme gegen Anaklet und Konrad von Staufen nebst allen ihren Anhängern verkündet und dann die Kerzen gelöscht.

Auf dem Konzil hatte sich auch Erzbischof Norbert eingefunden; er überbrachte dem Papste ein Schreiben König Lothars, worin dieser die Absicht kundgab, sein Versprechen getreulich zu erfüllen, und ihm ankündigte, daß er bereits die Rüstungen zur Romfahrt begonnen habe. Norbert benutzte zugleich die Gelegenheit, um sich die alten Privilegien seiner Kirche vom Papst bestätigen zu lassen; er soll sogar im geheimen damals die Erlaubnis nachgesucht und erhalten haben, auch das Domstift in Magdeburg nach den Satzungen der Prämonstratenser umzugestalten.

Die angekündigten Rüstungen Lothars waren keineswegs so weit vorgeschritten, daß er schon in diesem Jahre hätte über die Alpen gehen können. Er begab sich vielmehr gegen Ende desselben in die rheinischen Gegenden und feierte das Weihnachtsfest zu Köln. Hier war am 25. Oktober Erzbischof Friedrich gestorben, und die Wahl seines Nach-

folgers sollte in Gegenwart des Königs stattfinden. Auch päpstliche Legaten erschienen in Köln; es waren der Bischof Wilhelm von Palestrina, die Kardinäle Johann von Crema und Guido. Ihr Hauptgeschäft wird gewesen sein, die Rüstungen des Königs zu beschleunigen, doch nahmen sie auch an den Wahlverhandlungen Anteil. Abermals waren die Wähler uneinig, doch hatte sich die Mehrzahl für den Propst Gottfried von Xanten entschieden. Der König erklärte indessen, angeblich durch Geld gewonnen, die Wahl Gottfrieds für ungültig und begünstigte dann in Gemeinschaft mit den Legaten und den Fürsten die Wünsche jenes Bruno von Berg, welcher vor kurzem das Erzbistum Trier zurückgewiesen hatte und als Propst von St. Gereon auch der Kölner Kirche angehörte. Den Einfluß, welchen Lothar auf Brunos Erhebung geübt, hatte er bald zu bereuen, denn dieser zeigte sich kaum dienstwilliger als sein Vorgänger. Kein geringer Verlust für den König war es, daß damals Bischof Ekbert von Münster, der in hohem Maße sein Vertrauen besaß, aus der Zeitlichkeit abschied.

Nach einem nur kurzen Aufenthalt in Ostfranken, bei dem er im Februar 1132 mit dem Böhmenherzog zu Bamberg zusammentraf, und in Sachsen, wo er mehrere Hoftage mit den Fürsten hielt, kehrte der König in der Fastenzeit nach Köln zurück und feierte dann das Osterfest in Aachen (10. April). An seinem Hofe waren nicht nur die bereits erwähnten päpstlichen Legaten, sondern auch der Bischof Matthäus von Albano. Letzterer hatte zu melden, daß der Papst bereits Frankreich verlassen und die Alpen überschritten habe; das Osterfest feierte er zu Asti. Um so mehr werden die Legaten auf die Beschleunigung der deutschen Rüstungen gedrungen haben.

Viele lothringische Fürsten umgaben den Thron des Königs in Aachen, und es mußte ihm von Wichtigkeit sein, ihre Streitigkeiten auszutragen, um das Land dauernd zu beruhigen. Der Kampf um das Herzogtum Niederlothringen war schon vorher zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Im Jahre 1131 hatten sich die Herren, welche sich bei Duraz geschlagen, in Lüttich zu Friedensverhandlungen zusammengefunden und wirklich ihre Händel ausgetragen. Indem Walram von Limburg die herzogliche Würde und den herzoglichen Namen behauptete, scheint beides zugleich doch auch Gottfried von Löwen stillschweigend zugestanden zu sein; so gab er sich zur Ruhe und ist nachher selbst mit dem Könige wieder in freundschaftliche Beziehungen getreten. Aber ob dieser traurige Streit endlich beseitigt war, fehlte es doch unter den unruhigen Großen des Landes kaum je an Anlaß zu neuen Händeln, und leider ist es Lothar nie geglückt, diese ganz zu beseitigen und hier einen gesicherten Rechtszustand herzustellen. Nirgends hat er seine Autorität weniger befestigen können als in den niederrheinischen Gegenden.

In Aachen wurde endlich mindestens die Trierer Wahlangelegenheit,

welche den König so lange beschäftigt, durch seine Nachgiebigkeit zum Abschluß gebracht. Die Trierer Geistlichkeit hatte sich nach der von Lothar verweigerten Anerkennung ihrer Wahl an den Papst mit der Bitte gewandt, sich des schon so lange verwaisten Bistums anzunehmen, und der Papst, dem Albero die erwünschteste Persönlichkeit war, hatte die Wahl nicht nur genehmigt, sondern auch den Metzer Primicerius zur Annahme derselben bewogen und ihn im März 1132 zu Vienne trotz des Mangels der königlichen Investitur selbst geweiht. Gleich nach seiner Rückkehr von Vienne hatte dann Albero, der sich den Genuß seiner vielen bisherigen Pfründen in Lothringen noch auf drei Jahre vom Papste hatte bestätigen lassen, seine Autorität in Trier mit aller Entschiedenheit geltend gemacht. Mit einer starken bewaffneten Schar zog er gegen die Stadt, um von ihr Besitz zu ergreifen; der Klerus kam ihm in Prozession entgegen, und selbst der Burggraf Ludwig, bisher der ärgste Bedränger des Erzstifts, hielt für geraten, sich dem neuen Herrn zu fügen, obgleich er ihm noch vor kurzem den Tod gedroht, wenn er in Trier einziehen sollte. Dies war kurz vorher geschehen, ehe sich Albero zum König nach Aachen begab, um die Investitur zu erlangen. Der König verweigerte sie zuerst sehr bestimmt, da er die Wahl nicht anerkannt und sich Albero überdies gegen die Bestimmungen des Wormser Vertrags vor der Investitur die Weihe hatte erteilen lassen; dann begnügte er sich aber doch mit der Entschuldigung des Erzbischofs, daß er nur gezwungen die Weihe angenommen und die Rechte des Reichs dadurch nicht habe beeinträchtigen wollen. „Der König würde sich gewiß", sagt Alberos Biograph, „dem Erzbischof hartnäckiger widersetzt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß dieser fähig wäre, das ganze Reich gegen ihn in Aufstand zu bringen." So erhielt Albero die Investitur. Aber kaum war dies geschehen, so trat er seinem alten Widersacher, dem Herzog Simon, dem Halbbruder des Königs, mit der größten Rücksichtslosigkeit entgegen. Dieser hatte sich Eingriffe in die Gerechtsame der Kirche des heiligen Deodat zu Thionville erlaubt[1]; am Osterfest selbst erhob sich nun Albero im Aachener Münster vor dem König und dem ganzen Hofe gegen Simon, verkündete gegen ihn als einen Tempelräuber die Exkommunikation und nötigte ihn, während der Vorlesung des Evangeliums den Gottesdienst zu verlassen. In der Tat brachte er es auf diese Weise dahin, daß ihm der Herzog Genugtuung leistete. Binnen kurzem war der neue Erzbischof in Trier und im ganzen oberen Lothringen ein überaus gefürchteter Herr.

Als Lothar das Pfingstfest (29. Mai) zu Fulda feierte, war es ohne Zweifel schon beschlossene Sache, daß er demnächst nach Italien aufbrechen werde. Der alte König war in rastloser Tätigkeit, um die Rüstungen zu beschleunigen, aber in Wahrheit fand er wenige, die seinen Eifer teilten,

[1] Simon war sonst keineswegs ein Feind der Kirche; er stand in nahen Beziehungen zum heiligen Bernhard.

und auch die Verhältnisse waren einem großen kriegerischen Unternehmen in der Ferne wenig günstig. Die Staufer waren noch nicht unterworfen, und ihre Angriffe richteten sich jetzt vorzugsweise gegen die welfischen Besitzungen in Schwaben. Herzog Friedrich hatte im Jahre 1131 Altdorf und Ravensburg mit bewaffneten Scharen überfallen, die Ortschaften umher und auch Memmingen eingeäschert. Um Rache zu üben, fiel Herzog Heinrich im folgenden Jahre in Schwaben ein und verwüstete von Daugendorf an der Donau bis über Burg Staufen hin alles mit Feuer und Schwert. Ulm mied er nur deshalb, weil er kurz zuvor schon die ganze Umgegend verheert hatte. Und zugleich erhoben sich auch in Bayern von neuem innere Streitigkeiten. Am 19. Mai 1132 starb nach kurzer Amtsführung Bischof Kuno von Regensburg, und Friedrich von Bogen, der Vogt der Kirche, der alte Widersacher des jungen Herzogs, bewirkte, daß ein Regensburger Kleriker aus dem mächtigen Geschlechte der Grafen von Diessen und Wolfrathshausen, Heinrich mit Namen, zu Kunos Nachfolger gewählt wurde. Der Herzog, wohl wissend, daß diese Wahl einer neuen Rebellion der Regensburger fast gleichbedeutend war, tat alles, um sie rückgängig zu machen; dennoch gelang es dem neuen Bischof, ohne vorgängige Investitur des Königs die Weihe von dem Salzburger Erzbischof zu erlangen.

Unter solchen Umständen konnten der Bayernherzog und seine Vasallen freilich den König nicht über die Alpen begleiten. Aber auch in den rheinischen Gegenden hielt man sich vom Zuge fern; sogar die Bischöfe, welche an der Zurückführung des von ihnen anerkannten Papstes doch das nächste Interesse hatten. Albero von Trier mochten die eigentümlichen Verhältnisse seines Bistums entschuldigen; doch auch Adalbert von Mainz blieb zurück, und selbst Bruno von Köln, der in seinem Amte als Erzkanzler Italiens einen besonderen Sporn hätte finden sollen, und dem deshalb der König auch die Säumnis besonders verargt zu haben scheint. Der hohe deutsche Klerus zeigte damals nur geringe Opferfreudigkeit für den apostolischen Stuhl[1], noch geringere die weltlichen Fürsten.

Außer einer böhmischen Schar — 300 Ritter unter Jaromir, einem Neffen Herzog Sobeslaws, — stellten sich unseres Wissens nur die Sachsen zur Romfahrt; von den geistlichen Fürsten des Landes die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Osnabrück, Paderborn, Halberstadt und Havelberg, die Äbte von Nienburg und Lüneburg, von den weltlichen Fürsten der Markgraf Konrad von Plötzke und Graf Albrecht von Ballenstedt, der sich die Gunst des Königs durch diesen Dienst wieder gewinnen wollte. Von Fürsten außerhalb Sachsens wird allein der Abt von Fulda als Teilnehmer des Zugs erwähnt. Das ganze Heer des Königs bestand nur aus 1500 Rittern. Es mußte fast als ein tollkühnes Aben=

[1] Sehr bezeichnend ist es, daß man im Kloster Grafenrath bei Aachen es sehr übel empfand, daß der Propst Friedrich dem Könige nach Rom folgte, und dies die Hauptveranlassung war, weshalb der Propst später zurücktreten mußte.

teuer gelten, daß sich der alte König mit so geringer Streitmacht[1] Mailand, den Pierleoni und König Roger entgegenwarf; einen leuchtenderen Beweis seiner Hingabe an die Kirche hätte er fürwahr kaum zu geben vermocht.

Das Fest der Himmelfahrt Mariä (15. August) feierte Lothar in Würzburg; wenige Tage später brach er in Begleitung seiner Gemahlin zur Romfahrt auf. Wie er, in Italien neuen Gefahren entgegengehend, zugleich daheim bedenkliche Zustände zurückließ, zeigte sich bereits, als er am 28. August nach Augsburg kam. Er hegte Verdacht gegen den alten Bischof Hermann und die Einwohnerschaft, zumal einige Augsburger nicht lange zuvor den Bischof Azzo von Acqui, der vom Papst an den kaiserlichen Hof geschickt war, in der Nähe der Stadt überfallen und ausgeplündert hatten. Indessen fand er in Augsburg die beste Aufnahme. Der Klerus und die Bürgerschaft empfingen ihn mit allen Ehrenbezeugungen; Bischof Hermann brachte selbst sofort jenen üblen Handel vor dem König und den Fürsten zur Sprache und drang auf die Bestrafung der Übeltäter. Während man aber noch hierüber verhandelte, entspann sich auf dem Markt in der Vorstadt bei einem Kaufgeschäft ein Streit, bei welchem Kriegsknechte des Königs beteiligt waren, und aus einer geringfügigen Ursache erwuchs furchtbares Unheil.

Tumult erfüllte nicht nur die Vorstadt, sondern bald alle Straßen Augsburgs: die Glocken wurden angeschlagen, die Bürger und die Krieger des Königs liefen in Waffen zusammen, und doch wußte niemand den Grund der allgemeinen Bestürzung. Auch der König erschien mit großem kriegerischen Gefolge; er argwöhnte Verrat und bestärkte sich in diesem Argwohn, als er die Vasallen und Ministerialen des Bistums sich vor dem Dome wie in Schlachtreihe ordnen sah. Diese, ebenfalls Verrat befürchtend, waren herbeigeeilt, um den Dom und den Klerus zu schützen. Vergebens suchte der Bischof, der sich mit dem Kreuze in der Hand zwischen die Kriegsscharen warf, das Blutvergießen zu hindern: der König rückte wutentbrannt mit seinen Rittern auf den Dom los. An den Pforten desselben richteten sie unter den Vasallen des Stifts und den Klerikern ein furchtbares Gemetzel an; vom Mittag bis zum Abend wurde gekämpft. Nur unter den größten Gefahren entkam der Bischof selbst; an Händen und Füßen wurde er von den Seinen in die Sakristei gezogen. Inzwischen war auch in der Vorstadt zwischen den Königlichen und dem Volke mit Erbitterung gekämpft und auch hier viel Blut vergossen worden. Feuer und Schwert wüteten innerhalb und außerhalb der Stadtmauern; die Kirchen und Klöster wurden erbrochen, geplündert, in Schutthaufen verwan-

[1] Friedrich I. unternahm 22 Jahre später seine Romfahrt mit 1800 Rittern und tat sich nicht wenig darauf zugute, sie mit so schwacher Macht glücklich durchgeführt zu haben. Wenn er meinte: nie sei Ähnliches gehört worden, so irrte er, wie der Vorgang Lothars zeigt.

delt, die Mönche und Nonnen mißhandelt, Männer und Weiber bis auf die Haut ausgezogen, die Kinder getötet oder fortgeschleppt. Die größten Greuel sollen die Böhmen verübt haben, welche der König am Kampf teilnehmen ließ, und die Polowzer, die damals zuerst als böhmische Söldner in Deutschland gesehen wurden, und welche die Deutschen zu jener Zeit Valwen nannten[1].

Die Nacht hatte dem Kampf ein Ende gemacht, aber auch während derselben blieb der Dom vom Heere des Königs umstellt, so daß der Bischof nicht von dort in seine Wohnung gelangen konnte. Er lag verlassen und weinend auf der Straße, bis sich endlich Erzbischof Norbert seiner annahm und ihn in seine Herberge brachte. Am anderen Morgen fiel auch der Dom in die Hand des Königs, und von den Klerikern und Dienstleuten des Hochstifts schleppte er darauf, so viele er wollte, in Gefangenschaft fort. Er bezog an diesem Tage ein Lager auf dem Lechfeld, kehrte aber schon am folgenden Morgen zurück, um Augsburg auch für die Folge unschädlich zu machen. Er begann die Befestigungen der Stadt abzutragen und setzte dieses Werk der Zerstörung bis zum 2. September fort. An diesem Tage verließ er, seines Erfolges froh, wie Bischof Hermann an Otto von Bamberg schrieb, endlich die unglückliche Stadt. Vergebens hatten ihn die Bischöfe an seiner Seite zur Milde gemahnt; die Versöhnlichkeit, welche er gegen Speier und Nürnberg erwiesen hatte, verleugnete er hier völlig, und nicht eher legte sich sein Zorn, als bis Augsburg so gut wie vernichtet war. Man muß glauben, er wollte den Schrecken als Wächter seines Throns in Deutschland zurücklassen.

Eine alte, wohlhabende und durch viele Heiligtümer berühmte Stadt war zu kläglicher Dürftigkeit herabgebracht, und dieser Verlust machte sich um so mehr fühlbar, als fast gleichzeitig mehrere andere Städte durch ein eigentümliches Verhängnis von furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht waren. Am 11. April 1132 brach ein Brand in Regensburg aus, nach welchem von der ersten Stadt Bayerns kaum mehr als vierzig Häuser stehen blieben. Auch Passau, Eichstädt und Brixen litten durch Feuersnot schwer zu derselben Zeit, und im Jahre zuvor war Utrecht fast bis auf den Grund eingeäschert worden.

Nichts weniger als erfreuliche Zustände ließ Lothar in Deutschland zurück, als er über die Alpen zog, um das Versprechen, welches er in Lüttich dem Papste gegeben, zu lösen. War er der Römischen Kirche verschuldet, so zahlte er die Schuld nun mit Zinsen zurück.

[1] Die Polowzer oder Kumanen, ein Volk türkischer Abstammung, machten sich damals durch Raubzüge weithin furchtbar; ihre Wohnsitze waren an der Wolga und der Nordküste des Schwarzen Meeres.

4. Lothars Romfahrt

Die Rückkehr Innocenz' II. nach Italien, nachdem er die Anerkennung Deutschlands, Frankreichs und Englands gewonnen, hatte dort günstig für ihn gewirkt. Walter von Ravenna hatte immer einige Bischöfe der Lombardei und der Romagna in der Treue zu erhalten gewußt, und zu diesen alten Anhängern des Papstes fanden sich nun neue. Nachdem Innocenz das Osterfest in Asti gefeiert, durchzog er die ihm geneigten lombardischen Städte im Norden des Po und nahm dann einen längeren Aufenthalt in Piacenza, wo er in der Mitte des Juni sein drittes großes Konzil hielt. Die Verhandlungen sind nicht überliefert; wir hören nur, daß es von vielen Bischöfen der Lombardei, der Romagna und der Mark Ancona besucht war. Zwar hielt Mailand noch fest zu Anaklet und mit Mailand einige andere Städte, aber im ganzen war das nördliche Italien bereits für Innocenz gewonnen, der dann im Juli und August in Cremona und Brescia residierte.

Und inzwischen hatte sich auch in Rom selbst wieder eine Partei für ihn erhoben; an ihrer Spitze standen Leo Frangipane und Petrus Latro, letzterer aus dem Geschlecht der Corsen. In Rom oder doch mindestens im Römischen waren zugleich als Legaten des Papstes der Kardinalbischof Konrad von der Sabina und der Kardinal Gerhard wiederum tätig. Eine nicht geringe Ermutigung für diese Partei war, daß König Roger, auf dem offenen Schlachtfeld am wenigsten glücklich, im Sommer des Jahres 1132 eine große Niederlage erlitt. Als er seine königlichen Rechte in Apulien mit Nachdruck geltend machen wollte, erhob sich dort ein Aufstand unter den Baronen; darauf griffen auch der Fürst Robert von Kapua und der Graf Rainulf von Alife, Rogers eigener Schwager, gegen ihn zu den Waffen und jagten ihn und sein Heer unweit Nocera am Sarno am 24. Juli in wilde Flucht. Roger mußte nach Salerno, später nach Sizilien zurückkehren, und Anaklet war seines Beistandes, auf welchen er am meisten gerechnet, vorläufig so gut wie beraubt.

Aber nicht alle, die sich in Italien Innocenz zugewandt, sahen deshalb der Ankunft des deutschen Königs mit Freude entgegen. Die Lombarden

hatten sich gegen die Herrschaft des Staufers gesträubt, und noch geringere Neigung hegten sie für Lothar. In Pavia, Piacenza und Cremona war Innocenz anerkannt, und doch tauchte gerade in diesen Städten der Gedanke auf, sich mit dem feindlichen Mailand zu vertragen, um gemeinsam der deutschen Herrschaft zu begegnen. „Niemals vergesse man", schreibt ein Italiener jener Zeit, „die Fabel von den vier Stieren, vor denen der Löwe floh, als sie zusammenstanden, die aber zerfleischt wurden, sobald sie sich trennten." Zum Glück Lothars ist ein solcher Bund nicht zustandegekommen, vielmehr schloß sich gerade Cremona bald auf das engste dem König an.

Wenige Tage nach dem Zerstörungswerk in Augsburg überschritt Lothar die Alpen und stieg in das Etschtal hinab. In den letzten Tagen des September und im Anfange des Oktober lagerte er bei Gardesana an der Ostseite des Gardasees. Der Eindruck, den sein kleines Heer machte, war ihm nicht günstig; an vielen Orten spottete man seiner und mißachtete seine Befehle. So schloß ihm Verona die Tore, und Lothar unterließ, sie mit Gewalt zu öffnen. Besonderen Diensteifer für ihn zeigte nur Cremona; mit den Cremonesen belagerte er im Oktober und Anfange des November das widerspenstige Crema, mußte aber nach vier Wochen abziehen, ohne die kleine, aber vortrefflich befestigte Stadt genommen zu haben[1]. Grund genug, nicht auch das große und mächtige Mailand, obschon es den König und den Papst bitter gereizt, mit unzureichenden Mitteln anzugreifen.

Der Papst war um dieselbe Zeit, als Lothar die Alpen überstieg, über den Po gegangen und hatte in Nonantula einen längeren Aufenthalt gemacht. Er war im Mittelpunkt der Mathildischen Hausgüter und scheint von denselben förmlich Besitz ergriffen zu haben; offen trat Rom mit seinen Ansprüchen an alle diese Länder und Städte jetzt hervor. Im Anfange des November begab sich Innocenz nach Piacenza zurück, um in den Ronkalischen Feldern, wohin der König eine Reichsversammlung berufen hatte, mit ihm zusammenzutreffen und vereint die Angelegenheiten der Kirche und des Reichs zu beraten. Über die Beschlüsse des Ronkalischen Tags ist nichts bekannt. Nach dem Schlusse der Versammlung zogen Lothar und der Papst zusammen mit dem Heere nach den Ländern, die einst die große Gräfin beherrscht hatte. Hier sollte Lothars Heer überwintern. Aber es fand dort nicht die beste Aufnahme; Reggio verschloß dem Könige die Tore, ebenso Bologna, obwohl man hier doch den Papst mit seinen Kardinälen beherbergte. In kleinen Orten im Bolognesischen mußte das deutsche Heer während des Dezembers und Januars lagern: in Medicina feierte der König das Weihnachtsfest. Wenige Tage nach demselben fand der treffliche Konrad von Plötzke den Tod; auf einem im Auf-

[1] Noch nach einem Menschenalter sangen die Weiber von Crema Spottlieder auf Lothar.

trage des Königs unternommenen Ritt traf ihn der Pfeil eines Meuchelmörders. Die sächsische Nordmark wurde jetzt Albrecht von Ballenstedt zugesagt, der sich durch treue Dienste auf diesem Zuge die königliche Gunst in vollem Maße wiedergewonnen hatte.

Es war Lothars Absicht, sobald die bessere Jahreszeit eintrete, vom Bolognesischen aus den Apennin zu überschreiten und das Heer durch Tuscien gegen Rom zu führen. Der Papst eilte dem Könige voran, um ihm die Wege zu bereiten. Über Pontremoli ging er nach Pisa, wo wir ihn bereits am 23. Januar finden. Er kam nach der Stadt, die ihm in seinen Bedrängnissen am treusten beigestanden hatte, und auf deren Unterstützung er am sichersten rechnen konnte. Schon früher hatte er sich die langandauernden Streitigkeiten der Stadt mit Genua zu schlichten bemüht; er verdoppelte jetzt seinen Eifer, und es gelang ihm, nicht allein den äußeren Frieden herzustellen, sondern auch die kirchlichen Wirren zu beseitigen, welche so oft der Gegenstand drängender Sorgen für die Päpste gewesen waren. Pisa behielt den Primat über Sardinien, und es wurden ihm überdies das Bistum Piombino und drei Bistümer in Korsika zugeteilt. Genua, bisher unter Mailand stehend, wurde zu einem eigenen Erzbistum erhoben und ihm Bobbio und das neueingerichtete Bistum Brunato wie ebenfalls drei Bistümer in Korsika unterstellt. Zum Dank für diese Entscheidungen versprachen die Genuesen und Pisaner, den Papst mit allen ihren Kräften zu unterstützen und ihre Flotten, wenn er gegen Rom zöge, an die Küsten des Kirchenstaats zu entsenden. Der heilige Bernhard, damals wieder im Gefolge des Papsts, war besonders auch bei den Verhandlungen mit Genua tätig gewesen[1].

Gegen Ende des Februar überstieg Lothar mit seinem Heere den Apennin. In den ersten Tagen des März hatte er dann mit dem Papste zu Calcinaja, südöstlich von Pisa, eine Zusammenkunft. Sie beschlossen, sofort gegen Rom vorzudringen; der Papst sollte den Weg an der Meeresküste nehmen, während der König die große Heeresstraße im Inneren verfolgte; zu Viterbo wollten sie wieder zusammentreffen. Nach dieser Verabredung trennten sie sich noch einmal auf kurze Zeit. Der Papst ging über Grosseto und Corneto nach Viterbo, wo er nach Ostern wieder zu dem Könige und dem Heere stieß. Lothar hatte das Osterfest (26. März) in einem kleinen Orte, der St. Flavianus genannt wird, gefeiert und in dem nahen Valentano Rast gemacht; dem Heere hatten sich inzwischen die Bischöfe von Parma, Cremona, Alba, Asti und Ivrea wie einige italienische Vasallen angeschlossen, so daß man es auf 2000 Ritter schätzte. Auf einem großen Umwege rückte Lothar nach der Vereinigung mit dem Papste dann gegen Rom vor. Bei Orta ging man über den Tiber, nahm den Marsch durch die Sabina von Narni aus, zog Farfa vorüber und gelangte so end=

[1] Bernhard war selbst in Genua und rühmt die Aufnahme, welche er dort fand. Erst im März zu Corneto kam der Friede zum förmlichen Abschluß.

lich, wohl der alten Nomentanischen Straße folgend, in die Nähe der Stadt. Bei S. Agnese vor dem Nomentanischen Tore schlug man das erste Lager auf. Es war gegen Ende des April, als Lothar und der Papst Rom erreichten.

„Wir stehen am Eingange der Stadt", schrieb damals der heilige Bernhard an König Heinrich von England, „das Heil steht vor der Tür, und die Gerechtigkeit ist auf unserer Seite; danach fragt aber der römische Adel wenig. Und deshalb gewinnen wir uns Gott mit Gerechtigkeit, treten aber mit Kriegsmacht unseren Feinden entgegen; nur fehlt es uns an dem Nötigen für die, die wir nötig haben." Bernhard verlangt, was er nicht ausspricht, vom englischen König Geldunterstützung für die Kriegsscharen, welche Innocenz verteidigten. Aber Innocenz hatte noch Anhänger in Rom, die sich auch ohne baren Lohn für ihn erhoben. Der Präfekt Thebald, Petrus Latro und andere Herren aus der alten Stadt und Trastevere erschienen im Lager und versprachen, dem Papste und dem Könige die Tore zu öffnen.

Ohne Widerstand zu begegnen, zogen Papst und König am Sonntag Rogate (30. April) in die alte Stadt ein. Der Papst nahm wieder Wohnung im Lateran, Lothar bezog den Palast auf dem Aventin, wo einst Otto III. residiert hatte. Der größere Teil des Heeres blieb außerhalb der Stadt bei St. Paul; denn auch diese Hauptkirche war den Deutschen sogleich übergeben. Das Pfingstfest (14. Mai) feierte der König im Lateran und zog in feierlicher Prozession, mit der Krone geschmückt, von dort nach S. Sabina auf dem Aventin.

Innocenz hatte wieder Eingang in Rom gefunden, aber damit war Anaklet keineswegs besiegt; noch behauptete er manche Burgen in der alten Stadt, überdies die Leostadt mit der Engelsburg und dem Vatikan. Aber ohne Aussicht auf normannische Unterstützung, rings von Gefahren umgeben, glaubte er, einen offenen Kampf vermeiden zu müssen, und suchte vielmehr durch Unterhandlungen den Feind aufzuhalten. Schon gleich nach Ostern, als der König noch zu Valentano verweilte, hatte er Gesandte an ihn geschickt und eine Untersuchung der Wahlvorgänge verlangt, zu welcher er sich selbst stellen wolle; der König hatte die Sache damals den Kardinälen in seiner Begleitung zur Entscheidung vorgelegt, diese sich aber dahin erklärt — besonders auf Norberts Antrieb soll es geschehen sein —, daß allgemeine Synoden bereits Innocenz anerkannt und Anaklet verworfen hätten und einzelne nicht wieder untersuchen könnten, worüber die Gesamtheit bereits entschieden. Obwohl auf spätere Botschaften Anaklet keinen anderen Bescheid erhalten hatte, schickte er jetzt doch abermals einige seiner Anhänger an den König und verlangte aufs neue eine Untersuchung der Wahl; die Unterhändler verpflichteten sich eidlich, Bürgen zu stellen und ihre Türme als Pfand dafür zu übergeben, daß Anaklet sich jedem richterlichen Spruche fügen würde.

Um Blutvergießen zu vermeiden, entschloß sich der König jetzt, auf das Verlangen der Pierleoni einzugehen, und vermochte auch die Anhänger des Innocenz zu Rom, in eine neue Untersuchung zu willigen. Des günstigen Ausgangs sicher, stellten sie dem Könige nicht allein Bürgen, sondern übergaben ihm auch die Türme der Frangipani und des Petrus Latro. Dennoch erfüllten die Anakletianer jetzt die gegebenen Versprechungen nicht, zogen vielmehr absichtlich die Untersuchung hin; es war klar, daß sie mit allen Unterhandlungen nur die Entscheidung aufhalten wollten. Der König klagte deshalb jene Unterhändler vor einem Fürstengericht an; als Meineidige, als Feinde Gottes und der königlichen Majestät wurden sie mit Anaklet und allen seinen Mitschuldigen geächtet.

Inzwischen kam von mehreren Seiten Lothar und Innocenz Hilfe. Robert von Kapua und Rainulf von Alife, die eine Anzahl normannischer Barone gegen Roger in die Waffen gebracht hatten, erschienen im Lateran und führten 300 Ritter mit sich. Gleichzeitig stellte sich Kardinal Gerhard, der in Benevent Eingang gefunden, mit angesehenen Beneventanern ein. An der Meeresküste zeigten sich die Schiffe der Pisaner und Genuesen[1] und besetzten Civita vecchia. Man drang in Lothar, unverzüglich in Rogers Reich einzufallen. Aber er ließ sich um so weniger dazu bewegen, als er sich nicht einmal stark genug fühlte, in Rom mit den Pierleoni einen entscheidenden Kampf aufzunehmen. Auch mochte er gerechte Bedenken tragen, das Schisma im Blute der Römer zu ersticken. So blieb der Gegenpapst unüberwunden, und da die Peterskirche in seinen Händen war, wurde auch die Kaiserkrönung von Tag zu Tag verzögert.

Schon stand man im Anfange des Juni; die in Rom so verderbliche heiße Jahreszeit brach an, und die Deutschen verlangten nach der Heimat. Der König wollte aber nicht ohne die Kaiserkrone zurückkehren. Endlich entschloß er sich auf den Wunsch der Fürsten, den besonders Norbert befürwortete, an ungewohnter Stelle, im Lateran sich krönen zu lassen. Am Sonntag, dem 4. Juni 1133, erteilte hier Innocenz Lothar und seiner Gemahlin die kaiserlichen Weihen und setzte ihnen die Kronen auf. Nie hatte noch ein deutscher Fürst in so hohem Alter die kaiserlichen Ehren empfangen[2].

Wenn auch an ungewöhnlicher Stelle, fand die Feierlichkeit doch sonst unseres Wissens nach altem Brauche statt. An der Pforte der Kirche gelobte Lothar dem Papste und seinen Nachfolgern Sicherheit für Leib und Leben, Amt und Freiheit, ferner Erhaltung oder Wiederherstellung aller Regalien des hl. Petrus. Cencius Frangipane sprach die Formel vor, sein Neffe Oddo und andere vornehme Römer dienten als Zeugen der Handlung. Der Eid, der erhalten ist, unterscheidet sich in den wesentlichen Be-

[1] Genua schickte acht Schiffe; die Zahl der pisanischen Schiffe ist unbekannt.
[2] Auch unter Lothars Nachfolgern hat nur der neue deutsche Kaiser in vorgerückterem Alter den Kaisertitel erlangt.

stimmungen wenig von denen, die früher der junge Konrad in Cremona Urban II., dann Heinrich V. in Sutri Paschalis II. geleistet hatten[1]; er enthielt weder ein bestimmtes Gelöbnis der Mannschaft oder Treue, noch wurde er in die Hand des Papstes geschworen. In allem findet sich nichts, was zu jener anstößigen Darstellung Anlaß bot, welche man später im Audienzsaal des Lateran anbrachte und durch die Unterschrift erläuterte:

Erst vor der Pforte beschwört Roms Rechte und Ehren der König,
Wird dann des Papstes Vasall und erhält von diesem die Krone.

Nach der Krönung kehrten in feierlicher Prozession, vom Papste begleitet, Kaiser und Kaiserin vom Lateran nach dem Aventin zurück.

Aber nicht allein um die Kaiserkrone war es Lothar zu tun, sondern er verlangte vom Papste noch anderen Lohn für die geleisteten Dienste. Es ist überliefert, daß er damals noch einmal wie in Lüttich die Zurückgabe des alten Investiturrechts beansprucht habe. Nach dieser Überlieferung soll der Papst anfangs zur Nachgiebigkeit geneigt gewesen sein und allein Norbert den Greuel verhindert haben, indem er das Andringen des Kaisers und die Schwachherzigkeit des Papstes zugleich bekämpfte; es ist freilich schwer zu glauben, daß Innocenz in Rom weichmütiger als in Lüttich gewesen sei, und mehr als Norbert mußte die Erinnerung an das Mißgeschick Paschalis' II. ihn antreiben, dem Willen des Kaisers zu widerstehen. Jedenfalls wurde die von Lothar beanspruchte Änderung des Wormser Vertrags vom Papste zurückgewiesen. Aber indem er dies tat, bestätigte er jetzt dem neuen Kaiser ausdrücklich die bisher geübten Rechte und vereitelte damit die Hoffnungen aller derer, die auf volle Freiheit bei den Kirchenwahlen seit Lothars Erhebung hingearbeitet hatten.

Die wichtige Urkunde, in welcher der Papst am 8. Juni diese Vergünstigung dem Kaiser verbriefte, ist erst neuerdings bekanntgeworden, aber in der einzigen bisher aufgefundenen Abschrift sind leider einige nicht lesbare Stellen. In der Einleitung betont der Papst die Verpflichtung des apostolischen Stuhls, für die Erhaltung der kaiserlichen Macht zu sorgen, und wie Lothar dies um so mehr verdient habe, als er seit langen Jahren Werken der Frömmigkeit obgelegen und zuletzt die härtesten Beschwerden auf sich genommen habe, um die Schismatiker zu vernichten: deshalb und weil er, der Papst, von Lothars Erhebung großen Gewinn für die katholische Kirche und die Christenheit erwarte, habe er auf den Wunsch und Rat der Bischöfe, der Kardinäle und vornehmen Römer den König, den christlichsten Fürsten und den vornehmlichsten Verteidiger der Kirche unter den bevorzugten Söhnen des heiligen Petrus, auf den Gipfel des Kaisertums unter Anrufung des Heiligen Geistes erhoben. Er verleihe demnach, indem er die Macht des Reichs nicht mindern, sondern vielmehr mehren

[1] Vgl. Bd. III, S. 562, Bd. IV, S. 35, 36, 43, 44.

wolle, ihm die kaiserliche Vollgewalt und bestätigte ihm durch diese Urkunde die derselben zustehenden und kanonischen Rechte. „Wir verbieten aber", schließt die Urkunde, „daß irgend jemand, der im Deutschen Reiche zur bischöflichen Würde oder zur Leitung einer Abtei gewählt wird, die Regalien in Besitz zu nehmen wage, ehe er sie nicht von Dir begehrt und Dir geleistet hat, was er nach dem Rechte schuldig ist[1]."

An demselben Tage stellte der Papst dem Kaiser noch eine andere wertvolle Urkunde aus, durch welche er ihm das große Hausgut der Gräfin Mathilde überließ. Aber hier rühmt er im Eingange, nachdem die heilsamen Folgen der Eintracht zwischen Kirche und Reich hervorgehoben, die Gesinnung des Kaisers, der sich schon von früher Jugend an als ein Freund der Religion und Jünger der Gerechtigkeit gezeigt und besonders in den letzten Zeiten im Dienste des heiligen Petrus viele Anstrengungen und unermeßliche Gefahren, ohne seine Person und sein Vermögen zu schonen, bestanden habe. Deshalb gebühre es sich, sagt der Papst, daß er nicht nur nach seinem kirchlichen Amte, sondern auch in weltlicher Beziehung die kaiserliche Gewalt mehre. „In dieser Erwägung", heißt es dann weiter, „übertragen wir Dir das Allodium der seligen Gräfin, welches bekanntlich von ihr dem heiligen Petrus geschenkt ist, und erteilen Dir in Gegenwart von Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Baronen und Fürsten mit dem Ring die Investitur, jedoch nur unter der Bedingung, daß Du alljährlich einen Zins von 100 Pfund Silber uns und unseren Nachfolgern zahlest, und daß nach Deinem Tode das Allodium wieder in das volle Eigentumsrecht der Römischen Kirche unverkürzt und unverweilt zurückkehre. Wenn wir oder unsere Nachfolger in das Land kommen sollten, so muß die Aufnahme, die Verpflegung und das Geleit mit solchen Ehren geschehen, wie sie der apostolische Stuhl bestimmen wird; auch müssen die Burgvögte und der Statthalter des Landes uns und unseren Nachfolgern den Eid der Treue leisten." In einem Zusatz, welchen die Urkunde erst im Jahre 1137 erhalten haben wird, gesteht der Papst aus Liebe zu Lothar auch seinem Schwiegersohn Herzog Heinrich von Bayern und dessen Gemahlin das Land der Mathilde unter den gleichen Bedingungen zu; neu ist hier aber die wichtige Bestimmung, daß der Herzog Mannschaft und Treue dem Papst und seinen Nachfolgern zu schwören habe. Ausdrücklich wird abermals hervorgehoben, daß auch nach Heinrichs und seiner Gemahlin Tode das Land wieder in das volle Eigentum der Römischen Kirche unverkürzt, wie vorher ausbedungen, zurückkehren müsse, wie denn am Schluß noch einmal mit ganzer Schwere betont wird, daß bei allen diesen Bestimmungen das volle Eigentumsrecht der Römischen Kirche gewahrt bleibe.

[1] Wie man die wohl absichtlich unklar gefaßten Ausdrücke auch deuten möge, so viel ist doch sicher, daß der Papst dem Kaiser jedes Recht einräumte, welches Heinrich V. nach dem Wormser Vertrage ausgeübt hatte.

Unverkennbar boten diese Urkunden dem Kaiser außerordentliche Vorteile. Die eine bestätigte ihm allerdings nur Rechte, die er längst übte, aber sie waren ihm mehrfach bestritten und vom Papste selbst bei der letzten Besetzung des Trierer Erzbistums nicht geachtet worden; die andere gab eines der reichsten Fürstentümer Italiens in seine Hand, ohne dessen Besitz eine feste Stellung für die Krone jenseits der Alpen kaum noch zu behaupten war. Aber diese Zugeständnisse empfing Lothar doch in einer Form, welche seinen Vorgängern schwere und gerechte Bedenken erregt haben würde. Leistete er auch für das Land der Mathilde keinen Lehnseid, so war es doch ganz unerhört, daß er sich dasselbe durch Investitur vom Papste übertragen ließ; überdies erkannte er erst durch diesen Akt die Schenkung der Mathilde als rechtsgültig an und sanktionierte damit Ansprüche des Papsttums, welche ihm eine politische Stellung im nördlichen Italien von unberechenbarer Bedeutung in Aussicht stellten. Allerdings gab es kaum ein anderes Mittel für Lothar, sich und die Seinen in den Besitz des Mathildischen Allodiums zu bringen; denn ließ er die Schenkung nicht als zu Recht bestehend gelten, so gehörte jenes Allodium, wie man allgemein annahm, zu der großen salischen Erbschaft, auf welche Agnes und ihre Nachkommenschaft allein Ansprüche hatten. Jedenfalls gewann der Papst, indem er Lothar jenes Zugeständnis machte, sich ein Anrecht auf das Hausgut der großen Gräfin, welches kaum noch anzufechten war, und Lothar hat durch die Annahme der Verleihung zu endlosen Wirren den Anlaß gegeben. Und noch gefährlicher war, daß er sich Rechte, die nach seiner eigenen bisherigen Auffassung vertragsmäßig dem Reiche zustanden, jetzt persönlich vom Papste bestätigen ließ, daß er ferner auf die Vorstellung einging, als ob es von der Gunst des Papstes abhinge, die kaiserliche Gewalt dem deutschen Könige zu verleihen oder vorzuenthalten. So hatten die Ottonen und Heinriche das Imperium nicht verstanden, und die mühevolle Arbeit des ersten Friedrich war es in der Folge, die alte Idee des Kaisertums wieder in Erinnerung zu bringen. Lothars ganzes Regiment war aber nun einmal von dem Gedanken getragen, daß das Kaisertum, indem es, um seine Aufgaben zu lösen, faktisch alle Macht an sich zu ziehen habe, doch zugleich stets seine ideale Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl und der Kirche anerkennen müsse.

Der Papst lohnte nicht allein dem Kaiser, sondern auch den sächsischen Bischöfen ihre aufopfernden Dienste. Keinem war er mehr verpflichtet als Erzbischof Norbert, der in der Tat die eigentliche Seele des ganzen Unternehmens gewesen war. Er am meisten hatte Lothar zur Romfahrt angefeuert, trotz seiner körperlichen Schwäche hatte er dann alle Anstrengungen des Zugs auf sich genommen und eine außerordentliche Tätigkeit entfaltet, vornehmlich als Mittelsperson zwischen Lothar und dem Papste. Eine glänzende Anerkennung hatte er dafür schon vor der Kaiserkrönung gewonnen; denn Lothar, voll Unmut über die Säumigkeit des neuen Erz-

bischofs von Köln, hatte diesem das Erzkanzleramt für Italien entzogen und dem so dienstbeflissenen Magdeburger Erzbischof übertragen. Am Tage der Kaiserkrönung selbst erhielt Norbert dann eine noch wichtigere Vergünstigung, indem ihm der Papst die Metropolitanrechte über alle Bischöfe Polens und Pommerns verlieh und damit der Magdeburger Kirchenprovinz wieder die Ausdehnung gab, welche sie einst in den Zeiten Ottos des Großen gehabt hatte. Zehn neue Suffragane sollten nach der hierüber für Norbert ausgestellten Bulle Magdeburg untergeben werden und das Erzbistum Gnesen seine ganze Bedeutung als Metropole Polens verlieren. In dem Eingange der Bulle rühmt der Papst mit Recht, daß sich Norbert durch keine Drangsale, keine Verlockungen und Drohungen habe abhalten lassen, seine Person als eine feste Mauer der Tyrannei des Gegenpapstes entgegenzustellen und unablässig dahin zu arbeiten, daß die Herzen des Königs und der Fürsten für den Gehorsam gegen den heiligen Petrus gewonnen würden.

Schon einige Tage zuvor (27. Mai) hatte der Papst auch dem Erzbischof von Bremen eine Urkunde ausgestellt, in welcher er ihm alle Metropolitanrechte, welche Bremen einst im Norden geübt, wieder zuerkannte und damit die Selbständigkeit des Lunder Erzbistums vernichtete; es geschah das, wie ausdrücklich ausgesprochen wird, auf Verlangen Lothars, und zugleich erließ der Papst Schreiben an die Könige von Dänemark und Schweden wie an den Bischof von Lund und die schwedischen Bischöfe mit der bestimmten Mahnung, sich der Bremer Kirche wieder zu unterwerfen. Die vom Papste den sächsischen Erzbischöfen ausgestellten Bullen schlossen eine völlige Revolution der kirchlichen Verhältnisse in den nordischen Ländern in sich. Es war darauf abgesehen, noch einmal nicht allein die Wendenländer, sondern auch Polen und ganz Skandinavien von der sächsischen Kirche abhängig zu machen. Freilich zeigte sich bald, daß dazu mehr gehörte als ein paar Pergamentblätter und ein paar Siegel. Die anderen geistlichen Herren, welche den Papst nach Rom geleitet hatten, wurden auf andere Weise belohnt. Der Bischof von Paderborn erhielt z. B. einen besonderen Ehrenschmuck, der Abt von Fulda die Erneuerung der alten Privilegien seines Klosters.

Um die Mitte des Juni verließ Lothar mit seinem Heere Rom. Der Papst blieb unter dem Schutze der Frangipani zurück, in deren Gewalt der größte Teil der alten Stadt war, während die Pierleoni auch ferner die Leostadt und St. Peter behaupteten. Der Kaiser scheint seinen Rückzug auf demselben Wege genommen zu haben, auf dem er gekommen. Am 15. Juli war er am Flusse Taro bei Parma und bestätigte durch eine Urkunde die Schenkungen der großen Gräfin und des Grafen Albert dem Kloster Polirone; am 30. Juli erneuerte er zu S. Leonardo im Gebiet von Mantua den Bürgern dieser Stadt unter Belobung ihrer Treue die Privi-

legien Heinrichs V. Beide Urkunden zeigen, wie er sofort von dem Lande der Mathilde Besitz ergriff.

Im Anfange des August stand Lothar mit seinem Heere am Fuße der Alpen. Er umging auch diesmal Verona und verfolgte jene Straße, die an dem rings von Bergen umschlossenen Idro-See vorüber durch die Judikarien von Brescia in das Etschtal führt. Über dem engen Tal des Caffaro sieht man hier jetzt die Ruinen der alten Burg Lodrone; damals war sie eine stattliche Feste, welche den Engpaß am Caffaro beherrschte. Als Lothar heranzog, war sie in der Hand eines Albert, vielleicht desselben, der sonst als Graf von Verona genannt wird und aus dem Lande der Mathilde verdrängt war. Mit seinen Mannen verlegte Albert dem Kaiser den Paß; aber das deutsche Heer brach sich Bahn und stürmte dann Lodrone, wohin sich Albert zurückgezogen hatte. Albert selbst fiel in die Hand seiner Feinde und wurde als Gefangener fortgeführt.

Ohne weitere Hemmnisse erreichte der Kaiser den deutschen Boden. Am 23. August war er bereits in Freising, wo er durch eine Urkunde dem Kloster Benediktbeuren seine alten Freiheiten zurückgab; es war dies gleichsam eine Strafe für das Bistum Augsburg, dem in letzter Zeit das Kloster unterworfen gewesen war, und erneuerte noch einmal das Andenken an jenes traurige Zerstörungswerk, mit welchem Lothar seine Romfahrt begonnen hatte. Bischof Hermann war inzwischen am 19. März nach einem langen, unheilvollen Pontifikat gestorben; zu seinem Nachfolger war, wie es scheint, einhellig ein Augsburger Domherr, mit Namen Walter, gewählt worden.

Das Fest der Geburt Mariä (8. September) feierte Lothar zu Würzburg, und eine große Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten eilte herbei, um den neuen Kaiser zu begrüßen. Besonders waren es kirchliche Angelegenheiten, welche Lothar hier beschäftigten. Er erteilte die Investitur nicht nur Walter von Augsburg, sondern auch Heinrich von Regensburg, indem er die Unregelmäßigkeit der Weihe des letzteren um des Friedens in Bayern willen übersah. Wichtiger war, wie das Bistum Basel damals von neuem besetzt wurde. Nach dem Tode Bischof Bertholds war hier ein gewisser Heinrich gewählt worden, der aber früher kirchliche Strafen auf sich gezogen und manchen Anstoß geboten hatte; diesem verweigerte Lothar die Investitur, und unter seinem Einfluß wurde dann der Abt Adalbert von Nienburg, welcher die Romfahrt mitgemacht hatte, zum Bischof von Basel gewählt und erhielt sofort die Regalien. Von den ihm vom Papste bestätigten kirchlichen Rechten machte Lothar hierbei den ausgiebigsten Gebrauch, zum nicht geringen Verdruß des Erzbischofs Adalbert von Mainz und seiner Gesinnungsgenossen.

Am 23. Oktober befand sich der Kaiser mit vielen Fürsten in Mainz. Hier stellte sich auch Kardinal Gerhard, der alte Unterhändler des Papstes, unerwartet wieder am Hofe ein; er brachte üble Nachrichten mit. Die

Parteikämpfe in Rom waren gleich nach dem Abzuge des deutschen Heeres aufs neue ausgebrochen und hatten bald eine solche Wendung genommen, daß sich Innocenz nicht mehr in der Stadt für sicher hielt. Von den getreuen Kardinälen und Robert von Kapua begleitet, hatte er sich in der Mitte des September zu Schiff nach Pisa begeben. Wäre Lothars Zug nur in der Absicht unternommen worden, Anaklets Macht in Rom zu vernichten, so wären alle Mühen desselben vergeblich gewesen. Auch hat es nicht an Zeitgenossen gefehlt, welche das Unternehmen schlechtweg als ein verfehltes bezeichneten, während andere dagegen die Waffenerfolge des Kaisers jenseits der Alpen in hohem Maße übertrieben.

In Wahrheit waren es keine Triumphe, welche Lothar in Italien davongetragen, mit wie großem Rechte man auch den Mut, die Standhaftigkeit und Umsicht des alten Königs inmitten endloser Gefahren feiern mochte. Mit ganz unzureichenden Streitkräften war er ausgezogen und hatte auch in der Lombardei nur geringe Unterstützung gefunden. Mühsam und langsam wand er sich gleichsam verstohlen mit seinem kleinen Heere durch die Länder auf beiden Seiten des Apennin, bis er endlich vor Rom gelangte. Keine einzige größere Stadt hat er auf diesem Wege unseres Wissens betreten; er vermied es wohl aus Besorgnis vor Streitigkeiten mit den Bürgerschaften, die ihm verderblicher geworden wären als er ihnen. Nur selten hat er sich in einen Kampf eingelassen gegen die kleinen Städte, die ihm die Tore sperrten. Die einzige Waffentat, die uns bekannt ist, war die Belagerung Cremas, und auch von dem winzigen Crema zog er ab, ohne es zu bezwingen. Auch in Rom selbst gelang es ihm nicht, den Gegenpapst und die Pierleoni zu vernichten; nur ein Teil der Stadt fiel in seine Hand, und lieber ließ er sich im Lateran krönen, als daß er sich mit Blut den Weg nach St. Peter bahnte. Ohne Mailand entgegengetreten zu sein, wo man noch immer den Gegenkönig anerkannte, ohne nur die Grenzen Rogers berührt zu haben, der sich ihm zum Hohne König von Sizilien nannte, hatte er den Rückweg angetreten.

Wahrlich nicht gerade eine ruhmvolle Romfahrt, aber man darf den Gewinn derselben doch nicht unterschätzen. Nichts geringes war es, daß Lothar durch das Mathildische Land festen Fuß in Italien gewonnen hatte, daß ihm seine kirchlichen Rechte im Deutschen Reiche, bisher nicht ohne Erfolg angetastet, jetzt gesichert waren. Aber noch mehr hatte er vielleicht in den Augen der Zeitgenossen, die überwiegend von kirchlichen Interessen bewegt wurden, dadurch gewonnen, daß er sich wegen des apostolischen Stuhls so vieler Mühen unterzogen; so erst erschien er jener Zeit als der christlichste Kaiser, als der wahre Schutzvogt der Römischen Kirche. Von der Romfahrt an wuchsen Lothars Macht und Ruhm von Tage zu Tage und erfüllten weithin das Abendland. Und auch in den inneren Angelegenheiten Deutschlands zeigte es sich von neuem, daß die Kaiserkrone noch immer mehr war als ein goldener Reif.

5. Lothars Glücksjahre

Wachsende Macht des Kaisers

Während der Abwesenheit Lothars von den deutschen Ländern hatten die Staufer zwar kaum an Boden gewonnen, sich aber doch zu behaupten gewußt. Es war ihnen günstig, daß die Welfen, denen hauptsächlich ihre Bekämpfung oblag, in andere Verwicklungen geraten waren und deshalb gegen sie nicht frei die Hände gebrauchen konnten.

Wie es der Bayernherzog erwartet hatte, war die Erhebung Heinrichs von Diessen auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg das Signal zu neuen inneren Kämpfen in Bayern gewesen. Der Bischof, der wider den Willen des Königs und des Herzogs gewählt und geweiht war, dachte sich im Vertrauen auf seine mächtige Verwandtschaft und auf den Vogt Friedrich, den alten Widersacher des Herzogs, mit Gewalt im Amte zu behaupten und rüstete sich in Regensburg zum Widerstand gegen jeden Angriff. Bald erschien auch der Herzog vor der Stadt mit bewaffneten Scharen, verwüstete die Umgegend, nahm die nahe bischöfliche Feste Donaustauf[1] und legte seine Leute als Besatzung hinein. Die Stadt selbst blieb aber unbezwungen, und der Herzog mußte sich alsbald gegen Otto von Wolfrathshausen, einen Neffen des Bischofs, wenden, der inzwischen die Waffen für seinen Oheim erhoben und bei einem Überfall dem Herzog selbst nach dem Leben gestellt hatte. Im Anfange des Februar 1131 fiel Heinrich in das Gebiet des Grafen ein, welches sich weithin durch das bayrische Gebirge vom Würmsee und der oberen Isar bis zum Inntal ausdehnte; mit Feuer und Schwert wurde dasselbe verheert und die Burg Ambras[2] niedergebrannt. Einen Angriff auf Wolfrathshausen selbst gab der Herzog wegen der eintretenden Fastenzeit auf, zog aber wenig später mit seinem Bruder Welf, der ihm eine Vasallenschar von der schwäbischen Alp zuführte, aufs neue gegen Regensburg, entsetzte seine Leute in Donaustauf, welche seither von den Regens-

[1] Neben den Ruinen von Donaustauf erhebt sich jetzt die von König Ludwig I. von Bayern errichtete Walhalla.

[2] Die bekannte Burg bei Innsbruck.

burgern unablässig bedrängt waren, führte sie fort und steckte die Feste in Brand. Gleich nach Ostern zog er dann mit einem starken Heere wieder auf Wolfrathshausen zu. Der Bischof hatte indessen die Fastenzeit benutzt, um alle seine Verwandten und Freunde zu seinem Beistande aufzurufen. Sie leisteten bereitwillig seinem Rufe Folge, und zu ihnen zählten die ersten und tapfersten Männer des Bayernlandes; nur Pfalzgraf Otto von Wittelsbach weigerte sich, dem inneren Kriege seinen Arm zu leihen, obwohl er der Schwiegervater Ottos von Wolfrathshausen und ein naher Verwandter des Vogts Friedrich war. Mit einem großen Heere, dem sich auch Markgraf Liutpold von Österreich, der Stiefvater der Staufer, angeschlossen hatte, zog der Bischof zum Entsatz von Wolfrathshausen heran und schlug an dem nahen Isarufer sein Lager auf. Herzog Heinrich rüstete sich nun zur Schlacht, und sie wäre unvermeidlich gewesen, wenn sich nicht Pfalzgraf Otto als Friedensvermittler zwischen die kampfbereiten Heere geworfen hätte. Er vermochte zuerst den Vogt Friedrich, sich dem Herzog zu unterwerfen; Friedrich fiel dem jungen Heinrich zu Füßen und erhielt Verzeihung. Darauf sah sich auch Graf Otto genötigt, die Gnade des Welfen anzuflehen. Ihn traf ein strengerer Spruch: er wurde vom bayrischen Boden verbannt und nach Ravensburg in das Elend gesandt; seine Gemahlin kehrte unter die Obhut ihres Vaters zurück; Wolfrathshausen wurde, nachdem es ausgeplündert, den Flammen übergeben. So wurde der Friede in Bayern hergestellt, und man hat es dem Wittelsbacher nicht vergessen, daß er seine eigenen Verwandten nicht schonte, um die unselige Zwietracht zu ersticken. Auch der Bischof von Regensburg verglich sich bald darauf mit dem Herzog und erkaufte sich Verzeihung für das Geschehene, indem er ihm eine um den Inn gelegene, der Regensburger Kirche gehörende Grafschaft[1] zu Lehen gab.

Inzwischen war auch Heinrichs jüngerer Bruder Welf in bedenkliche Streitigkeiten geraten. Der Pfalzgraf Gottfried von Calw, einer der reichsten Herren Frankens und Schwabens, war gestorben[2], ohne männliche Erben zu hinterlassen. Die Pfalzgrafschaft am Rheine, so weit er sie nach der Teilung in den letzten Jahren neben dem Ballenstedter Wilhelm innegehabt hatte, fiel Otto von Rineck zu, einem Sohne jenes Hermann von Luxemburg, der einst Heinrich IV. als Gegenkönig zur Seite gestellt war, einem Schwager der Kaiserin Richinza[3]. Die großen Allodien und Lehen Gottfrieds erhielt der junge Welf, der erst vor kurzem Uta, die einzige Tochter Gottfrieds, geheiratet hatte. Aber sie wurden ihm bald genug bestritten. Graf Albert von Löwenstein, ein Neffe Gottfrieds, der

[1] Diese Grafschaft umfaßte die Gegenden um Rattenberg, Hopfgarten und Kufstein, besonders am rechten Innufer.

[2] Gottfried starb am 6. Februar 1131 oder 1132.

[3] Otto von Rineck war mit Gertrud, Richinzas Schwester, vermählt, der Witwe des Ballenstedter Siegfried und Mutter jenes Wilhelm, der neben ihm den pfalzgräflichen Namen führte.

sich so von der großen, längst erhofften Erbschaft ausgeschlossen sah, warf sich gegen Welf in den Kampf, bemächtigte sich mit List der Burg Calw und ließ dort eine Besatzung zurück; dann überfiel er Sindolfingen, legte es in Asche und brachte reiche Beute von dort nach seiner Burg Wartenberg [1]. Ungesäumt sammelte nun auch Welf seine Scharen, zog gegen Wartenberg und belagerte die Burg. Wie zu erwarten stand, schloß sich Albert jetzt eng an die Staufer an; er trat ihnen sogar eins seiner Hausgüter ab, um sie zu schleuniger Hilfeleistung zu bewegen. Aber ehe sie noch erschienen, nahm Welf Wartenberg und übergab es der Plünderung und dem Feuer. Indessen war ihm jedoch noch ein anderer mächtiger Gegner erstanden in dem Herzog Konrad von Zähringen, einem Schwager des verstorbenen Pfalzgrafen [2]. Konrad zog gegen die Schauenburg bei Oberkirch im Badenschen an und schloß sie von allen Seiten ein; denn auch diese Burg, welche wohl aus der Mitgift der zähringischen Mutter Utas stammte, hatte Welf in Besitz genommen und wußte sie schließlich auch durch die Unterstützung Kaiser Lothars zu behaupten.

Konrad von Zähringen war beim Kaiser, als derselbe im Oktober 1133 in Mainz residierte; er begleitete ihn dann im November nach Basel, wo sich auch mehrere Herren aus den burgundischen und oberlothringischen Gegenden am Hofe einstellten. In dieser Zeit wird der Kaiser den Frieden zwischen Herzog Konrad und dem jungen Welf hergestellt und sich selbst zugleich die Zähringer wieder enger verbunden haben. Die Staufer hielten sich in Schwaben zwar noch immer aufrecht, aber nicht nur die Welfen und Zähringer, sondern auch alle Bischöfe des Landes waren ihnen entgegen und der Elsaß ihnen schon völlig verloren. Der Kampf zwischen den Grafen Albert und Welf dauerte in Schwaben noch einige Zeit fort, gewann jedoch bald eine für den letzteren günstige Wendung. Welf nahm Löwenstein ein und rückte darauf gegen Calw, um es Albert wieder zu entreißen. Da fügte sich endlich Albert und gewann dadurch mehr, als er mit den Waffen hatte erreichen können. Welf gab ihm Calw und einige andere Ortschaften zu Lehen und setzte dadurch der langen Fehde ein Ziel.

Der Kaiser ging gegen Ende des Jahres in die Gegenden am Unterrhein und feierte das Weihnachtsfest in Köln. Ihn beschäftigten besonders Händel in den friesischen Gegenden, die seine eigene Familie nahe berührten. Gertrud, die Stiefschwester des Kaisers, welche für ihre unmündigen Söhne Theoderich und Florentius längere Zeit die Grafschaft Holland verwaltete, hatte die einst dem Markgrafen Ekbert angehörigen, dann dem Bistume Utrecht übergebenen friesischen Gaue von Ostrachien

[1] Bei Kannstatt.

[2] Pfalzgraf Gottfried war mit Herzog Konrads Schwester Liutgard vermählt gewesen.

nach Westrachien von ihrem Bruder zugewiesen erhalten. Aber die Friesen zeigten sich trotzig der Frau gegenüber und noch widerspenstiger gegen den jungen Grafen Theoderich, der sie mit launischer Härte behandelte. Deshalb boten sie dem Florentius, als er mit Mutter und Bruder zerfiel, eine Zuflucht in ihren Marschen und unterstützten ihn, als er mit gewaffneter Hand in Holland einfiel. Der Kaiser gebot den hadernden Brüdern, die Waffen niederzulegen. Florentius fügte sich, aber nach kürzester Frist warf er sich in andere ihm verderbliche Händel. Er hatte um die Hand einer reichen Erbin aus einem mächtigen Grafengeschlecht am Niederrhein, Heilviva mit Namen, einer Nichte Gottfrieds und Hermanns von Kuik, geworben; die Oheime waren jedoch seiner Werbung entgegengetreten; daraus erwuchsen gehässige Zerwürfnisse und endlich eine Fehde, in welche auch der Bischof Andreas von Utrecht, ein Verwandter der Kuiker Herren, hineingezogen wurde. Dieser Bischof stand mit den Bürgern seiner Stadt in üblem Vernehmen, und sie öffneten deshalb Florentius gern ihre Tore, so oft er Einlaß begehrte. Als er einstmals wieder in die Stadt eingekehrt war und sie sorglos nur mit geringer Begleitung verließ, stieß er unfern derselben zu seinem Entsetzen auf die Herren von Kuik mit großem bewaffneten Gefolge. Wider ritterliche Sitte wurde er von ihnen überfallen und fand ein klägliches Ende (26. Oktober 1133).

Im höchsten Zorn über diesen Vorgang war der Kaiser nach Köln gekommen. Er zürnte dem Bischof, obwohl dieser unbeteiligt am Morde selbst war, und lieh den Klagen, welche einige dem Anathem verfallene Ministerialen der Utrechter Kirche gegen ihn vorbrachten, willig sein Ohr, ruhte auch nicht eher, als bis sie der Bischof ohne alle Genugtuung lossprach; erst dann hörte er die Rechtfertigung des Bischofs an. Die Brüder, welchen der Mord besonders zur Last fiel, wurden vor ein Fürstengericht beschieden und mußten zwölf Bürgen stellen, daß sie sich der Strafe nicht entziehen würden.

Während des Aufenthalts des Kaisers in Köln war ein Tumult in der Stadt ausgebrochen, und er verließ dieselbe, ehe die Ruhe noch hergestellt war. Wir wissen nicht, weshalb die Kölner mit dem Kaiser unzufrieden waren. Zürnten sie ihm noch wegen der Einsetzung des Erzbischofs Bruno? Oder ergriffen sie gerade Partei für Bruno, dem vom Kaiser das Erzkanzleramt Italiens entzogen war und auf dessen Betrieb das Pallium vorenthalten wurde? Gewiß ist, daß auch Bruno selbst zu den Mißvergnügten gehörte, und noch erbitterter als er und die Kölner war Erzbischof Adalbert von Mainz. Die Entschiedenheit, mit welcher der Kaiser in die kirchlichen Angelegenheiten eingriff, schien dem Mainzer ganz unerträglich; in den schwersten Klagen ergoß er sich gegen Otto von Bamberg und andre Bischöfe über die Unterdrückung der kirchlichen Freiheit und forderte sie zu gemeinsamem Handeln auf. „Besser", schrieb er, „das

Äußerste dulden als eine so schmachvolle Erniedrigung und Beschimpfung der Kirche ruhig ansehen." Aber es waren nicht mehr die Tage, wo das Papsttum mit dem Reiche in unversöhnlichem Hader lag, und Adalberts Zornausbrüche waren jetzt minder gefahrvoll; auch der Groll eines Kölner Erzbischofs und ein Tumult der Kölner Bürger hatten geringere Bedeutung als in den Tagen Heinrichs V. Das Epiphaniasfest feierte der Kaiser gleich darauf mit dem größten Glanze in Aachen; eine große Zahl der deutschen Fürsten verherrlichten seinen Hof, fast alle Bischöfe waren anwesend und sahen den Legaten des Papstes, Kardinal Gerhard, zur Seite des neuen Kaisers thronen.

Mitten im Winter kehrte Lothar darauf in seine sächsische Heimat zurück. Am 25. Januar (1134) war er in Goslar und hatte wenig später mit dem getreuen Böhmenherzog Sobeslaw zu Altenburg eine Zusammenkunft. Den Herzog begleitete ein ungarischer Bischof, Peter mit Namen, der Geschenke für den Kaiser brachte und seine Hilfe gegen den Polenherzog beanspruchte. In Ungarn war im Jahre 1131 König Stephan II., Kolomans Sohn, ohne Leibeserben gestorben. Seine Absicht war früher gewesen, die Nachfolge im Reiche seinem Halbbruder Boris, dem Sohne einer russischen Fürstin, zuzuwenden, und er hatte deshalb denselben mit Judith, einer Tochter des Polenherzogs Boleslaw, vermählt. Aber wenige Jahre vor seinem Tode hatte er seinen Willen geändert, den geblendeten Bela, des Almus Sohn[1], aus der Verborgenheit an das Licht gezogen und für den Thron bestimmt. Bela II. kam so an das Regiment; die Hauptstütze seiner Macht war der Böhmenherzog, der Gemahl seiner Schwester Adelheid. Aber Boris, der sich nach Rußland zurückgezogen, warf sich alsbald in den Kampf um die ihm früher verheißene Krone. Mit russischen Scharen, unterstützt auch von dem alternden, aber noch immer rührigen und kampflustigen Polenherzog, fiel er in Ungarn ein, und König Belas Lage wurde in hohem Grade gefährdet. Einfälle des Böhmenherzogs in Schlesien genügten nicht, um den Polen dauernd von dem Kriege in Ungarn abzuziehen. Bela hatte sich deshalb auch um deutsche Unterstützung bemüht, zunächst um die des Markgrafen Liutpold von Österreich, mit dem die Ungarn erst wenige Jahre zuvor[2] unter Vermittlung des Erzbischofs Konrad von Salzburg einen Frieden abgeschlossen hatten. Mit deutschen Rittern zog Liutpolds Sohn Adalbert, mit Belas Schwester Hedwig vermählt, seinem Schwager zur Hilfe, und die Österreicher trugen das meiste dazu bei, daß am 22. Juli 1133 der Pole in Ungarn eine schwere Niederlage erlitt und des blinden Königs Macht sich zu befestigen anfing. Aber stets befürchtete Bela neue Einfälle Boleslaws und wünschte deshalb, auch die Meinung des Kaisers für sich zu gewinnen. Der ungarische Bischof erhob vor Lothar und den Fürsten

[1] Vgl. S. 23.
[2] Zwischen 1125 und 1127.

die schwersten Anschuldigungen gegen den Polen, und die mächtige Fürsprache des Böhmenherzogs stand ihm zur Seite; der Kaiser versprach, die Angelegenheiten Ungarns nach den Wünschen Sobeslaws und Belas zu ordnen, und entließ den ungarischen Gesandten mit reichen Geschenken.

Wie sehr diese ungarisch-polnischen Händel den ganzen Osten Europas bewegten, unmittelbarer berührten doch den Kaiser selbst die noch immer höchst verworrenen Verhältnisse des dänischen Reichs. Erich, Knuds Bruder, hatte trotz des zwischen Magnus und Lothar geschlossenen Friedens den Kampf um die Krone fortgesetzt, aber mit sehr ungünstigem Erfolge. Er sah sich zuletzt fast allein auf Schleswig beschränkt; die Stadt, in der sein Bruder viele Freunde gehabt, bot ihm noch im Unglück eine Zufluchtsstätte. Aber auch hier wurde er alsbald von Magnus angegriffen, welcher die Stadt von allen Seiten umschloß. Die Hilfe des Grafen Adolf von Holstein, welche sich Erich mit Geld erkauft, blieb erfolglos, da die Nordalbinger, ehe sie noch den Entsatz leisten konnten, von Magnus vollständig geschlagen wurden. Erich mußte endlich auch Schleswig räumen und irrte nun unstet umher; schon verließ ihn auch sein eigener Bruder Harald und ergriff offen für König Niels und Magnus Partei. Um den Verrat zu züchtigen, schloß Erich darauf seinen Bruder in einer Burg ein, die derselbe nahe bei Roeskilde auf Seeland besaß. Die Kolonie deutscher Kaufleute und Handwerker in Roeskilde unterstützte Erich bei diesem Unternehmen, und Harald sah sich dadurch genötigt, die Burg zu räumen. Er eilte nach Jütland, gewann sich die Hilfe des Königs Niels und kehrte dann unverzüglich nach Seeland zurück. Erich wurde aus der Insel verjagt und in Roeskilde dann an den Deutschen, die ihn begünstigt hatten, die grausamste Rache genommen. Manche wurden ermordet, andere gräßlich verstümmelt, die übrigen aus dem Lande getrieben. Als der Kaiser von diesen Vorgängen hörte, erfaßte ihn gewaltiger Zorn, und er beschloß sofort, aufs neue gegen die Dänen zu rüsten, um das Blut der Deutschen zu rächen. Aber König Niels wollte das deutsche Heer nicht wieder an seinen Grenzen sehen und sandte Magnus nach Sachsen, um den Kaiser zu begütigen.

Als Lothar das Osterfest (15. April) in Halberstadt, von zahlreichen Fürsten umgeben, feierlich beging, stellte sich Magnus vor ihm ein, um jede verlangte Genugtuung zu leisten. Er brachte große Summen Geldes mit sich, bekannte sich abermals als Vasall des Kaisers und gelobte eidlich, daß weder er noch seine Nachfolger ohne Zustimmung desselben jemals die Regierung Dänemarks antreten würden; als Bürgschaft für diese Versprechungen erbot er sich Geiseln zu stellen. Der Kaiser legte zuletzt doch mehr Wert auf die Unterwerfung Dänemarks als auf die Ansprüche Erichs und eine Vergeltung für das in Roeskilde vergossene Blut; er nahm nicht nur die Worte des Magnus gnädig auf, sondern

gab ihm auch sogleich das Königreich Dänemark feierlich zu Lehen, indem er ihm eine Krone aufs Haupt setzte.

Im königlichen Schmucke trug Magnus dem gekrönten Kaiser das Schwert in der Osterprozession vor. Es war ein imponierender Anblick für die Festgäste; denn man meinte, daß sich Dänemark noch nie so tief vor einem Kaiser gebeugt habe. Auch der Bremer Erzbischof war gegenwärtig, und wenn jemals, konnte er damals hoffen, sich bald wieder alle jene Suffragane, von welchen das päpstliche Privilegium sprach, unterworfen zu sehen. Und wie viele andere Hoffnungen ließen sich noch an eine Herstellung der deutschen Herrschaft im skandinavischen Norden knüpfen! Wir wissen, daß Kaiser Lothar den Kaufleuten der Insel Gotland, welche nach Sachsen handelten, Frieden und Rechte verbriefte[1]. Magnus nannte sich König Gothiens, welches ihm gleichsam als Erbteil seiner schwedischen Mutter zugefallen war; vielleicht hat er damals vom Kaiser jene Urkunde erwirkt.

In Sachsen herrschte seit mehr als Jahresfrist ein ungewohnter Zustand der Ruhe. Hermann von Winzenburg hatte sich in sein Geschick ergeben und erwartete ruhig bessere Tage. Albrecht von Ballenstedt hatte bereits den Lohn für seine treuen Dienste in Italien erhalten; im Anfange des Jahres, wahrscheinlich in Aachen, wurde er mit der Nordmark belehnt. Seine Blicke wandten sich jetzt auf die wendischen Gegenden; aber kaum minder wichtig für die Herstellung der deutschen Herrschaft im Wendenlande als Albrechts Erhebung war die Verbindung, in welche der Kaiser um diese Zeit mit dem glaubenseifrigen Priester zu Faldera trat. Als er im Mai unter Begleitung seiner Tochter und des Bayernherzogs Lüneburg, das alte Besitztum der Billinger, und das nahe Bardewik besuchte, erschien vor ihm Vicelin und legte ihm die Mission unter den Wenden dringend an das Herz; zugleich riet er ihm, um das Christentum und die deutsche Herrschaft im Wagrierlande für alle Folge zu sichern, den hart an der Trave sich erhebenden Aelberg zu befestigen und eine Besatzung auf denselben zu legen, wie Ähnliches bereits früher Knud versucht hatte.

Die Erkundigungen, welche der Kaiser einzog, erwiesen, daß dieser Rat nicht zu verachten sei. Deshalb ging er alsbald selbst über die Elbe und entbot die Nordalbinger zum Bau der Burg auf jener Anhöhe. Auch die Wendenfürsten Pribislaw und Niklot mußten dabei hilfreiche Hand leisten. Sie taten es widerstrebend; denn sie fühlten, daß sie an ihrem eigenen Verderben mitarbeiteten. Der eine soll zu dem andern gesagt haben: „Dieser Bau, prophezeie ich dir, wird für das ganze Land eine Zwingburg werden. Von hier wird man zuerst Plön, Oldenburg und Lübeck unterwerfen, dann über die Trave gehen und auch Ratzeburg mit

[1] Die von Lothar den Gotländern erteilten Rechte wurden ihnen durch eine Urkunde Heinrichs des Löwen vom 18. Oktober 1163 erneuert.

dem ganzen Polaberland erobern; schließlich wird dann das gesamte Land der Abodriten in die Hände der Deutschen fallen. Jener kleine Mann mit dem kahlen Scheitel, der dort beim Kaiser steht, hat uns alles dieses Unglück bereitet." Der Bau der Burg wurde schnell vollendet und eine starke Besatzung unter Hermann, einem Getreuen des Kaisers, hineingelegt. Man nannte die Burg Siegeberg (jetzt Segeberg); bei derselben ließ Lothar ein Kloster anlegen, zu dessen Unterhalt er mehrere Ortschaften anwies. Dieses Kloster und die Lübecker Kirche wurden Vicelin übergeben, und der Kaiser befahl Pribislaw bei dem Verlust seiner Gnade, alle Bemühungen des Priesters für die Ausbreitung des Christentums kräftig zu unterstützen. Es war seine Absicht, wie er selbst äußerte, das ganze Volk der Wenden wieder dem christlichen Glauben zu unterwerfen und dann aus Vicelin einen mächtigen Bischof zu machen.

Nach kurzem Aufenthalt kehrte Lothar über die Elbe zurück: am 26. Mai war er in Braunschweig, wenige Tage darauf in Merseburg, wo er das Pfingstfest (3. Juni) feierte. Außer den Fürsten Sachsens und Thüringens waren auch der Kardinal Gerhard, Erzbischof Adalbert von Mainz, Herzog Heinrich von Bayern und Markgraf Dietbold von Vohburg am Hofe. Den Umständen nach mußte die Frage, wie die Staufer endlich völlig zu unterwerfen seien, im Fürstenrat in den Vordergrund treten.

Der Kardinallegat und Erzbischof Adalbert werden, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, für einen gütlichen Austrag des langen Haders gewesen sein. Wahrscheinlich fällt in diese Zeit ein merkwürdiges Schreiben Adalberts an Otto von Bamberg, dessen wir schon früher gedachten[1], „Wir erinnern Dich daran", schreibt hier der Erzbischof, „wie wir mit der größten Anstrengung und allem Fleiße in Deiner und anderer Fürsten Gegenwart uns bemüht haben, dieses allgemeine Leiden durch einen ehrenvollen Austrag zu beseitigen[2]. Aber es gefiel dem Kaiser nicht, irgendwie unsren Rat zu hören oder ihn zu befolgen. Was Gott nun hierin beabsichtigt hat, kann der menschliche Verstand nicht ergründen. Jedoch fürchten wir mit Dir, daß nach dieser wiederholten unbesonnenen Überhebung nur ein um so härterer und schmählicher Fall eintreten wird. Wenn es dem Kaiser noch belieben sollte, einen verständigen Rat anzunehmen, so werden wir gern mit Dir nach unsren Kräften dahin arbeiten, alles zum Wohl des Vaterlandes und zur Ehre des Reichs beizulegen; andernfalls werden wir tun, was uns allein möglich ist[3]. Indessen werden wir nach Kräften Deine Kirche, unsre andren Mitbrüder und unsre Freunde zu schützen bemüht sein."

[1] Vgl. oben S. 264.

[2] Adalbert umgab mit Otto und vielen andren Fürsten im Oktober 1133 zu Mainz den Kaiser und scheint schon damals Ausgleichungsversuche gemacht zu haben.

[3] Adalbert meint: er werde alles Gott anheimstellen und sich zurückziehen.

Wie aber Adalbert und andre auch gesonnen sein mochten, der Kaiser entschied sich dafür, aufs neue die Waffen gegen die Staufer zu gebrauchen. In Schwaben, wo sich diese allein noch behaupteten, wollte er sie selbst jetzt von Franken her angreifen, während gleichzeitig Herzog Heinrich von der Donau her vordringen sollte.

Unterwerfung der Staufer und Reichsfriede

Am 15. August stand Lothar mit einem Heere bei Würzburg bereit, auf die schwäbischen Grenzen loszugehen. Vorher schon hatte sich Herzog Heinrich gegen Ulm gewandt, wohin sich die staufenschen Brüder selbst geworfen und die Bürger in die Waffen gerufen hatten. Allein die Brüder hielten es bald für geraten, den Platz zu verlassen; beim Abrücken führten sie zwölf der angesehensten Bürger mit sich, die ihnen als Geiseln für die Treue der Stadt dienen sollten. Dennoch ergab sich Ulm schon nach kurzer Frist, als Heinrich die Belagerung begann, entging aber dadurch nicht dem traurigen Schicksal. Es wurde dem Heere des Bayernherzogs zur Plünderung preisgegeben und mit Ausnahme der Kirchen fast alles mit Feuer zerstört. Ulm bot jetzt dasselbe Bild der Verwüstung wie zwei Jahre früher das unglückliche Augsburg.

Inzwischen durchzog der Kaiser, ohne einem Widerstande zu begegnen, verheerend das Schwabenland; eine Burg der Staufer nach der andern wurde genommen und gebrochen und eine solche Verheerung über das Land gebracht, daß man dort meinte, nie Ähnliches von einem früheren König erlitten zu haben. In dieser Bedrängnis verließ die Mehrzahl ihrer alten Anhänger die Staufer und suchte beim Kaiser Verzeihung zu gewinnen, die ihnen auch bereitwillig gewährt wurde. Nachdem Lothar den größten Teil Schwabens durchzogen, räumte er das verwüstete Land und kehrte noch im Herbst nach Franken zurück.

Herzog Friedrich sah jetzt, daß weiterer Widerstand unmöglich sei; seine Kräfte waren erschöpft und die wenigen ihm noch treuen Freunde in verzweifelter Lage. Er beschloß sich also zu unterwerfen und begab sich selbst nach Fulda, wo in den letzten Tagen des Oktober der Kaiser mit seiner Gemahlin verweilte. Barfuß warf er sich der Kaiserin, die seine Verwandte war[1], zu Füßen und bat sie um Verzeihung, indem er durch sie auch die Gnade des Kaisers wieder zu erlangen hoffte. Richinza hörte auf seine Bitten und erwirkte, daß ihn der anwesende Legat vorläufig vom Bann löste, und daß der Kaiser ihm in Aussicht stellte, nach Anhörung der Fürsten auf dem nächsten Reichstag wieder zu Gnaden an-

[1] Richinza und Friedrich stammten beide von der Kaiserin Gisela, Heinrichs III. Mutter: Richinza gehörte zu Giselas Nachkommenschaft aus der ersten Ehe, Friedrich zu der aus dritter Ehe.

genommen zu werden; mit den feierlichsten Eiden gelobte Friedrich dem Kaiser ewige Treue und versprach, sich auf dem Reichstag zu stellen.

Der Erfolg des Kaisers in Schwaben wirkte auch auf den Niederrhein zurück. Als Lothar das Weihnachtsfest zu Aachen inmitten eines reichen Kranzes geistlicher und weltlicher Fürsten und zur Seite des päpstlichen Legaten Dietwin, des Kardinalbischofs von St. Rufina, mit großem Glanze feierte, erschienen auch Kölner Bürger vor ihm, erbaten und erhielten Verzeihung für ihre Stadt. Dagegen kam es hier, wir wissen nicht, aus welchem Grunde, zwischen dem Kaiser und Erzbischof Bruno von Köln zum offenen Bruch; freilich mußte sich der Erzbischof bald genug zur Nachgiebigkeit entschließen und an sich erfahren, wie schwer es sei, einem Kaiser, dem stets der Legat zur Hand war, Widerstand zu bereiten.

Nach einem kurzen Besuch Sachsens in den ersten Monaten des Jahres 1135 begab sich der Kaiser nach Bamberg, wohin er auf Mittfasten (17. März) jenen großen Reichstag berufen hatte, auf dem sich Friedrich stellen und unterwerfen sollte. Die zahlreichste und glänzendste Versammlung fand er hier, die noch jemals seinen Thron umgeben; fast sämtliche Fürsten des Reichs hatten sich eingestellt. Der Kardinalbischof von St. Rufina und alle deutschen Erzbischöfe mit ihren meisten Suffraganen sah damals Bamberg in seinen Mauern; aus dem ganzen Gebiete des Deutschen Reichs trafen die Herzöge, Grafen und Herren zusammen; der Kaiser selbst erschien mit seinen stattlichsten Vasallen, mit einem großen ritterlichen, in Waffen strahlenden Gefolge. Die ganze Autorität, welche Lothar gewonnen, sprach aus dieser überaus imponierenden Versammlung. Erzbischof Bruno gab inmitten derselben den letzten Gedanken an Widersetzlichkeit auf und näherte sich wieder seinem mächtigen Gebieter. Auch Herzog Friedrich erschien, obwohl er noch eine Zeitlang von neuem geschwankt hatte, mit den Seinigen, warf sich öffentlich dem Kaiser zu Füßen und bat demütig um dessen Gnade. Lothar gewährte nach dem Rat der Fürsten dem Staufer unter der Bedingung volle Verzeihung, daß er vom Papste selbst die vollständige Lösung vom Banne gewinne und zur Befreiung der Kirche das kaiserliche Heer im nächsten Jahre nach Italien zu begleiten gelobe. Es blieben ihm sein Herzogtum, seine Güter und Lehen; auch sogar die salische Erbschaft, soweit sie nicht streitig gewesen oder bereits über dieselbe anderweitig verfügt war. Lothar zeigte sich als ein großmütiger Sieger.

Die Bedingung, welche Friedrich auferlegt wurde, zeigt deutlich, daß der Kaiser schon damals mit einem neuen Kriegszug nach Italien umging. Wiederholentlich hatte der Papst wieder Lothars Hilfe in Anspruch genommen, und dieser hatte sie ihm für die Zeit zugesagt, wo der innere Friede in Deutschland völlig hergestellt wäre. Deshalb lag auch dem Papst jetzt nichts mehr als die Aussöhnung des Kaisers mit den Staufern am Herzen, und es geschah unzweifelhaft auf seinen Betrieb, wenn sich der heilige

Bernhard selbst nach Deutschland begeben und sich auf dem Bamberger Tage für die Staufer tätig erwiesen hatte. Wie sehr aber auch der Abt von Clairvaux in Lothar dringen mochte, sofort persönlich dem Papste zu Hilfe zu kommen, der Kaiser begnügte sich für den Augenblick damit, den in Bamberg anwesenden Markgrafen Engelbert von Istrien, den Sohn des gleichnamigen Herzogs von Kärnten, einen jungen und mutigen Ritter, zur Unterstützung des Papstes nach Pisa zu schicken; Engelbert wurde zugleich die erledigte Markgrafschaft Tuscien übertragen.

Lothar hegte zunächst keinen anderen Gedanken als die völlige Herstellung des inneren Friedens in Deutschland. Noch auf dem Reichstage zu Bamberg legte er den Grund zu einem Friedenswerke von den heilsamsten Folgen. Nach dem Willen des Kaisers und unter allgemeiner Zustimmung der Fürsten wurde wirklich ein allgemeiner Friede auf zehn Jahre verkündigt und beschworen. Da dieser allmählich in allen Teilen des Reichs zur Geltung kam und infolge desselben, wenn auch nur auf einige Jahre, die Fehden aufhörten[1], erreichte der alte Kaiser mehr, als seit den Zeiten Heinrichs III. irgendeinem seiner Vorgänger geglückt war. Noch nach einem Menschenalter hat man dieser glücklichen Friedenszeit gedacht. „Zur Zeit Lothars", schrieb da ein sächsischer Priester, „begann ein neues Licht zu scheinen; nicht in Sachsen allein, sondern im ganzen Deutschland herrschte Ruhe, Überfluß und Friede zwischen Reich und Kirche."

Alles drängte sich jetzt zum Hofe des siegreichen, friedfertigen Kaisers. Eine glänzende Versammlung umgab ihn Ostern (7. April) zu Quedlinburg, eine noch glänzendere Pfingsten (26. Mai) zu Magdeburg, wo der Landfriede vom Kaiser persönlich in Sachsen eingeführt wurde. Die Fürsten beeidigten ihn zuerst, dann das Volk. Gleichzeitig wurde der Friede auch in den anderen Teilen des Reichs verkündigt und beschworen; in Schwaben geschah es durch Herzog Friedrich. Für die Sicherung der inneren Ruhe war es nicht ohne Bedeutung, daß selbst Gottfried von Löwen damals Boten an den Kaiser nach Magdeburg sandte. Auch von den umwohnenden Völkern hatten sich zahlreiche Gesandte eingestellt, um ihre Angelegenheiten der Entscheidung des Kaisers anheimzugeben.

Noch immer verwirrten die Thronstreitigkeiten in Ungarn die Länder des Ostens. Der alte Polenherzog Boleslaw war damals in Ungarn eingefallen, hatte aber eine neue Niederlage erlitten; um so fühlbarer wurde ihm ein neuer Beutezug gegen sein Land, welchen der Böhmenherzog ausgeführt hatte. Boleslaw entschloß sich deshalb schweren Herzens, Gesandte an den Kaiser zu schicken und die Vermittlung desselben in Anspruch zu nehmen. Die Gesandten, welche auch den Böhmenherzog am Hofe des Kaisers trafen, werden keine tröstliche Antwort erhalten haben; aber der Bescheid erreichte, daß sich der Polenfürst alsbald in Person, was er noch

[1] Nur im unteren Lothringen scheint die Ruhe nie ganz hergestellt zu sein.

nie getan hatte, vor dem deutschen Herrscher auf dessen Vorladung stellte und damit auch die Thronwirren in Ungarn ihrem Ende entgegengingen. Auch von den Dänen waren Gesandte in Magdeburg erschienen; sie meldeten von dem Ausgange des langen inneren Kriegs. Magnus hatte ein unglückliches jähes Ende gefunden. Nachdem er sich die Gunst des Kaisers erworben, hatte er Erich Emund aufs neue in Schonen angegriffen, aber Pfingsten 1134 bei Lund eine vollständige Niederlage erlitten, in deren Folge er selbst mit der zahlreichen Geistlichkeit, die ihn umgab, das Leben einbüßte. Erich verdankte seinen Sieg vornehmlich dreihundert Deutschen, die an Magnus die Roeskilder Greueltaten rächen wollten und rächten. Wenig später nahm auch Magnus Vater König Niels ein trauriges Ende. Er suchte eine Zuflucht in Schleswig und fand dort bei den Bürgern eine scheinbar freundliche Aufnahme; aber kaum hatte er die Stadt betreten, so wurde er überfallen und mit seinen Begleitern erschlagen. Erich Emund, der sich bald auch seines treulosen Bruders Harald zu entledigen wußte, trug nun unbestritten die mit so vielem Blut gewonnene Krone. Es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß die dänischen Gesandten in Magdeburg dem Kaiser, Erichs früherem Bundesgenossen, nur die Unterwürftigkeit ihres Königs versichern sollten. Zu keinem anderen Zwecke werden auch die wendischen Gesandten gekommen sein, die gleichzeitig in Magdeburg vor dem Kaiser erschienen.

Von größter Bedeutung für die Verhältnisse des Ostens war es, daß sich der Polenherzog selbst auf dem nächsten Reichstage einfand, welchen der Kaiser zu Mariä Himmelfahrt (15. August) in Merseburg hielt. Auch der Böhmenherzog hatte sich, der Ladung des Kaisers folgend, wiederum eingestellt und der Ungarnkönig Gesandte geschickt, durch welche er Lothar seine Bereitwilligkeit melden ließ, sich mit seinem ganzen Reiche der kaiserlichen Entscheidung zu unterwerfen. Boleslaw war vom Kaiser, welchen der Böhmenherzog aufgeregt hatte, übel empfangen worden, dennoch wollte er jetzt den Frieden um jeden Preis. Er erbot sich deshalb, nicht nur den rückständigen Tribut für zwölf Jahre — er betrug jährlich 500 Pfund — zu zahlen, sondern auch unverbrüchliche Treue dem Kaiser eidlich zu geloben und Pommern nebst Rügen von ihm zu Lehen zu nehmen. Auf diese Erbietungen wurde er zu Gnaden angenommen, leistete dann den Vasalleneid und trug in der feierlichen Prozession dem Kaiser das Schwert vor wie einst Boleslaw Chabry an derselben Stelle Kaiser Heinrich II.[1] Keine leichte Arbeit war es, so erbitterte Widersacher, wie der Polen- und Böhmenherzog waren, zu versöhnen; aber wenigstens ein Waffenstillstand wurde zwischen ihnen zustande gebracht, dem dann zwei Jahre später ein fester Friede folgte. Erst indem sich Boleslaw jetzt von Boris zurückzog, wurde Belas Herrschaft in Ungarn völlig gesichert; der blinde König verdankte es dem Einschreiten des Kaisers und war sich dessen bewußt. Seit

[1] Vgl. Bd. II, S. 98.

mehr als einem Jahrhundert hatte die kaiserliche Autorität im Osten nicht eine gleiche Geltung gehabt wie in diesen Tagen. Durch umsichtige Benutzung der Verhältnisse hatte Lothar ohne Waffengewalt erreicht, was Heinrich V., sich von Kampf in Kampf stürzend, niemals gewinnen konnte.

Besondere Aufmerksamkeit erregten in Merseburg ein hoher Hofbeamter und ein Bischof, welche Kaiser Johannes von Konstantinopel geschickt hatte, und mit denen auch Gesandte des Dogen von Venedig erschienen waren. Sie erhoben die schwersten Klagen gegen Roger von Sizilien, der nicht nur ganz Apulien und Kalabrien an sich gerissen, sondern sich auch der Besitzungen des Kaisers in Afrika bemächtigt und durch Piraterie der Stadt Venedig einen Schaden von 40 000 Pfunden zugefügt hatte. Die kaiserlichen Gesandten forderten Lothar auf, die Verwegenheit des Normannen, der sich den königlichen Namen beilege, zu züchtigen, und versprachen ihm, wenn er denselben angreife, von Konstantinopel Unterstützung durch zahlreiche Schiffe, große Heeresscharen und bedeutende Geldsummen. Ihre Worte unterstützten sie durch die kostbarsten Geschenke: Gold, Edelsteine, Purpurkleider und bis dahin in Deutschland unbekannte Spezereien; Gaben, welche die wertvollen Spenden der Böhmen, Polen und Ungarn verdunkelten, selbst das sonst von den Deutschen so hoch geschätzte Pelzwerk. Lothar, dessen Gedanken sich schon ohnehin mit einem neuen Zug über die Alpen beschäftigten, war über die Gesandtschaft der Griechen hocherfreut; er erwies ihr die größten Ehren und sandte mit ihr den gelehrten Bischof Anselm von Havelberg, den Jünger Norberts, nach Konstantinopel.

In der besten Stimmung gingen die deutschen Fürsten von Merseburg; es hatte sich ihnen die Macht des Reichs wieder einmal recht deutlich vor Augen gestellt, und sie alle waren mit Geschenken fast überladen worden. Mit schwerem Herzen schied dagegen der alte Polenherzog; er nahm seinen Weg zunächst nach Hildesheim zum Grabe Bischof Godehards, welcher erst vor wenigen Jahren auf der Reimser Synode vom Papste heilig gesprochen war, und dessen Verehrung schnell eine außerordentliche Verbreitung fand. Auf dem Rückwege besuchte der Herzog auch Magdeburg, wo ihm der Kaiser eine ungewöhnlich feierliche Aufnahme bereiten ließ: es wurden beim Einzug des Polen die Glocken geläutet. Bei einem ungekrönten Manne war das nicht seit jenem Tage geschehen, wo Hermann Billing zum großen Verdruß Kaiser Ottos so empfangen wurde. „Kaum hat sich", sagt ein gleichzeitiger Annalist, „Kaiser Otto darüber beruhigen können, und doch war der Sachsenherzog ein viel höher stehender Mann als dieser Slawe."

In Lothars Seele mochte damals der Gedanke noch fortleben, alle Bistümer Polens dem Erzbistum Magdeburg zu unterstellen, aber der Mann, der mit seiner rastlosen Tätigkeit allein diesem Gedanken Leben

zu geben vermocht hätte, war bereits aus der Zeitlichkeit geschieden. Am 6. Juni 1134 war Norbert in Magdeburg gestorben und nach dem Wunsch des Kaisers im Marienkloster beigesetzt worden. Ohne Frage hatte Norbert zu den einflußreichsten Persönlichkeiten der Zeit gehört, und sein Tod ließ mehr als e i n e Lücke: die Prämonstratenser verloren in ihm ihren Stifter und Vater, Papst Innocenz II. den tapfersten Vorkämpfer, der Kaiser den Mann seines vollsten Vertrauens, die Magdeburger Kirche einen Bischof, der kein altes Privilegium ungenützt schlummern ließ. Auf die erhoffte Ausdehnung der Magdeburger Provinz bis in den fernen Osten war, wie sich bald zeigte, trotz Boleslaws Unterwerfung kaum noch zu rechnen; schon im Jahre 1136 bestätigte der Papst die Privilegien des Erzbistums Gnesen, und damit war eine Abhängigkeit der polnischen Kirchen von Magdeburg nicht weiter vereinbar. Nicht von seinem Erzstift hatte Norbert die östlichen Länder wieder abhängig gemacht, aber durch seinen Orden hat er doch auf dieselben lange fortgewirkt; bald verbreiteten sich die Prämonstratenser weithin über die slawischen Gegenden jenseits der Elbe, und sie haben mit den Zisterziensern zu deren völliger Christianisierung wohl am meisten beigetragen. Der Nachfolger Norberts im Erzbistum Magdeburg wurde Konrad von Querfurt, jener Vetter des Kaisers, dessen Wahl er früher zurückgewiesen hatte; von Konrads geistlicher Wirksamkeit verlautet wenig, mehr wird von seinen Kriegstaten berichtet.

Die Hoffnungen, welche sich an Lothars Regiment im Magdeburger Erzbistum geknüpft, hatten sich nicht erfüllt, und auch die des Erzbischofs von Bremen in bezug auf die Legation im Norden zerrannen schnell. Ein deutscher Kleriker aus der Aachener Gegend, Hermann mit Namen, der nach manchen Irrfahrten nach Dänemark kam, war es, der dem Erzbischof von Lund die Hand bot, um die verlorenen Rechte in Rom wiederzugewinnen; zum Dank dafür erhielt Hermann das Bistum Schleswig. Schon im Jahre 1139 konnte der Erzbischof von Lund eine Synode aller Bischöfe der skandinavischen Länder nach seinem Sitze berufen und mit ihnen in Gegenwart eines päpstlichen Legaten beraten. Noch durch Jahrzehnte haben die Hamburger Erzbischöfe die eingebüßte Legation im Norden wiederzugewinnen gesucht, aber immer vergeblich.

Von dauernderem Erfolge waren die Bemühungen Lothars für die Hebung mehrerer sächsischer Klöster. So begünstigte er das von seiner Schwiegermutter gegründete Ägidienkloster in Braunschweig und das Michaeliskloster zu Lüneburg, die Stiftung der Billinger; er selbst weilte gern wie in den alten Kaiserpfalzen zu Goslar, Quedlinburg und Merseburg, so auch in den heimatlichen Sitzen der Brunonen und Billinger zu Braunschweig, Lüneburg und Bardowiek, wo er den Welfen die Stätte bereitete. Auch um das von seiner Familie gestiftete Kloster Homburg an der Unstrut hat er sich verdient gemacht. Am meisten aber hat sich das Andenken des Kaisers an das Kloster Königslutter zwischen Braunschweig

und Helmstedt gekettet. Hier auf seinem ererbten Grund und Boden bestand ein Nonnenkloster, von seinen Vorfahren begründet, im Laufe der Jahre aber sehr in Verfall gekommen. Der Kaiser beschloß, es in ein Mönchskloster umzuwandeln und dann für dasselbe einen stattlichen Münster zu errichten. Am 15. Juli 1135 legte er selbst den Grundstein zu dem Bau; durch eine Urkunde vom 1. August desselben Jahres gab er dem Kloster große Freiheiten und bestimmte die Rechte des Abtes und der Mönche. Der erste Abt wurde aus dem Kloster Bergen bei Magdeburg geholt, welches Norbert besonders geliebt und gepflegt hatte.

Noch immer hatte sich der Gegenkönig nicht unterworfen, aber er konnte doch an nichts anderes mehr denken, als wie er sich am sichersten in Lothar einen gnädigen Herrn gewinne. Als der Kaiser nach Michaelis in Mühlhausen einen Hoftag hielt, erschien endlich auch Konrad vor ihm. Nachdem ihn der Salzburger Erzbischof vorläufig vom Banne gelöst, nahte er sich unter Vermittlung der Kaiserin dem Kaiser, fiel ihm zu Füßen und bat um Verzeihung; er erhielt sie unter ähnlichen Bedingungen wie sein Bruder. Auch er sollte die volle Absolution beim Papste selbst nachsuchen, auch er dem Kaiser nach Italien folgen, und gleich Friedrich erhielt auch er alle seine Güter und Lehen zurück. Der Kaiser ehrte ihn sogar durch reiche Geschenke und gewann bald solches Vertrauen zu ihm, daß er ihn zu seinem Bannerträger wählte und ihm die erste Stelle unter den Fürsten anwies.

Um dieselbe Zeit vermählte sich Konrad, der bereits das 40. Lebensjahr überschritten hatte, mit der jungen Gertrud, einer Schwester des in Bayern und Franken reichbegüterten Grafen Gebhard von Sulzbach. Durch ihre Mitgift vergrößerte sich der bereits so ausgedehnte Besitz Konrads in Franken. Gertrud war eine fromme Frau und hegte eine besondere Verehrung gegen den Abt Adam von Ebrach, einen Schüler des heiligen Bernhard. Das Kloster Ebrach, unfern von Bamberg, war erst kürzlich nach der Ordnung der Zisterzienser von den Brüdern Richwin und Berno, staufenschen Ministerialien, begründet worden; um die Ausstattung der armen Abtei erwarben sich Konrad und Gertrud so große Verdienste, daß sie als die Mitstifter derselben angesehen wurden.

Vorbereitungen zum Kriege gegen Roger

Endlich war erreicht, was der Papst, der heilige Bernhard und alle ihre Gesinnungsgenossen längst gewünscht hatten. Denn von Tag zu Tage steigerte sich ihr Verlangen, ein deutsches Heer wieder die Alpen übersteigen zu sehen, um dem noch immer andauernden Schisma ein Ende zu machen und die Macht Rogers, durch welche es hauptsächlich erhalten wurde, zu vernichten; sie wußten aber, daß Lothar Deutschland nicht eher

wieder verlassen würde, als bis sich die Staufer völlig unterworfen hätten. Da dies jetzt erreicht war, standen ihre Hoffnungen in voller Blüte.

In der Tat faßte der Kaiser jetzt den neuen Heereszug über die Alpen fest in das Auge. Bald nach dem Mühlhauser Tage meldete er dem Papste die Unterwerfung der Staufer und seine Absicht, mit den Fürsten Weihnachten zu Speier über den Kriegszug zu beraten; er verlangte, daß der Papst Legaten dorthin sende und ein Ausschreiben erlasse, in welchem er unter ernsten Drohungen die Bischöfe und Äbte zum Dienst der Kirche und des Reichs antreibe.

Vor allem war es eine Sache, welche Lothar noch vor seinem Auszuge erledigt wissen wollte. Aufs neue waren die alten Streitigkeiten zwischen Otto von Halberstadt und seinem Klerus ausgebrochen; Otto war abermals beim Papste verklagt worden, und dieser hatte ihn trotz der Verwendung des Kaisers im Mai 1132 für immer des Amtes entsetzt. Der Papst hatte darauf eine Neuwahl angeordnet; diese verzögerte sich aber ungebührlich lange, fiel dann zwiespältig aus und gab zu einer neuen Appellation der Minderheit an den Papst Anlaß. Für Lothar war es von der größten Wichtigkeit, daß das Bistum an einen ihm ergebenen Mann kam; denn das kaiserliche Ansehen in Sachsen beruhte, wie er selbst in einem Schreiben an den Papst sagt, besonders auf der Halberstädter Kirche, und die Geschichte der Bischöfe Burchard und Rudolf zeigt hinreichend, was er damit meinte. Er war der lästigen Verwicklungen müde und verlangte deshalb, daß ihm der Papst die Besetzung des Bistums unter Beirat des Erzbischofs von Mainz und der Mainzer Suffragane gestatte und einen Kardinal sende, dessen Rat er sich zur Beilegung dieser Wirren bedienen könne.

Der Reichstag zu Speier wurde zu Weihnachten gehalten und auf demselben die Romfahrt beraten. Unter anderen Fürsten des Reiches hatte sich auch Erzbischof Albero von Trier eingestellt, der diesmal einen besonderen Eifer für den kaiserlichen Dienst an den Tag legte. Ob ein päpstlicher Legat in Speier zugegen war, wissen wir nicht, aber wenig später befand sich der Kardinal Gerhard, der alte Unterhändler des Papstes, wieder am kaiserlichen Hofe, und mit ihm waren der vertriebene Fürst Robert von Kapua und Richard, der Bruder des Grafen Rainulf von Alife, nach Deutschland gekommen, um die Hilfe des Kaisers zu erbitten. Der Kaiser versprach, noch im Laufe des Jahres mit Heeresmacht in Italien zu erscheinen. Unter Beihilfe des Kardinals wurde nun auch die Halberstädter Angelegenheit erledigt. Die beiden frühern Wahlen wurden für ungültig erklärt und am 1. März 1136 zu Goslar in Gegenwart des Kaisers, des Legaten, des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Hildesheim eine neue Wahl getroffen; sie fiel auf Rudolf, den Vizedom der Halberstädter Kirche, der am 12. April dann zu Erfurt vom Mainzer Erzbischof konsekriert wurde.

So waren Streitigkeiten, welche den Kaiser und das Sachsenland lange beschäftigt hatten, endlich glücklich beseitigt, aber noch wichtiger für die Folge war, wie der Kaiser um dieselbe Zeit über die großen Reichslehen des Heinrich von Groitzsch verfügte, der auf dem Wege nach Speier erkrankt und am 31. Dezember zu Mainz gestorben war. Die Ostmark erhielt Konrad von Wettin, so daß sie mit der Mark Meißen nun dauernd vereinigt wurde; die Burggrafschaft Magdeburg kam an Burchard, einen Vetter des Kaisers, den Bruder des Erzbischofs Konrad. Die Eigengüter des Verstorbenen — es gehörte dazu namentlich Bautzen — fielen nach seiner Bestimmung großenteils an den Böhmenherzog und dessen Sohn; der Herzog kaufte dazu im Jahre 1139 noch einige Burgen von Heinrichs Witwe um 700 Mark Silber.

Das Osterfest (22. März) feierte der Kaiser zu Aachen. An seinem Hofe erschien der kürzlich erwählte Bischof Albero von Lüttich, der unverzüglich Investitur und Weihe empfing. Er war der Nachfolger jenes Alexander, der dem Kaiser gegen Gottfried von Löwen so gute Dienste geleistet, den er aber dann vergebens gegen erneute Anklagen seines Klerus zu schützen versucht hatte. Wie Otto von Halberstadt und zu derselben Zeit war auch Alexander seines Bistums abermals entsetzt worden; er starb nicht lange nach dem Verluste desselben. Die Herren von Kuik hatten sich nicht, wie sie versprochen, dem Gericht der Fürsten gestellt, deshalb gaben sich jetzt die zwölf Bürgen derselben in die Hand des Kaisers, der glimpflich mit ihnen verfuhr, aber strenges Recht an den Mördern seines Neffen übte. Auf fränkischem Boden sprach er über sie als Franken die Acht aus und übergab dann die Vollstreckung derselben seinem Neffen Theodorich, dem Bruder des Ermordeten. Die Kuiker wurden von Haus, Hof und Land vertrieben, kehrten aber nach Jahr und Tag heim und stellten mit Theodorich, indem sie sich als seine Vasallen bekannten, den Frieden her.

Der Kaiser ging nach Sachsen zurück und hielt Pfingsten (10. Mai) zu Merseburg eine Fürstenversammlung, bei welcher auch der Erzbischof von Salzburg und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zugegen waren. Lothar war schon ganz mit der Heerfahrt beschäftigt, und die Beratungen der um ihn vereinigten Fürsten werden sich abermals besonders auf dieselbe bezogen haben. Er eröffnete damals, wie es scheint, dem Papste die Aussicht, schon am 25. Juli mit ihm zusammenzutreffen. Aber der Auszug verzögerte sich länger, als er glaubte. Erst als der Kaiser Peter und Paul (29. Juni) zu Goslar feierte, kehrte Anselm von Havelberg aus Konstantinopel zurück, und es war um so wichtiger, seine Botschaft abzuwarten, als der Kaiser es diesmal hauptsächlich auf einen Angriff gegen Roger abgesehen hatte und bei demselben auf die Mitwirkung der Griechen rechnete; Anselm scheint die besten Versprechungen von Konstantinopel gebracht zu haben. Der Aufbruch des Heeres wurde nun auf Mariä Himmelfahrt (15. August) fest bestimmt, an diesem Tage hatten sich alle, die

mit dem Kaiser selbst ausziehen wollten, in Würzburg einzufinden. Zu Michaelis (29. September) sollte die Heerschau auf der ronkalischen Ebene gehalten werden; dorthin waren der Erzbischof von Arles und wohl auch die anderen burgundischen Großen beschieden.

Mit dem größten Kraftaufwande hatte der Kaiser gerüstet und selbst das Kircheneigentum für die Ausstattung seines Heeres anzugreifen sich nicht gescheut; 600 Mark Silber, welche der kürzlich verstorbene Graf Friedrich von Stade dem Kloster Rosenfeld geschenkt, nahm er, wie wir hören, für die Rüstungen dort vom Altare. Auch die andern Fürsten hatten große Anstrengungen gemacht; Herzog Heinrich stellte allein 1500 Ritter, der Erzbischof von Trier der Angabe nach 100, aber in Wahrheit nur 67 Reisige. Viele Bischöfe und Reichsäbte waren gewillt, in Person dem kaiserlichen Heere zu folgen, und hatten die Mittel ihrer Kirchen zu einer stattlichen Ausrüstung nicht gespart.

Zur bestimmten Zeit erschien der Kaiser in Würzburg und verweilte hier mehrere Tage. Eine große Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten stellten sich am Hofe ein: die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, Hamburg und Magdeburg, die Bischöfe von Worms, Speier, Straßburg, Konstanz, Basel, Eichstädt, Regensburg, Bamberg, Würzburg, Zeitz, Merseburg, Havelberg, Utrecht, der gelehrte Abt Wibald von Stablo, die Abte von Fulda und Lüneburg, der Herzog Heinrich von Bayern, die Markgrafen Konrad von Meißen und Albrecht von der Nordmark, Landgraf Ludwig von Thüringen, Pfalzgraf Otto von Rineck, die Grafen Siegfried von Bomeneburg, Widukind von Schwalenberg, Ernst von Gleichen, Christian von Rotenburg usw. Sie waren fast alle gerüstet, sofort mit dem Heere auszuziehen. Auch Konrad von Staufen erschien, um sein Wort zu lösen. Sein Bruder, Herzog Friedrich, wollte daheim bleiben, ohne Zweifel vom Kaiser selbst seines Versprechens entbunden.

Der Kaiser ordnete in Würzburg die Reichsgeschäfte für die Dauer seiner Abwesenheit in uns nicht näher bekannter Weise. Noch einmal wandte er seinen Blick hier auch auf die wendischen Gegenden zurück, wohin er ihn so oft in seinem langen Leben gerichtet. Vor kurzem hatten sich die Wenden wieder geregt und die Havelberger Kirche zerstört; an ihrer Spitze standen die Söhne des Wirikind, eines wendischen Häuptlings, der sich in Havelberg gegen Otto von Bamberg auf seiner zweiten Missionsreise sehr freundlich erwiesen hatte. Der verheerende Zug der Wenden hatte sich dann über die Elbe ergossen; die benachbarten Gegenden waren arg von ihnen heimgesucht worden, bis sie Markgraf Albrecht endlich zurückwies und selbst in ihrem Lande angriff. Bis an die untere Peene ist Albrecht damals und vielleicht schon früher vorgedrungen. Auf Albrechts Verwendung verlieh der Kaiser nun in Würzburg an Otto von Bamberg den Tribut von vier wendischen Gauen an der Peene, die zur Nordmark gehörten, und fügte noch den eines nördlich angrenzenden, ihm

selbst unmittelbar untergebenen Gaues hinzu. Es waren Gegenden, in denen Otto und seine Begleiter zuerst das Christentum angepflanzt, die ersten Kirchen gegründet hatten: diese Kirchen selbst wurden ihm und Bamberg nun für ewige Zeiten übergeben, und der Tribut war ohne Zweifel zum Unterhalte derselben bestimmt. Eine wichtige Vergünstigung erwirkte Markgraf Albrecht gleichzeitig auch den Magdeburger Kaufleuten, die nach den wendischen Gegenden handelten, indem die drückenden Elbzölle zu Elbey, Mellingen und Tangermünde für sie ermäßigt und nach der Entscheidung der Fürsten fixiert wurden. Albrecht war es auch gewesen, der schon zwei Jahre zuvor den Quedlinburger Kaufleuten vom Kaiser eine Bestätigung und Erweiterung ihrer Privilegien verschafft hatte.

Als die notwendigsten Reichsgeschäfte erledigt waren, verabschiedete der Kaiser die zurückbleibenden Fürsten, wie Adalbert von Mainz, Adalbero von Bremen, Otto von Bamberg und andere. Er selbst rückte mit dem Heere weiter vor, sorgsam jeder Gewalttätigkeit desselben wehrend. Ein ärgerlicher Streit entstand jedoch bald zwischen den Kölner und Magdeburger Stiftsvasallen. Ihre Fahnenträger gerieten in Streit, wem der Platz zur Rechten neben dem kaiserlichen Bannerführer gebühre, und an dem Hader der Fahnenträger nahm sofort auch die ganze Vasallenschaft teil. Mit gezückten Schwertern gingen die Kölner und Magdeburger aufeinander los, und es wäre zu einem Blutbad gekommen, wenn nicht der Kaiser in den Waffen herbeigeeilt und mit rascher Tat unter strengen Drohungen die erhitzten Ritter getrennt hätte. Wahrscheinlich hing der Streit mit dem Erzkanzleramt in Italien zusammen, welches Norbert bekleidet hatte und jetzt an Bruno von Köln, da er dem kaiserlichen Heere folgte, zurückgegeben wurde. Ob den Kölnern oder Magdeburgern der beanspruchte Ehrenplatz damals vom Kaiser zugesprochen wurde, erhellt nicht aus den Quellen. Ohne weitere Schwierigkeiten gelangte das Heer etwa um den 1. September bis an den Brenner und stieg im Etschtal nach der lombardischen Ebene hinab.

Vier Jahre waren es, seit Lothar dieselbe Straße gezogen war, aber wieviel hatte sich in dieser kurzen Zeit verändert. Damals ließ Lothar hinter sich den innern Krieg, seine Romfahrt konnte als ein verwegenes Abenteuer gelten. Jetzt verließ er Deutschland, wo man ihn als den großen Friedensbringer pries; er hatte seine Widersacher gedemütigt und im Norden und Osten dem Kaisertume das langentbehrte Ansehen zurückgegeben. Damals führte er ein schwaches, fast nur aus Sachsen eilig zusammengerafftes Heer mit sich: jetzt folgten ihm zahlreiche und wohlgerüstete Scharen aus allen Teilen des Reichs, und sein Bannerführer war jener Staufer, der damals ihm zum Hohn die Krone Deutschlands und Italiens trug.

Abermals kam Lothar, von der Kirche gerufen, und um sein dem Papste gegebenes Wort zu lösen, aber jetzt so wenig wie früher lag ihm allein die Beendigung des Schisma am Herzen. Wenn ihm auf dem ersten Zug auch die Kaiserkrone und die Erbschaft der großen Gräfin vor Augen schwebten, so galt der jetzige zugleich der Herstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien, vor allem der Zerstörung jenes großen Normannenreichs im Süden, wo sich der Nachkomme eines Tancred von Hauteville mit einer angemaßten Königskrone schmückte und über Gegenden gebot, welche einst den deutschen Königen unterworfen waren. Nahezu hundert Jahre waren es, daß Kaiser Heinrich III. zuletzt über Salerno, Kapua und Apulien verfügt hatte, und dem Gedächtnis war noch nicht entschwunden, wie Otto der Große und sein Sohn sächsische Heere bis in die südlichsten Gegenden Italiens geführt und sie unterworfen hatten. Auch hier war das Werk Ottos des Großen aufzunehmen, der kaiserliche und sächsische Namen wieder zu den alten Ehren zu bringen. Ein Preis, welcher dem greisen Helden kostbar genug schien, um nach den Kämpfen eines halben Jahrhunderts noch einmal den Waffenruf zu erheben und mit Heeresmacht in weite Ferne zu ziehen. Der Greis verließ den Boden der Heimat, und erst sterbend hat er ihn wieder berührt.

6. Kaiser Lothars letzte Kämpfe

König Roger und der heilige Bernhard

Auch in Italien waren in dem kurzen Zeitraume, seit der Kaiser das Land verlassen, große Veränderungen eingetreten. Neue Mächte rangen hier nach freier Existenz, und das Schisma, welches für die anderen Teile des Abendlandes nur noch von geringer Bedeutung war, übte gerade auf die Entwicklung dieser Mächte einen sehr erheblichen Einfluß.

Roger von Sizilien hatte durch den Gegenpapst die Königskrone gewonnen, aber mehr noch als an der eitlen Ehre lag ihm an der Gründung eines festgeordneten Normannenreiches auf beiden Seiten des Pharus. Was Robert Guiscard begonnen, wollte er vollenden, und als Vorbild mochte ihm vorschweben, was den normannischen Königen in England gelungen war. Mit jenem Heinrich von England, der eben damals mit starker Hand die Barone seines Reichs niederhielt, und den man als den „Löwen der Gerechtigkeit" feierte, zeigt Roger unverkennbare Geistesverwandtschaft. Außerordentliche Herrschergaben hat man nicht mit Unrecht dem Sizilier nachgerühmt. So groß sein Ehrgeiz, so lebhaft sein Geist war, handelte er doch nie planlos und unüberlegt; ein trefflicher Haushalter und kluger Rechner, fand er leicht auch die äußeren Mittel, um seine Absichten auszuführen. Sein Regiment war streng bis zur Härte, aber nur um Ordnung und Recht in seinem Reiche herzustellen. Er vermied es gern, im Waffenspiel alles auf einen Wurf zu setzen, zumal ihm in diesem hohen Spiel das Glück selten hold war, nie aber fehlte er auf dem Platz, wo rasches Einschreiten etwas entscheiden konnte. Rastlos tätig, bis zur Erschöpfung seiner Körperkräfte, wußte er jeden Verlust, den er erlitt, bald wieder auszugleichen und schließlich doch sich zu behaupten.

Eine überaus schwierige Aufgabe hatte sich Roger in der Unterwerfung Süditaliens gesetzt. Robert von Kapua, ein leicht erhitzter, doch etwas weichmütiger Fürst, mochte nicht sonderlich zu fürchten sein; um so mehr war es der tapfere Graf Rainulf von Alife, der selbst nach dem Herzogtum Apulien trachtete. Er hatte sich mit einer Schwester Rogers ver-

mählt, aber diese Ehe war die Veranlassung zu den bittersten Zerwürfnissen geworden und Rainulfs Gemahlin endlich zu ihrem Bruder nach Sizilien zurückgekehrt. In vielen Dingen stand Rainulf unzweifelhaft dem Könige nach, aber gerade die Eigenschaften besaß er, die Roger fehlten: ritterlichen Sinn, Leutseligkeit und vor allem Kriegsglück. Rainulf war es vornehmlich gewesen, der Roger die Niederlage am Sarno beibrachte, dann die Empörung der Barone Apuliens erregte. Und es waren nicht allein die Barone, die jubelnd das Joch des Siziliers abschüttelten; auch die Städte an der apulischen Küste, durch Handel bereichert und voll Freiheitstrotz, — Bari vor allen — erhoben sich einmütig gegen Roger, der ihnen zur Seite feste Zwingburgen errichtet und diese mit sarazenischem Kriegsvolk besetzt hatte. Noch einmal regte sich auch Neapel, um seine alte Freiheit wiederzugewinnen; der magister militum Sergius, der Letzte des alten Herrscherhauses, war auf das engste mit Rainulf verbündet. Schon hatten sich auch Pisa und Genua entschieden für Innocenz erklärt, ihre Flotten gegen Anaklet gesendet und damit auch gegen Roger offen Partei ergriffen. So vielen Widersachern gegenüber stand der König von Sizilien in um so bedenklicherer Lage, als er zu einem Gegenpapst hielt, in dem fast das ganze Abendland bereits den Antichrist sehen wollte, und er selbst seine Kriege zum größten Teile mit den Sarazenen Siziliens führen mußte: man schmähte ihn nicht allein als einen blutdürstigen Tyrannen, sondern auch als einen Abtrünnigen und Ungläubigen.

Kein geringes Glück war es für Roger gewesen, daß Lothar im Jahre 1133 nicht dem Rate Rainulfs folgte, sondern einem Kriege in Süditalien geflissentlich auswich. Denn kaum hatte der Kaiser Rom verlassen, so erlahmte der Aufstand und binnen kurzem war fast ganz Apulien wieder in Rogers Hand; mit gewohnter Strenge strafte er die Aufständigen und vermehrte die Zwingburgen im Lande. Alle Hoffnungen Rainulfs, Roberts und Sergius' waren vernichtet, wenn sie nicht neue energische Unterstützung von Pisa gewannen. Robert ging selbst dorthin, um die Bürger der mächtigen Seestadt in die Waffen zu bringen; seine Werbungen unterstützte Innocenz, der gleichzeitig hier abermals ein gesichertes Asyl suchte und fand. Mit einem großen Unternehmen ging Pisa um: hundert Schiffe wollte es im März 1134 gegen Roger auslaufen lassen; auch Genua hatte Unterstützung zugesagt, und selbst auf den Beistand Venedigs wurde gerechnet. Aber die Schiffe Genuas und Venedigs blieben aus, und auch die Ausrüstung Pisas entsprach nicht der ursprünglichen Absicht. So scheiterte alles, und im Laufe des Jahres 1134 wurden Rainulf und Sergius so geschwächt, daß sie sich Roger wieder unterwerfen mußten. Um einem gleichen Schicksal zu entgehen, verließ Robert Kampanien und suchte dort eine Zuflucht, wo sie der Papst gefunden hatte. Roger beherrschte Italien bis an die Grenzen des Kirchenstaats, und in Rom saß ein Gegenpapst auf dem apostolischen Stuhle, der sich nur durch

die Macht des Siziliers behaupten konnte und ganz in seine Hand gegeben war.

Da durchzuckte wie ein Blitz im Frühjahr 1138 Italien die Kunde, daß Roger zu Palermo von einer tödlichen Krankheit ergriffen sei, und auf dem Fuße folgte die falsche Nachricht von seinem Tode. Sofort eilte Robert mit zwanzig Schiffen Pisas und 8000 Mann wieder an die Küste Kampaniens; zugleich erhoben sich Rainulf und Sergius aufs neue und boten Robert die Hand. Aber unerwartet erschien der Totgeglaubte im Juni mit Heeresmacht in Salerno und wußte Kampanien zu schützen. Bald gehorchte ihm hier alles wieder. Nur den Widerstand Neapels vermochte er nicht zu brechen; denn die Stadt wurde von Pisa unterstützt, welches alsbald zwanzig neue Schiffe der bedrängten Bundesgenossin zur Hilfe sandte.

Inzwischen war gegen Roger ein Mann in die Schranken getreten, dessen Feindschaft er am wenigsten fürchten mochte, und der doch einer seiner gefährlichsten Gegner wurde. Es war der heilige Bernhard. Ein gewaltiger Zorn hatte ihn gegen den Sizilier ergriffen, in dem er mit Recht die einzige Stütze des verhaßten Gegenpapstes sah, und allerorten trat er Roger mit der ganzen Energie seines rastlosen Geistes entgegen. Im Jahre 1133 hatte Bernhard den Frieden zwischen Genua und Pisa vermittelt; ein Jahr später, als er hörte, daß Roger die Genuesen an sich ziehen wollte, richtete er an diese ein eindringliches Schreiben und warnte sie vor dem verderblichen Bunde und vor Feindseligkeiten gegen Pisa. „Säet, pflanzet und handelt", rief er seinen alten Freunden in Genua zu, „und wollt Ihr ja im Kriege Eure Tapferkeit zeigen, so tut es nicht gegen Eure Nachbarn, sondern gegen die Feinde der Kirche. Verteidigt die Krone Eures Reichs gegen Sizilien; dort werdet Ihr gerechtere Eroberungen machen." An Kaiser Lothar schrieb er um dieselbe Zeit: „Es ist freilich nicht meine Sache, Kampfruf zu erheben, aber es ist — dessen bin ich sicher — die Sache des Vogts der Kirche, gegen die Wut der Schismatiker die Kirche zu schützen, und es ist die Sache des Kaisers, seine eigene Krone gegen den sizilischen Usurpator zu verteidigen. Denn wie es klar ist, daß zur Schmach Christi ein Judenkind jetzt den Stuhl Petri eingenommen hat, so verhöhnt ohne Zweifel den Kaiser der Mann, der sich zum König von Sizilien zu machen erdreistet hat." Nicht viel später ging Bernhard, wie bereits erwähnt, selbst nach Deutschland, um den inneren Krieg beizulegen und den Kaiser zu vermögen, zum Schutz der Kirche über die Alpen zu ziehen. Er erreichte jedoch, wie wir wissen, damals nicht mehr, als daß der junge Engelbert von Istrien dem Papst und den Pisanern zur Hilfe gesandt wurde; der Kaiser selbst konnte nur Versicherungen wiederholen, wie er sie schon früher gegeben hatte.

Bernhard begab sich darauf selbst nach Pisa, wohin der Papst eine große Synode berufen hatte. In den Tagen vom 30. Mai bis 6. Juni

1135 wurde sie abgehalten, und 56 Bischöfe aus fast allen Ländern des Abendlandes hatten sich eingefunden; namentlich war der französische Klerus zahlreich vertreten, obwohl König Ludwig die Teilnahme desselben wegen mancher Eingriffe des Papstes in die Angelegenheiten seines Reichs ungern sah und sogar ganz verhindert hätte, wenn er nicht durch Bernhard begütigt wäre. Mit großer Entschiedenheit trat der Papst trotz seiner bedrängten Lage auf der Synode auf, welche weniger in neuen Kirchengesetzen als in einer Reihe von Straferkenntnissen ihre Tätigkeit erwies. Es war selbstverständlich, daß gegen Anaklet und seine Anhänger von neuem Anatheme geschleudert wurden; aber auch solche, die nicht als Schismatiker galten, fühlten damals die ganze Strenge des Papstes. So wurden Otto von Halberstadt und Alexander von Lüttich definitiv ihres Amtes entsetzt und eine größere Zahl italienischer Bischöfe ihrer Würden entkleidet. Bemerkenswert ist ein Schreiben des Papstes von dem Konzil an die deutschen Bischöfe, in welchem er mit Ernst darauf dringt, daß den Appellationen an ihn für die Folge keinerlei Hindernis mehr in den Weg gelegt werde. Auch an die Bischöfe Frankreichs muß ein ähnliches Schreiben ergangen sein, da der heilige Bernhard alsbald bittere Klagen darüber verlauten ließ, daß durch die Erleichterung der Appellationen an den Papst alles Ansehen des französischen Episkopats untergraben werde.

Nicht minder wichtig als diese Maßregeln des Konzils war es, daß sich auf demselben mehrere angesehene Geistliche Mailands Innocenz unterwarfen. Allmählich hatte sich gegen Erzbischof Anselm, der mit Zähigkeit noch immer an dem Gegenpapst und Gegenkönig festhielt, doch eine starke Partei in der Stadt gebildet und sich mit dem heiligen Bernhard in Verbindung gesetzt. Obwohl der Erzbischof endlich für geraten hielt, die Stadt zu verlassen, war die Bürgerschaft noch gespalten, und es erschien deshalb auch jetzt noch fast als ein Wagnis, daß jene Geistliche nach Pisa gingen, um sich offen vom Schisma loszusagen. Sie verlangten, daß der Papst zu ihrem Schutze und zu ihrer Rechtfertigung mit ihnen Gesandte nach Mailand schicke, welche die Absetzung Anselms dort förmlich verkündigten, die Krönung des Staufers für ungültig erklärten und die Stadt wieder völlig in die Gemeinschaft der Kirche und des Reichs aufnähmen. Der Papst schickte den Kardinalbischof Matthäus von Albano und den Kardinalpriester Guido von Pisa nach Mailand; in ihrer Begleitung kam auch der heilige Bernhard, den die Bürger schon früher in ihre Stadt eingeladen hatten.

Der Abt von Clairvaux, so dürftig seine äußere Erscheinung war, stellte doch die Legaten ganz in den Schatten; die Mailänder verehrten ihn wie einen Propheten, wie einen Engel Gottes. Was er tat, erschien dem aufgeregten Volke als Wunder; nichts galt in der Gegenwart eines solchen Gottesmannes für unmöglich. Wasser verwandelte sich in Wein, die Gichtbrüchigen richteten sich auf, die Kranken fühlten sich plötzlich gesund,

die bösen Geister wurden vertrieben. Der Heilige hatte die Mailänder ganz in seiner Gewalt; er machte, wie ein Zeitgenosse sagt, aus der Stadt, was er wollte. Ganz Mailand hüllte sich nun in Sack und Asche, aller Schmuck aus den Kirchen verschwand, alle Lustbarkeiten verstummten. Als so der Buße genug getan, reichte Bernhard dem Volke das Abendmahl, und alle gelobten, fortan treu zu Innocenz und dem Kaiser zu halten; der schismatische Erzbischof wurde entsetzt und alle Spuren des Schismas in der Stadt verwischt.

Kein größeres Glück schien es für die Mailänder zu geben, als wenn sie den Heiligen immer bei sich zu fesseln vermöchten. Sie stürmten nach der Kirche S. Lorenzo, wo er wohnte, und drangen in ihn, das Erzbistum in ihrer Stadt zu übernehmen. Aber sie erwirkten damit nur, daß er schon am anderen Tage die Stadt verließ. In Mailand wurde kurz darauf Robald, Bischof von Alba, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben; die Schwierigkeiten, welche der Vertauschung seines alten Bistums mit dem neuen im Wege standen, gelang es unter Bernhards Vermittlung zu beseitigen. Der entsetzte Anselm suchte zu Anaklet zu entkommen, wurde aber bei Ferrara gefangengenommen und Innocenz ausgeliefert, der ihn, wahrscheinlich als ein deutliches Zeugnis seines Sieges, seinen Anhängern nach Rom sandte; dort ist jener Anselm, welcher den ersten Staufer in Italien gekrönt, in der Gewalt des Petrus Latro am 14. August 1136 gestorben.

Bernhard hatte sich von Mailand nach Pavia, Piacenza und Cremona begeben, und überall wirkte seine Erscheinung auf die gleiche Weise; überall meinte man, Zeichen und Wunder des Heiligen zu sehen. Unzweifelhaft war seine Absicht bei dieser Reise, die feindlichen Städte Lombardiens auszusöhnen und im Interesse der Kirche zu vereinigen. Die Mailänder hatten auf seinen Betrieb die kranken lombardischen Gefangenen aus den Kerkern entlassen, und mindestens in Piacenza brachte es Bernhard dahin, daß man dagegen die gefangenen Mailänder freigab. Aber die sich ewig befehdenden Städte Lombardiens zu verbinden, war eine Aufgabe, die selbst die Kraft dieses großen Wundertäters überstieg. Die alten Kämpfe dauerten, obwohl nicht mehr wie früher durch das Schisma genährt, dennoch ununterbrochen fort und wurden von Mailand zunächst unglücklich geführt; wiederholentlich erlitt die Stadt von Cremona, Piacenza und Pavia empfindliche Niederlagen. Besonders trugen die Cremonesen trotz vielfacher Bedrängnis — denn auch mit Crema, Parma und Mantua lagen sie gleichzeitig in Fehde — damals den Kopf hoch; sie trotzten auf ihr Glück und die wachsende Macht des Kaisers, ihres alten Bundesgenossen.

Bei der engen Verbindung des Kaisers mit Cremona war selbst Bernhard nicht ohne Bedenken, ob die durch ihn herbeigeführte Unterwerfung Mailands am kaiserlichen Hofe so aufgenommen werden würde, wie er es wünschen mußte. Er wandte sich deshalb brieflich an die Kaiserin und

stellte ihr vor, wie er ganz nach ihren Anweisungen in der Sache gehandelt, wie die Mailänder vollständig Konrad abgesagt und Lothar anerkannt, auch auf den Wunsch des Papstes sich zu jeder Genugtuung erboten hätten, welche der Kaiser beanspruchen könne; Bernhard bat die Kaiserin, sich den Mailändern gnädig zu erweisen und nicht die Aussichten, die er ihnen deshalb eröffnet, zu vereiteln. Die Kaiserin scheint diesen Bitten ein geneigtes Ohr geliehen zu haben.

Wie sehr sich Bernhard auf gütlichem Wege einen geordneten Zustand im nördlichen Italien herzustellen bemühte, zeigt sich auch darin, daß er sich für Dalfinus, einen Sohn des Markgrafen Pallavicini, damals eifrig beim Papste verwandte; und doch war dieser bei einer Greueltat beteiligt gewesen, welche das größte Aufsehen erregt und den Papst selbst empfindlich verletzt hatte. Unweit von Pontremoli waren nämlich viele von Pisa heimkehrende französische Bischöfe und Äbte, unter ihnen auch der Abt von Cluny, von bewaffneten Scharen überfallen, ausgeplündert und nach Pontremoli in Haft gebracht worden; erst das Einschreiten des Papstes hatte ihnen die Freiheit zurückgegeben. Über die Bestrafung der Schuldigen sind wir nicht unterrichtet.

Während Bernhard unermüdlich für Innocenz und Lothar, gegen Anaklet und Roger in der Lombardei arbeitete, hatten auch die Pisaner den Kampf in Unteritalien fortgesetzt und im Sommer 1135 ihre Flotte dort durch 20 Schiffe verstärkt. Die Stadt Amalfi, obwohl bereits seit längerer Zeit unter normannischer Herrschaft, war noch immer durch ihren ausgebreiteten Handel für Pisa eine gefährliche Nebenbuhlerin: deshalb benutzten jetzt die Pisaner den Krieg, um einen tötlichen Streich gegen dieselbe zu führen. Als sie wußten, daß die Stadt unverteidigt war, brachen sie mit Waffenmacht ein. Es war am 4. August 1135. An diesem und an den folgenden Tagen richteten sie in Amalfi und in den umliegenden Ortschaften ein entsetzliches Werk der Zerstörung an. Die reiche Stadt wurde völlig ausgeplündert, ihre Schiffe zum Teil verbrannt, ihr Glanz für immer vernichtet. Es half Amalfi wenig, daß König Roger schleunigst herbeieilte und den Pisanern am 6. August bei Fratta eine empfindliche Niederlage beibrachte, so wichtig dieser Erfolg auch für Roger selbst wurde. Denn in hohem Maße geschwächt, kehrten Heer und Flotte Pisas bald darauf in die Heimat zurück. Auch Robert von Kapua, mit dessen Fürstentum König Roger jetzt seinen Sohn Alfons belehnte, suchte flüchtig wieder Pisa zu erreichen, während Rainulf und Sergius in Neapel zurückblieben, um dieses letzte Bollwerk im Süden gegen Rogers Macht auch ferner zu verteidigen.

Zu sehr ungelegener Zeit gerieten die Pisaner damals in neue Streitigkeiten mit ihrer Nachbarstadt Lucca. Markgraf Engelbert, der zu der Zeit der großen Synode in Pisa eingetroffen war, scheint den Ratschlägen des heiligen Bernhard, sich auf das engste an die Pisaner anzuschließen,

nur zu willig gefolgt zu sein: so geschah es, daß er mit Lucca, Pisas Erbfeindin, die Lothar auf seinem ersten Zuge durch die Bestätigung ihrer Privilegien ausgezeichnet hatte, alsbald in offenen Kampf geriet und im Anfange des Jahrs 1136 bei Fucecchio eine vollständige Niederlage erlitt, wofür er sich auch in der Folge durch den Beistand der Pisaner kaum einige Genugtuung verschaffen konnte. Der Kaiser war über die Feindseligkeiten zwischen Pisa und Lucca höchlich erzürnt und scheint hauptsächlich den Pisanern die Schuld derselben aufgebürdet zu haben: der heilige Bernhard wandte sich deshalb brieflich an ihn und trat für Pisa ein, welches vielmehr Gnade als Ungnade verdient habe. „Welche Stadt unter allen", schreibt er, „ist gleich treu wie Pisa, welches auszieht und heimzieht und wieder aufbricht, wie es der Kaiser befiehlt. Waren es nicht die Pisaner, welche jüngst den einzigen mächtigen Feind des Reichs von Neapel verjagt haben, welche im ersten Ansturme Amalfi, Ravello, Scala und Atrani, so reiche, feste und bisher unbezwingliche Städte, eingenommen haben?"

Als Bernhard dies schrieb, war er nicht mehr in Italien, sondern weilte wieder in Frankreich, aber auch hier unablässig tätig, um die letzten Reste des Schismas, namentlich in Aquitanien, zu beseitigen. Er hinterließ in Italien den Ruf eines großen Propheten, mächtig in Worten und Werken, wenn es ihm auch noch nicht gelungen war, die heillose Kirchenspaltung ganz zu heben, die Gegner des Papstes und des Kaisers völlig zu überwältigen und den gehaßten Sizilier zu verderben. Schon aber rüstete sich ein anderer, für ihn einzutreten, dem gerade die Macht zur Seite stand, welche dem geistlichen Mann fehlte: die Macht des Schwertes.

Es waren, wie wir wissen, nicht allein der Papst und Bernhard, nicht allein Robert von Kapua und der Bruder Rainulfs, die Lothar gegen Roger in die Waffen gerufen hatten; auch der Kaiser von Konstantinopel und die Republik Venedig hatten den mächtigen Gebieter jenseits der Alpen zur Hilfe aufgefordert gegen den Sizilier, dessen wachsende Macht eine Gefahr für alle wurde. Diese Macht zu zerstören, diese allgemeine Gefahr zu beseitigen, war vor allem jetzt die Absicht des Kaisers, aber um dieselbe zu erreichen, mußte er zunächst seine Herrschaft im nördlichen Italien gegen alle Anfechtungen sicher stellen. Niemand wußte besser als er selbst, wie wenig dies auf seinem ersten Zuge erreicht war.

Unterwerfung Italiens durch Lothar und Herzog Heinrich

Schon als der Kaiser in das Etschtal hinabstieg, zeigte sich, daß er in Italien noch anderen Feinden als dem Sizilier zu begegnen hatte. Bereits bei Trient stieß er auf Widerstand; die Brücken über den Fluß waren abgetragen, und man suchte dem Heere den Übergang zu wehren. Aber es fand sich eine Furt, und nachdem der Übergang bewirkt, wurden

schnell die Feinde zersprengt. An der Veroneser Klause erfolgte ein neuer Versuch, dem deutschen Heere den Weg zu verlegen. Die umwohnende Bevölkerung sperrte die Klause, ergriff jedoch beim ersten Angriff die Flucht; darauf nahm man im Sturm die Burg über der Klause ein, deren Besatzung in Gefangenschaft fiel und zum Teil getötet wurde. Verona selbst, welches auf dem ersten Zuge dem Kaiser die Tore geschlossen, zeigte sich diesmal weniger hartnäckig: es empfing Lothar mit den gebührenden Ehren.

Von der Etsch wandte sich der Kaiser zum Mincio und schlug am Südrande des Gardasees ein Lager auf. Hier feierte er mit großem Glanze das Fest des heiligen Mauritius (22. September). Viele lombardische Großen stellten sich zur Huldigung ein; auch der Bischof von Mantua, der früher sich nicht hatte beugen wollen, suchte jetzt demütig die Gnade des Kaisers. Die nahe Burg Garda unterwarf sich, und Lothar gab sie seinem Schwiegersohn Heinrich zu Lehen. Am 25. September befand sich der Kaiser zu Pozzolo am Mincio und zog dann mit dem Heere zum Po, auf dessen linkem Ufer bei Correggio-Verde, Guastalla gegenüber, er ein Lager bezog. Hier empfing er Gesandte des Dogen von Venedig und erneuerte am 3. Oktober die von seinen Vorgängern mit der Republik abgeschlossenen Verträge. Es wird ihm damals ohne Zweifel vom Dogen auch eine Unterstützung gegen Roger versprochen sein, doch verlautet in der Folge wenig von einer tatkräftigen Mitwirkung Venedigs. Die Lombarden, welche sich im Heere des Kaisers befanden, erhielten den Befehl, das störrige Guastalla zu berennen. Die Stadt ergab sich sogleich, aber die Burg über der Stadt fiel erst Tags darauf, als sie von 500 lombardischen Rittern angegriffen wurde. Auch Guastalla wurde Herzog Heinrich zu Lehen gegeben, dessen Macht auf diesem Zuge sich Schritt für Schritt erweitern sollte.

Eine schwierige Aufgabe erwuchs dem Kaiser, als die feindlichen Bürgerschaften von Mailand und Cremona mit den schwersten gegenseitigen Beschuldigungen zu Correggio-Verde vor seinem Richterstuhl erschienen. Der Kaiser verlangte zunächst die Auslieferung der gefangenen Mailänder von den Cremonesen und empfand es sehr übel, als sie dieselbe ihm trotzig verweigerten. Ein Fürstengericht sprach darauf über sie, die alten Bundesgenossen des Kaisers, als Feinde des Reichs die Acht aus, und der Erzbischof von Mailand mit mehreren seiner Suffragane, die sich im Lager befanden, verhängte in sehr formloser Weise mitten unter den Waffen über Cremona auch die Strafe des Interdikts.

Von Correggio-Verde sandte der Kaiser seine Gemahlin in Begleitung des Bischofs Anselm von Havelberg nach Reggio, und diese Stadt, welche früher ihm selbst die Tore geschlossen, nahm jetzt dienstwillig seine Gemahlin auf. An seiner Statt übte Richinza dann in Reggio die Rechte des Reiches aus; an ihrer Seite erschienen die Markgrafen Werner und

Friedrich, denen die Küstenlandschaften von Rimini bis an die Grenzen der Normannen untergeben waren[1]. Lothar setzte indessen seinen Weg durch das Gebiet von Cremona fort; die Stadt selbst griff er nicht an, brach aber mehrere Festen in der Umgebung und verwüstete weithin die Besitzungen der Bürger. Am 9. Oktober war er bei Casal Maggiore und nötigte diese Burg, sich ihm zu unterwerfen. Er eilte dann nach der Ronkalischen Ebene, wo ihn ein Heer von 40 000 Mailändern erwartete, bereit, ihm gegen Cremona zu dienen. Der Kaiser führte es zunächst gegen St. Bassano, eine sehr feste Burg der Cremonesen in unmittelbarer Nähe Ronkalias; nach sehr tapferer Gegenwehr ergab sich die Burg und wurde zerstört. Dasselbe Schicksal hatten Soncino und einige andere feste Plätze Cremonas auf der Westseite seines Gebiets. Darauf kehrte der größere Teil des mailändischen Heeres heim; der Erzbischof aber und eine zahlreiche Ritterschaft begleitete den Kaiser nach der Ronkalischen Ebene zurück, wo er ein Lager aufschlug und bis in den November verweilte, teils um sein Heer völlig zu sammeln, teils um als Richter und Gesetzgeber Italiens seine Kaiserpflichten zu üben.

Wir kennen nicht die Höhe der Streitkräfte, die sich um Lothar hier zusammenfanden, und die er zum Kriege gegen Roger verwendete. Wir wissen nur, daß ihm auf seinem weiteren Zuge folgten der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Basel, Konstanz, Toul, Utrecht, Lüttich, Regensburg und Merseburg, die Äbte von Fulda, Lorsch, Reichenau, Murbach, Stablo und Lüneburg, die Herzöge Heinrich von Bayern, Konrad der Staufer und Ulrich von Kärnten, der Markgraf Konrad von Meißen, die Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und Otto bei Rhein, der Graf Poppo von Andechs und sein Bruder Berthold, der Graf Otto von Wolfrathshausen, der Graf Gebhard von Burghausen in Bayern, ein Verwandter des Kaisers von seiten seiner Mutter, die Grafen Werner und Udalrich von Lenzburg, ihr Verwandter Graf Rudolf von Baden, der hessische Graf Giso, Graf Adolf von Holstein und ein Graf Siegfried. Von italienischen Herren werden genannt der Markgraf Manfred von Saluzzo, der Graf Guido von Biandrate und der Graf Malaspina, wahrscheinlich ein Seitenverwandter der Estes; später schlossen sich auch die Markgrafen Friedrich und Werner dem Zuge des Kaisers an. Von Burgund scheint Lothar nur geringe Unterstützung erhalten zu haben. Jedenfalls war es das stattlichste Heer, welches seit langer Zeit einem Kaiser in Italien gefolgt war.

Die Quellen berichten von der gesetzgebenden Tätigkeit Lothars auf diesem Ronkalischen Tage. Uns ist nur e i n Gesetz Lothars erhalten, durch

[1] Die beiden Markgrafen waren Brüder, die Söhne jenes Werner, der von Heinrich IV. eingesetzt war und zuletzt im Jahre 1120 genannt wird. Vgl. Bd. III, S. 634, Bd. IV, S. 136. Beide nannten sich auch Herzöge von Spoleto; ob sie aber je eine faktische Gewalt im Herzogtum ausgeübt haben, ist fraglich.

welches den Aftervasallen untersagt wurde, Lehen ohne Erlaubnis ihrer Lehnsherren auf irgendeine Weise zu veräußern, wie dies auch nach Konrads Verbot noch geschehen war und zwar zum nicht geringen Schaden für das Reich, da die großen Reichsvasallen so nicht mehr die erforderliche Mannschaft zum kaiserlichen Heere zu stellen vermochten. Dieses Gesetz wurde am 6. November erlassen; am Tage darauf ließ der Kaiser das Lager abbrechen.

Er wandte sich zunächst gegen Pavia, wo man, seitdem er Mailand nahe getreten, eine feindliche Haltung gegen ihn angenommen hatte. Schon am Abend des 7. November lag er bei Lardilago an der Olona in unmittelbarer Nähe Pavias. Am folgenden Tage — es war ein Sonntag — kamen bewaffnete Scharen aus den Toren der Stadt und forderten einen Angriff heraus. Herzog Konrad ging sogleich gegen sie vor, warf sie zurück und machte zahlreiche Gefangene; zugleich wüteten rings um Pavia die kaiserlichen Scharen mit Feuer und Schwert. Die Pavesen gerieten darüber in um so größere Besorgnis, als sie den alten Haß der mailändischen Ritterschaft gegen ihre Stadt kannten. Sie schickten deshalb ihren Klerus in das Lager des Kaisers, um dessen Gnade zu erflehen. Die Bitten des Klerus fanden Gehör, und der Kaiser bestand nur darauf, daß Pavia die Mailänder, welche es noch in Haft hielt, sofort freigebe. Es geschah in der Frühe des 9. November, und noch an demselben Tage gab auch der Kaiser den Pavesen, welche Herzog Konrad zu Gefangenen gemacht hatte, die Freiheit wieder. Zum Unglück zeigte sich anderen Tags Graf Otto von Wolfratshausen mit einigen Rittern vor der Stadt, die Bürger übermütig zum Kampfe herausfordernd. Man schloß zur Sicherung der Stadt das Tor, aber Otto und seine Genossen stürmten heran und suchten es mit Beilen zu erbrechen. Der Gewalt setzten die Bürger nun Gewalt entgegen, und im hitzigen Kampf am Tore fiel durch einen Pfeilschuß Graf Otto selbst und mit ihm Adalbert, ein vornehmer Sachse. Sobald der Kaiser ihren Fall vernahm, rückte er, allen in der Stadt Tod und Verderben drohend, mit seinem ganzen Heere gegen die Mauern an. Die Bürger bemühten sich, ihre Unschuld zu erhärten, und brachten es mindestens dahin, daß gegen eine Zahlung von 20 000 Talenten ihrer Stadt Schonung zugesagt wurde. Noch an demselben Tage zog Lothar von Pavia ab und nahm seinen Weg durch mailändisches Gebiet nach Abbiategrasso, von wo die mailändischen Ritter mit ihren gelösten Gefangenen nach Hause zurückkehrten.

In den nächsten Wochen durchzog der Kaiser die Gegenden auf beiden Seiten des oberen Po bis zu den Alpen hin. Vercelli, Turin, und Gamundio[1] ergaben sich ihm nur widerstrebend; der Graf Amadeus von Maurienne unterwarf sich erst, nachdem mehrere seiner Burgen zerstört

[1] Gamundio war der bedeutendste der Orte, aus denen später Alessandria am Tanaro erwuchs.

waren. Es mochte im Anfange des Dezember sein, als der Kaiser dann in die Gegend von Piacenza zurückkehrte. Die Stadt, welche ihm bisher noch nicht ihre Tore geöffnet, gab den Widerstand auf, sobald er zum Angriff gegen sie vorschritt. Parma, eine alte Gegnerin Cremonas, empfing sofort freudig den Kaiser; er überließ den Bürgern eine benachbarte Burg mit ihrer Besatzung, damit sie besser fortan den Cremonesen Stand zu halten vermöchten. Auch die Mailänder führten, obwohl der Papst das Interdikt ihres Erzbischofs aufgehoben hatte, den Kampf gegen Cremona unverdrossen fort, nahmen Genivolta und andere Burgen und verwüsteten mehr als einmal das Gebiet der feindlichen Nachbarstadt. Es gelang ihnen sogar, den Bischof derselben in ihre Gewalt zu bekommen, dem aber nach einigen Monaten aus der Haft zu entfliehen glückte.

Der Kaiser nahm an den Kämpfen gegen Cremona unmittelbar keinen weiteren Anteil. Am 17. Dezember war er im bischöflichen Sprengel von Reggio und nahm dieses Bistum in seinen besonderen Schutz; es geschah auf Bitten seiner Gemahlin, mit welcher er hier wieder zusammentraf und in der Folge vereinigt blieb. Das Weihnachtsfest feierte er zu Vigheria, das Epiphaniasfest zu Trabacianum, zwei kleinen Orten im Gebiete von Piacenza. Am 10. Januar 1137 lagerte er bei Fontana procca im Gebiete von Reggio, am 21. desselben Monats im Gebiete von Modena und zog darauf gegen Bologna, welches seinen Geboten auch jetzt noch Trotz bot. Der Kaiser schlug ein Lager vor der Stadt auf und ließ eine nahe gelegene Burg, in welcher viele Bolognesen Zuflucht gesucht hatten, sofort angreifen. Der erste Sturm scheiterte, aber der zweite mit verstärkter Mannschaft hatte besseren Erfolg; die Burg wurde genommen, nachdem 300 Bolognesen im Kampfe das Leben eingebüßt hatten. Bald darauf ergab sich Bologna, die Vergeblichkeit längeren Widerstandes erkennend. Der Kaiser zog mit dem Heere dann südlich weiter und feierte Mariä Reinigung (2. Februar) zu St. Casciano am Montone, einem damals bedeutenden Orte, wo Gesandte von Ravenna zu ihm kamen, um ihm die Ergebenheit auch ihrer Stadt zu bezeigen.

Obwohl der Kaiser nicht in Mailand die Krone empfangen, Pavia nicht betreten und in Piacenza den Einzug nur erzwungen hatte, obwohl Cremona noch immer im Widerstande beharrte, konnte er sich doch bereits als Herrn der Lombardei und der Romagna ansehen. Er beschloß jetzt, zur Fortsetzung seines Unternehmens das Heer zu teilen. Herzog Heinrich sollte mit 3000 Rittern nach Tuscien gehen und dort zunächst das kaiserliche Ansehen herstellen; denn die Auflehnung gegen Engelbert war hier so allgemein geworden, daß dieser das Land hatte räumen müssen. Nach der Absicht des Kaisers sollte Herzog Heinrich dann mit dem Papste durch den Kirchenstaat und Kampanien vordringen und erst in Apulien wieder zu ihm stoßen. Mit dem Hauptheere wollte er selbst indessen durch die Marken vorgehen; bei der Ergebenheit der Markgrafen

schien der Weg bis an die Grenzen der Normannen hier kaum große Gefahren mehr zu bieten. So trennten sich Lothar und Heinrich; der letztere überstieg vom Tale des Montone aus auf einer der Hauptstraßen jener Zeit den Apennin und führte seine Scharen in das Mugello; der Kaiser ging zunächst nach Ravenna, wo er von der Geistlichkeit und dem Adel ehrenvoll eingeholt wurde. Nach einem etwas längeren Aufenthalt in dieser Stadt verfolgte er dann seinen Weg durch die Marken, auf welchem er in Wahrheit mehr Hindernisse zu überwinden fand, als er erwartet hatte.

Zuerst stieß das Heer bei einer Felsburg, welche schon früheren Kaisern tapfere Gegenwehr geleistet haben soll, auf Widerstand. Sie wird Lutizan genannt; wahrscheinlich ist Lonzano, unweit von Rimini, damit gemeint. Indessen wurde diese Burg schon beim ersten Sturm genommen. Auch Fano und Sinigaglia ergaben sich nach einigem Sträuben. Weiter rückte der Kaiser gegen Ancona, wurde aber bald inne, daß er hier eine hartnäckigere Gegenwehr zu bestehen haben würde. Als Erzbischof Konrad von Magdeburg und Markgraf Konrad von Meißen den Vortrab des kaiserlichen Heeres heranführten, wurden sie mit Hitze von den wohlgerüsteten Bürgern angegriffen und nur dadurch gerettet, daß der Kaiser ihnen noch rechtzeitig zu Hilfe kam; erst nach großen Verlusten — 2000 der Ihrigen sollen auf dem Platze geblieben sein — zogen sich die Anconitaner in ihre Stadt zurück. Lothar umschloß Ancona darauf von der Land- und Seeseite [1], und nach kurzer Zeit unterwarf sich die Stadt; die Stellung von hundert Lastschiffen mit Kriegsbedarf wurde als Strafe ihr auferlegt.

Im Anfange des April war der Kaiser in Fermo, wo er auch das Osterfest (11. April) feierte. Nach dem Feste rückte er gegen eine benachbarte Burg, welche Firint [2] genannt wird, deren Besatzung sich feindlich erwies, aber alsbald zum Abzug genötigt wurde. Ein Streit, der damals zwischen den Sachsen und Bayern im kaiserlichen Heere ausbrach, und bei dem der Erzbischof Konrad von Magdeburg mit seinen Vasallen von den Bayern überfallen und ausgeplündert wurde, gewann durch den herbeieilenden Markgraf Konrad von Meißen eine für die Bayern üble Wendung; sie wurden auseinandergetrieben und mußten ihre Beute zurückgeben; ein vornehmer Bayer, Nithard mit Namen, verlor bei diesem Handel sein Leben. Spoleto unterwarf sich dem Kaiser, ohne, wie es scheint, einen Widerstand nur versucht zu haben.

Indem der Kaiser darauf den Tronto überschritt, betrat er das von den Normannen besetzte Grenzgebiet, welches die Mark von Teate bildete; es stand unter zwei Grafen Thomas und Matthäus, Vasallen eines in diesen Gegenden sehr mächtigen, dem Könige verwandten Herrn, des Pfalz-

[1] Die Venetianer oder Ravennaten scheinen den Kaiser mit Schiffen unterstützt zu haben.

[2] Der Name ist offenbar entstellt und schwer zu deuten.

grafen Wilhelm. Als der Kaiser am Tronto Hof hielt, erschien Wilhelm selbst mit seinen Vasallen vor ihm, unterwarf sich und leistete den Lehnseid. Auch die Mönche des Kasaurischen Klosters an der Pescara stellten sich ein und erhoben gegen einen gewissen Guido über schwere Bedrückungen Klage. Der Kaiser nötigte Guido zu einem Eid, von weiteren Belästigungen des Klosters abzustehen. Er versprach damals, selbst mit seiner Gemahlin das berühmte Kloster zu besuchen, vermied aber nachher den Umweg und ging auf gerader Straße nach Termoli, wo sich die Herren der Umgegend ihm zu huldigen beeilten.

Ungehindert überschritt Lothar die alten Grenzen Apuliens und rückte bis Castel Pagano vor, nordwestlich von Monte Gargano. Die Einnahme des auf steiler Höhe belegenen Ortes schien überaus schwierig, zumal Roger eine starke Besatzung in die gut befestigte Burg bei der Stadt gelegt hatte. Aber diese Besatzung war bereits zu einer harten Plage der Einwohnerschaft geworden, die Lothar als ihren Befreier begrüßte und ihm sofort die Tore der Stadt öffnete. Auch die Besatzung der Burg mußte sich bald ergeben; der Befehlshaber derselben entkam zu Roger, aber nur um für seine Lässigkeit durch Blendung bestraft zu werden. Der von Lothar eingesetzte Befehlshaber, der Normanne Richard, wurde später von Roger durch Geld gewonnen, ihm wieder die Burg zu überliefern, erfreute sich aber seines Lohnes nicht lange; denn Roger ließ ihn wegen seines früheren Abfalls zum Kaiser in Bälde aufknüpfen.

Von Castel Pagano aus schickte der Kaiser Herzog Konrad gegen die Burg Ragnano vor; sie unterwarf sich, sobald die Deutschen mit Sturmruf anrückten. Unmittelbar darauf zog Konrad gegen den Monte Gargano mit seinem damals durch eine stattliche Burg geschützten Heiligtume. Drei Tage lang hielt Konrad die Burg umlagert; erst am vierten Tage, als der Kaiser nachrückte und sofort zum Angriff schritt, ergab sie sich, und noch an demselben Tage unterwarf sich auch das benachbarte Siponto (8. Mai). Der Kaiser zog den Berg hinauf, um seine Andacht in dem Tempel des hl. Michael, einem der gefeiertesten Wallfahrtsorte jener Zeit, zu verrichten; sein Heer entdeckte indessen einen großen Schatz, welchen der Herzog Simon von Dalmatien im Heiligtum niedergelegt hatte, und der in der Burg und in einer Kapelle am Fuße des Berges versteckt war, und schleppte ihn als gute Beute fort.

Bei Troja, Cannae und Barletta zog der Kaiser mit dem Heer vorbei, ohne die Städte selbst zu betreten. Angriffe der Einwohner wurden abgeschlagen und zahlreiche Gefangene gemacht, die man teils tötete, teils grausam verstümmelte. Dies verbreitete solchen Schrecken, daß die Bürger, als der Kaiser später auf dem Zuge nach Melfi noch einmal in diese Gegend kam, ihre Städte verließen und in die Berge flohen. Das deutsche Heer ging eilend auf Trani los und wurde hier von den Einwohnern jubelnd empfangen. Auch diese Stadt hatte lang und schwer von der Be-

satzung Rogers in einer neben den Mauern errichteten Zwingburg gelitten: gleich bei der Ankunft des deutschen Heeres erhoben sich deshalb die Bürger und zerstörten die Burg. Von den 33 Schiffen, welche Roger zum Entsatz gesandt hatte, wurden acht in den Grund gebohrt, worauf die anderen das Weite suchten. In den letzten Tagen des Mai zog der Kaiser von Trani nach Bari, damals der Hauptstadt Apuliens. Jubelnd wurde er auch hier empfangen; denn die reiche und immer unruhige Bürgerschaft wünschte nichts sehnlicher, als das Joch des Siziliers abzuschütteln. Zur Seite ihrer Stadt hatte Roger seine stärkste Feste gebaut und eine sehr zahlreiche, meist aus Sarazenen bestehende Mannschaft hineingelegt; schon vor der Ankunft des Kaisers hatten die Bürger die Belagerung dieser Burg begonnen und begrüßten nun freudig die Unterstützung des deutschen Heeres bei dem schwierigen Unternehmen.

Man stand unmittelbar vor dem Pfingstfeste (30. Mai), als der Kaiser in Bari einzog; er hatte beschlossen, die Festtage hier zu verweilen. Es waren zugleich Tage frohen Wiedersehens; denn zu gleicher Zeit mit ihm traf sein Tochtermann Herzog Heinrich ein, und auch ihm war inzwischen nicht Geringes gelungen.

Schon im Mugello hatte Herzog Heinrich das Schwert gebrauchen müssen. Der hier mächtige Graf Guido hatte sich gegen den Markgrafen Engelbert wie fast alle Herren Tusciens aufgelehnt, und erst, nachdem Heinrich mehrere seiner Burgen gebrochen, entschloß er sich, zum Gehorsam zurückzukehren, und folgte dann dem deutschen Heere gegen Florenz. Auch in Florenz mußte Heinrich den Gehorsam erst mit bewaffneter Hand erzwingen; nur so gelang es ihm, den vertriebenen Bischof in die Stadt zurückzuführen. Die in der Nähe auf beiden Seiten des Arno belegenen Burgen S. Genesio und Fucecchio wurden darauf überwältigt und der Turm von Cajano, ein Räuberversteck bei Fucecchio, von Grund aus zerstört. Auf einem mühevollen Wege, unter vielen Verlusten zog Heinrich dann gegen das rebellische Lucca und begann gleich nach seiner Ankunft die Stadt zu belagern. Die Bürger schienen zu hartnäckigem Widerstand entschlossen. Aber einige Bischöfe und mit ihnen der heilige Bernhard, der wieder nach Italien geeilt war und das deutsche Heer begleitete, legten sich in das Mittel; die Lucchesen streckten die Waffen und gewannen gegen die Zahlung einer großen Geldbuße Verzeihung. Ihre Unterwerfung wurde durch die Besorgnis beschleunigt, daß die erbitterten Pisaner den Herzog vermögen könnten, Lucca dem Erdboden gleich zu machen. Der Herzog wandte sich darauf südlich: brach auf seinem Wege noch mehrere Burgen und lagerte sich endlich am Ombrone vor Grosseto, welches sich nach kurzer Einschließung unterwarf. Die kaiserliche Autorität war damit in der Markgrafschaft Tuscien hergestellt.

Zu Grosseto stieß Papst Innocenz, der im Anfange des März Pisa ver-

lassen, zu Herzog Heinrich und folgte fortan wie der heilige Bernhard dem deutschen Heere. Man zog gegen Viterbo, wo die Bürgerschaft in Parteien gespalten war und gerade der bisher einflußreichere Teil derselben dem Gegenpapst anhing; diese herrschende Partei hatte bereits das kaiserliche Valentano zerstört[1] und machte Miene, sich jetzt auch den Deutschen zu widersetzen. Aber die Vorstellungen des Papstes brachten die Bürger von Viterbo bald zur Nachgiebigkeit. Über die Buße von 300 Pfund, welche sie zahlen mußten, entspann sich jedoch ein heftiger Streit zwischen dem Papst und dem Herzog; jener beanspruchte sie als Landesherr, dieser als Führer des Heeres und wußte sie sich schließlich zu sichern. Der Papst sah seitdem die Deutschen, obwohl er selbst sie gerufen, mit nicht geringem Mißtrauen an; es wurde ihm deutlich, daß sie nicht nur in seinem, sondern auch im eigenen Interesse die Waffen ergriffen hatten und Herzog Heinrich noch ganz andere Absichten hegte als die Herstellung der Kircheneinheit.

Um Ostern lag das deutsche Heer noch bei Viterbo, von wo es dann seinen Marsch nach Sutri nahm. Der Bischof dieser Stadt, ein Anhänger Anaklets, wurde vertrieben und an seiner Statt ein gewisser Johannes, ein Kaplan des Abts von Fulda, eingesetzt. Man kam beim weiteren Vorrücken in die Nähe Roms, aber umging die Stadt aus Besorgnis, dort durch Einmischung in die inneren Kämpfe der Faktionen zu lange aufgehalten zu werden. Der Tiber wurde überschritten; Albano ergab sich, nachdem die Vorstadt zerstört war, und mit Albano fast die ganze Campagna. Am 6. Mai war man in Anagni und überschritt gleich darauf die Grenzen des Fürstentums Kapua; das vom Sizilier beanspruchte Gebiet war nun auch von Herzog Heinrich betreten. Ohne Widerstand rückte das deutsche Heer bis S. Germano vor, wo ein Lager bezogen wurde. Die Deutschen standen am Fuß des Berges von Monte Cassino.

Widerwärtige Streitigkeiten im Kloster hielten hier längere Zeit den Herzog auf. Vor wenigen Monaten war der Abt Seniorectus gestorben und bei der Wahl seines Nachfolgers eine Spaltung eingetreten. Ein Teil der Mönche hatte Rainald aus Toskana gewählt, der zu Roger und Anaklet hielt; die übrigen einen anderen Rainald, gebürtig aus dem nahen Collemezzo und den Grafen des Marserlandes entstammt, für den sie die Anerkennung des Kaisers zu erwirken suchten. Indessen behauptete sich für den Anfang der Toskaner und meinte, selbst dem anrückenden deutschen Heere mit Hilfe eines gewissen Gregor, den er mit seinen Leuten in Sold genommen, begegnen zu können. Als Innocenz von S. Germano aus Gesandte in die Abtei schickte, um die Unterwerfung der Mönche zu fordern, wurden jene dort von bewaffneten Scharen in die Flucht gejagt, und zugleich verwüsteten die Leute Gregors die Fluren am Garigliano, um Heinrichs Heer ein längeres Verweilen unmöglich zu machen. Der Herzog ließ darauf alle Zugänge zu der Höhe von Monte Cassino sperren,

[1] Zugleich einen andren benachbarten Ort, der Forum imperatoris genannt wird.

doch vergingen elf Tage, ohne daß sich diese Maßregel als erfolgreich bewährte. Um größeren Zeitverlust zu vermeiden, knüpfte der Herzog endlich mit dem Toskaner Unterhandlungen an und versprach ihm, die Abtei zu belassen, wenn er sich dem Kaiser unterwerfe; dieser ging darauf ein und gab überdies dem Herzog einen goldenen Kelch als Geschenk, zugleich Geiseln für die Zahlung einer Summe von 400 Pfund. So wurde zum nicht geringen Ärgernis des Papstes die Sache geordnet, ohne daß seine Autorität gesichert war, und bald wehte von Monte Cassino das kaiserliche Banner.

Der Papst und der Bayernherzog brachen darauf gegen Kapua auf. Der Herzog hatte dieser Stadt eine strenge Züchtigung zugedacht, aber Fürst Robert, welcher dem deutschen Heere folgte, war mehr auf die Erhaltung als das Verderben seiner Hauptstadt, so wenig sie ihm auch Treue bewiesen, bedacht; er zahlte selbst 4000 Pfund, um den Herzog zu befriedigen. Als er unter dem Schutz der deutschen Waffen in sein Land und seine Stadt zurückkehrte, eilte alles ihm zu; denn auch in Kapua war Rogers Herrschaft wenig beliebt gewesen, und die normannischen und longobardischen Herren hatten sich längst gewöhnt, die Partei mit dem Winde zu wechseln. Schnell war Robert wieder Herr in dem ganzen Fürstentum, welches er aus der Hand des Herzogs und des Papstes zurückempfing, um ihnen dann nach Benevent zu folgen.

Am 21. Mai traf das deutsche Heer vor Benevent ein. In der Stadt herrschte der Anhang Anaklets und des Siziliers, geleitet vom Kardinal Crescentius und dem Erzbischof Rossemannus; die entschiedensten Anhänger der Gegenpartei waren vorlängst verjagt und hatten in Neapel ein Asyl gefunden. Sobald die Deutschen ihr Lager hinter dem Berge S. Felice aufgeschlagen, schickte der Papst den Kardinal Gerhard ab, um Unterhandlungen mit den Bürgern anzuknüpfen, und diese Botschaft versprach den besten Erfolg. Aber am folgenden Tage änderte plötzlich der Herzog die Stellung seines Lagers, welches er in die Ebene am Sabbato, der sich bei Benevent in den Calore ergießt, verlegte und fast bis an die Mauern der Stadt vorrückte. Hierüber erschreckt und Verrat fürchtend, entschlossen sich die Beneventaner zu einem Ausfall, an dem sie sich auch durch die erneuten Bemühungen des Kardinals Gerhard um einen gütlichen Ausgleich nicht hindern ließen. Der Herzog trieb aber die Städter ohne Mühe zurück und nahm eine größere Anzahl derselben gefangen. Dieser Mißerfolg brach den Mut der Städter. Schon am folgenden Tage — es war ein Sonntag — erschien eine Gesandtschaft der Bürger vor dem Papst, gelobte ihm Unterwerfung und erwirkte dagegen die Freigebung der Gefangenen.

Inzwischen suchte ein rachedurstender Beneventaner, Jaquintus mit Namen, der damals aus dem Exil heimkehrte, die Deutschen zu überreden, daß die Stadt erstürmt und geplündert werden müßte. Beutelust, vielleicht auch Unzufriedenheit mit dem schonenden Verfahren des Papstes

machte die Deutschen dem Jaquintus willfährig; sie rückten unverweilt gegen das nächstgelegene Tor an und rüsteten sich, da sie es verrammelt fanden, zum Sturme. In größter Bestürzung unterließ der Papst nichts, um den Herzog zu vermögen, das Heer von der Stadt zurückzurufen. Er erreichte seine Absicht, und Benevent entging dadurch einem traurigen Schicksal. Jaquintus aber ließ die Rachgier auch jetzt nicht ruhen. Durch einen Abzugskanal gelang es ihm mit einigen verwegenen Genossen noch an demselben Tage in die Stadt zu dringen und im päpstlichen Palast sich des Kardinals Crescentius zu bemächtigen. Als sie den Kardinal dann durch die Straßen schleppen, um ihn in das Lager des Papstes zu bringen[1], begegnet ihnen Bernard, ein Hofbeamter Anaklets, hoch zu Roß und mit zahlreichem Gefolge. Dennoch wagt Jaquintus, Hand an Bernard zu legen. Es entspinnt sich ein hitziger Kampf, in dem Bernard entkommt, Jaquintus aber eine tötliche Wunde erhält. Seine Rachgier war nicht befriedigt worden, doch war die Stadt dem Gegenpapst und dem Sizilier entrissen. Schon in der folgenden Nacht verließ Erzbischof Rossemannus heimlich die Mauern Benevents. Tags darauf kehrten die Exilierten zurück, und alle Bürger schwuren in die Hand des Kardinals Gerhard Papst Innocenz Gehorsam und Treue. Er selbst betrat die Stadt nicht, legte aber den Bürgern vor seiner Abreise noch ihre Pflichten ans Herz und verhieß seine baldige Rückkehr.

Mit Herzog Heinrich und dem deutschen Heere zog Innocenz am 25. Mai weiter, um den Kaiser noch vor Pfingsten zu erreichen. Nur bei Troja scheint man noch auf Widerstand gestoßen zu sein; denn Herzog Heinrich ließ diese Stadt von seinem Heere plündern. Verwüstungen und Brandschatzungen hatten seinen Weg bezeichnet, aber sein Auftrag war glücklich erfüllt.

Mit außerordentlichem Glanze feierte der Kaiser das Pfingstfest in Bari. In der berühmten Kirche des heiligen Nikolaus hielt der Papst selbst vor dem Kaiser und seinen Fürsten das Hochamt. Während des Gottesdienstes glaubte man zu sehen, wie sich aus der Luft eine goldene Krone senke, über ihr eine Taube schwebe, unter ihr ein Weihrauchfaß dampfe und brennende Kerzen strahlten: man deutete diese Erscheinung auf den Bund der Kirche und des Reichs und ihren gemeinsamen Triumph. In die Festfreuden mischten sich aber auch Trauerklänge. Am Pfingstheiligabend war Erzbischof Bruno von Köln nach kurzer Krankheit gestorben; in der Kirche des heiligen Nikolaus zu Bari fand er seine Ruhestätte. In seine Stelle wurde sogleich Hugo, der Dekan des Kölner Domstifts, eingesetzt, der aber schon nach Monatsfrist Bruno in das Grab folgte[2].

[1] Innocenz schickte den Kardinal Crescentius später in ein Kloster.

[2] Hugo starb am 30. Juni zu Melfi.

Nach dem Pfingstfeste wurde vom Kaiser die Belagerung von Rogers Burg bei der Stadt mit dem größten Eifer angegriffen. Man schlug vor derselben ein Lager auf und berannte die Mauern mit gewaltigen Maschinen. Lange trotzte jedoch die Burg den vereinten Angriffen der Deutschen und der Baresen. Die Besatzung wehrte sich überaus tapfer, und mancher Deutsche fand vor der Burg den Tod; unter anderen fiel hier der Graf Siegfried. Erst als die untergrabenen Mauern zusammenbrachen, gab die Besatzung den Widerstand auf. Bis auf den Grund wurde dann die Burg zerstört, die Mannschaft, größeren Teils aus Sarazenen bestehend, teils niedergemetzelt, teils in das Meer gestürzt. Von den Gefangenen sollen fünfhundert rings um einen ausgebrannten Turm im Kranze aufgeknüpft sein, nur wenigen ließ man das Leben. Die unmenschliche Kriegsführung der Normannen war verrufen, aber die deutsche stand ihr hier an Grausamkeit kaum nach.

Der Fall der großen Feste bei Bari wirkte wie ein Donnerschlag auf die normannische Welt; Rogers Herrschaft schien im tiefsten Grunde erschüttert. „Ganz Italien", sagt ein Beneventaner jener Zeit, „Kalabrien und Sizilien hallten von Siegesfreude wieder und jubelten, dem Rachen des grausamen Tyrannen entrissen zu sein. Die ganze Meeresküste bis nach Tarent wie auch Kalabrien trachtete nur danach, dem Kaiser so bald wie möglich zu huldigen." Roger selbst, der sich nirgends bisher den Deutschen gezeigt hatte und nach seiner Art den günstigen Moment zur Überraschung des siegestrunkenen Feindes abzuwarten schien, verlor jetzt den Mut und suchte ein Abkommen mit dem unaufhaltsam vordringenden Kaiser zu treffen. Er versprach, wenn Lothar seinen Sohn mit Apulien belehnte, große Geldsummen und zugleich die sichersten Bürgschaften für dessen Treue zu geben. Aber der Kaiser wies solche Anerbietungen mit Entschiedenheit zurück; er wollte, wie versichert wird, nicht das christliche Land in der Gewalt eines halben Heiden belassen.

Nach monatlichem Aufenthalt in Bari brach Lothar, vom Papste begleitet, nach Trani auf. Er gedachte, von dort nach Melfi zu ziehen, wohin er zum Peter-und-Paul-Tag die Barone Apuliens beschieden hatte, um über die Zukunft ihres Landes mit ihnen zu beraten. Unerwartet stieß er aber, als er gegen Melfi anrückte, noch einmal auf Widerstand. Vierzig Bewaffnete waren von der Stadt auf Kundschaft ausgeschickt; sie gerieten mit dem deutschen Heere in Streit, und mehrere von ihnen wurden getötet. Kampfgerüstet rückten darauf die Melfitaner zu Hauf gegen das kaiserliche Heer aus, wurden aber mit einem Verlust von mehr als dreihundert Toten zurückgeworfen. Sofort schickte sich nun der Kaiser an, die Stadt zu umschließen. Doch der Mut der Einwohnerschaft brach schnell zusammen. Man öffnete die Tore, und Kaiser und Papst zogen in die Stadt ein, während das deutsche Heer auf den Höhen um die Stadt ein Lager aufschlug.

Die Häupter der Christenheit feierten das Fest der Apostelfürsten (29. Juni), wie sie beabsichtigt hatten, in Melfi. Von den Verhandlungen mit den Baronen, die dort gepflogen, ist nichts bekannt, jedenfalls kam es nicht zur Bestellung eines neuen Herzogs von Apulien, obwohl diese Lothar schon damals in Aussicht gestellt haben soll. Welchen Gang aber auch die Verhandlungen nahmen, es mußte sich bereits in ihnen zeigen, wie wenig Papst und Kaiser ungeachtet der engen Bundesgenossenschaft in ihren Ansichten über die Angelegenheiten Italiens übereinstimmten, welcher Gegensatz zwischen dem Deutschen Reich und der päpstlichen Kurie, zwischen dem kaiserlichen Heer und den römischen Kardinälen bestand.

Wenig später schrieb der Papst an den Abt Peter von Cluny: so habe ihn Gott gesegnet, daß es von Rom bis Bari kaum eine Stadt oder Burg gebe, welche jetzt nicht dem heiligen Petrus und ihm unterworfen sei. Aber so wenig wie vorher Herzog Heinrich sah sich der Kaiser lediglich als einen Dienstmann des Papstes an, dem er mit deutscher Kraft und deutschem Blut Italien zu unterwerfen habe, vielmehr meinte er mit gutem Recht, daß ihm und dem Reiche über die gewonnenen Länder die Verfügung zustehe. Die Mißstimmung des deutschen Heeres gegen den Papst und die Römlinge steigerte sich von Tag zu Tage; man maß es ihnen und dem Erzbischofe von Trier, ihrem unzertrennlichen Genossen, vornehmlich bei, wenn sich trotz des Einbruchs der heißen Jahreszeit die Rückkehr verzögerte, wenn der Krieg nicht zum raschen Abschluß gelangte. Gerade damals im Lager bei Melfi kam die lange verhaltene Wut zu gewaltsamem Ausbruch. Die deutschen Krieger griffen zu den Waffen, um das Blut des Papstes, der Kardinäle und des Trierers zu vergießen. Nur die Dazwischenkunft des alten Kaisers wehrte einer Greueltat ohnegleichen: er warf sich aufs Roß, sprengte unter die Wütenden und unterdrückte durch die Wucht seines persönlichen Ansehens den gefährlichen Aufstand.

Unmittelbar nachher brach Lothar von Melfi auf und verlegte sein Lager in die frischen Gegenden am Lago Pesole, einem kleinen Gebirgssee, der seinen Abfluß zum Brandano hat. Hier an den Grenzen Apuliens und Kalabriens im Gebiet von Potenza, ließen Kaiser und Papst die heißesten Wochen des Sommers vorübergehen. Obwohl in e i n e m Lager, lebten die Häupter der Christenheit doch auch hier keineswegs in Eintracht, und vor allem gaben die Angelegenheiten des Klosters M. Cassino zu neuen Zwistigkeiten Anlaß. Auf den Befehl des Kaisers war der Abt mit einigen Mönchen im Lager erschienen; zum großen Ärgernis des Papstes, welcher die Cassinesen, weil sie dem Gegenpapst noch nicht abgesagt, exkommuniziert hatte. Der Papst verlangte jetzt, daß sich der Abt mit seinen Begleitern von Anaklet in aller Form lossage und ihm selbst nicht nur den Eid des Gehorsams, sondern auch Lehnstreue schwöre. Als sie sich dessen weigerten, drang er auf die Entsetzung des Abts und erhob selbst

gegen den Kaiser wegen des Empfangs der Gebannten bittere Vorwürfe. Aber er brachte es damit nur dahin, daß der Kaiser eingehende Verhandlungen darüber eröffnen ließ, ob die Cassinesen die verlangten Eide zu schwören verpflichtet seien. Diese Verhandlungen zogen sich vom 9. bis 18. Juli hin, da der Papst mit großer Hartnäckigkeit die vollständige Unterwerfung des Klosters beanspruchte, der Kaiser aber die Freiheit der von alters her dem Reiche untergebenen Abtei zu schützen bestrebt war. Die Sache kam endlich dadurch zum Austrag, daß der Papst von der Entsetzung des Abts und dem Eid der Lehnstreue Abstand nahm, dagegen mußten die Cassinesen Anaklet eidlich absagen wie Innocenz und seinen kanonisch gewählten Nachfolgern Gehorsam schwören.

Etwa zu derselben Zeit mit den Cassinesen trafen im deutschen Lager am Lago Pesole Gesandte des Kaisers von Konstantinopel ein. Sie überbrachten Lothar prächtige Geschenke und beglückwünschten ihn wegen der glänzenden Erfolge seiner Waffen. Aber nichts verlautet von einer tatsächlichen Hilfe, welche Konstantinopel ihm zur Fortsetzung des Kampfes und weiterem Vordringen geboten hätte. Und wenn es je die Absicht Lothars gewesen sein sollte, Rogers Macht auch in Kalabrien und Sizilien anzugreifen, so war sie bereits aufgegeben. Seine Blicke richteten sich vielmehr jetzt auf Neapel und Salerno, wo inzwischen die Pisaner, geleitet von dem Abt Wibald von Stablo als kaiserlichen Gesandten und unterstützt von den Genuesen, kräftig den Kampf begonnen hatten.

Etwa im Juni waren nach dem Wunsche des Kaisers die Pisaner mit hundert Schiffen aufgebrochen und vor Neapel erschienen, wo Sergius und die Bürger, längst von Roger umschlossen und hart bedrängt, der Befreiung harrten. Als die pisanische Flotte erschien, gab Roger die Umlagerung Neapels auf und ging nach Salerno zurück, um vor allem diese seine Hauptstadt auf dem Festlande gegen einen feindlichen Angriff zu sichern. Die Pisaner zogen darauf zunächst abermals gegen Amalfi, wo man sich ihnen in Erinnerung der früheren Leiden sogleich unterwarf, ihnen alle Schiffe auslieferte und große Geldsummen zahlte, Ravello und Scala wurden zerstört und die Einwohner fortgeschleppt: in drei Tagen (13.—15. Juli) hatte sich das ganze Gebiet von Amalfi unterworfen. Es war die Absicht des Kaisers, daß nun sogleich mit aller Macht und von allen Seiten die Belagerung von Salerno begonnen werden sollte. Deshalb hatte er vom Lager am Lago Pesole Herzog Heinrich mit tausend Deutschen nach Kampanien entsendet, mit ihnen auch den tapfern Grafen Rainulf, der schon in Apulien zu ihm gekommen war und seine besondere Gunst gewonnen hatte. Aber Herzog Heinrich hatte an einem Engpaß, der durch Rogers Bogenschützen verteidigt war, Widerstand gefunden; erst als ihm die Pisaner 500 Schützen zur Hilfe sandten, gelang es ihm durchzubrechen. Unverzüglich bezog er dann ein Lager vor Salerno, gleichzeitig rückten auch Robert von Kapua und Sergius von Neapel vor die

Stadt, während die hundert Schiffe Pisas mit 80 genuesischen und 300 amalfitanischen Fahrzeugen den Hafen sperrten.

König Roger hatte selbst inzwischen die Stadt verlassen und seinem Kanzler Robert die Verteidigung derselben übertragen. Der Kanzler gebot über etwas mehr als 400 Ritter des königlichen Dienstes, eine Anzahl dienstwilliger Barone und die Kräfte der Bürgerschaft, außerdem 40 Galeeren. Mit Umsicht benutzte er die ihm gebotenen unzulänglichen Hilfsmittel, und die Salernitaner wußten sich mit Heldenmut der Übermacht zu erwehren, die sie bedrängte. Wiederholentlich brachten sie den Belagerern, namentlich den Pisanern, sehr harte Verluste durch Ausfälle bei.

Die Belagerung Salernos hatte am 24. Juli begonnen und wurde besonders von den Pisanern mit rühmlicher Ausdauer und großem Kraftaufwand betrieben; sie bauten einen gewaltigen hölzernen Turm an den Mauern, der sich zum Schrecken der Salernitaner hoch über dieselben erhob. Inzwischen brach auch der Kaiser selbst mit dem Papst und dem Heer nach Salerno auf. Um den 1. August verließen sie den Lago Pesole, nahmen die Straße über Avellino und S. Severino — letztere Burg mußte erst mit Gewalt zur Unterwerfung gezwungen werden — und erschienen nach wenigen Tagen vor Salerno. Jetzt gaben die Einwohner die Hoffnung auf wirksame Verteidigung auf; der Kanzler Rogers riet ihnen selbst zur Übergabe. Schon am folgenden Tage nach des Kaisers Ankunft — wahrscheinlich am 8. August — traten sie mit ihm in Unterhandlung und unterwarfen ihm ihre Stadt; gegen Zahlung einer großen Geldsumme versprach er Schonung derselben und gewährte den 400 Rittern Rogers freien Abzug. Der Kanzler hatte sich schon vorher mit den Baronen, welche für Roger die Waffen ergriffen, in eine feste Burg über der Stadt zurückgezogen.

Die Pisaner waren über den Friedensschluß, der ohne sie zustande gebracht war und nur dem Kaiser Vorteile bot, gewaltig entrüstet. Sie verbrannten den von ihnen errichteten Turm und wollten sogleich nach Hause zurückkehren; nur die Vorstellungen des Papstes hielten sie zurück, ohne jedoch so viel zu erreichen, daß sie noch zur Belagerung jener Feste, in welche sich der Kanzler zurückgezogen, die Hand geboten hätten. Vielmehr traten sie, als Kaiser und Papst bald nach Mariä Himmelfahrt (15. August) Salerno verließen, durch den Kanzler mit König Roger selbst in Verhandlungen und schlossen mit ihm Frieden. Am 19. September kehrten sie mit großer Beute nach ihrer Vaterstadt zurück; ausgezogen als Bundesgenossen des Kaisers und Papstes, kamen sie als Freunde des Siziliers heim. Der Abfall der Stadt, die so wacker für Kirche und Reich gefochten, und welche Bernhard einst als die treueste der treuen gerühmt hatte, schien auf einen völligen Umschwung der Verhältnisse Italiens hinzuweisen.

Lothars Anordnungen in Italien

Von Stadt zu Stadt, von Eroberung zu Eroberung war der Kaiser geeilt; bis zu der Linie, welche im Süden durch Salerno, das Gebiet von Potenza und Bari bezeichnet ist, war ihm ganz Italien mit Ausnahme von Rom und Cremona untertänig geworden. Er hatte sich etwa dieselben Länder, die seine Vorfahren einst für das Reich in Anspruch genommen, aufs neue mit dem Schwerte gewonnen. Er beabsichtigte nicht weiter vorzudringen, aber es kam ihm darauf an, diese Länder jetzt dauernd dem Reiche zu sichern. Doch gerade hier zeigte sich, wie sich die Verhältnisse seit Hildebrands Zeit verändert hatten; der Süden Italiens, einst dem Reich unterworfen, war seither dem römischen Bistum lehnspflichtig geworden, und Papst Innocenz schien nicht gewillt, irgendein Recht des apostolischen Stuhls hier aufzugeben. Dadurch geriet der alte Kaiser in Verwicklungen, die ihm bei seiner Stellung zur Kirche am schärfsten an das Herz greifen mußten und ihn fast unvorbereitet trafen. Zum Kampfe gegen Roger hatte er sich gerüstet, nicht zu Streitigkeiten mit dem Papste, seinem Schützling.

Schon gleich nach der Abreise von Salerno, als Kaiser und Papst miteinander in S. Severino verweilten, gab die Besetzung des Herzogtums Apulien, welche nun dringend wurde, zu heftigen Auftritten zwischen ihnen Anlaß. Sie galten nicht der Person des neuen Herzogs, die sich in dem Grafen Rainulf von selbst darbot. Ein tüchtigerer Mann war nicht zu finden, und er besaß in gleicher Weise die Gunst Lothars und des Papstes; auch hätte sich niemand neben ihm behaupten können. Aber die große Frage war, ob Kaiser oder Papst den neuen Herzog zu belehnen habe, und diese Frage blieb, so heftig sie erörtert wurde, dennoch unentschieden. Die endliche Lösung wurde späterer Zeit vorbehalten, wo die betreffenden Urkunden eingesehen werden könnten, die aber in der Tat auch keinen neuen Aufschluß zu bieten vermochten. Man traf nur eine vorläufige Abkunft in einer gemeinsamen Belehnung, welche die Unklarheit der Verhältnisse erst recht einem jeden zum Bewußtsein bringen mußte. Als Kaiser und Papst gemeinsam die herzogliche Fahne Rainulf übergaben, indem der Kaiser sie am Schaft, der Papst an der Spitze hielt, da mochten die Italiener, welche in Rainulf den besten Schutz gegen den Sizilier sahen, in lauten Jubel ausbrechen; für das deutsche Heer mußte es ein überaus kläglicher Anblick sein, welcher zum Hohn herausforderte, wenn man den Tränen gebieten konnte.

Nach dieser seltsamen Belehnung kehrten Kaiser und Papst nach Benevent zurück und schlugen am 30. August außerhalb der Stadt am Kalore bei der Kirche des heiligen Stephanus ihr Lager auf. Am 1. September ging die Kaiserin in die Stadt, um ihre Andacht in der Hauptkirche zu verrichten und Geschenke den Heiligen darzubringen. Bei Menschengedenken

hatte man keine Kaiserin in der Stadt gesehen und empfing Richinza deshalb mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen; seit Kaiser Heinrich III. im Jahre 1047 vor Benevent erschien, hatte sich, wie man sieht, die Stimmung der Bürgerschaft gründlich geändert[1]. Am 3. September hielt dann der Papst mit großem Glanze seinen Einzug. Am folgenden Tage versammelte er Klerus und Volk. Er gab ihnen bekannt, daß er einem gewissen Gregor das Erzbistum zu übertragen beabsichtige, und befragte sie, ob sie Einwendungen gegen diese Wahl zu erheben hätten; da solche nicht erfolgten, weihte er selbst am nächsten Sonntag (5. September) in Gegenwart des Patriarchen von Aquileja und vieler deutscher Bischöfe den Erwählten. Obwohl Lothar selbst die Stadt nicht betrat und keinerlei Regierungsrechte dort in Anspruch nahm, nötigte er doch auf die Bitten der Bürger und die Fürsprache des Papstes die umwohnenden Barone, lästigen Abgaben, welche sie bisher von den Beneventanern erpreßt, zu entsagen.

Von Benevent aus traf der Kaiser auch Verfügungen, um Rainulf in seinem neuen Herzogtum zu sichern; denn schon war König Roger selbst in Apulien erschienen und suchte die verlorenen Plätze wiederzugewinnen. Der Kaiser überließ deshalb 800 deutsche Ritter dem neuen Herzog, die dann auch sofort unter der Führung seiner Brüder Richard und Alexander in Gegenden vordrangen, welche der Zug des Kaisers nicht berührt hatte. Alexander nahm durch List Acerenza; mit Hilfe der Bürger von Bari und von anderen Städten entsetzten die Brüder das von Roger belagerte Monopoli und gewannen kurz darauf auch Brindisi. So wurden Rainulfs Brüder für den Augenblick des ganzen Apuliens mächtig, während er selbst zunächst noch an der Seite des Kaisers blieb.

Am 9. September verließen Kaiser und Papst Benevent und begaben sich nach Kapua, wo Fürst Robert sich wieder auf kurze Zeit seiner ererbten Herrschaft erfreute. Den Kaiser beschäftigten damals aufs neue lebhaft die Angelegenheiten von M. Cassino; denn der Abt hatte sich, sobald er in sein Kloster zurückgekehrt war, aufs neue in Verbindungen mit dem Sizilier eingelassen, und die Entsetzung des treulosen Mannes schien nun zur Notwendigkeit geworden. Lothar schickte deshalb sogleich einige Ritter in das Kloster, um den Abt zu überwachen, und kam mit dem Papste am 13. September selbst nach S. Germano, wo sie der Abt, obwohl kaum noch ein freier Mann, in feierlicher Prozession empfing.

Schon in der Frühe des anderen Tags stieg die Kaiserin den Berg zum Kloster hinauf; der Kaiser blieb zurück, um sich nach Festessitte — es war Kreuzerhöhung — erst krönen zu lassen, folgte aber noch im Laufe des Tags seiner Gemahlin. Er brachte die kostbarsten Geschenke dem heiligen Benedikt dar, gab aber zugleich seine Absichten gegen den Abt zu erkennen. Auch der Papst, der selbst in S. Germano zurückgeblieben war,

[1] Vgl. Bd. II, S. 361. 362.

doch Bernhard von Clairvaux und einige Kardinäle in die Abtei gesendet hatte, drang jetzt von neuem auf die Entfernung des Abts, war aber sehr unzufrieden, als er vernahm, daß der Kaiser selbst die Untersuchung gegen denselben in die Hand genommen habe. Der Papst bestritt dem Kaiser das Recht dazu, und nachgiebig stellte dieser alsbald anheim, mehrere Kardinäle mit der Untersuchung zu betrauen. Dies geschah, und die Kardinäle erklärten feierlich am 18. September die Absetzung Rainalds; er selbst legte Ring, Stab und die Ordensregel auf die Gebeine des heiligen Benedikt nieder.

Lebhafteren Streit als Rainalds Absetzung rief die Bestellung seines Nachfolgers hervor. Der Papst beanspruchte auch diese als sein Recht; die Mönche beriefen sich dagegen auf die ihnen durch Privilegien verbürgte Wahlfreiheit, und der Kaiser wußte sie in ihren Privilegien zu schützen. Als die Mönche aber dann auf einen Fremden, einen Mann des kaiserlichen Vertrauens, die Wahl zu lenken beschlossen, machte der Papst aufs neue die größten Schwierigkeiten. Damals soll der Kaiser dem apostolischen Vater gedroht haben, daß, wenn er die Wahlfreiheit der Cassinesen antastete, ein unheilbarer Bruch zwischen Kirche und Reich die Folge sein werde. Notgedrungen wich endlich der Papst, und nun ließ der Kaiser sogleich den Abt Wibald von Stablo zu sich bescheiden, auf welchen die Mönche von Anfang an ihre Blicke gerichtet hatten.

Wibald, ein Lothringer von Geburt, hatte als Jüngling im Kloster Vasor an der Maas das Gewand des heiligen Benedikt genommen; durch ungewöhnliche Begabung und große Kenntnisse zog er bald die Aufmerksamkeit auf sich und wurde in die kaiserliche Kanzlei aufgenommen; nach längeren Diensten in derselben war er in einem Alter von dreiunddreißig Jahren im Jahre 1130 zum Abt des großen Klosters Stablo gewählt worden. Dem Kaiser auf seinem zweiten Zuge nach Italien folgend, hatte Wibald wichtige Aufträge mit Geschick durchgeführt, namentlich die pisanische Flotte nach Neapel und Salerno geleitet. Vor kurzem war er auch in M. Cassino gewesen und hatte dort die Stimmung in dem Maße für sich gewonnen, daß sich die Wünsche des Kaisers und der Cassinesen jetzt darin begegneten, ihm die Leitung des großen Mutterklosters zu übergeben. Am 19. September in Wibalds Abwesenheit fand die Wahl statt: schon am folgenden Tage erschien er selbst in der Abtei und wurde vom Kaiser sogleich mit dem Zepter belehnt. Am 21. September stieg Lothar mit dem Erwählten nach S. Germano hinab, um ihn dem Papst zu empfehlen und dessen Bestätigung zu erwirken.

Acht Tage lang hatte der Kaiser am M. Cassino geweilt, und die Cassinesen wußten nicht genug seine Frömmigkeit und seinen Lebenswandel zu rühmen. Der junge Diakon Petrus, ein Mönch des Klosters aus dem Geschlecht des Grafen Tuskulum, der öfters in der Umgebung des Kaisers war und sich seines besonderen Vertrauens rühmte, erzählt in der Chro-

nik des Klosters: „Stets hörte der Kaiser, wenn ich im Lager bei ihm war, schon beim Grauen des Morgens eine Messe für die Verstorbenen, dann eine zweite für sein Heer und zum dritten die gewöhnliche Tagesmesse. Darauf wusch er mit der Kaiserin den Witwen und Waisen die Füße, trocknete sie mit seinen Haaren und küßte sie; alsdann speiste er in eigener Person die Armen. Nach solchen Liebeswerken hörte er zunächst die Klagen über die Bedrängnisse der Kirche an, und erst dann wandte er sich zu den weltlichen Geschäften des Reichs. So lange er aber in unserem Kloster war, ging er alle Nächte durch die Zellen und Wirtschaftsgebäude umher, wie der Abt oder Dekan zu tun pflegen, und untersuchte, ob jeder nach der Regel lebe; in der Frühe besuchte er dann zuerst barfuß alle Kirchen in der Abtei. Immer sah man ihn von Bischöfen und Äbten umgeben, um sich von ihnen Rat zu erholen. Er war der Stab der Blinden, die Speise der Hungrigen, der Trost der Trauernden, die Hoffnung der Gebeugten, und jede einzelne Tugend leuchtete in ihm so stark hervor, daß daneben die anderen kaum noch Raum zu haben schienen. Die Priester ehrte er wie seine Väter, die Kleriker wie seine Herren, die Armen wie seine Kinder und die Witwen wie seine Mütter. Anhaltend im Gebet, ausdauernd in Nachtwachen, opferte er seine Tränen Gott, nicht den Menschen." Obwohl im Kaiserornat, meint Petrus, habe Lothar doch gezeigt, daß er auch die Waffen geistlicher Ritterschaft führe, und besonders preist dieser sein Lobredner, wie er oft vom Morgen bis zum Abend dringenden Geschäften obgelegen, ohne irgend etwas zu genießen, ja sich selbst in der Nacht kaum Ruhe gegönnt habe. Der Diakon Petrus war ein eiteler Mann und ziemlich leichtfertiger Schriftsteller, und manche Züge des von ihm entworfenen Kaiserbildes mögen geflissentlich zu stark gezogen sein, aber im großen wird dasselbe dem alten, dem Grabe zuwankenden Kaiser gleichen.

Von S. Germano brachen Kaiser und Papst, begleitet von Abt Wibald und mehreren Cassinesen, sogleich nach Aquino auf, wo sie eine große Versammlung der Barone Kampaniens erwartete. Hier leisteten Herzog Rainulf, Fürst Robert und die anderen Herren, welche Lehen von M. Cassino trugen, auf den Befehl des Kaisers dem neuen Abte den Lehenseid. Der Kaiser bestätigte am 22. September noch durch ein großes Privilegium alle Besitzungen und Rechte der von Wibald neugewonnenen Abtei und fertigte zugleich für Stablo, welches Wibald nicht aufgab, an demselben Tage eine Urkunde aus.

Keine Frage ist, daß Wibald einen wichtigen Platz in dem Verteidigungssystem einnahm, welches Lothar für diese südlichen Gegenden gewählt hatte. Man gedachte daran, wie hundert Jahre früher Konrad II. den Richer von Altaich zum Abt in Monte Cassino eingesetzt hatte. Was damals jener bayrische Mönch in Gemeinschaft mit Waimar von Salerno und Rainulf von Aversa leisten sollte[1], war jetzt Wibald in Gemeinschaft

[1] Vgl. Bd. II, S. 284.

mit einem andern Rainulf und dem Fürsten Robert von Kapua zur Aufgabe gestellt.

Vor allem aber glaubte Lothar für die Sicherung Italiens dadurch zu sorgen, daß er Herzog Heinrich, seinem Schwiegersohne, eine möglichst ausgedehnte Macht in dem Lande überließ. Herzog Heinrich erscheint in jener Zeit urkundlich als Markgraf von Tuscien, während Engelbert nicht mehr als solcher genannt wird. Die Amtsgewalt in Tuscien muß also vom Markgrafen Engelbert, der später meist in Bayern lebte, aufgegeben und auf den Schwiegersohn des Kaisers übertragen sein. Um dieselbe Zeit scheint auch der Papst auf den Wunsch des Kaisers Herzog Heinrich das Land der Mathilde zu Lehen gegeben zu haben. Im Besitz eines Teils der Estensischen Herrschaft, des Mathildischen Hausguts und der Markgrafschaft Tuscien besaß Heinrich allerdings eine Macht in der Halbinsel des Apennin, mit welcher er selbst dem König von Sizilien gefährlich werden konnte. Es war sicher nicht ohne Zusammenhang mit der Herzog Heinrich angewiesenen Stellung, wenn der Kaiser damals gegen alle Gewohnheit einen bayrischen Bischof, Heinrich von Regensburg, zum Erzkanzler Italiens ernannte.

Nachdem der alte Kaiser diese Anordnungen, um das unterworfene Italien dem Reiche zu sichern, getroffen hatte, trat er den Rückweg an. Die Heimkehr nach Deutschland war ihm zugleich der Gang zum Grabe.

Heimkehr und Ende Lothars

Als Abt Wibald zu Aquino des Kaisers Gast war, sagte dieser über Tische zu ihm, dem Manne seines Vertrauens: „Heute wird es das letztemal sein, daß ich mit dir speise.“ Das Wort war prophetisch, und beide schieden unter trüben Ahnungen. Wibald kehrte nach Monte Cassino zurück, wo er nur wenige ruhige Tage noch verleben sollte; denn schon regte sich Rogers Anhang wieder in der Nähe der Abtei und verdrängte ihn bald ganz aus derselben.

Kaiser und Papst verließen alsbald Aquino und das Gebiet der Normannen. Vereint durchzogen sie die römische Campagna, wo es an willigem Gehorsam gegen Innocenz noch immer fehlte. Als sie nach Palestrina kamen, ließen sie eine benachbarte Burg, ein verrufenes Räubernest, erstürmen und dem Erdboden gleichmachen; hier fand der hessische Graf Giso den Tod und in fremder Erde das Grab. Von Palestrina aus verfolgten sie die Straße nach Tivoli, wo der Graf Ptolemäus von Tuskulum vor dem Kaiser erschien und ihm den Lehenseid leistete; dann ging es weiter nach der Abtei Farfa. Mehrere von Anaklet derselben entzogene Güter wurden ihr zurückgestellt, und ein Ort der Umgegend, der sich widerspenstig zeigte, dem Feuer übergeben; in den Flammen fanden viele

Einwohner den Tod. Es waren die letzten Maßregeln des Kaisers, um die Autorität des Papstes zu befestigen. Nach Rom ihn zurückzuführen, konnte er sich nicht entschließen. Im Vorgefühl des nahen Todes, wollte er sich nicht noch einmal in die traurigen Streitigkeiten des römischen Adels verwickeln, die ihm schon früher qualvolle Tage bereitet hatten. Auch Herzog Heinrich scheint nicht danach gelüstet zu haben, ferner als Vorkämpfer des Papstes aufzutreten.

Zu Farfa trennte sich der Papst vom Kaiser und vom deutschen Heere. Manche in demselben trugen wertvolle Anerkennungen für die der Kirche geleisteten Dienste davon, aber niemand wurde reicher belohnt als der Erzbischof Albero von Trier. Durch eine Bulle vom 1. Oktober 1137 ernannte ihn der Papst zum Legaten des apostolischen Stuhls in Deutschland und bestellte ihn damit zum Nachfolger Adalberts von Mainz, der am 23. Juni dieses Jahres gestorben war; der Trierer zeigte bald, daß er die Legation nicht schlechter auszunutzen wußte als vor ihm der Mainzer Erzbischof. Konrad von Magdeburg, der sich als rüstiger Kriegsmann in Italien bewährt hatte, erhielt auf seine Bitte am 2. Oktober eine Urkunde, welche die Grenzen zwischen dem Magdeburger und dem Meißener Sprengel regelte; von dem alten Missionssprengel Magdeburgs in Pommern und Polen scheint nicht mehr die Rede gewesen zu sein.

Den Kaiser verlangte nicht minder sehnlich als sein Heer nach Deutschland. Er nahm seinen Weg zunächst nach Farfa auf Narni und Amelia — beide Orte mußten erst zum Gehorsam gezwungen werden —, ging dann über den Tiber und zog bei Orvieto vorüber nach Arezzo. Hier starb Bischof Adalbert von Basel und wurde auch hier bestattet. An Epitaphien wird man einst den Rückweg des deutschen Heeres haben verfolgen können. Nach Überschreitung des Arno zog es durch das Mugello nach der Romagna. Im Mugello wurde der Nachtrab von den Bewohnern des Gebirges überfallen; man fing die Vermessenen ein, schnitt ihnen die Nasen ab oder verstümmelte sie auf andere Weise und gab ihnen dann wieder die Freiheit. Es war die letzte Greueltat in diesem Kriege, in dem nur zu viele Opfer der Nachlust und Grausamkeit gebracht waren. Als der Kaiser gegen Ende des Oktober nach Bologna kam, entließ er den größten Teil seines Heeres. Am 6. November war er bereits über den Po gegangen; er befand sich an diesem Tage in Begleitung seiner Gemahlin, der Herzöge Heinrich von Bayern, Konrad von Staufen und Ulrich von Kärnten, des Patriarchen von Aquileja und des Erzbischofs von Magdeburg zu Ceneselli bei Massa. Klagen des Domstifts von Verona, welche hier an ihn gebracht wurden, ließ er durch seine Gemahlin entscheiden. Bis zum Tode krank näherte er sich dem deutschen Boden.

Das Martinsfest (11. November) feierte der Kaiser, obwohl ihn die Kräfte schon mehr und mehr verließen, doch noch mit allem Glanze in Trient. Nur langsam scheint man mit dem Hinsterbenden die Reise haben

fortsetzen zu können. Als man dem Lechthal zuzog, um nach Augsburg zu gelangen, nahte, lange gefürchtet und doch überraschend, die letzte Stunde des Kaisers. Er starb am 3. Dezember in einem schlichten Bauernhause zu Breitenwang auf Tiroler Erde, nahe bei Reutte. Rechts vom Haupteingange der Breitenwanger Kirche sieht man jetzt an der Außenwand derselben eine eiserne Gedenktafel für Lothar eingemauert; sie hat Herzog Leopold Friedrich von Anhalt 1867 im Jahre seines eigenen Regierungsjubiläums gestiftet[1]. Nach alter Überlieferung zeigte man noch bis vor einem Menschenalter ein verfallenes Holzgebäude am Ende des Ortes als den Raum, wo der siegreiche Kaiser seinen letzten Atem ausgehaucht haben sollte. Im Jahre 1836[2] mußte das Gebälk abgetragen werden, und an seiner Stelle steht jetzt ein schlichtes Steinhaus, welches sich durch nichts von anderen des Ortes auszeichnet.

Als ein getreuer Sohn der Kirche, wie er hienieden gelebt hatte, war der Kaiser in das Jenseits hinübergegangen. Die sein Todeslager umstehenden Bischöfe hatten ihn mit den Sterbesakramenten versehen. Auch des Reiches hatte er noch in seinen letzten Augenblicken gedacht. Die Reichsinsignien hat er da seinem Schwiegersohne, dem Herzog von Bayern, übergeben und ihn damit, soviel an ihm, als seinen Nachfolger im Reiche bezeichnet. Ob er ihn mit dem Herzogtum Sachsen, welches ihm lange zugesagt war, noch sterbend belehnt, ist zweifelhaft. Aber keine Frage ist, daß Lothar alles, was er besaß, dem Welfen, dem Gemahl seiner einzigen Tochter, bestimmt hatte. Wenige Tage nach dem Kaiser (20. Dezember) starb in Schwaben einer seiner treuesten Gefährten auf diesem letzten Zuge, der Bischof Meingot von Merseburg; auch er war krank aus Italien heimgekehrt und erreichte die Heimat nicht mehr.

Die zurückgebliebenen deutschen Fürsten hatten sich zu Würzburg versammelt, um den Kaiser festlich zu empfangen. Statt seiner kam die Todesnachricht, und bald zog die Kaiserin mit der Leiche ihres Gemahls durch Ostfranken nach Sachsen, um sie im Kloster Lutter beizusetzen. Hier in seiner eigenen Stiftung auf sächsischem Boden, wurde Lothar am letzten Tage des Jahres 1137 in Gegenwart der Fürsten Sachsens und Thüringens feierlich bestattet; das Totenamt hielt der Bischof Rudolf von Halberstadt.

Zwischen Braunschweig und Helmstedt am Fuße des reichbewaldeten Elms liegt jetzt das Städtchen Königslutter. Von der alten Abtei ist die mit drei Türmen gezierte Kirche noch wohl erhalten, umschattet von uralten, mächtigen Linden: eine dreischiffige Pfeilerbasilika, welche ebenso

[1] Gegenüber auf der linken Seite des Eingangs hat der Kaiser von Österreich im Jahre 1868 eine ähnliche Gedenktafel für Kaiser Maximilian I. anbringen lassen, welche die Verdienste des jagdlustigen Herrn um die dortige Gegend rühmt.

[2] Dieses Jahr gab mir, als ich Breitenwang besuchte, der dortige Dekan und Pfarrer Herr Joseph Schneller an, der sich um die Aufrichtung der erwähnten Gedenktafeln nicht geringe Verdienste erworben hat.

durch ihre Größe wie durch die Vollendung ihrer Formen zu den herrlichsten alten Baudenkmälern Niedersachsens zählt. In der Mitte der Kirche ist das Kaisergrab. Die Platte, welche früher dasselbe bedeckte, ist im Jahre 1708 durch den Einsturz der Kirchendecke zertrümmert worden und durch einen Sarkophag von blauem Marmor, mit den Bildern des Kaisers, seiner Gemahlin und seines welfischen Eidams, ersetzt worden. An dem Pfeiler rechts vom Grabe ließ Abt Johann Fabricius eine steinerne Gedenktafel für den Kaiser mit lateinischer Inschrift anbringen; an dem gegenüberstehenden Pfeiler hängt ein aus dem sechzehnten Jahrhundert stammendes Ölbild, welches den Kaiser in Waffen und in der Krone darstellt. Als man das Grab im Jahre 1618 öffnete, fand man in demselben ein Schwert, einen goldenen Reichsapfel, eine silberne Schale und eine in drei Stücke zerbrochene Bleitafel mit der Inschrift: „Lothar von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, des Reiches Mehrer, regierte 12 Jahre, 3 Monate und 12 Tage, ein in Christo allzeit getreuer, wahrhafter, beständiger, friedfertiger Mann und ein unerschrockener Krieger; er starb am 3. Dezember auf der Heimkehr von Apulien, nach Niederwerfung und Verjagung der Sarazenen."

7. Die Ergebnisse der Regierung Lothars

Lothar hat der Nachwelt einen hochgeachteten Namen hinterlassen. Mißgünstige Stimmen, die gegen den Lebenden laut geworden, verstummten bald, und einhellig hat man nach seinem Tode gepriesen, wie er den inneren Krieg niedergekämpft, den Landfrieden hergestellt, das Ansehen des Reiches nach außen gewahrt und die Eintracht mit der Kirche erhalten habe. Gerade dadurch, daß die nächstfolgende Zeit trübselig war, trat seine Regierung in ein um so helleres Licht.

Welche Ziele Lothar auch in früheren Jahren verfolgt, im Besitze der höchsten Gewalt hat er die Herstellung der deutschen Kaisermacht fest im Auge gehabt. Wie sie einst von Sachsen aus begründet war, so wollte er sie auch von dort aus wieder erneuern, um die Christenheit zu einigen, die Kirche zu schützen, den allgemeinen Frieden durch Recht und Gesetz zu sichern. Das Kaisertum Ottos des Großen in seiner vollen Kraft wieder aufzurichten: in dem Gedanken faßte sich alles zusammen, was ihn als König und Kaiser beschäftigt hat. Dahin zielte es, wenn er den sächsischen Erzbistümern ihre Missionssprengel im Norden und Osten wiederzugewinnen strebte, wenn er den Dänen und Wenden mit den Waffen entgegentrat, wenn er den Polenherzog ihm das Schwert vorzutragen nötigte, wenn er den Landfrieden in den deutschen Ländern durch rücksichtslose Strenge sicherte, jedem selbstherrlichen Gebaren im Reiche — auch dem des hohen Klerus — Einhalt gebot; dahin zielte es nicht minder, wenn er als Schutzherr der römischen Kirche in Italien einschritt, seine Rechte als König Italiens im weitesten Sinne faßte und auf Gegenden ausdehnte, in welchen seit mehr als zwei Menschenaltern die deutsche Herrschaft nicht mehr gefühlt war. Wie bei Otto verbanden sich auch bei Lothar alle Bestrebungen für das Reich auf das engste zugleich mit den Sorgen für das eigene Haus. Dauernd wollte er diesseits und jenseits der Alpen die Macht seines Geschlechts feststellen, dem Gemahl seiner Tochter einen Besitz hinterlassen, der ihn und dessen Nachkommenschaft hoch über jede andere weltliche Gewalt erhöbe.

Lothar selbst hat erfahren, wie schwer die von ihm ergriffene Aufgabe zu lösen war, wie besonders aus den neuen Rechten und Ansprüchen der Römischen Kirche früher ungekannte Schwierigkeiten erwuchsen, aber er mochte hoffen, daß die frische Kraft seines Eidams ein Werk vollenden werde, welches er erst in späteren Jahren hatte beginnen können. Daß in der Stellung, welche er halb freiwillig, halb gezwungen gegen das Papsttum einnahm, indem er sich der idealen Obermacht desselben unterordnete, an sich ein unlösbarer Widerspruch lag gegen sein Streben, das Kaisertum in alter Macht und Herrlichkeit herzustellen, ist ihm schwerlich jemals zum vollen Bewußtsein gekommen.

Wie dem auch sei, der kaiserliche Name stand bei seinem Tode wieder in Ehren; man pries die Erfolge des alten Kaisers; ja schon begann man wieder eine erdrückende Übermacht der deutschen Krone zu fürchten, wenn sie auf das Haupt seines stolzen Schwiegersohnes käme. Solche Befürchtungen waren eitel; denn nur zu bald zeigte sich, daß die Kaisermacht von Lothar nicht so gefestigt war, als es schien. Aber sehr würde man irren, wenn man deshalb meinte, daß nichts in den Kämpfen, Mühen und Sorgen dieses langen, vielbewegten Lebens erreicht, alle seine Spuren schnell verwischt worden seien. Es lohnt sich, im einzelnen zu erwägen, wie viel und wie wenig von dem, was Lothar vollbracht, seinen Tod überdauert und fortgewirkt hat.

Der letzte Zug Lothars nach Italien ist von den Zeitgenossen besonders verherrlicht worden; der Glanz des Kriegsruhmes umleuchtete hell das schon dem Grabe zugeneigte Haupt des greisen Helden, wie die sinkende Sonne die Bergesspitzen noch einmal, ehe das Dunkel einbricht, in rosiges Licht taucht. Die Sage begann Lothars Kämpfe mit den Normannen und Sarazenen zu feiern, nachdem er kaum der Welt entrissen war; sie erzählte, er habe, als er zu Otranto an den letzten Saum des italienischen Landes gekommen, seinen Speer in das Meer geschleudert, wie sie früher Ähnliches von Karl und Otto dem Großen gemeldet hatte. Aber in Wahrheit hat Lothars zweiter Zug über die Alpen keine glänzenden Resultate gehabt. Wenn es die Absichten des Kaisers bei diesem Zuge gewesen waren, die normannische Macht in Italien zu brechen, die letzten Reste des Schismas zu vernichten und seinen Erben dauernd eine gebietende Stellung auch jenseits der Alpen zu sichern, so wurde dies alles mitnichten erreicht, vielmehr nahmen bald die Dinge in Italien eine Wendung, bei welcher der kaiserliche Einfluß dort mehr als je geschädigt wurde.

Noch ehe Lothar den Boden Italiens verlassen, hatte Roger bereits das meiste, was er verloren, wiedergewonnen. Sobald er den Abzug des Kaisers aus Kampanien erfuhr, erschien er vor Salerno, welches ihm ohne Verzug die Tore öffnete, nahm Nozera ein und überfiel Kapua, wo er schonungslos hauste. Sein Auftreten erregte in Benevent und

Neapel die größte Bestürzung. Herzog Sergius traf mit dem Sizilier ein Abkommen und leistete ihm Heeresfolge; auch die Beneventaner sagten aufs neue Innocenz ab und schlossen sich Roger und dem Gegenpapst an. Am 15. Oktober zog der König bei Benevent vorüber nach Monte Serchio, um in Apulien einzudringen. Herzog Rainulf rüstete sich zur Gegenwehr. Die Bürger von Bari, Trani, Troja und Melfi bildeten mit einer Schar von 1500 Rittern das Heer, mit dem er Roger entgegentrat. Vergebens bemühte sich der heilige Bernhard, Blutvergießen zu hindern; am 30. Oktober kam es bei Ragnano unweit Siponto zu einem blutigen Kampf. Der König erlitt eine vollständige Niederlage; dreitausend der Seinigen fielen, unter ihnen auch der Herzog von Neapel. Sofort mußte Roger Apulien räumen. Aber das ganze Kampanien blieb in seiner Gewalt. Der Fürst von Kapua hatte schon aufs neue das Weite gesucht. Am 2. November verließ auch Abt Wibald bei Nacht Monte Cassino; er gab in aller Form seine Stellung auf und überließ den Mönchen, seinen Nachfolger zu bestimmen. Einmütig wählten sie jetzt den früher zurückgedrängten Rainald von Collemezzo, der sich alsbald mit Roger verständigte. Die Verteidigungsmaßregeln, welche Lothar für Kampanien getroffen, hatten sich schon nach wenigen Wochen als völlig unzureichend gezeigt.

Indessen wußte sich in Apulien Herzog Rainulf, von den Seestädten gut unterstützt, seine Stellung zu sichern. Er rückte mit einem Heere sogar gegen Benevent, welches auch nach Rogers Niederlage auf dessen Seite blieb. Am 1. Dezember lagerte Rainulf bei Padula unfern Benevent, doch gelang es ihm nicht, die Stadt zu unterwerfen. Papst Innocenz war inzwischen nach Rom zurückgekehrt. Mit Hilfe der Frangipani konnte er sich jetzt behaupten, das Schisma war bereits im Ersterben, und der heilige Bernhard, noch immer an der Seite des Papstes, war ganz der Mann, der gegnerischen Partei mehr und mehr die Lebenskräfte zu entziehen.

Der Abt von Clairvaux glaubte die Stunde gekommen, wo sich auch Roger für die kirchliche Einheit gewinnen ließe. Er begab sich selbst nach Salerno, um ihn von Anaklet zu trennen. Aber der König verlangte, daß drei Vertreter von jedem der beiden in Rom streitenden Päpste vor ihm erschienen und ihre Anrechte ihm darlegten; dann erst werde er sich darüber entscheiden können, ob er für Anaklet auch ferner einzutreten habe. Die Vertreter beider Päpste erschienen — für Innocenz sein Kanzler Aimerich, der Kardinal Gerhard und der heilige Bernhard selbst; für Anaklet sein Kanzler Matthäus, der gelehrte Kardinal Petrus von Pisa und der Kardinal Gregor —, acht Tage lang dauerten die Verhandlungen, doch auch nach Abschluß derselben verweigerte der Sizilier eine bestimmte Erklärung. Er beabsichtigte, sich zum nahen Weihnachtsfeste nach Palermo zu begeben: dort, meinte er, müsse er erst die Bischöfe Siziliens über die Sache hören, und verlangte deshalb, daß ihm je ein Kardinal beider

Obedienzen folge. So geschah es; aber auch in Palermo verzögerte sich die Entscheidung, und ehe sie noch getroffen war, starb unerwartet am 25. Januar 1138 der Gegenpapst selbst in Rom.

Die Pierleoni schwankten, ob sie im Schisma weiter beharren sollten, und verlangten von Roger Anweisung, ob ein neuer Gegenpapst aufzuwerfen sei. Der Sizilier ermutigte sie dazu, und in der Mitte des März erhoben die schismatischen Kardinäle aus ihrer Mitte den Kardinal Gregor auf den päpstlichen Stuhl, dem sie den Namen Victor IV. beilegten. Aber in der Stadt selbst wollte man von einem neuen Gegenpapste nichts wissen. Mehr als früher die deutschen Heere wirkten jetzt der Eifer und die Beredsamkeit des Abtes von Clairvaux. Bernhard brachte es dahin, daß selbst die Pierleoni nach kurzer Zeit den Widerstand aufgaben, ihr Erwählter die päpstlichen Insignien ablegte und sich Innocenz unterwarf; ihm folgte der ganze schismatische Klerus. Ganz Rom huldigte wieder e i n e m Bischof; die ganze abendländische Kirche stand wieder unter e i n e m Oberhaupte. Es war am 29. Mai 1138, acht Tage nach Pfingsten, daß so das achtjährige Schisma ein Ende nahm. Der heilige Bernhard, wie er sich zuerst für Innocenz erhoben, hat ihm auch zuletzt den Sieg gesichert. So wichtig es war, daß sich der deutsche König gegen die Pierleoni erklärt hatte, der eigentliche Überwältiger des Schismas war doch nicht er, sondern der französische Mönch, der nun, als Retter der Kirche mit Recht hoch gefeiert, in die Stille seines Klosters zurückkehrte.

Selbst der Sizilier mußte Innocenz jetzt in seiner geistlichen Würde anerkennen, aber daran fehlte viel, daß er deshalb auch sogleich seinen Frieden mit ihm gemacht hätte. Im Sommer 1138 erschien er abermals mit seinem Heere auf dem Festlande; abermals griff er Apulien an, wurde aber von Herzog Rainulf zurückgewiesen, der ihm bei seinem Rückzuge bis nach Kampanien folgte. Der Papst selbst wollte Rainulf damals mit einem Heere zuziehen, erkrankte jedoch zu Albano und mußte das Unternehmen aufgeben. Um einzelne Burgen in Kampanien und im Beneventanischen hat sich dann der Kampf bis in den Winter gedreht; einer offenen Feldschlacht wußte der König diesmal auszuweichen. Als Roger nach Sizilien heimkehrte, war Rainulfs Macht in Apulien ungebrochen, in Kampanien begann man den Herzog zu fürchten, und die Autorität des Papstes stand ihm zur Seite.

Am 4. April 1139 hielt Innocenz eine große Synode in Rom, auf welcher er die Ordinationen des Anaklet und seines Nachfolgers für nichtig erklärte und König Roger mit allen seinen Anhängern aufs neue mit dem Banne belegte. Der Papst mochte sich durch seine und Rainulfs Erfolge ermutigt fühlen. Aber gleich darauf traf ihn ein furchtbarer Schlag. Am 30. April starb Herzog Rainulf zu Troja im kräftigsten Alter an einem hitzigen Fieber. Er hinterließ das Andenken eines unüberwindlichen Kriegsmannes, und selbst alte Widersacher sollen sein Ende betrauert haben.

Nie hat es aber für den König von Sizilien eine freudigere Nachricht gegeben als die vom Tode seines Schwestermannes. Am 25. Mai verließ er Palermo, eilte nach Salerno und fiel dann unverzüglich mit Heeresmacht in die Capitanata ein, während sein Sohn Roger die Seestädte Apuliens angriff. Mit Ausnahme von Bari, Troja, Ariano und einigen kleineren Plätzen war bald die ganze Capitanata und ganz Apulien in seiner Gewalt.

Inzwischen hatte aber der Papst selbst gegen den Sizilier die Waffen ergriffen. Begleitet von dem vertriebenen Fürsten von Kapua und Richard von Rupecanina, einem Bruder Rainulfs, brach er in Kampanien ein; es folgte ihm ein Heer von tausend Rittern und zahlreichem Fußvolk. Als er nach S. Germano kam, begegneten ihm Boten des Siziliers, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Der Papst wies sie nicht zurück, verlangte jedoch persönliche Unterhandlungen mit dem Könige. Roger kam in der Tat mit seinem Sohne und kriegerischem Gefolge nach S. Germano; acht Tage wurde hier verhandelt, ohne jedoch eine Einigung zu erreichen. Sie scheiterte vornehmlich daran, daß der Papst die Herstellung des Fürsten von Kapua beanspruchte, in welche Roger unter keiner Bedingung willigen wollte. Die Unterhandlungen wurden endlich abgebrochen, und der König verließ S. Germano; er wandte sich in die Berge, wo er seine ganze Streitmacht sammelte, um, wie er vorgab, einige Burgen der Borelli zu belagern. Das Heer des Papstes aber war unvorsichtig genug, sich auf der Straße nach Kapua in gelöster Ordnung weiter vorzuwagen. Man legte Feuer in einige Orte bei S. Germano; die Burg Gallucio wurde eingenommen und vom Papst besetzt. Da vernahm man, daß der König plötzlich mit stattlicher Macht in die Gegend von S. Germano zurückgekehrt sei und in der Nähe bei Mignano lagere. Diese Nachricht versetzte den Papst und die Seinen in die größte Bestürzung; nur darauf waren sie noch bedacht, wie sie schleunigst den Rückzug antreten könnten. Aber kaum waren sie aufgebrochen, so überfiel sie aus einem Hinterhalt der jüngere Roger mit tausend Rittern. Robert von Kapua, Richard von Rupecanina und die meisten Römer entflohen; viele fanden den Tod in den Wellen des nahen Flusses; andre gerieten in Gefangenschaft, unter ihnen der Papst selbst, sein Kanzler Aimerich und mehrere Kardinäle. Sie wurden zu dem König nach Mignano geführt, der von den Gefangenen nun den Frieden erzwingen konnte.

Es war am 22. Juli 1139, als der Papst so in die Hand seines alten Widersachers fiel. Drei Tage darauf wurde der Friede im Lager von Mignano geschlossen, in welchem der Papst dem Sizilier, wie dieser forderte, ganz Kampanien vom oberen Liris an überließ. Der Papst stellte ihm überdies eine Urkunde aus, welche im wesentlichen die Zugeständnisse des Anaklet wiederholt, doch in einer Form, welche mit Verleugnung der unzweifelhaftesten Tatsachen glauben machen soll, daß jene

Zugeständnisse nicht vom Gegenpapste, sondern bereits von Honorius II. herrührten; die Verhältnisse Neapels und Benevents wurden in der Urkunde nicht besonders berührt. Darauf erschien der König mit seinen beiden Söhnen Roger und Alfons vor dem Papste; sie fielen ihm zu Füßen, erhielten die Absolution und leisteten ihm den üblichen Lehenseid. Mit drei Fahnen verlieh der Papst dem älteren Roger das Königreich Sizilien, das Herzogtum Apulien und das Fürstentum Kapua; Apulien hatte der König bereits seinem ersten Sohne Roger, Kapua dem zweiten Alfons überlassen. Der Papst hielt dann ein feierliches Hochamt — es war das Fest des heiligen Jakobus — und pries den Frieden, dem er Bestand wünschte; mehr noch als er verlangte man danach in den vom Kriege schwer heimgesuchten Gegenden Süditaliens.

Vereint zogen der Papst und der König nach Benevent, um auch dort die Verhältnisse zu ordnen. Die letzten Schismatiker mußten aus der Stadt weichen; als seinen Statthalter setzte der Papst den römischen Subdiakon Johannes ein. In Benevent empfing der König eine Gesandtschaft Neapels, welche ihm die völlige Unterwerfung der Republik anzeigte. Die Stadt, welche durch so viele Jahrhunderte ihre Selbständigkeit bewahrt hatte, wurde nun mit ihrem Gebiete ein Teil des Normannenreiches. Dann brach Roger von Benevent auf, um auch den letzten Widerstand in Apulien zu brechen. Troja wagte keine Gegenwehr weiter gegen den Sizilier; auf seinen Befehl grub man sogar die Leiche des tapferen Rainulf aus dem geweihten Grabe aus. Um so hartnäckigeren Widerstand leisteten auch jetzt noch die Bürger von Bari, obschon sie der Papst selbst zur Unterwerfung aufforderte. Unter Führung eines gewissen Jaquintus verteidigte sich die Stadt fast zwei Monate gegen den König; erst im Anfange des Oktober fiel sie, und an Jaquintus und seinen Anhängern übte dann Roger die grausamste Rache.

Nach Salerno zurückgekehrt, hielt der König über alle seine Widersacher strenges Gericht und ließ die gefährlichsten derselben nach Palermo bringen; auch er selbst ging im Anfange des November nach seiner sizilischen Hauptstadt zurück. Er hatte den ganzen Süden Italiens bis an das römische Gebiet sich unterworfen, Länder unter seinem Zepter vereinigt, welche seit den Zeiten der Goten und Langobarden auseinandergerissen waren. Was er durch Gewalt gewonnen, suchte er fortan durch die Strenge des Gesetzes zu erhalten und zu verbinden. E i n scharfer und strenger Wille erhielt fortan den Frieden in Gegenden, welche seit Jahrhunderten unter der stetigen Befehdung kleiner rivalisierender Mächte Unsägliches gelitten hatten. „Jetzt ruhte", wie ein Mann jener Zeit sagt, „schweigend das Land vor Rogers Angesicht." Das große Normannenreich im Süden war geschaffen, und zwei Jahre nach Lothars Tode war hier alles vereitelt, was er mit seinem letzten Zuge nach Italien zu erreichen gehofft hatte.

Wir wissen, wie Lothars Stellung zum großen Teile auf seine engen Beziehungen zur römischen Kurie beruht hatte. Aber seitdem der Papst seinen Frieden mit dem Sizilier gemacht, mußte auch Roms Verhältnis zur deutschen Krone ein andres werden. Ob sich der Sizilier als Lehensmann des Papstes bekannte, in Wahrheit stand doch der römische Bischof in einer Abhängigkeit von seinem mächtigen Vasallen, und so lange er willig dieses Verhältnis ertrug, bedurfte er kaum noch des Schutzvogtes jenseits der Alpen. Innocenz war aber gewillt, den Frieden, der ihm abgezwungen war, unter allen Umständen zu halten. Als er nach längerem Aufenthalt in Benevent zu Anfang des Oktober 1139 wieder in Rom eintraf, fehlte es nicht an solchen, die ihm begreiflich zu machen suchten, daß ihn jener erzwungene Friede zu nichts verpflichte; dennoch erklärte er sich bestimmt für die Aufrechterhaltung des Vertrages. Der Sizilier selbst prüfte im nächsten Jahre hart des Papstes Gesinnung, als er seinen Söhnen Auftrag gab, die Gegenden in den Abruzzen zu besetzen, und die normannischen Heere bis an den oberen Liris rückten. Der König kam damals selbst nach S. Germano und wünschte eine neue Zusammenkunft mit dem Papste, aber dieser entzog sich derselben und verlangte einzig und allein die Achtung seines Gebietes; Roger entließ darauf das Heer, um den Papst zu beruhigen. Aufs neue wurde dieser nicht viel später in Aufregung versetzt, als er vernahm, daß Roger die Einführung seiner neuen, nicht vollwichtigen Silbermünzen auch in Benevent verlangte. Er beschwerte sich darüber, aber hat mit seinen Beschwerden unsres Wissens wenig erreicht.

Es war Innocenz genug, daß er nach so vielen Irrfahrten und Kämpfen wieder ruhig in Rom residieren und die Verhältnisse der Stadt und ihres Gebietes ordnen konnte. Die Römer boten ihm damals die Hand, um das widerspenstige Tivoli zu bezwingen, gerieten aber in den gewaltigsten Zorn, als er dann ohne sie mit den Tivolesen ein Abkommen traf, welches jeden Vorteil für die römische Kommmune ausschloß. So entstanden in der Stadt Wirren, welche noch die letzten Tage des Papstes trübten, und welche auch seinen Nachfolgern die schwersten Kämpfe bereiteten, in denen sie weder bei Sizilien noch bei den deutschen Königen eine so bereitwillige Hilfe fanden, wie Lothar der bedrängten Kurie geleistet hatte.

Von allem, was den alten Kaiser in Italien beschäftigt, hat kaum anderes merklich nachgewirkt als sein Lehensgesetz und seine Bemühungen, das große Hausgut Mathildens in die Hand der Welfen zu bringen. Bei weitem mehr hat Lothars Regiment die spätere Entwicklung der deutschen Verhältnisse beeinflußt.

Über dreißig Jahre hat Sachsen unter der Herrschaft Lothars gestanden. Die im Investiturstreite aufgelöste Ordnung des Landes hat er

erst als Herzog, dann als König und Kaiser hergestellt; denn auch in der Krone blieb er immer noch in vollem Sinne der Sachsenherzog. Seit den Tagen Heinrichs und Ottos I. hatte das sächsische Herzogtum nie wieder eine ähnliche Macht erreicht wie unter dem Supplinburger. Nicht allein auf die inneren Zustände wirkte dies, sondern nicht minder nach außen. Die gebietende Haltung, welche Lothar in seinen letzten Lebensjahren gegen Dänemark, Polen und Böhmen einnahm, beruhte doch vor allem auf der Kraft, welche er aus dem sächsischen Herzogtum schöpfte. Wie weit er auch nach dem Süden vordrang, am festesten waren seine Blicke doch immer nach dem Norden gerichtet. Es ist bezeichnend, daß er sich seine Ruhestätte weiter nach dem Norden wählte als irgendeiner seiner Vorgänger. Die nördlichsten unserer Kaisergräber sind die Lothars und seines Urenkels Ottos IV.

An nicht Geringeres hat, wie wir wissen, Lothar gedacht, als die Herrschaft der Sachsen in demselben Umfange herzustellen, den sie unter Otto dem Großen gewonnen hatte. Es stand damit im Zusammenhange, daß er den sächsischen Erzbistümern ihre alten Missionssprengel wiederzugewinnen bemüht war. Eine so umfassende kirchliche Restauration war nicht an der Zeit und konnte nicht glücken, aber ganz ohne Erfolg sind die Bestrebungen Lothars im Norden keineswegs gewesen. Wenn die Wendenvölker, seit mehr als einem Jahrhundert der Christenheit und dem Deutschen Reiche entfremdet, bald wieder in den Verband der deutschen Kirche gezogen und der deutschen Herrschaft unterworfen wurden, so war das zum nicht geringen Teil Lothars Verdienst. Wiederholentlich hat er als Herzog und König selbst das Schwert gegen die Wendenstämme gezogen und dem sächsischen Namen bei ihnen mehr Achtung verschafft, als er seit geraumer Zeit besessen; aber auch an den Eroberungen Albrechts des Bären jenseits der Elbe wie an den Missionsbestrebungen Ottos von Bamberg und der Männer von Neumünster hat er Anteil genommen, und so faßt sich zuletzt doch alles, wodurch in dieser Zeit die Christianisierung und Germanisierung des Wendenlandes angebahnt wurde, in seiner Person zusammen.

Noch einmal muß hier Ottos von Bamberg und seiner Missionsarbeit gedacht werden.

Mit den in Pommern gestifteten Gemeinden war der Bischof nach seiner Rückkehr von der ersten Reise in Verbindung geblieben, aber nur zu bald hatte er von dort die übelsten Nachrichten erhalten. Die Götzenpriester hatten auf das Volk den alten Einfluß wiedergewonnen und benutzten ihn, um Ottos Stiftungen zu vernichten oder doch zu gefährden; bald lagen die Adalbertskirchen in Stettin und Julin in Trümmern. Mit der kirchlichen Reaktion ging die politische Hand in Hand. Im ganzen Lande regte sich eine lebhafte Opposition gegen die polnische Herrschaft; man entzog sich nicht nur den gegen Herzog Boleslaw ein-

gegangenen Verpflichtungen, sondern setzte auch die alten Burgen wieder in Stand, um ihm begegnen zu können, ja man scheute sich nicht, sein eigenes Gebiet anzugreifen. Der Pommernherzog Wratislaw sah sich in diese Bewegung wider seinen Willen hineingerissen, und seine Lage wurde eine sehr bedenkliche, als zu derselben Zeit, wo ihn Polen mit einem Kriege bedrohte, auch seine Besitzungen am linken Oderufer von den heidnischen Liutizen angegriffen wurden, während ihm Stettin und Julin wegen seiner christenfreundlichen Gesinnung den Gehorsam verweigerten. In solcher Bedrängnis verlangte er Ottos Hilfe, und der Bischof entschloß sich, trotz seines Alters noch einmal die Beschwerden der langen Reise auf sich zu nehmen, um Pommerns Herzog und der gefährdeten Mission am baltischen Meere beizustehen. Nicht nur die Erlaubnis des Papstes holte er zu der neuen Reise ein, sondern auch König Lothars, dessen Oberhoheit der Pommernherzog damals anerkannt zu haben scheint. Lothar begünstigte auf alle Weise Ottos Unternehmen, welches seinen eigenen Plänen im Wendenlande förderlich war.

Es lag in den feindlichen Verhältnissen, welche zur Zeit zwischen Pommern und Polen bestanden, wenn Otto diesmal seinen Weg nicht durch Boleslaws Land nahm und auf die Unterstützung verzichtete, welche er dort früher gefunden hatte. Von Sachsen aus wollte er den Durchgang zu jenen dem Pommernherzog unterworfenen Ländern am linken Oderufer gewinnen, welche er auf der ersten Reise noch nicht betreten hatte; hier sollte ihn Wratislaw erwarten und dann weiter geleiten. Die ganzen Kosten der Reiseausrüstung übernahm der Bischof selbst; zu seiner Begleitung hatte er sich den Priester Udalrich von der Aegidienkirche und einige andere Priester und Kleriker erwählt.

Am grünen Donnerstag (31. März) 1127 brach Otto gleich nach der Messe von Bamberg auf und gelangte bis Graitz, einem Hofe der Bamberger Kirche, wo er das Fest des folgenden Tages beging; dann eilte er sofort nach Kirchberg bei Jena, um hier Ostern zu halten. Am Ostermontag ging er nach Rainersdorf an der Unstrut, wo er vor kurzem eine Abtei nach den Kluniazenser Ordnungen eingerichtet hatte, und weihte am andern Tage die neuerbaute Kirche. Die nächsten Tage brachte er auf den Besitzungen der Bamberger Kirche in Scheidungen und Mücheln zu, große Reisevorräte beschaffend, welche er dann auf der Saale zu Halle verladen ließ, um sie zu Schiff nach Havelberg zu bringen; auch kostbare Geschenke wurden zu Halle eingekauft, wie er sie schon auf der ersten Reise mit sich geführt und mit großem Vorteil verwendet hatte. Auf der weiteren Reise berührte er auch Magdeburg, wo er von Erzbischof Norbert zwar mit den größten Ehren aufgenommen wurde, aber doch bald erkennen mußte, wie wenig dieser einer fremden Missionstätigkeit im Osten neben der eigenen gewogen war. Norbert ließ nichts unversucht, um den Bamberger von der Reise abzubringen, doch waren

alle seine Bemühungen vergeblich; schon am Tage nach seiner Ankunft setzte Otto die Reise wieder nach Havelberg fort.

In Havelberg, wo fast alle christlichen Ordnungen untergegangen waren, feierte man gerade das Fest des Götzen Gerovit. Der Bischof scheute sich deshalb, die Stadt zu betreten, und ließ Wirikind, in dessen Gewalt der Ort war, zu sich vor das Tor bescheiden. Als dieser kam, machte der Bischof ihm Vorwürfe, daß er als Christ solche Greuel dulde. Wirikind, der bereits vorher auf einem Tage zu Merseburg in Gegenwart Lothars dem Bischofe sicheres Geleit durch sein Gebiet versprochen hatte, entschuldigte die heidnischen Bräuche des Volkes und den Abfall desselben von Christus mit der Härte Norberts, unter dessen beschwerliches Joch man sich durchaus nicht beugen wolle; wenn aber Otto in seiner Milde dem Volke Vorstellungen machen wolle, meinte Wirikind, werde dasselbe sich willig fügen. In der Tat predigte Otto darauf vor dem Tore dem Volke und brachte es mindestens dahin, daß man das heidnische Fest abzustellen versprach. Der Bischof beschenkte Wirikind und dessen Gemahlin reichlich, erstand noch mehrere Reisebedürfnisse und vor allem dreißig Lastwagen, da er seine Vorräte nun zu Lande fortschaffen mußte. Weiteres Geleit, welches er von Wirikind beanspruchte, verweigerte dieser, da der Weg alsbald durch das Gebiet ihm feindlicher Stämme führe.

So zogen die Bamberger auf eigene Gefahr weiter. Zunächst kamen sie an einen dichten Wald, nach fünf Tagen dann an einen großen See, die Müritz. Das anwohnende Volk zeigte heißes Verlangen, die Taufe zu empfangen, aber Otto glaubte, sie an den Magdeburger Erzbischof verweisen zu müssen, zu dessen Missionssprengel die Gegend gehörte. Doch von Norbert wollten die Müritzer nichts hören und beruhigten sich nur, als Otto später zu ihnen zurückzukehren versprach, wenn der Papst und ihr Erzbischof es ihm verstatten würden. Ohne Gefährdung gelangte Otto weiter bis nach Demmin, der ersten Burg Herzog Wratislaws gegen das Liutizenland; hier wollten der Bischof und der Herzog zusammentreffen.

Demmin war gerade damals durch einen Angriff der Liutizen bedroht, und der Bischof kam mitten in das Kriegsgetümmel hinein. Dennoch fand er bei den Demminern freundliche Aufnahme; nicht minder bei dem Herzoge, der nach zwei Tagen sich einstellte. Unverzüglich unternahm Wratislaw einen verheerenden Streifzug durch das Liutizenland, kehrte aber schon in wenigen Tagen nach Demmin zurück und geleitete nun den Bischof mit großen Ehren nach Usedom. Um auch das Gepäck desselben auf der Peene dorthin zu schaffen, bedurfte es dreier Tage.

Zu Usedom war der Boden für das Christentum schon vorher durch einige Priester bereitet worden, welche Otto auf seiner ersten Reise in Pommern zurückgelassen hatte. Er begegnete daher keinem Widerstand in der Stadt und hielt sich dort längere Zeit auf. Zur Pfingstzeit (22. Mai)

berief der Pommernherzog hierher auch die Häuptlinge aus den benachbarten Städten. Er empfahl ihnen Otto, den man mit allen Ehren aufnehmen müsse; denn er sei ein Abgesandter des Papstes und König Lothars und stehe bei allen Fürsten des deutschen Reichs in hohem Ansehen; geschähe dem Bischofe irgendein Leid, so würde Lothar mit Heeresmacht in Pommern einfallen und alles zugrunde richten. Der Herzog forderte zugleich die Häuptlinge auf, das Christentum anzunehmen, und diese entschlossen sich auch alsobald zur Taufe.

Otto schickte darauf je zwei von seinen Priestern zur Predigt in die benachbarten Orte. Nach der reichen Handelsstadt Wolgast gingen die Priester Udalrich und Albwin, denen er selbst mit dem Herzog unmittelbar folgen wollte. Jene Priester fanden aber zuerst die Stimmung in Wolgast so feindlich, daß sie sich verbergen zu müssen glaubten; erst als am andren Tage der Herzog und der Bischof erschienen, gewann der dem Christentum geneigte Teil der Einwohnerschaft die Oberhand. Acht Tage lang predigte und taufte nun Otto zu Wolgast und brachte es dahin, daß die Heidentempel zerstört und der Grund zu einer Kirche gelegt wurde, zu deren Dienst er einen seiner Priester zurückließ. Der Herzog trennte sich darauf vom Bischofe, der sich zunächst nach Gützkow begab. Hier hatten die Einwohner erst vor kurzem einen sehr stattlichen Götzentempel errichtet. Sie wünschten, ihn erhalten zu sehen, und wären es zufrieden gewesen, wenn man ihn in ein christliches Gotteshaus verwandelt hätte. Aber Otto bestand darauf, daß das Gebäude abgebrochen und die Götzenbilder verbrannt wurden. Die ganze Einwohnerschaft empfing dann die Taufe, und es wurde sogleich mit dem Bau einer Kirche begonnen. Als Sanktuarium und Altar fertig waren, erfolgte die Einweihung, zu deren Feier der Befehlshaber in der Stadt, der bereits in Demmin getauft war, alle seine christlichen und heidnischen Gefangenen freigab. Damals kamen zu Otto Boten von Mücheln und Scheidungen, welche ihm Gold, Silber, kostbare Gewande und manche Reisebedürfnisse nach seinem Auftrage von dort zuführten; mit ihnen erschienen auch Gesandte des Markgrafen Albrecht und der sächsischen Fürsten, welche erforschen sollten, ob der Bischof nicht ihrer Unterstützung bedürfe. Unfraglich hingen Albrechts und der Sachsen Besorgnisse mit einem wichtigen Geschäft zusammen, welchem sich der Bischof in der nächsten Zeit zu unterziehen hatte.

Gewaltige Furcht herrschte in ganz Pommern, da der Polenherzog mit großer Heeresmacht bereits an und über die Grenzen des Landes gerückt war. Herzog Wratislaw und alle pommerschen Herren wandten sich deshalb mit den dringendsten Bitten an Otto, das drohende Unwetter abzuwehren. Sie baten nicht umsonst; der Bischof entschloß sich, während er den Priester Udalrich in Usedom zurückließ, selbst in das Lager des Polenherzogs, seines Freundes, zu gehen. Mit einigen Begleitern und mit Gesandten der Pommern machte er sich auf den Weg; sein ganzes Gepäck

ließ er bei Udalrich in Usedom zurück. Otto fand den Polenherzog über die Bundbrüchigkeit Herzog Wratislaws und der Pommern gewaltig entrüstet; bitter beschwerte er sich zugleich über den Rückfall in das Heidentum, wie er namentlich in Stettin eingetreten war. Der Bischof suchte dagegen Wratislaw zu entschuldigen und berichtete über die neuen Erfolge der Mission, die besonders durch Wratislaw ermöglicht seien; er erklärte, daß er selbst Willens sei, jedes Schicksal mit dem Pommernherzoge und dem Pommernlande zu teilen. Boleslaw wurde dadurch milder gestimmt und äußerte endlich: um des Bischofs willen wolle er tun, was selbst König Lothar nie von ihm erreicht haben würde; wenn der Herzog persönlich vor ihm erscheine und ihn um Verzeihung bitte, werde er vom Kriege abstehen und sich bei dem früheren Vertrag beruhigen. Der Pommernherzog selbst wurde nun beschieden und erschien in Begleitung des Priesters Udalrich. Zwei Tage wurde dann noch vergeblich verhandelt, aber am dritten drang die versöhnliche Stimmung durch. Die Herzöge küßten sich und erneuerten den alten Vertrag im Angesicht ihrer Getreuen; dann zog der Pole mit seinem Heere von der Grenze ab. Die Herstellung des Friedens war Ottos Werk, der darauf mit dem Pommernherzog nach Usedom zurückging; erst jetzt, nachdem alle Gefahr beseitigt, kehrten die Gesandten der sächsischen Fürsten in die Heimat zurück.

Otto blieb; denn er war noch auf die weitere Ausdehnung der Mission bedacht. Über das Haff hin wohnte an der Ucker bis zu ihrer Mündung der trotzige Stamm der Uckraner. Je hartnäckiger dieser bisher dem Christentume widerstrebt hatte, destomehr verlangte Otto, auch ihn zu besuchen. Der Herzog suchte vergebens ihn zurückzuhalten. Als aber Udalrich, welcher dem Bischof den Weg bereiten wollte, durch einen Sturm an dem Gestade der Uckraner zu landen verhindert wurde, sah Otto darin ein Zeichen, daß Gott selbst die Mission unter diesem Volke jetzt nicht wolle, und gab sie auf. Nun erst entschloß er sich, die Gemeinden wieder aufzusuchen, welche er auf der ersten Reise begründet hatte.

Vor allem schien es dem Bischofe dringend, nach Stettin zu gehen, wo nicht nur der größere Teil der Einwohnerschaft in das Heidentum zurückgefallen war, sondern wo man sich auch, gestützt auf einen Bund mit den heidnischen Bewohnern der Insel Rügen, der Herrschaft Wratislaws entzogen hatte. Alle Bemühungen der Begleiter des Bischofs, ihn von dem gefährlichen Unternehmen abzuhalten, waren fruchtlos. Die Aufnahme, welche er zuerst in Stettin fand, war allerdings wenig ermutigend; wiederholentlich wurden sogar Anschläge gegen sein Leben gemacht. Aber eine Minderheit unter den Stettinern war doch dem Christentume treu geblieben, und mit Hilfe derselben wurde allmählich der Widerstand der Götzenpriester und ihres Anhangs gebrochen. Die zerstörte Adalbertskirche erhob sich wieder, die letzten heidnischen Heiligtümer fielen, der Sieg des Christentums war entschieden. Nun verlangte man auch von Otto, daß er

der Stadt die Gnade des Herzogs wieder gewinne. Auch dazu erklärte sich Otto bereit und machte sich, von einer Gesandtschaft der Stettiner begleitet, im Anfange des August auf den Weg nach Kamin, wo der Herzog sich damals aufhielt.

Auf dieser Reise geriet Otto durch den Überfall einer bewaffneten Schar, welche zwei Götzenpriester in einen Hinterhalt gelegt, in große Gefahr, entging ihr aber glücklich durch die Herzhaftigkeit der ihn begleitenden Stettiner. Er berührte damals auch Wollin, wo er kaum Widerstand fand; die Wolliner folgten wie immer willig dem Beispiele Stettins. Auch in Kamin erreichte Otto leicht seinen Zweck. Der Herzog nahm gern die Unterwerfung Stettins an, und die Gesandten der Stadt kehrten freudig zu ihren Mitbürgern zurück. Aber bald bedrohte diese eine neue Gefahr. Die Rugianer, über den Abfall der Stettiner entrüstet, griffen diese an und gaben erst nach mehreren unglücklichen Kämpfen ihre Racheplänе auf.

Auch an die Bekehrung dieses heidnischen Volks, welches der pommerschen Mission so gefährlich war, dachte Otto, und als er vernahm, daß nach päpstlicher Bestimmung die Insel zum Missionssprengel des Erzbischofs von Lund gehöre, schickte er einen gewissen Iwan mit kostbaren Geschenken an den Erzbischof, um die Erlaubnis zur Predigt von ihm zu erwirken. Erst nach sechs Wochen kam Iwan nach Wollin, wo Otto einen längeren Aufenthalt genommen hatte, mit dem Bescheide zurück, der Erzbischof müsse die Sache erst auf der nächsten Versammlung mit den Großen seines Landes beraten. Darauf konnte Otto nicht warten, zumal er schon auf das äußerste vom Könige, den sächsischen Fürsten und von den Bambergern zur Rückkehr gedrängt wurde. Er besuchte nur noch mehrere ältere Gemeinden, dann verließ er — etwa gegen Ende Oktober — den pommerschen Boden, um ihn nie wieder zu betreten. Den Rückweg nahm er durch Polen, wo er bei Herzog Boleslaw acht Tage in Gnesen verweilte. Am 20. Dezember 1127 zog er wieder in Bamberg ein.

Bald nach seiner Rückkehr schickte Otto dem Papste einen Ring und bat ihn, denselben zu weihen und zurückzusenden, damit er mit demselben den ersten Bischof in Pommern investiere. Der geweihte Ring kam von Rom zurück, aber Otto hat ihn nie zu dem angegebenen Zweck, so viel wir wissen, benutzen können. Niemand wird dies mehr gehindert haben als Erzbischof Norbert, der so eifrig bemüht war, seinen alten Missionssprengel im Osten herzustellen. Wir wissen, wie er im Jahre 1133 eine Bulle erwirkte, in welcher ihm alle Kirchen Polens und Pommerns unterstellt wurden. Es werden in der Urkunde ein Bistum Pommern und ein Bistum Stettin genannt, und es müssen hiernach bald nach Ottos zweiter Reise zwei Bischöfe für Pommern und das Liutizenland bestellt sein. Als der erste Bischof von Pommern wird später Adalbert, Ottos Gefährte, ge-

nannt, der seinen Sitz erst in Wollin, dann in Kamin nahm; von einem Bistum Stettin ist in der Folge nicht weiter die Rede.

Norberts kühne Entwürfe gingen mit ihm unter; so scheinen auch jene beiden neugegründeten Bistümer keinen Bestand gewonnen zu haben. Fast zu derselben Zeit mit dem Magdeburger Erzbischof endete der Pommernherzog Wratislaw. Er fiel durch Meuchelmord, und es folgte ihm im Herzogtum sein Bruder Ratibor. Weder die deutsche noch die polnische Oberhoheit scheint dieser anerkannt, auch die Mission wenig begünstigt zu haben. Wir wissen, wie Lothar im Jahre 1135, als ihm der Polenherzog huldigte, denselben mit Pommern und Rügen belehnte. Wie weit der Pole seine Herrschaft dort zur Geltung gebracht hat, steht freilich dahin. Von einer bischöflichen Wirksamkeit Adalberts in Pommern findet sich in dieser Zeit keine Spur, dagegen ist sicher, daß die pommersche Mission immer noch mit Bamberg in Verbindung stand und von dort aus unterhalten wurde.

Einen eifrigen Förderer besaß die deutsche Mission im Osten damals an dem Markgrafen Albrecht. Es ist bekannt, wie dieser ruhmbegierige und kriegslustige Fürst, seitdem er in den Besitz der Nordmark gelangt war (1134), die Ausbreitung seiner Herrschaft im Wendenlande fest im Auge hatte. Schon im Jahre 1136 trug er seine Waffen tief in das Wendenland, im Winter 1137 setzte er den Kampf mit einem stattlichen Heere fort und gewann so dauernd die Priegnitz wieder den Deutschen. Unter seinem Schutz konnten sich auch die zerstreuten und eingeschüchterten Christen in dem Havelberger Sprengel wieder sammeln und erheben. Während Bischof Anselm, der gelehrte Schüler Norberts, bald am kaiserlichen Hofe, bald in Rom oder Konstantinopel weilte, regte sich in seinem Bistum, weniger von ihm als von dem Markgrafen gefördert, neues kirchliches Leben.

Und auch im Brandenburger Sprengel zeigten sich neue Aussichten für den Sieg des Christentums. In Brandenburg herrschte zu dieser Zeit ein wendischer Fürst, Pribislaw von seinem Volke, Heinrich von den Deutschen genannt. Während sein Volk dem dreiköpfigen Triglaw auf dem Harlunger Berge opferte, bekannte er sich selbst mit seiner Gemahlin Petrussa zum christlichen Glauben und war ein Freund der benachbarten deutschen Fürsten. Vor allen stand er zu Markgraf Albrecht in nahen Beziehungen; er hatte dessen ersten Sohn Otto aus der Taufe gehoben und dem Knaben das Land Zauche[1] zum Patengeschenk gegeben; als er selbst ohne Leibeserben blieb, bestimmte er dem Markgrafen auch die Nachfolge in seiner ganzen Herrschaft. Unter solchen Verhältnissen gewannen die Prämonstratenser, Norberts Jünger, in die überelbischen Gegenden Eingang. Im Jahre 1136 erteilte Bischof Ludolf, welcher den Titel eines Bischofs von Brandenburg führte, den Chorherren des Marien-

[1] So hieß das Land südlich von der Havel bis zu den Nordabfällen des Fläming.

klosters in Magdeburg bedeutende Privilegien für ihre Besitzungen in seiner Diözese; um dieselbe Zeit gründeten sie in Leitzkau, wo schon 1114 Bischof Harbert eine steinerne Kirche zu Ehren des heiligen Petrus erbaut hatte, damals hart an der Grenze deutscher Herrschaft[1], einen stattlichen Konvent, und als wenig später (1138) Wigger, der Probst des Marienklosters, zum Bischof von Brandenburg erhoben wurde, nahm er seinen Sitz in diesem Konvent und wußte von hier aus mit namhaftem Erfolg die Mission im Brandenburgischen neu zu beleben.

Wenn Markgraf Albrecht besonders die Missionsarbeiten der Prämonstratenser, Kaiser Lothar die der Chorherren in Neumünster begünstigte[2], so haben beide doch auch Ottos Werk in Pommern kräftig gefördert. Beweis dafür ist die merkwürdige, bereits erwähnte[3] Schenkung des Tributs von fünf wendischen Provinzen, welche der Kaiser im Jahre 1136 mit Einwilligung des Markgrafen an den Bamberger Bischof machte. Hand in Hand mit diesen kirchlichen Bestrebungen ging die Ausbreitung der deutschen Herrschaft in den überelbischen Gegenden, und die Resultate, die hier gewonnen wurden, haben trotz eines Rückschlags, der sie auf kurze Zeit wieder in Frage stellte, doch eine ganz andere Bedeutung gehabt als die Taten Lothars jenseits der Alpen, welche seine Grabschrift preist.

Die Bedeutung der Wirksamkeit Lothars im Wendenlande ist von den Zeitgenossen kaum ganz erfaßt worden. Um so mehr sprang ihnen in die Augen, was er für die Erhebung seines Tochtermannes getan hatte. Zu dem großen Besitz, den Heinrich der Stolze von seinen Vorfahren in Italien, in Bayern und Schwaben überkommen hatte, fiel ihm jetzt als Gemahl der kaiserlichen Tochter die Hauptmasse der billingschen, brunonischen und supplinburgischen Erbschaft zu; überdies war ihm die Nutznießung des reichen mathildischen Hausgutes übertragen worden. Mit einem unermeßlichen Besitz auf beiden Seiten der Alpen verband er eine politische Macht, wie sie noch nie ein Fürst des Reiches besessen. Das mächtigste Herzogtum Deutschlands hatte Heinrich von seinen Vorfahren ererbt, und er stand jetzt im Begriff, mit Bayern Sachsen, wo der herzogliche Name unter Lothar eine weit größere Bedeutung als früher gewonnen hatte, dauernd zu verbinden; in der Markgrafschaft Tuscien hatte er bereits auch das erste Lehen Italiens erhalten. So beherrschte er mit seinem Ansehen nicht allein das obere und niedere Deutschland, sondern auch Italien, und nicht mit Unrecht konnte er sich rühmen, daß seine Macht sich von Meer zu Meer, von Dänemark bis nach Sizilien erstrecke.

[1] Leitzkau war der Hauptort des Landes Morzani, der Gegend zwischen Elbe und Ihle. Dieses Land war bereits seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts von den Deutschen wieder eingenommen worden und gehörte zum größeren Teile dem Erzbistum Magdeburg, der Rest dem Grafen von Ballenstedt.

[2] Vgl. oben S. 304. 305.

[3] Vgl. oben S. 315.

Lothar hatte dem Welfen eine Stellung geschaffen, welche weit diejenige überragte, welche die Salier einst den Staufern hinterlassen hatten. Er ist der Begründer jener Welfenmacht gewesen, vor der Kaiser und Päpste lange erzittert, und welche den Welfennamen über den ganzen Erdkreis verbreitete. Der alte Kaiser konnte, wenn er nicht die Auflösung des Reiches wollte, keinen andern Gedanken hegen, als daß dieser sein mächtiger Schwiegersohn auch die Krone nach ihm tragen würde, und so hat er sterbend ihm auch die Reichsinsignien übergeben. Gewann der Welfe wirklich das Zepter, so standen ihm alle Mittel zu Gebote, Deutschland und Italien ganz von sich abhängig zu machen, auf das Abendland weithin gebietend zu wirken. Dann ließ sich das Kaisertum Ottos des Großen, Lothars Ideal, herstellen, und es stand nur in dem Willen des Imperators, in wie weit er sich der römischen Kirche fügen wollte.

Die Zeiten hätten andere sein müssen, als sie waren, wenn man nicht in dieser neu sich erhebenden Macht die größte Gefahr für Kirche und Reich hätte sehen und sich von hüben und drüben die Hände reichen sollen, um dem Erben Lothars den Weg zu den Stufen des Kaiserthrones zu verlegen.

8. König Konrad III. und Heinrich der Stolze

Als die Leiche Lothars in die Gruft gesenkt wurde, beraumten die anwesenden Fürsten einen Tag nach Mainz auf Pfingsten 1138 (22. Mai) zur Königswahl an. So wenig die Absicht des alten Kaisers zweifelhaft gewesen war, daß ihm sein Schwiegersohn Heinrich wie in Sachsen so auch im Reiche folgen sollte, ebensowenig bestanden darüber Zweifel, daß Heinrich selbst mit ganzer Seele nach der höchsten Gewalt strebte: Wie Großes ihm das Glück auch bisher gewährt, er erhoffte noch dessen letzte Gunst. Die außerordentliche Macht, die ihm in jungen Jahren zugefallen, hatte sein Selbstgefühl und seinen Ehrgeiz auf das höchste gesteigert.

Es wird nicht an solchen gefehlt haben, die in der Hoffnung frohlockten, daß der Welfe das Reich nun wieder in seinem alten Glanze herstellen würde, und die an diese Hoffnung tausend Wünsche und Pläne knüpften, aber weit größer war ohne Zweifel die Zahl derer, welche das Übermaß des welfischen Glückes fürchteten. Vor allem erwachte in Rom und in dem deutschen Klerus, der sich schon fest an Rom gekettet fühlte, die Besorgnis, daß bei einem so mächtigen Kaisertum, wie es in Aussicht stand, der ganze Gewinn des Investiturstreits eingebüßt werden könne, und dies um so mehr, als Heinrich bisher weder gegen den Papst noch gegen die Geistlichkeit sonderliche Ergebenheit gezeigt hatte. Aber auch unter den deutschen weltlichen Fürsten waren viele, in deren Wünschen eine Herstellung der alten Kraft des Reiches am wenigsten lag. Manche hatte überdies das hochfahrende Wesen des Welfen auf dem letzten Zuge durch Italien verletzt, und fast alle empfanden es übel, daß er es nicht einmal der Mühe wert zu halten schien, um ihre Stimmen zu werben. Vor allem waren die staufenschen Brüder, die so oft in den Waffen gegen Heinrich gestanden, seiner Erhebung entgegen; sie hielten noch immer an den Ansprüchen fest, die sie als Erben der Salier an die Krone zu haben meinten.

Ehe noch über diese Ansprüche der Staufer eine Entscheidung getroffen war, wurde Heinrich bereits von anderer Seite das Herzogtum Sachsen bestritten. Markgraf Albrecht, an Ehrgeiz dem jungen Welfen gleich, an Tüchtigkeit und Verdienst ihn überragend, glaubte, wenn nicht bessere, so doch gleiche Ansprüche auf Sachsen zu haben. Auch er war der Sohn einer Billingerin, und schon sein Vater hatte einst, wenn auch auf kurze Zeit, das Herzogtum verwaltet. Das entschiedene Auftreten der klugen Kaiserin für die Rechte ihres Schwiegersohnes beirrte ihn nicht; mit der größten Rücksichtslosigkeit trat er ihr entgegen. Sie hatte eine Versammlung der sächsischen Fürsten zum 2. Februar nach Quedlinburg berufen: er bemächtigte sich des Platzes und wehrte ihr selbst den Eingang. So vereitelte er ihr Vorhaben, und zugleich fiel er über ihre Güter her und verheerte sie, so weit er vermochte, mit Feuer und Schwert.

Und schon hatte sich auch der Mann gefunden, der Mittel wußte, Heinrichs Königswahl zu vereiteln. Es war Erzbischof Albero von Trier. Von jeher ein eifriger Papist, war er auf dem letzten Heereszuge in das engste Verhältnis zu Rom getreten; zum Lohne dafür hatte er die Stellung eines Legaten des apostolischen Stuhls in Deutschland erhalten, und um so mehr konnte er als solcher sich jetzt geltend machen, als das Erzbistum Mainz seit Adalberts Tod unbesetzt war und der neugewählte Erzbischof Arnold von Köln, bisher Propst zu St. Andreas, noch nicht das Pallium erhalten hatte. Alberos Stimme fiel so bei der Wahl am schwersten in das Gewicht, und er war bald entschlossen, sein ganzes Ansehen gegen Heinrich zu benutzen. Er hatte in Italien persönliche Zerwürfnisse mit dem Welfen gehabt, aber unfehlbar waren es doch die allgemeinen Interessen der Kirche, welche besonders sein Verfahren bestimmten. Leicht verständigte er sich deshalb mit dem päpstlichen Legaten, der damals nach Deutschland kam, dem Kardinalbischof Dietwin von S. Rufina, einem Schwaben von Geburt; nicht minder leicht mit den staufenschen Brüdern, da er nichts anderes beabsichtigte, als dem früher von der Kirche bekämpften Gegenkönig jetzt durch die Kirche wieder zum Regimente zu verhelfen.

Albero hatte auf dem Heereszug nach Italien hinreichend Gelegenheit gehabt, nicht nur die Tapferkeit und die ritterliche Gesinnung Konrads, sondern auch sein bestimmbares Gemüt, seinen lenksamen Charakter kennenzulernen; er wußte, daß dieser Mann im Herzen nichts weniger als der Kirche feindlich war. Überdies konnte dem übermächtigen Welfen nur ein Staufer entgegengestellt werden; nur in diesem Namen war es möglich, Heere zu sammeln, wie man sie zweifellos gegen den mächtigen Erben Lothars bedurfte. So war denn bald alles vergessen, was man einst von der Drachenbrut der Heinriche gesagt hatte, alle jene Verwünschungen und Anatheme, die gegen die Staufer geschleudert waren. Wie man früher Lothar gegen sie gebraucht, als ihre Macht zu fürchten

war, so sollten sie nun benutzt werden, um die von Lothar geschaffene, so große Besorgnis erweckende welfische Macht zu vernichten. Man versteht solches Verfahren bei denen, die alle Gefahr für die Kirche in einem kräftigen Kaisertum sahen, aber ehrenvoll für die Staufer war es nicht, sich zum Werkzeug derer zu machen, welche der Krone nur den Schein der Autorität lassen wollten und, um das Reich zu schwächen, neue innere Kriege heraufzubeschwören sich nicht scheuten. Leider ist es zu allen Zeiten so gewesen, daß der Glanz des Diadems die Augen blendet.

Mit der ihm eigenen List und Keckheit ging Albero an die Ausführung seiner Absicht. Nach seiner Stadt Koblenz berief er um den Anfang des März eine Versammlung mehrerer ihm vertrauter Fürsten. Es erschienen außer dem Kardinalbischofe, dem Erzbischof Arnold von Köln, dem Bischof Burchard von Worms, den beiden Staufern nur noch einige lothringische Fürsten; fast nur die rheinischen Gegenden, in denen Lothars Name immer am wenigsten gegolten hatte, waren vertreten; keine Sachsen, keine Bayern sah man unter den versammelten Fürsten. Trotzdem bewog sie Albero, ohne den angesetzten Wahltermin abzuwarten, sofort zur Kur zu schreiten. Von besonderer Wirkung wird gewesen sein, daß der Kardinal die Zustimmung des Papstes, des römischen Volkes und der Städte Italiens verhieß, wenn man Konrad erhebe. So wurde denn von den anwesenden Fürsten einstimmig am Montag, dem 7. März, zu Koblenz Herzog Konrad zum König gewählt. Man eilte mit der Krönung, die schon am nächsten Sonntag (13. März) zu Aachen erfolgte. Der Konsekrator war gegen alles Herkommen der römische Kardinal. Man begründete dieses ungewöhnliche Verfahren damit, daß dem Kölner Erzbischof das Pallium fehlte; doch assistierte Arnold dem Kardinal und mit ihm der Erzbischof von Trier, der eigentliche Königsmacher.

Die Wahl war im Winkel geschehen, ohne daß die Mehrzahl der deutschen Fürsten nur von derselben wußte. Sie war ein förmlicher Hohn gegen alles Recht und Herkommen. Albero und der Kardinal konnten das Unerhörte nur wagen, indem sie in der Überzeugung standen, daß die meisten Wähler willig ihr Stimmrecht preiszugeben geneigt seien, wenn ihnen nur der Druck des Welfen von der Schulter genommen würde und durch ein abermaliges Abgehen von der Erbfolge das freie Wahlrecht festeren Bestand gewänne. Der Kardinal und der Erzbischof wußten überdies, daß nach der herrschenden Stimmung der gesamte deutsche Klerus der von Rom gebilligten Wahl keinen Widerstand bereiten würde, und daß sie ein Signal war, auf welches sich sofort die eingeschüchterte staufensche Partei im Reiche überall wieder erheben mußte. Was sie taten, war im Grunde kaum etwas anderes, als was die Gegner der Pierleoni in Rom mit so viel Glück vor zehn Jahren versucht hatten: gleich jenen hatten auch sie den ersten günstigen Moment ergriffen, um mit einer entschlossenen Minderheit einer Wahl zuvorzukommen, für welche

die Mehrheit der Stimmen gesichert schien, und wie Innocenz jetzt allgemein als das Oberhaupt der Kirche anerkannt war, so mochten sie hoffen, daß auch die Winkelwahl in Koblenz bald allseitige Zustimmung gewinnen werde und der hochfahrende Welfe kein besseres Schicksal als Anaklet zu erwarten habe.

Diese Berechnung war nicht unrichtig. Aber die Wahl Konrads war doch ein unseliges Ereignis; von den traurigsten Folgen ist sie für das Deutsche Reich gewesen, und auch Konrad hat sich ihrer nicht zu freuen gehabt. Ob er an den Erbansprüchen seines Hauses festhielt, in Wahrheit verdankte er seine Krone allein jener in der Kirche zur Herrschaft gekommenen Partei, welche seinen Vorfahren und ihm selbst das Reich bestritten hatte, und rückhaltlos mußte er von vornherein jene Gregorianischen Ideen anerkennen, welche auf die Schwächung des Reichs hinzielten. Seine Wahl war noch viel mehr als die Lothars unter römischem Einfluß erfolgt, und noch weit schwerer konnte er eine freie Stellung gegen die päpstliche Kurie und die deutschen Fürsten gewinnen. Schon deshalb fiel es ihm unmöglich, weil er wie einst zu Nürnberg, so auch jetzt nur von einem kleinen Teile der Fürsten erhoben war und seine Regierung demzufolge auch stets das Gepräge einer Faktionsherrschaft behielt. Sein ganzes Regiment ist erfüllt von Streitigkeiten ohne Schlichtung, von Kämpfen ohne Siege.

Nichtsdestoweniger waren die Anfänge des neuen Regiments glücklicher, als man erwarten mochte. Schon am Osterfest (13. April), welches der König zu Köln mit großer Pracht feierte, zeigte sich, daß es ihm an Anhang nicht fehle. Fast alle geistlichen und weltlichen Fürsten Lothringens waren erschienen; auch mehrere Bischöfe jenseits des Rheines hatten sich eingestellt, wie Embriko von Würzburg, Werner von Münster, Udo von Osnabrück und Rudolf von Halberstadt. Sogleich machte sich hier bemerklich, wie sich die neue Regierung im Gegensatze gegen Lothars Regiment bewege. Manche Anordnungen des Vorgängers wurden rückgängig gemacht, alte Formen der Reichsverwaltung hergestellt. Hatte Lothar ohne Kanzler regiert, so finden wir jetzt sogleich wieder einen Kanzler an der Spitze der Geschäfte; fast während der ganzen Regierung Konrads hat der Kölner Dompropst Arnold diese überaus wichtige Stellung bekleidet. Von einem italienischen Erzkanzleramte des Erzbischofs von Magdeburg oder des Regensburger Bischofs war nicht mehr die Rede; der Erzbischof von Köln erscheint wieder nach alter Weise als Erzkanzler Italiens, obgleich die meisten italienischen Urkunden Konrads in der deutschen Kanzlei, also im Namen des Mainzer Erzbischofs ausgestellt sind. Auch von der doppelten Pfalzgrafschaft am Rhein, die unter Lothar so auffällig ist, verlautet nichts mehr. Fortan erscheint der Ballenstedter Wilhelm wieder allein als rheinischer Pfalzgraf. Mit Eifer ergriff er sogleich die Sache Konrads, obwohl er ein Neffe der Kaiserin

Richinza und bisher ein persönlicher Gegner des Erzbischofs von Trier war; er mochte damit gewonnen sein, daß Otto von Rineck freiwillig der pfalzgräflichen Würde entsagte. Ein freiwilliger Verzicht wird dadurch wahrscheinlich, daß auch der Rinecker sogleich im Gefolge Konrads erscheint; da Pfalzgraf Wilhelm, sein Stiefsohn, kinderlos war, mochten seiner eigenen Nachkommenschaft Aussichten auf die spätere Nachfolge in der Pfalzgrafschaft eröffnet sein. Dem Bischof Andreas von Utrecht wurden die Grafschaften Ost- und Westrachien, jüngst von Lothar seinem Bistum entzogen, wieder zurückgegeben. Der Abt Wibald von Stablo erhielt nicht nur die Privilegien seines Klosters bestätigt, sondern auch die Rückgabe des Ortes Tornines, welchen Graf Gottfried von Namur dem Kloster entrissen hatte. Es erweckt eigentümliche Gedanken, wenn in der Wibald hierüber ausgestellten Urkunde die treuen und ergebenen Dienste gerühmt werden, welche dieser Günstling Lothars bei der Erhebung des neuen Königs geleistet hatte.

Bis gegen die Mitte des April verweilte Konrad in Köln und begab sich dann nach Mainz, wo er von Klerus und Volk mit großem Jubel empfangen wurde. Noch immer stand der erzbischöfliche Stuhl in der Stadt leer, und die Besetzung desselben war für den König eine Sache von dem höchsten Interesse. Schon glaubte aber Herzog Friedrich den rechten Mann gefunden zu haben. Es war ein Bruder seiner zweiten Gemahlin, ein anderer Adalbert, der Neffe des ersten. Klerus und Volk hatte der Schwabenherzog bereits für seinen Kandidaten gewonnen, und in Gegenwart des Königs erfolgte nun die Wahlhandlung. Der Gewählte, welchem sein Oheim einst die Propstei in Erfurt übertragen, war ein junger Mann, der seine in Hildesheim, Reims, Paris und Montpellier gemachten Studien kaum vollendet hatte und erst kurz vor dem Tode des Oheims nach Mainz zurückgekehrt war; noch hatte er nicht einmal die priesterliche Weihe erhalten. Er verdankte seine Erhebung nicht Verdiensten, sondern allein der Gunst der Staufer, aber den Dank dafür ist er ihnen schuldig geblieben. Unter den vielen Fürsten, die in Mainz den König umgaben und ihm dann nach Bamberg folgten, wohin er einen Reichstag auf Pfingsten (22. Mai) ausgeschrieben hatte, war auch der Erwählte von Mainz; er erhielt dort am 28. Mai die Priesterweihe und wurde am folgenden Tage von dem alten Pommernapostel zum Bischof geweiht.

Konrad hatte verlangt, daß alle Fürsten, die ihm noch nicht gehuldigt, sich in Bamberg einstellen sollten, um ihm den Eid zu leisten und ihre Lehen aus seiner Hand zu empfangen; auch Herzog Heinrich war zu erscheinen aufgefordert und die Auslieferung der Reichsinsignien von ihm beansprucht worden. In der Tat folgten die meisten Fürsten dem Rufe des neuen Königs. Es erschienen Markgraf Leopold von Österreich, ein Halbbruder des Königs, erst seit kurzem dem Vater in der Markgrafschaft gefolgt, die Herzoge Konrad von Zähringen und Ulrich von

Kärnten, Graf Gebhard von Sulzbach, der in Franken und Bayern mächtige Schwager des Königs, und viele angesehene Herren aus dem oberen Deutschland. Noch wichtiger war, daß auch die sächsischen Fürsten sich vollzählig einstellten, unfraglich eine Folge des entschiedenen Auftretens des Markgrafen Albrecht. Wenn selbst die Kaiserin kam, so zeigte dies, daß auch sie die Thronansprüche ihres Schwiegersohnes bereits aufgegeben hatte und nur noch darauf bedacht war, ihm eine möglichst günstige Machtstellung im Reiche zu sichern.

Aber Herzog Heinrich selbst fand sich in Bamberg nicht ein, und mit ihm fehlten die meisten seiner Anhänger in Bayern. Besonders schwer empfand man die Abwesenheit mehrerer geistlicher Herren; vor allen des Erzbischofs Konrad von Salzburg, eines in Kirche und Reich, wie wir wissen, hochangesehenen Mannes. Der König beschied die Fehlenden zu einem neuen Reichstage, der am Peter-und-Pauls-Tage in Regensburg abgehalten werden sollte. Der Kardinal, Erzbischof Albero und Otto von Bamberg luden den Salzburger noch besonders ein, indem sie ihm vorstellten, daß die Wahl nur deshalb ohne seine Mitwirkung in solcher Eile erfolgt sei, weil es sich um Ruhe und Frieden, um Wohl und Wehe des Reiches und der Kirche, um die Vereitelung großer Ärgernisse und geheimer Ränke gehandelt habe. Nicht ohne Wichtigkeit für die Stellung des neuen Königs war, daß auch Herzog Sobeslaw von Böhmen in Bamberg erschienen war und sich äußerst dienstwillig zeigte. Er wünschte, daß der König seinem Sohne, der noch im Knabenalter stand, durch sofortige Belehnung die Nachfolge in Böhmen zusichere, und der König entsprach gern diesem Wunsche; alle böhmischen Großen, die anwesend waren, mußten eidlich den Knaben als Nachfolger des Vaters anerkennen.

Wie sicher sich Konrad bereits in seiner Stellung fühlte und selbst einen ernstlichen Widerstand in Bayern nicht mehr fürchtete, zeigt die Wahl Regensburgs für den nächsten Reichstag. Hierhin, in die Stadt seines alten Gegners, des Bischofs Heinrich von Diessen, wurde auch Heinrich abermals beschieden, um die Reichsinsignien auszuliefern. Wir haben eine vereinzelte Nachricht, daß sich der Herzog damals in Nürnberg befunden, der König ihn hier belagerte und die Herausgabe der Insignien verlangt habe. Die Nachricht verdient vielleicht Glauben, aber sicher ist, daß der König noch nicht im Besitze der Insignien war, als er zur bestimmten Zeit nach Regensburg kam. Hier wurde aber sofort klar, wie mißlich Heinrichs Sache selbst in seinem angestammten Herzogtume stand.

Erzbischof Konrad erschien in Regensburg und war zur Unterwerfung bereit; er besorgte, daß man sonst die ganze Schuld eines inneren Kampfes auf sein Haupt wälzen würde. Als der Erzbischof vor den König trat, verlangte Herzog Konrad von Zähringen, daß er dem neuen Herrn auch

den Lehnseid leiste. Aber der Erzbischof sagte zu dem übereifrigen Fürsten: „Ich sehe, Herr Herzog, wäret Ihr der Wagen, Ihr liefet den Ochsen voran; zwischen mir und dem Herrn König wird sich alles so ordnen, daß Eure Sorge überflüssig ist." Damit sich das Gespräch nicht erhitze, hielt der König dem Zähringer die Hand vor den Mund: ihm genüge, sagte er, die Ergebenheit des Erzbischofs, weiteres verlange er nicht. Die Unterwerfung des Salzburgers war für den ganzen Klerus Bayerns entscheidend.

Wir wissen, daß der König damals auch die Reichsinsignien erhielt, und zwar durch Gesandte, die er an den Herzog Heinrich geschickt hatte. Der Welfe gab damit selbst seine Absichten auf die Krone auf, aber er wird sein kostbares Pfand nicht aus den Händen gelassen haben, ohne bestimmte Zusicherungen für das ihm zugesagte Herzogtum Sachsen und die großen Reichslehen, welche er bereits in Händen hatte, verlangt und erhalten zu haben. In Besitz zweier deutscher Herzogtümer und der Markgrafschaft Tuscien blieb er auch ohne die Krone der mächtigste Mann im Reiche. Indessen sah er nur zu bald, daß man ein übles Spiel mit ihm getrieben; ob den König selbst oder seine Unterhändler die Schuld trifft, läßt sich nicht mehr entscheiden. Heinrich durfte hoffen, sich durch sein Opfer mindestens die Gunst des Königs gewonnen zu haben, aber als er nach Regensburg kam, konnte er nicht einmal den Zugang zu ihm gewinnen; wie ein Feind wurde er behandelt und vom Hofe ausgeschlossen.

Es ist dann in der nächsten Zeit zwischen dem König und Herzog Heinrich noch mehrfach verhandelt worden; bei dem Widerspruche der Quellen ist es indessen unmöglich, von diesen Verhandlungen ein klares Bild zu gewinnen. Otto von Freising, des Königs Halbbruder, berichtet in seiner Chronik: Heinrich, völlig erniedrigt, habe das Mitleid des Königs zu erregen gesucht, aber seinen Zweck nicht erreicht. Dagegen gibt die alte Welfenchronik, obwohl sie sich sonst an das Buch des Freisinger Bischofs anschließt, hier andere, mit dessen Mitteilungen unvereinbare Nachrichten. Der König, berichtet sie, habe zu Regensburg bestimmt, daß die Verhandlungen mit Heinrich auf einem demnächst zu Augsburg zu haltenden Tage abgeschlossen werden sollten; hier sei auch der Herzog erschienen, von einem nicht unbedeutenden Heere begleitet, mit dem er am Lech gelagert, während der König seinen Aufenthalt in der Stadt selbst genommen habe; drei Tage sei dann durch Mittelspersonen verhandelt worden, aber ohne Erfolg; denn der König habe verlangt, daß Heinrich manches von dem, was er von Lothar erlangt, aufgeben solle, der Herzog habe dies aber entschieden verweigert; als nach dem Scheitern der Verhandlungen den König die Furcht beschlich, daß seine Gegner ihm Nachstellungen bereiten könnten, habe er den Entschluß zu eiliger Flucht gefaßt; nach dem Mahle habe er sich scheinbar zur Ruhe begeben, heimlich aber Rosse herbeischaffen lassen

und sei dann mit wenigen Begleitern fortgeeilt, ohne sich von den Fürsten nur zu verabschieden; seine Getreuen seien in nicht geringer Gefahr in Augsburg zurückgeblieben.

Dieser welfische Bericht trägt in den Einzelheiten die deutlichsten Spuren parteiischer Fälschung der Tatsachen; er stellt sowohl Konrads Lage wie seinen Charakter in ein falsches Licht. Indessen waren auch Heinrichs Verhältnisse keineswegs der Art, daß er sich, wie der Freisinger Bischof berichtet, lediglich auf demütige Bitten hätte verlegen müssen. Wir haben vielmehr allen Grund, anzunehmen, daß wirklich Verhandlungen zu Augsburg gepflogen wurden, und daß sie sich daran zerschlugen, daß der König Sachsen und Nürnberg nicht in den Händen des Welfen belassen wollte. Der König, sagt der Chronist Helmold, hielt es für unrecht, daß zwei Herzogtümer in der Hand eines Fürsten seien. Es war das allerdings nicht ohne Vorgang, aber unfraglich waren Bayern und Sachsen in einer Hand eine stete Gefahr für Krone und Reich.

Nachdem die Verhandlungen sich zerschlagen hatten, zögerte der König nicht, Heinrich mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Auf einem Reichstage, der im Juli oder Anfang August zu Würzburg gehalten wurde, erging gegen Heinrich die Acht; zugleich wurde auch über das Herzogtum Sachsen verfügt und ohne Zuziehung der sächsischen Fürsten dasselbe dem Markgrafen Albrecht erteilt. Dem Welfen blieb nun kaum noch eine andere Wahl, als an das Schwert zu greifen.

Konrad mußte sich auf einen ernsten Kampf mit Heinrich gefaßt machen. Während der noch übrigen Monate des Jahres scheint er sich meist in Ostfranken aufgehalten zu haben, vornehmlich in Nürnberg, welches damals, wenn nicht früher, wieder in seinen Besitz kam. Indem er alte Verbindungen hier wieder anknüpfte, trat er zugleich seinen alten Anhängern in Italien aufs neue nahe. Im Dezember erteilte er der Stadt Genua von Nürnberg aus das Privilegium, eigene Münzen zu prägen, und die Genuesen schlugen diese Vergünstigung so hoch an, daß sie König Konrads Namen Jahrhunderte lang auf ihre Münzen setzten. Der Kanzler Arnold ging selbst damals nach Genua, gewiß nicht allein um die Urkunde des Königs zu überbringen, sondern auch um ihm Freunde in Italien zu gewinnen und Heinrichs Macht jenseits der Alpen zu untergraben.

Während der König zum Kampfe im oberen Deutschland die Vorbereitungen traf, war der innere Krieg bereits in Sachsen ausgebrochen. Die sächsischen Fürsten waren nicht gewillt, die Verfügung, welche der König ohne sie über ihr Herzogtum getroffen, ruhig hinzunehmen, am wenigsten die alten Widersacher und Nebenbuhler des Ballenstedters. Wenn sie der Aufreizung bedurften, so ließ es daran die Kaiserin-Witwe nicht fehlen, welche seit dem offenen Bruch zwischen dem Könige und ihrem Schwiegersohne die Sache des Letzteren, die ihre eigene war, mit

Feuereifer ergriff. Sie brachte Markgraf Konrad von Meißen, den Pfalzgrafen Friedrich, die Grafen Rudolf von Stade, Siegfried von Bomeneburg und andere gegen Albrecht in die Waffen; mit vereinter Macht wollten sie dem Markgrafen begegnen. Aber dieser kam ihnen zuvor. Ehe sie völlig gerüstet, überfiel er sie bei einem Orte, der Mimirberg genannt wird, zerstreute ihre Scharen und machte mehrere seiner Widersacher zu Gefangenen. Darauf fiel er sogleich in die welfischen Besitzungen in Sachsen ein, eroberte Lüneburg und Bardewik, besetzte Bremen, und da die Nordelbinger den Grafen Adolf II. von Holstein, einen Anhänger der Kaiserin, vertrieben hatten, sprach er ihm jetzt die Grafschaft ab und übertrug sie dem Heinrich von Badwide, einem ihm durchaus ergebenen Manne. Demselben wurde aufgetragen, die Burg Segeberg in Wagrien, da der von Lothar dort eingesetzte Befehlshaber inzwischen gestorben und die Besatzung verjagt war, wieder in Besitz zu nehmen.

Denn sogleich nach Lothars Tode hatten sich die Wenden in Wagrien und im Abodritenlande gegen die deutsche Herrschaft erhoben. Pribislaw war mit einer Schar von Lübeck aufgebrochen, hatte das verhaßte Segeberg genommen, abgebrochen und alle deutschen Niederlassungen umher zerstört. Das Kloster daselbst war in Flammen aufgegangen, und die Bewohner desselben hatten sich zu Vicelin nach Neumünster geflüchtet. Während Pribislaw mit seinem Zerstörungswerk noch beschäftigt war, fiel jedoch Lübeck, seine eigene Stadt, unverteidigt wie sie war, in die Hand eines alten Feindes. Race, ein Nachkomme jenes Cruco, dem einst der Abrodite Heinrich die Herrschaft entrissen hatte, ein Mann kriegerischer Abenteuer, landete unerwartet mit einer Flotte bei Lübeck, zerstörte die Burg und verwüstete die Umgegend. Die christlichen Priester mußten sich auch aus Lübeck nach Neumünster flüchten. Schon sah man von hier Verwüstung allerorten, schon litt man selbst Not; denn der Wendensturm brach auch über die Grenzen Holsteins. Da wurde Heinrich von Badwide der Retter des Landes. Mit einem Heere von Holsteinern und Stormarn fiel er zur Winterszeit in Wagrien ein, durchzog das ganze Land bis zur Trave und dem Meere, ohne sich bei der Belagerung der festen Plätze aufzuhalten, und trieb so die wendischen Scharen zurück.

Während sich Albrecht in dem alten Herzogslande und in den Besitzungen seiner Vorfahren von mütterlicher Seite festzusetzen suchte, waren seine eigenen Erblande von den Anhängern Heinrichs angegriffen worden. Seiner alten Mutter Eilika, die mit gewohnter Energie in die Welthändel eingriff, hatte man ihre Feste Bernburg in Brand gesteckt. Dem Grafen Bernhard von Plötzke, der trotz seiner nahen Verwandtschaft mit der Kaiserin für Albrecht Partei ergriff, war Erzbischof Konrad von Magdeburg mit den Waffen entgegengetreten. Dennoch hatte der neue Herzog für den Augenblick entschieden das Übergewicht in Sachsen, als der König selbst um Weihnachten nach Goslar kam.

Ohne Heer erschien der König, denn er glaubte eines solchen hier nicht zu bedürfen. Wie sich aber diejenigen geirrt, welche im Vertrauen auf seine Nachgiebigkeit sich am Hofe eingestellt hatten, so täuschte er sich andererseits, wenn er die welfische Partei in Sachsen für überwunden hielt. Nur in dieser Täuschung geschah es wohl, daß er Heinrich nach dem Urteile der Fürsten nun auch das Herzogtum Bayern wegen Treubruchs entzog. Diese Maßregel mußte die Erbitterung der welfischen Partei auf das höchste steigern, und nur zu bald zeigte sich, daß sie in Sachsen keineswegs niedergeworfen war. Manche Fürsten, welche der König nach Goslar berufen hatte, wie Erzbischof Konrad von Magdeburg, stellten sich nicht und erhielten deshalb eine neue Ladung zum 2. Februar nach Quedlinburg. Aber auch solche, die sich am Hofe eingefunden hatten, entfernten sich alsbald wieder, da sie meinten, daß von diesem Könige doch nichts Heilsames zu erwarten sei. So konnte, obwohl er einen vollen Monat in Goslar verweilte, doch für die Ordnung der sächsischen Verhältnisse dort wenig geschehen. Mehr erwartete man von dem Quedlinburger Tage. In der Tat stellten sich Erzbischof Konrad und mehrere seiner Parteigenossen, aber sie kamen mit bewaffneten Scharen, die in der Nähe der Burg lagerten. Ihre Ankunft erregte so mehr Besorgnis als Beruhigung, und plötzlich verließ der König Quedlinburg, ehe die Verhandlungen mit seinen und Albrechts Gegnern noch begonnen hatten. Er hielt sich in Sachsen nicht mehr sicher, da er eben damals die Nachricht erhielt: Heinrich selbst habe dahin den Weg gefunden und sei in der Nähe.

In der Tat hatte sich Herzog Heinrich, nachdem er die Verteidigung Bayerns seinem Bruder Welf übertragen, mit geringer Begleitung heimlich durch Franken geschlichen und war unerwartet inmitten seiner sächsischen Anhänger erschienen. Es kam ihm zunächst darauf an, alle Kräfte des Widerstandes im nördlichen Deutschland gegen den König und Albrecht zusammenzufassen. Obwohl der König vor seinem Abzuge noch eine Heerfahrt zur Unterwerfung des Rebellen auf den nächsten Sommer angekündigt hatte, machte seine Entfernung aus dem Lande doch den übelsten Eindruck. Sie sah einer Flucht gleich, und es ist nicht zu verwundern, wenn der Anhang Heinrichs in Sachsen nun mit jedem Tage wuchs, wenn er bald überall Albrecht und seinen Feinden siegreich begegnen konnte.

„Wie ein Löwe," sagt ein Zeitgenosse, „stürzte sich Heinrich auf die Städte und Burgen aller seiner Widersacher im Sachsenlande; er zerstörte sie und suchte die Verbrecher auf, welche den Frieden störten." Nach Ostern belagerte er, unterstützt vom Erzbischof Konrad von Magdeburg und anderen sächsischen Fürsten, Plötzke, die Burg des Grafen Bernhard, sie wurde erobert und niedergerissen. Mit Hilfe des Grafen Rudolf von Stade eroberte er dann auch die Lüneburg wieder. Zugleich kehrte Graf Adolf nach Holstein zurück, und Heinrich von Badwide mußte weichen; doch verließ letzterer nicht eher das Land, als bis er Segeberg und eine

andere Feste Adolfs bei Hamburg eingeäschert hatte. Nicht besser als diesem Anhänger Albrechts und des Königs erging es dem Grafen Hermann von Winzenburg, der sich gegen die welfische Partei erhoben und zum Lohne dafür von dem Könige die Reichslehen Siegfrieds von Bomeneburg und wahrscheinlich auch die Konrad abgesprochene Markgrafschaft Meißen erhalten hatte; auch er mußte nach mehreren Kämpfen mit Siegfried das Land verlassen. Vor allem wurden die Burgen Albrechts selbst überfallen und zum Teil zerstört. „Heinrich," sagt der Zeitgenosse, dessen Worte wir oben anführten, „zwang den Markgrafen, seinem Könige in das Exil zu folgen." In kurzer Zeit war der Welfe Herr im ganzen Sachsenlande. Schon am 23. Mai finden wir Albrecht, Bernhard von Plötzke und Hermann von Winzenburg flüchtig zu Rusteberg auf dem Eichsfelde bei dem Erzbischof von Mainz; auch Albrechts Mutter hatte Sachsen den Rücken wenden müssen.

Der König hatte sich von Sachsen nach Bayern begeben und hier das Herzogtum seinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold, übertragen. Einen namhaften Widerstand scheint er dabei kaum gefunden zu haben, da das durchgreifende Regiment des Welfen im Lande wenig beliebt war. Schon nach kurzer Zeit verließ er Bayern und ging nach den rheinischen Gegenden. Am 20. Mai war er zu Weißenburg im Elsaß, acht Tage später in Straßburg, wo viele Fürsten sich an seinem Hofe einstellten. Besonders zahlreich waren die Bischöfe erschienen; unter den weltlichen Fürsten leuchteten hervor die Herzöge Friedrich von Schwaben, Konrad von Zähringen, Matthäus von Oberlothringen, der erst vor kurzem seinem Vater Simon gefolgt war, und der Markgraf Hermann von Baden. Der König, schon ganz mit den Rüstungen zum Sachsenkriege beschäftigt, verpflichtete die anwesenden Fürsten eidlich zur Teilnahme an demselben. Im Anfange des Juni hielt er dann zu Würzburg Hof, wo er mit dem flüchtigen Herzog Albrecht und dessen alter Mutter zusammentraf. Auch hier wird er die Rüstungen fortgesetzt haben; zugleich bot er den Böhmenherzog Sobeslaw zur Teilnahme am Feldzuge auf. Ehe er aber diesen eröffnete, begab er sich noch mit seinem Bruder Herzog Friedrich in die Niederlande, wo wir ihm am 22. Juni in Maastricht, bald darauf in Lüttich begegnen.

Schon im Jahre 1138 war Walram von Limburg gestorben und bald[1] nach ihm auch Gottfried von Löwen. Walram hatte die herzogliche Fahne von Niederlothringen geführt und sein Sohn Heinrich, der schon bei Lebzeiten des Vaters den Namen eines Herzogs trug, hegte um so mehr die Hoffnung, nun zur vollen Gewalt seines Vaters zu gelangen, als er von Anfang an mit demselben die Sache des neuen Königs ergriffen hatte. Dennoch verlieh dieser das erledigte Herzogtum an den Sohn Gottfrieds von Löwen, an Gottfried den Jüngeren. Es empfahl diesen, einen Neffen des Bischofs Albero von Lüttich, besonders, daß er mit Liutgarde von Sulz-

[1] Am 25. Januar 1139.

bach, einer Schwester der Königin, vermählt war. Der König folgte auch hier der Hauspolitik, welche ihn bereits bei der Besetzung des bayrischen Herzogtums geleitet hatte. Der Limburger, der den herzoglichen Titel beibehielt, soll durch große Versprechungen beschwichtigt worden sein; trotzdem griff er bald gegen Gottfried zu den Waffen, und der Friede der Niederlande wurde so aufs neue gestört. Nicht minder bedenkliche Streitigkeiten waren in Köln zwischen dem neuen Erzbischof und den Bürgern ausgebrochen; es kam dahin, daß jener seine eigene Stadt belagern mußte. Nur mit Mühe konnte die Eintracht in Köln hergestellt werden. Wie weit der König unmittelbar dazu beigetragen hat, wissen wir nicht[1].

Am 19. Juli war der König in Nürnberg, schon zum Auszuge gegen die Sachsen bereit. Sein Heer sammelte sich um den 25. Juli bei Hersfeld. In demselben befanden sich die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die Bischöfe von Worms und Speier, der Böhmenherzog Sobeslaw, die Herzoge Leopold von Bayern und Albrecht von Sachsen, der Landgraf Ludwig von Thüringen, die Grafen Adolf von Berg, Udalrich von Lenzburg, Hermann von Winzenburg, Gebhard von Sulzbach und viele andere vornehme Herren; sie waren meist mit großem Gefolge gekommen. Besonderes Aufsehen erregte der Erzbischof von Trier, der statt der zwanzig Ritter, zu denen er verpflichtet, fünfhundert zum Heere gestellt hatte; zugleich aber schleppte er dreißig Fuder Wein mit sich und Lebensmittel in unsäglicher Fülle.

Der König erschien wohl gerüstet, aber noch weit besser hatte sich Heinrich zum Kampfe bereitet. In seinem Heere waren der kriegerische Erzbischof von Magdeburg und die meisten sächsischen Herren; sie alle in der stattlichsten Ausrüstung. Im Anfange des August überschritt Heinrich die Grenzen Sachsens und bezog an der Werra ein Lager. Um den 15. August lagen sich beide Heere bei Kreuzburg gegenüber. Angesichts des Feindes muß den König selbst Besorgnis beschlichen haben, ob seine Streitkräfte ausreichend seien; denn er ging mit den Fürsten zu Rate, ob er es auf eine blutige Entscheidung ankommen lassen solle. Auch scheint er nicht auf die Treue aller, die ihm gefolgt waren, gebaut zu haben.

Erzbischof Adalbert, dessen Gesinnung bereits verdächtig war, wünschte einen Zusammenstoß und riet zur Schlacht, aber die anderen Fürsten, unter ihnen besonders die Bischöfe, hielten dem überlegenen Feinde gegenüber den Kampf für bedenklich und glaubten, daß man den Weg der Unterhandlungen mit den Sachsen einschlagen müsse. In der Tat wurden Unterhandlungen eröffnet und bald zum Abschluß gebracht; der Erzbischof von Trier und der Böhmenherzog sollen sich bei demselben besonders tätig er-

[1] Erst damals scheint die Gemahlin Konrads — wohl in Köln — gekrönt zu sein. In den ersten Urkunden des Königs wird sie nur als seine Gattin bezeichnet, dagegen in einer Urkunde vom 19. Juli 1139 als Genossin seines Reichs und Ruhms und später regelmäßig als Königin.

wiesen haben. Indem die Sachsen in dem Vertrage ausdrücklich Konrad als ihren König anerkannten, wurde ihnen Abhilfe ihrer besonderen Beschwerden zugesagt; auf Lichtmeß nächsten Jahres sollte zu diesem Zwecke ein Reichstag zu Worms gehalten und bis dahin der augenblickliche Zustand erhalten werden, die Waffen aber jedenfalls bis zum Pfingstfeste ruhen. Die Verhandlungen wurden mit den Sachsen, nicht mit Heinrich gepflogen, aber die Sachsen verfuhren dabei ganz in seinem Interesse, ohne ihn zu verpflichten. Dem Abschluß des Vertrages folgten fröhliche Feste, bei denen der Trierer reichlich seinen Wein spendete, der nun auch den Sachsen zugute kam. Dann trennte man sich; die unblutige Heeresfahrt war mit einer Lustbarkeit beendigt. Niemand trug einen reicheren Gewinn davon als Albero, der für seine Ausrüstung die reiche königliche Abtei St. Maximin erhalten hatte, schon lange das Ziel seiner Wünsche.

Der Ausgang des Unternehmens, für welches der König so viele Vorbereitungen getroffen hatte, war für ihn wenig rühmlich gewesen. Der Welfe blieb Herr in Sachsen, und schon suchten die Grafen, welche sich dort Albrecht und dem Könige zuerst angeschlossen hatten, ihren Frieden mit Lothars Witwe und ihrem Tochtermanne zu machen. Bernhard von Plötzke wußte sich wieder in Sachsen eine Heimat zu gewinnen, indem er sich bittend an die Kaiserin, seine Verwandte, wandte und ihre Verzeihung erlangte. Hermann von Winzenburg gab die Lehen des Grafen Siegfried, welche ihm der König übertragen, freiwillig wieder auf und vertrug sich mit Graf Siegfried und Herzog Heinrich. Auch Erzbischof Adalbero von Bremen hatte sich der Partei des Ballenstedters angeschlossen: seine Abwesenheit — er war auf einer Reise nach Rom begriffen — benutzten jetzt der Pfalzgraf Friedrich und der Graf Rudolf von Stade, um über Bremen herzufallen und es auszuplündern.

Während Albrecht das Herzogtum, welches ihm der König verliehen, aus der Hand verlor, hatte sich der Babenberger Leopold mit Glück in Bayern behauptet. Eine Stütze suchte und fand er in seinem Bruder Otto, der erst vor kurzem zum Bischof von Freising erhoben war. Otto, früh von seinen Eltern für den geistlichen Stand bestimmt, hatte zu seiner Ausbildung in der theologischen Wissenschaft zweimal eine Reise nach Paris unternommen. Auf der Rückkehr von der zweiten Reise war er mit mehreren Gefährten unerwartet in dem großen Zisterzienserkloster Morimond in den Mönchsstand getreten und wenige Jahre darauf selbst Abt dieses Klosters geworden. Aber nur kurze Zeit verweilte er in der Abtei; bald wurde er nach Deutschland zurückgerufen, um das Bistum Freising zu übernehmen, obwohl er nur etwa 25 Jahre zählte. Niemand schien mehr geeignet, als dieser junge Fürst, der Halbbruder des Königs und der Bruder des Herzogs, das sehr herabgekommene Bistum wiederzuerheben. Es empfahl ihn überdies eine entschieden kirchliche Gesinnung und ungewöhnliche Gelehrsamkeit. Dem Studium der scholastischen Philosophie, wie es

damals in Frankreich blühte, und wie er es mit Lebhaftigkeit ergriffen, hat er zuerst auch in Deutschland Geltung zu geben gewußt. Mitten in die großen Ereignisse seiner Zeit hineingerissen, bemühte er sich, auch den Zusammenhang der Weltbegebenheiten denkend zu erfassen; die Chronik, in welcher er seine Anschauungen niederlegte, bezeichnet eine neue Periode in der Geschichte der deutschen Historiographie und ist zugleich eine der wichtigsten Quellen für die Vorgänge, von denen wir hier berichten.

Den neuen Herzog hatte nicht allein das trotzige Regensburg anerkannt, sondern ganz Bayern. Als er mit bewaffneten Scharen das Land durchzog und dann auf dem Lechfelde bei Augsburg drei Tage als Landesherzog Gericht hielt, schien jeder Widerspruch verstummt; was Graf Welf auch im Schilde führen mochte, für den Augenblick war der Babenberger Herr im Bayernlande. Nichtsdestoweniger behielt Herzog Heinrich sein altes Herzogtum fest im Auge. Kaum fühlte er sich sicher in Sachsen, so begann er aufs neue gegen den König zu rüsten, und seine Absicht war keine andere, als demnächst nach Bayern zu gehen, um auch dort sich wieder festzusetzen. Noch weniger als Sachsen konnte er das Herzogtum seiner Vorfahren in fremder Hand lassen. Da ereilte ihn, als er sich eben vom Fall zu neuer Macht und zu neuen Hoffnungen emporraffte, das aller Menschenkraft überlegene Verhängnis. Als er im Herbst mit den Fürsten Sachsens zu Quedlinburg eine Zusammenkunft hatte, befiel ihn eine hitzige Krankheit, welche ihn am 20. Oktober in der Blüte frischester Männlichkeit — er war kaum 35 Jahre alt — von der Welt abrief. Er hinterließ Kaiser Lothars Tochter als eine junge Witwe und ihr einen zehnjährigen Sohn, den Erben seines Namens und seines Ruhms, seiner Besitzungen und unermeßlicher Ansprüche. Sterbend hatte er den Knaben dem Schutze der Sachsen empfohlen; der kräftigste Schutz desselben war zunächst seine alte Großmutter, die Kaiserin Richinza. Zur Seite Kaiser Lothars wurde Heinrich der Stolze in Königslutter beerdigt.

Bei den Zeitgenossen war der Glaube verbreitet, daß Heinrich durch Gift beseitigt worden; aber der Verdacht scheint keinen anderen Grund gehabt zu haben, als daß die meisten ein so plötzlich die ganze Lage veränderndes und alle Berechnungen durchkreuzendes Ereignis nicht mit dem natürlichen Laufe der Dinge zu vereinbaren wußten. Freilich gab es auch manche, die in den wunderbaren Schicksalen Heinrichs und Konrads unmittelbar die Gerichte Gottes erkennen wollten, welcher die Niedrigen erhebt, aber die Stolzen verwirft; sie glaubten in Heinrichs Ausgang recht deutlich die trostlose Hinfälligkeit der menschlichen Dinge zu erkennen und fanden in demselben eine Mahnung, den Blick unverwandt auf das unvergängliche himmlische Reich zu richten.

In der Tat haben wenige Sterbliche in gleichem Grade die Launen des Glücks empfunden als dieser Heinrich. Wie hatte es ihn mit der Fülle seiner Gaben so lange überschüttet! Noch waren es nicht zwei Jahre,

als alle Macht der Welt in seinen Händen zu ruhen schien: da wandte es ihm treulos den Rücken, und er sank in die Tiefe des Elends. Durch Mannhaftigkeit suchte er die Gunst des Glückes sich neu zu gewinnen, und es gelang ihm. Abermals stand er da, ein geachteter und gefürchteter Mann; vor ihm schienen die Wege offenzuliegen, auf denen jeder erlittene Verlust zu vergüten. Aber es waren die Pfade, welche den tapferen Mann abwärts in jenes Reich führten, wo die Macht des Glücks aufhört und mit der Kraft des Armes nichts zu gewinnen ist. Der Knabe, der seine letzte Sorge in Anspruch nahm, in Tugenden und Fehlern dem Vater nur zu ähnlich, sollte die Veränderlichkeit des Glückes nicht minder fühlen; ein längeres Leben war ihm gegönnt, aber nur um desto länger in allen Wechselfällen menschlichen Geschicks herumgeschleudert zu werden.

9. Konrads schwankendes Regiment

Die inneren Kämpfe bis zum Frankfurter Frieden

Etwa um dieselbe Zeit, als Herzog Heinrich starb, begründete König Konrad mit seinem Halbbruder Leopold die berühmte Zisterzienserabtei zu Zwetl. Im Stiftungsbriefe bezeichnet er sie als Weihgeschenk für des Reiches Bestand und bewidmet reichlich das Kloster, damit die Mönche desselben desto eifriger für das Glück des Reiches zu beten vermöchten. Aber welches größere Glück konnte er je erwarten als den Tod seines Nebenbuhlers gerade in diesem Moment? Jetzt erst schien die Krone fest auf seinem Haupte zu sitzen, und man konnte es nur noch für eine Frage der Zeit halten, wann er seinen Willen auch in Sachsen zur Geltung brächte.

Niemand beeilte sich mehr, diesen Zeitpunkt herbeizuführen, als der Ballenstedter. Sobald er den Tod des Welfen erfuhr, eilte er nach Sachsen. Bald sah man ihn in Bremen, wo am Fest Allerheiligen Leute aus ganz Sachsen zu einem großen Markte zusammenzukommen pflegten; hier wollte er eine große Tagfahrt halten und sich aller Welt als den rechtmäßigen Herzog des Landes zeigen. Aber statt des erwarteten Erfolges fand er eine neue, empfindliche Demütigung. Rings sah er sich von Nachstellungen der Kaiserin und ihrer Anhänger umgeben, niemand erhob sich für ihn, und in kläglicher Weise ergriff er, nur von wenigen Freunden begleitet, aufs neue die Flucht.

Und nun fielen auch die letzten Burgen im Lande, die noch in Albrechts Händen gewesen waren, in die Gewalt seiner Feinde. Pfalzgraf Friedrich nahm nach siebentägiger Belagerung Gröningen an der Bode und machte es dem Erdboden gleich. Die benachbarte Burg Witecke an der Holtemme wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Erzbischof Konrad bemächtigte sich einer Feste, die Jabilince genannt wird, und zerstörte sie. Selbst Albrechts Stammburg Anhalt, über dem Selketal auf steiler Höhe gelegen, entging nicht dem Verderben; nach kurzer Gegenwehr fiel sie in die Hände der Sachsen, welche sie einäscherten und von Grund aus zerstörten. In der Nordmark setzte sich Rudolf von Stade, Albrechts alter Widersacher, fest. Als Herzog Sachsens wurde der junge Heinrich anerkannt, für den seine

Großmutter, die Kaiserin-Witwe, zunächst die Geschäfte leitete. An den Kreuzburger Vertrag fühlten sich die Sachsen, nachdem Albrecht ihn gebrochen, nicht mehr gebunden; sie erkannten kaum noch Konrad als ihren König an. So zeigte sich nur zu deutlich, daß mit Heinrichs Tod die welfische Partei nicht erstorben, der innere Krieg nicht beseitigt war. Wenn die Kirche den alten Haß gegen die Nachkommenschaft Heinrichs IV. vergessen hatte, in Sachsen schien er unsterblich und übertrug sich auch auf den Ballenstedter, welcher den Staufern sich angeschlossen hatte.

Unter solchen Verhältnissen kam die Zeit heran, wo zu Worms über das Schicksal Sachsens entschieden werden sollte. Der König begab sich im Anfange des Februar, nachdem er unseres Wissens in den letzten Monaten die heimischen Gegenden Schwabens und des Elsasses nicht verlassen hatte, zu dem anberaumten Reichstage. Aber die Sachsen stellten sich nicht; bereits wieder in offener Empörung, hatten sie sicheres Geleit beansprucht, der König es ihnen aber verweigert. Nur die Bischöfe von Paderborn, Osnabrück und Naumburg gingen nach Worms. Unter den anderen zahlreichen Fürsten, welche zum Reichstage erschienen, war auch der junge Landgraf Ludwig von Thüringen, der vor kurzem erst seinem Vater[1] gefolgt war; fast noch ein Knabe, hatte er doch durch die Gunst des Königs und die Geneigtheit der thüringischen Herren die Landgrafschaft, welche sein Vater zuerst bekleidet, sich gewonnen. In dieser Zeit (13. Februar) starb der rheinische Pfalzgraf Wilhelm ohne Leibeserben, aber mit Hinterlassung einer großen Erbschaft. Die Besitzungen in den rheinischen Gegenden, welche ihm einst durch die Adoption in das Geschlecht der Pfalzgrafen von Laach zugefallen waren, zog der König für das Reich ein. Die Güter, welche aus der Weimar-Orlamündischen Erbschaft stammten, erhielt Albrecht, des Verstorbenen Vetter; es waren die Grafschaften Weimar und Orlamünde, Burg Rudolstadt an der Saale und viele andere in Franken, Thüringen und dem Vogtlande belegene Ortschaften. Mit der Pfalzgrafschaft am Rhein belehnte der König seinen Halbbruder Heinrich. Indem er auch hier seine Politik, das babenbergische Haus auf alle Weise zu erhöhen, getreu blieb, verletzte er auf das schärfste die Interessen jenes Otto von Rineck, der einst schon den Namen des Pfalzgrafen geführt und ihm bisher treue Dienste geleistet hatte.

Von den Beschlüssen des Wormser Tages ist nichts weiter bekannt, als daß den Sachsen ein neuer Termin auf vierzehn Tage nach Ostern zu Frankfurt gestellt wurde. Der König, der das Osterfest (7. April) zu Würzburg feierte, besuchte um diese Zeit auch Bamberg. Hier war am 30. Juni 1139 Bischof Otto gestorben, der in seinem sechsunddreißigjährigen Pontifikat sich die größten Verdienste um die Stadt und das Bistum, zugleich auch um die ganze deutsche Kirche und das Deutsche Reich erworben und einen unvergänglichen Namen gewonnen hatte. Die

[1] Landgraf Ludwig I. war am 12. Januar 1140 gestorben.

Amtsverwaltung seines Nachfolgers Egilbert war von kurzer Dauer[1] und nur dadurch ausgezeichnet, daß er die Heiligsprechung Kaiser Heinrichs II. in Rom erwirkte[2]. Bald wurde auch Bischof Otto in Bamberg wie ein Heiliger verehrt, doch erfolgte die feierliche Kanonisation des Pommernapostels erst im Jahre 1189.

Zur bestimmten Zeit (21. April) fand sich der König in Frankfurt ein. Aber die Mehrzahl der sächsischen Fürsten stellten sich auch hier nicht; denn sie hatten abermals sicheres Geleit verlangt, und abermals war es ihnen verweigert worden. Nur von dem Markgrafen Konrad von Meißen wissen wir, daß er zu Frankfurt gegenwärtig war; er muß also damals oder vielleicht schon früher seinen Frieden mit dem Könige geschlossen haben. Man mochte hoffen, daß bald andere dem Beispiele dieses angesehenen Fürsten folgen würden, und deshalb von Zwangsmaßregeln abstehen; denn von Rüstungen, die gegen die Sachsen beschlossen wurden, erhalten wir keine Kunde.

Um so weniger mochte der König zu einem entschiedenen Vorgehen gegen Sachsen geneigt sein, als sich inzwischen im oberen Deutschland auch Graf Welf wieder zu regen anfing und sich nun in Bayern ein ähnlicher Widerstand gegen Leopold erhob wie früher gegen Albrecht in Sachsen. Die Führer der Opposition in Bayern waren zwei Brüder aus dem Geschlecht der Grafen von Vallei, nahe Verwandte des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Als Herzog Leopold endlich diese in ihrer alten Stammburg über dem Mangfalltale belagerte, erschien zu ihrem Beistande plötzlich Graf Welf mit zahlreichen Reisigen und nötigte den Herzog nach heißem Kampfe (13. August 1140), flüchtig vor der Burg abzuziehen. Der Babenberger erlitt seine Demütigung, die seine ganze Stellung in dem neugewonnenen Fürstentume zu erschüttern drohte; denn es konnte nicht fehlen, daß der streitbare und siegreiche Welf einen großen Anhang alsbald in dem Herzogtume seiner Vorfahren gewann.

Der König, der sich in den letzten Monaten stets im östlichen Franken aufgehalten zu haben scheint, glaubte, einen Angriff auf Welf nicht länger verschieben zu dürfen. Mit Heeresmacht wandte er sich im Anfange des November gegen die Welf gehörige Stadt Weinsberg; bereits am 15. November war sie ringsum von seinen Scharen umschlossen. Beim Könige waren der Erzbischof Adalbert von Mainz, der kurz zuvor von Rom, wo er eine gute Aufnahme gefunden, zurückgekehrt war, der Kardinalbischof Dietwin als päpstlicher Legat, die Bischöfe von Würzburg, Speier und Worms, Herzog Friedrich von Schwaben, Markgraf Hermann von Baden, Graf Adalbert von Calw und der Burggraf Gottfried von Nürnberg. Die Stadt verteidigte sich mit großer Tapferkeit, und gegen Weihnachten machte Welf einen Versuch, sie zu entsetzen. Er hoffte, den König zu überraschen,

[1] Egilbert starb am 29. Mai 1146.
[2] Vgl. Bd. II, S. 79 Anmerkung.

der in der Tat kurz zuvor seinen Bruder Friedrich entlassen hatte. Aber noch rechtzeitig erhielt der König von dem Anrücken Welfs Kunde, rief seinen Bruder zurück und raffte alle ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte zusammen. In der Frühe des 21. Dezember steckte er sein Lager vor Weinsberg in Brand und zog dem Feinde entgegen. Trotz seiner Übermacht erlitt Welf eine vollständige Niederlage. Eine große Zahl der Seinigen fiel im Kampfe, andere fanden auf der Flucht im Neckar den Tod; nur mit geringer Begleitung entrann er selbst dem Verderben. Bald darauf mußte sich auch Weinsberg ergeben.

Bekanntlich wird erzählt, und dies ist schon zu jener Zeit geschehen, daß die Frauen von Weinsberg, als ihnen der König das Leben schenkte und ihnen zu retten erlaubte, was sie tragen könnten, ihre Männer auf ihren Schultern davon getragen, und daß der König, als Herzog Friedrich ihnen dies habe wehren wollen, es dennoch gestattet und gesagt habe: „Ein Königswort darf nicht verdreht werden." Ob sich die Sache so zugetragen, ist schwer zu verbürgen, aber klar zeigt die Erzählung, was die Zeitgenossen von den treuen Frauen von Weinsberg und der Ehrenhaftigkeit des Königs gehalten haben. Keinen Anhalt hat es dagegen in den Zeitgeschichten, wenn man später berichtet, hier bei Weinsberg habe zuerst ein welfisches Heer mit dem Schlachtrufe: „Hie Welf!" angegriffen und die staufenschen Gegner darauf mit dem Rufe: „Hie Gibelingen!" geantwortet. Nicht ein Waiblinger allein stand damals dem Welfen gegenüber, sondern es waren König und Reich.

Der Sieg des Königs machte nicht geringen Eindruck. Er befestigte die Stellung desselben im oberen Deutschland und hielt Welf vorläufig in Schranken. Auch Herzog Leopold mußte davon Vorteil ziehen, obwohl er auch ferner noch in Bayern auf hartnäckigen Widerstand stieß. So brach im Anfange des Jahres 1141 in Regensburg ein Aufstand der Bürgerschaft gegen ihn aus, als er gerade in der Stadt einen Gerichtstag hielt[1]. Es kam zum Straßenkampf, ein Teil der Stadt wurde in Brand gesteckt, und nur mit Mühe entkam der Herzog selbst aus den Toren. Aber sofort sammelte er ein Heer, verwüstete die Umgegend und schlug dann ein Lager bei der Stadt auf. Die Bürger aber, die Schrecken einer Belagerung fürchtend, unterwarfen sich nach kurzer Zeit und büßten mit Geld ihre Frevel.

Der König, welcher den Anfang des Jahres in Schwaben zugebracht hatte, feierte das Osterfest (30. März) in Straßburg und verweilte dort bis in die Mitte des April. In dem großen Gefolge, welches ihn umgab, war außer dem römischen Legaten Kardinal Dietwin auch der Erzbischof Albero von Trier. Von unbegrenztem Einfluß in den ersten Jahren des von ihm erhobenen Königs, hatte der ehrgeizige, vielgeschäftige Mann,

[1] Besonders das Ungestüm des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach soll den Aufstand veranlaßt haben.

unablässig dem Hofe folgend und als ständiger Legat des apostolischen Stuhls besonders geehrt, Vorteil über Vorteil gewonnen; doch schon war die Zeit, wo es für ihn kein Hindernis zu geben schien, vorüber. Das herrlichste Geschenk, welches er der königlichen Gunst verdankte, war die Abtei St. Maximin gewesen, aber gerade dies war ihm der Anlaß vielen Kummers geworden. Die Mönche waren nicht gewillt, sich widerstandslos dem Erzbischof zu unterwerfen; sie verhinderten die Besitzergreifung des Klosters mit Gewalt und wurden dabei von dem Grafen Heinrich von Namur und Luxemburg unterstützt, der nicht lange zuvor vom Könige zum Klostervogt bestellt war. Da gerade die Stelle des Abtes erledigt wurde, wählten sie überdies ohne Wissen des Erzbischofs sich in einem Lütticher, Sicher mit Namen, einen neuen Abt und sandten ihn trotz des Anathems, welches der Erzbischof gegen ihn schleuderte, mit vielem Gelde nach Rom, um dort die Freiheit der Abtei und die Anerkennung seiner Würde durchzusetzen. Inzwischen hatte Graf Heinrich die Abwesenheit des Erzbischofs, der damals am Hofe weilte, benutzt, um Trier zu überfallen. Nur die Vorstellungen des gerade dort befindlichen Grafen Friedrich von Vianden hielten Heinrich ab, mit Feuer und Schwert in der Stadt zu wüten, doch verheerte er, als er auf die Bitten des Grafen endlich abzog, weithin die Güter des Erzbistums mit seinen Scharen. Und zugleich trat man auch von anderer Seite dem stolzen Erzbischof entgegen. Wider seine Absichten wählten die Kanoniker in Koblenz einen Mainzer Kleriker von vornehmer Familie, Ludwig von Isenburg, zu ihrem Propst und wandten sich um die Bestätigung ihrer Wahl, welche der Erzbischof nicht anerkennen wollte, an den Papst.

Die Vorstellungen und das Geld der Mönche von St. Maximin wirkten in Rom. Am 6. Mai 1140 erließ der Papst eine Bulle, nach welcher die Abtei nur der römischen Kirche und dem Reiche unterstehen sollte, und am 8. Mai ein Schreiben an den Erzbischof, in welchem er ihm meldete, daß er den über Sicher ausgesprochenen Bann aufgehoben habe und erwarte, daß der Erzbischof seinem Hader mit dem Grafen Heinrich ein Ziel setze. Die Wahl der Koblenzer mißbilligte zwar der Papst, ohne sie jedoch, wie es scheint, für ungültig zu erklären. Als das Schreiben des Papstes dem Erzbischof vor dem versammelten Klerus übergeben wurde, geriet dieser in solchen Zorn, daß er es auf den Boden warf; offen verweigerte er dem Papste den Gehorsam. Deshalb in Rom verklagt, wurde er zu seiner Verantwortung dorthin beschieden; als er der Ladung nicht Folge leistete, wurde in aller Form die Suspension vom Amte über ihn verhängt. Es ist schwerlich ohne Zusammenhang mit diesen Dingen, wenn gleichzeitig auch der junge Erzbischof von Mainz nach Rom gerufen wurde und bei seinem Eintreffen dort die freundlichste Aufnahme fand. Die apostolische Legation, auf welche der Trierer so großes Gewicht legte, mußte den Mainzer am meisten drücken, da sie noch vor kurzem in den

Händen seines Vorgängers gewesen war, und es ist nicht zu verwundern, wenn er und sein geistlicher Bruder in Trier selten gleichen Sinnes waren.

Albero war in seiner ganzen Stellung bedroht, wenn er nicht den Papst umzustimmen wußte. In der Tat entschloß er sich nun, nach Rom zu gehen, und er gewann sich zugleich einen Fürsprecher, der dort alles zu erwirken vermochte. Der heilige Bernhard, welcher die Bedeutung Alberos für die kirchliche Sache zu würdigen wußte und sich deshalb schon bei früheren Streitigkeiten desselben mit den Bischöfen von Metz und Toul seiner dringend angenommen hatte, wandte sich wiederholt schriftlich an den Papst und riet ihm, unzweideutig dessen bisheriges Verfahren gegen den Erzbischof mißbilligend, zur Nachgiebigkeit. Als Schützling des heiligen Bernhard erreichte Albero in Rom, was er wollte: es wurde nicht nur seine Suspension aufgehoben, sondern auch die Wahl in Koblenz vernichtet und unter dem 20. Dezember 1140 eine Bulle ausgestellt, welche ihm und seinen Nachfolgern den Besitz von St. Maximin zugestand. Aber die Mönche wollten die neue Entscheidung des Papstes nicht anerkennen, und ebensowenig Graf Heinrich, mit dem sich der Erzbischof vergebens einen Ausgleich zu treffen bemühte.

Als sich Albero im April 1141 am Hofe des Königs befand, waren seine Streitigkeiten mit Rom allerdings bereits ausgeglichen, aber daran fehlte doch viel, daß seine frühere Autorität in seinem Erzbistum und im Reiche ganz hergestellt wäre. Der König selbst war zur Zeit nicht geneigt, unmittelbar in die Trierer Angelegenheiten einzugreifen; er hatte seinen Blick zunächst auf die Verhältnisse Bayerns gerichtet, wo es noch immer den Babenberger gegen die Angriffe Welfs und seiner Anhänger zu sichern galt. Er begab sich deshalb selbst nach Bayern, wo wir ihn alsbald zu Regensburg gleichsam im Kreise seiner Familie finden. Es waren bei ihm seine drei Brüder, Herzog Leopold, Pfalzgraf Heinrich und Bischof Otto von Freising, auch sein Schwager Graf Gebhard von Sulzbach, der fast immer den Hof begleitete. Außerdem sah man an demselben den päpstlichen Legaten Kardinal Dietwin, die Markgrafen Dietbold von Vohburg und Ottokar von Steiermark, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und viele mächtige Herren des Bayernlandes. Der König wird nichts unterlassen haben, um Leopolds Stellung zu befestigen, und seine Bemühungen scheinen nicht erfolglos gewesen zu sein. Noch im Sommer dieses Jahres brach der Herzog mit einem Heere auf, um das Land von allen Anhängern Welfs zu reinigen. Er durchzog es bis an den Lech, brach die Burgen seiner Widersacher und kehrte dann unter furchtbaren Verwüstungen heim, bei denen selbst das Kirchengut nicht geschont wurde. So glaubte er die Schmach, die er bei Vallei erlitten, gerächt und sein und des Königs Ansehen im Lande hergestellt zu haben.

Inzwischen waren endlich neue Verhandlungen mit den Sachsen eröffnet worden. Der König hatte nach Würzburg, wo er das Pfingstfest

(18. Mai) feierte, eine große Reichsversammlung berufen, um über die Herstellung des Friedens zu beraten. Eine stattliche Zahl von Fürsten fand sich ein und unter ihnen, was das wichtigste war, auch mehrere sächsische Herren, selbst jener Bernhard von Plötzke, der in so schmählicher Weise den König verlassen hatte. Aber wieviel man auch verhandelte, eine Verständigung erzielte man nicht; vielmehr wurden die Sachsen nach dem Spruch der Fürsten öffentlich als Feinde des Reiches erklärt und ein neuer Heereszug gegen sie beschlossen. An dem Scheitern der Verhandlungen scheint besonders Adalbert von Mainz die Schuld getragen zu haben; denn wir hören, daß er gleich darauf sich in eine Verschwörung mit den Sachsen einließ, welche gegen den König gerichtet war.

Aber zum Kriege kam es nicht. Es war von großer Bedeutung, daß schon wenige Tage nach den Würzburger Verhandlungen die Kaiserin Richinza starb, welche bisher besonders den Widerstand belebt hatte. Als sie neben ihrem kaiserlichen Gemahl und ihrem Schwiegersohne in Königslutter beigesetzt wurde, da schienen die stolzen Pläne welfischen Ehrgeizes, welche in der letzten Zeit die Welt so in Aufregung versetzt hatten, völlig vereitelt. In noch nicht vier Jahren waren jene drei, welche der staufenschen Macht Hindernis auf Hindernis bereitet, in das Grab gesunken.

Wenige Wochen nachher (17. Juli) starb auch Erzbischof Adalbert von Mainz. Als er gerade in die verderblichen Wege seines Vorgängers im Amte und nahen Blutsfreundes einlenken und im Bunde mit den Sachsen den Kampf gegen die Krone beginnen wollte, wurde er in jungen Jahren aus dem Leben abgerufen. War nur etwas in diesem zweiten Adalbert von der Art des ersten, so mochte der König die Stunde, die den Lebensfaden des Mainzers so früh abgeschnitten, eine glückliche nennen und dies um so mehr, als ihm ein Kirchenfürst von den friedfertigsten Gesinnungen folgte. Es war Markulf, bisher Propst von Aschaffenburg, ein schon betagter Mann. Im vollsten Gegensatz gegen seinen Vorgänger ließ er sich sogleich die Herstellung des Friedens mit den Sachsen angelegen sein; unzweifelhaft war er unter den Fürsten, welche den Aufschub des Kriegszugs gegen die Sachsen veranlaßten, als sich das Heer bereits gesammelt hatte.

Im Spätsommer begab sich der König, von Herzog Albrecht begleitet, nach den lothringischen Gegenden. Als er am 14. September zu Köln seine Hofhaltung hatte, stellte sich dort auch Heinrich von Limburg ein, der im Kampfe gegen Herzog Gottfried unterlegen war. Der letztere war bis Aachen vorgedrungen, hatte hier einen großen Gerichtstag gehalten und seine volle herzogliche Gewalt geltend gemacht. Heinrich von Limburg hatte sich dem überlegenen Gegner fügen müssen und scheint selbst den herzoglichen Titel aufgegeben zu haben. Die Ruhe des niederen Lothringens war freilich damit nicht hergestellt. Besonders blieb das

Lütticher Bistum der Schauplatz endloser Fehden. Derselbe Heinrich von Namur, welcher dem Erzbischof von Trier das Leben so schwer machte, setzte hart auch Bischof Albero von Lüttich zu, während dieser zugleich mit Rainald von Bar über die Burg Bouillon im Streit lag. Dem König blieb nicht Zeit, diese Wirren zu beseitigen, da er alsbald alle seine Sorge wieder auf Bayern richten mußte.

Am 18. Oktober 1141 starb unerwartet in der ersten Manneskraft zu Nieder-Altaich Herzog Leopold, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Es war ein harter Schlag für den König, der auf diesen Bruder so großes Vertrauen gesetzt, eine starke Stütze seines Regiments in ihm zu finden geglaubt hatte. Der König ging alsbald selbst nach Bayern, wo er sich bis in den Monat Februar aufhielt. Das erledigte Herzogtum behielt er vorläufig selbst in der Hand, während die Mark Österreich, welche Leopold neben Bayern bis an sein Ende verwaltet hatte, auf seinen jüngeren Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, überging. Die rheinische Pfalzgrafschaft gab Heinrich auf, und der König verlieh sie sofort oder doch wenig später seinem Schwager, dem Grafen Hermann von Stahleck[1]; die Ansprüche des Otto von Rineck blieben auch jetzt unbeachtet.

Unter den vielen Fürsten, die im Januar zu Regensburg den König umgaben, waren abermals der Kardinal Dietwin und Albrecht von Ballenstedt. Aber der letzte hatte bereits damals den herzoglichen Namen abgelegt, da er die Unmöglichkeit einsah, mit demselben nach Sachsen zurückzukehren. Erzbischof Markulf hatte ihm diesen weisen Entschluß eingegeben, und nicht wenig mochte er ihm dadurch erleichtert sein, daß in diesen Tagen (16. Januar 1142) seine alte Mutter Eilika starb, welche den leidenschaftlichen Anteil an den Kämpfen ihres Sohnes mit den Welfen genommen hatte; in ihr schied die letzte Billingerin aus dem Leben. Markgraf Albrecht, wie er sich hinfort wieder nannte, begann nun mit den Fürsten Sachsens über seine Rückkehr zu unterhandeln. Die Unterwerfung Sachsens unter den König schien jetzt kaum mehr ernstlich in Frage gestellt, schon von dem nächsten Reichstage ließ sie sich erwarten.

Wenn der König im März, begleitet vom Kardinal, nach Konstanz ging und dort und in der Umgebung bis in den April verweilte, so geschah es wohl in der Absicht, Welf zu beobachten oder auch in Verhandlung mit ihm zu treten. Gegen Ostern (19. April) begab er sich dann nach Würzburg, wo er das Fest beging. Im Anfange des Mai zog er weiter nach Frankfurt, um den großen Reichstag zu eröffnen, auf welchem die Sachsen zu erscheinen versprochen hatten. Dieser Tag war bestimmt, allen

[1] Die Trümmer der Burg Stahleck, welche der Hauptsitz der rheinischen Pfalzgrafen in den nächsten Jahrhunderten blieb, sind noch jetzt bei Bacharach sichtbar. Im Jahre 1689 wurde die Burg von den Franzosen zerstört. Die Gemahlin Hermanns von Stahleck war Gertrud von Staufen, unseres Wissens die einzige rechte Schwester König Konrads und Herzog Friedrichs.

den Streitigkeiten, unter denen bisher das Reich des Königs immer neuen Schwankungen ausgesetzt gewesen war, endlich ein Ziel zu setzen.

Die bayrischen und die sächsischen Fürsten kamen in großer Zahl nach Frankfurt; mit den letzteren auch Gertrud, die junge Witwe Herzog Heinrichs, die Tochter Kaiser Lothars. Wir wissen nicht, wie es dem Könige gelungen war, diese Frau für sich zu gewinnen; wir hören nur, daß er sich dabei der Unterstützung einiger vertrauter Fürsten bedient hatte. Gertrud gab nicht nur alle Feindschaft gegen die Staufer auf, sondern sie entschloß sich auch, Heinrich von Österreich, dem Bruder des Königs, ihre Hand zu geloben. Dieses Verlöbnis löste die letzten Schwierigkeiten, welche noch bei der welfischen Partei in Sachsen bestanden hatten. Die sächsischen Fürsten wetteiferten nun, sich dem König zu unterwerfen, der ihnen die früher eingezogenen Reichsämter und Lehen zurückgab, auch Gertruds Knaben als Herzog Sachsens anerkannte. Nachdem er selbst sich so mit den Sachsen ausgesöhnt, gelang es ihm, auch Markgraf Albrecht wieder in freundliche Beziehungen mit den anderen Fürsten des Landes zu bringen; sie versprachen ihm, seine Grafschaft, seine Mark und alle seine Besitzungen wieder einzuräumen. Nach jahrelangen Kämpfen wurde an einem Tage — es war der 10. Mai — alles zwischen dem König und den Sachsen ausgeglichen. Unmittelbar an diesen Friedenstag schlossen sich die Hochzeitsfeierlichkeiten für Gertrud und Heinrich. Der König zeigte sich in der Freude seines Herzens überaus freigebig. Wenn Gertrud gleichsam als Buße für ihre Schuld ihm 300 Mark zu zahlen gelobt hatte, so erließ er ihr nicht allein sogleich am andern Tage diese Summe, sondern er bestritt selbst die Kosten der Hochzeit, die vierzehn Tage lang mit großer Pracht gefeiert wurde.

Als die sächsischen Fürsten — unter ihnen Markgraf Albrecht — bei ihrer Rückkehr nach Magdeburg kamen, fanden sie dort eine zahlreiche Versammlung von Geistlichen, welche soeben den Exequien für Erzbischof Konrad beigewohnt hatte. Er war am 2. Mai gestorben, gewiß zu nicht geringer Beruhigung für Albrecht, der in ihm einen seiner erbittertsten Gegner verlor. Das Erzbistum war auf Friedrich, den bisherigen Kustos der Magdeburger Kirche, übergegangen. Mehr zu beklagen als der Tod des streitlustigen Magdeburgers war für den König und den Markgrafen, daß wenig später (9. Juni) auch Erzbischof Markulf von Mainz aus dem Leben schied, der Mann, dessen Vermittlung man zum großen Teile den Frieden verdankte; es folgte ihm der bisherige Propst des Mainzer Domstifts, Heinrich, auf dessen Gesinnung sich der König nicht so fest verlassen konnte.

Große Freude war im Reiche über die Herstellung des Friedens, und am königlichen Hofe herrschte nicht geringe Befriedigung über die glänzende Verbindung des königlichen Bruders, durch welche der verderbliche Hader zwischen Staufern und Welfen endlich beseitigt schien. Aber all-

gemein empfand man doch, daß alles nur durch die Nachgiebigkeit des Königs und des Markgrafen Albrecht erreicht war. Und nicht allein persönliche Opfer waren gebracht, sondern zugleich hatte die Erblichkeit des Herzogtums eine Anerkennung gefunden wie kaum je zuvor. Ausdrücklich war der junge Heinrich für den rechtmäßigen Herzog Sachsens erklärt worden, und nicht einmal sein Anrecht auf das Herzogtum Bayern hatte man offen zu bestreiten gewagt, obgleich es seinem Vater nach dem Spruch der Fürsten genommen war. Wenn die Erblichkeit der großen Reichslehen so unzweideutig anerkannt wurde, so lag es nur in der Konsequenz, wenn der König, als noch in demselben Jahre Herzog Gottfried von Niederlothringen in frühem Lebensalter starb, dem Sohne desselben, einem einjährigen Knaben, das Herzogtum verlieh; man nannte diesen neuen Herzog der niederrheinischen Lande: „Gottfried in der Wiege".

Und wäre mit allen solchen Opfern nur ein dauernder Friede im Reiche gewonnen worden! Aber Graf Welf, der bei dem Frankfurter Abkommen unbeteiligt war, mißbilligte den Schritt Gertruds, und es war nicht anders zu erwarten, als daß er bald wieder selbst zum Schwert greifen würde. Otto von Rineck sah mit Groll die Pfalzgrafschaft am Rheine, von welcher er einst schon den Namen geführt, in der Hand Hermanns von Stahleck, und wenn nicht er selbst, so setzte sich doch sein Sohn bald gegen den Eindringling zur Wehr. Und wie hätte Heinrich von Limburg, der sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht fand, jetzt ohne Einrede einen Grundsatz gelten lassen sollen, den man früher ebenso bestimmt ihm gegenüber bestritten hatte, wie man ihn nun zu seinem Schaden in Anwendung brachte? Noch war in Niederlothringen keine Ruhe geschafft, und neue Stürme drohten hier und da loszubrechen, ehe noch die alten ausgetost hatten.

Auswärtige Verhältnisse

Wer auf der Höhe des Staufens steht, überschaut nach allen Seiten weithin das reiche Schwabenland. Das Auge kann die Fülle der Eindrücke schwer erfassen, und die Gedanken schweifen in das Unermeßliche, Grenzenlose hinüber. Man begreift, wie hier ein Geschlecht erwuchs, welches unablässig in die Weite strebte, keine Schranken seinen Entwürfen und Unternehmungen setzte. Ein unwiderstehlicher Zug in die Ferne, der Abenteuerlust der französischen Ritter verwandt, ist in der Tat dem ganzen Geschlechte der Staufer eigen, und auch Konrads Gedanken waren in die engen Kreise, in denen sein Regiment sich bisher notgedrungen bewegte, keineswegs gebannt.

Schon in seiner Jugend war Konrad nach dem Vorgange seines Oheims, des Bischofs Otto von Straßburg, eines der ersten deutschen

Kreuzfahrer, nach dem gelobten Lande gezogen und hatte wohl bereits damals Verbindungen mit dem Hofe von Konstantinopel angeknüpft, wie er sie nachher so sorgsam pflegte. Als er bald nach seiner Rückkehr vom Osten die traurige Rolle eines Gegenkönigs spielen mußte, auch da hatte er Deutschland alsbald verlassen; er war über die Alpen gezogen, um sich in den Besitz der reichen Güter zu setzen, welche aus der Verlassenschaft der großen Gräfin Mathilde seinem Hause zugefallen waren, und hatte die Krone Italiens, welche ihm Mailand darbot, bereitwillig angenommen. Freilich hatte er sie nicht behaupten können, und als er einige Jahre später wieder in Italien erschien, sah man ihn als Bannerträger desselben Kaisers, den er früher bekämpft. Bis in die südlichsten Teile der Halbinsel begleitete er damals die deutschen Scharen, welche gegen Roger von Sizilien stritten. Überall in Italien war er bekannt, und im Gegensatze gegen das energische Auftreten des alten Lothar und des hochfahrenden Welfen gedachte man gern dort des milderen Regiments, welches Konrad einst in Mailand geführt hatte.

Als das Glück dem Staufer die Krone, die er hatte niederlegen müssen, wieder zurückgab, wandten sich seine Gedanken auch sogleich wieder nach dem Süden. Nicht ungern scheint man hier seine neue Erhebung gesehen zu haben, denn nirgends findet sich eine Regung des Widerstandes. Schon im Jahre 1138 traten, wie wir wissen[1], die Genuesen mit ihm in Verbindung, und er seinerseits schickte den Kanzler Arnold nach Italien, um dort Heinrichs Einfluß entgegenzutreten und die königliche Macht zu sichern. Es war dies nicht ohne Erfolg. Vom Jahre 1139 an hat dauernd Ulrich von Attems, ein Vasall Konrads, die Markgrafschaft Tuscien verwaltet. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß Konrad nun zum Besitze der Mathildischen Hausgüter gelangte. Bereits 1140 wandten sich die Mönche von Polirone an ihn und baten ihn um die Bestätigung ihrer Güter; er bestätigte ihnen alle Schenkungen der großen Gräfin und ihrer Vorfahren. Einige Jahre später (1146) schenkte er selbst der Brüderschaft, in welche er sich hatte aufnehmen lassen, Güter zu Gonzaga, ehemalige Besitzungen der Gräfin. Alles, was Herzog Heinrich in Italien auf dem zweiten Zuge Kaiser Lothars gewonnen hatte, war schnell in die Gewalt des neuen Königs gekommen.

Man glaubte in Italien, daß Konrad sich in Bälde dort selbst wieder zeigen würde; viele aber warteten nicht, bis er über die Alpen stiege, sondern eilten selbst nach Deutschland, um Vergünstigungen von ihm zu erlangen. So erwirkte sich Otto Visconti von Mailand eine Schenkung, die Bischöfe von Pisa, Treviso und Feltre die Bestätigung ihrer Privilegien, die Bürger von Piacenza die Erneuerung ihres Münzrechtes. Als auch die Stadt Asti im Jahre 1141 eine Gesandtschaft nach Deutschland schickte und um das Münzrecht bat, gewährte es ihr der König nicht nur, son-

[1] Vgl. oben S. 370.

dern versprach noch größere Belohnungen für die ihm bewiesene Treue, sobald er selbst nach Italien käme; für die nächste Zeit stellte er den Abgang einer königlichen Gesandtschaft nach der Lombardei in Aussicht.

Wohl wäre damals, wenn der König nur die Hand frei gehabt hätte, die Romfahrt an der Zeit gewesen. Denn der Sieg Rogers, seine Aussöhnung mit der Kirche, der mit Innocenz II. geschlossene Vertrag, der dem Normannen die Krone Siziliens und den ganzen Süden der Halbinsel sicherte, hatten die Verhältnisse hier völlig geändert, hatten den letzten Waffentaten Lothars, an denen auch Konrad seinen Anteil gehabt, alle Bedeutung genommen. Der Papst war zum Bundesgenossen des Siziliers geworden, auf den er so oft die schrecklichsten Flüche der Kirche gehäuft hatte, und ob das Verhältnis ein erzwungenes war, schien er doch nicht gewillt, es zu lösen, ja hielt daran nicht ohne Starrsinn fest, weil er nur so sich im Besitze Roms schützen zu können meinte.

Die heiligen Männer in Frankreich sahen den Umschwung der Dinge in Italien mit Befriedigung. Bernhard von Clairvaux, einst der hitzigste Gegner Rogers, trat jetzt selbst mit ihm in brieflichen Verkehr und pries in hochtönenden Worten seine Erfolge. „Weit und breit", schreibt er, „hat sich Eure Macht über den Erdkreis ergossen: wohin wäre der Ruhm Eures Namens nicht gedrungen?" Er bedauert, daß er wegen seines schwächlichen Körpers einer Einladung des Königs nicht folgen könne, aber schickt ihm an seiner Statt einige seiner Brüder und ist entzückt, als sie im Reiche des Königs eine Stätte finden.

Und wie noch ganz anders erhebt Abt Peter von Cluny die Taten des Siziliers, den er schon seit zwanzig Jahren vor anderen Königen und Fürsten geliebt, und dessen Sache er zu allen Zeiten verteidigt zu haben beteuert! „Sizilien, Kalabrien, Apulien", schreibt er dem Könige, „vordem Schlupfwinkel der Sarazenen und Räuberhöhlen, sind nun durch Euch Friedensstätten, ein Hafen der Ruhe und das herrlichste Reich geworden, in welchem gleichsam ein zweiter friedfertiger Salomon herrscht. Möchten doch, was ich (Gott weiß es!) nicht aus Schmeichelei sage, auch das arme, unglückselige Tuscien und die umliegenden Gegenden Eurer Herrschaft hinzugefügt und jene verlorenen Länder in die Grenzen Eures Friedensreiches gezogen werden! Fürwahr, dann würden nicht wie jetzt Göttliches und Menschliches rücksichtslos verwirrt, nicht Städte, Burgen, Märkte, Dörfer, die Straßen und die Gott geweihten Kirchen Mördern und Dieben preisgegeben sein; die Büßenden, die Pilger, die Kleriker, die Mönche und Äbte, die Priester, Bischöfe, Erzbischöfe, Primaten und Patriarchen sähe man nicht den Händen von Verbrechern überliefert, beraubt und geplündert, geschlagen und ermordet. Diese und andere derartige Frevel würden aufhören, wenn das Schwert der königlichen Gerechtigkeit waltete. Seufzt das Land wegen seiner Sünden noch unter der Zuchtrute Gottes, so vertraue ich doch, daß der Herr meine und vieler

anderer Gebete, die dasselbe verlangen, gnädig erhören wird." Der Abt fügt hinzu, daß er dies alles nur schreibe, um den König zu noch größeren Taten zu ermutigen, und damit er wisse, was viele von ihm dächten.

Aber am deutschen Hofe sah man Rogers Erhebung und das Verhältnis des Papstes zu ihm mit anderen Augen an. Verdankte auch Konrad seine Krone vor allem dem Einflusse der Kurie, erschienen auch immer von neuem päpstliche Legaten — vor allem der Kardinal Dietwin — an seinem Hofe und wurden dort hochgeehrt, so fehlte doch viel an einem vollständigen Einverständnis zwischen dem Papste und dem Könige. Der letztere scheute sich nicht, dem heiligen Bernhard zu eröffnen, zu wievielen Beschwerden der Heilige Vater ihm Anlaß biete. Bezeichnend ist Bernhards Antwort. „Die Klagen des Königs", schreibt er, „sind auch die unseren und besonders jene, die von Euch gebührend betont wird, über die Verletzung des Reichs. Eine Verunehrung des Königs und eine Minderung der königlichen Gewalt habe ich niemals gewollt und hasse die, welche sie beabsichtigen. Denn ich habe gelesen: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" und: „Wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung"[1]. Aber ich wünsche und ermahne Euch dringend, daß auch Ihr dasselbe Wort beobachtet, indem Ihr die Ehrerbietung dem apostolischen Stuhle und dem Statthalter Petri erweiset, die Ihr von dem gesamten Reiche Euch erwiesen sehen wollt. Manches glaubte ich nicht schreiben zu sollen, besser würde ich vielleicht es Euch mündlich mitteilen."

Wenn auch solche Vorstellungen nur geringen Eindruck auf den König hervorbringen konnten, so machte ihm doch seine ganze Lage einen offenen Bruch mit dem Papste unmöglich. Nichtsdestoweniger beschäftigten ihn unausgesetzt Pläne, wie er den Übermut des Siziliers brechen und die kaiserliche Autorität in Italien herstellen könne; solche Pläne wurden durch den vertriebenen Robert von Kapua und andere flüchtige Herren Unteritaliens genährt, die sich, seit sie in Rom kein Asyl mehr fanden, an den deutschen Hof geflüchtet hatten. Mit diesen Plänen stand es auch in Verbindung, wenn der König alsbald in ganz vertraute Beziehungen zu dem Hofe von Konstantinopel trat. Um das Jahr 1140 kamen Gesandte des Kaisers Johannes II. nach Deutschland, um das gegen Roger gerichtete Bündnis mit dem abendländischen Reiche, welches schon unter Lothar bestanden hatte, feierlich zu erneuern, zugleich aber durch ein verwandtschaftliches Verhältnis zu befestigen; der Kaiser wünschte für seinen jüngeren Sohn Manuel (Emanuel) eine Fürstin aus dem Geblüt der abendländischen Kaiser zur Gemahlin, so sehr eine solche Verbindung auch dem Herkommen und dem Stolze Konstantinopels widersprach.

Konrad ging auf die Erneuerung des Bündnisses gern ein, freute sich auch der beabsichtigten Verschwägerung, bot aber statt einer Bluts-

[1] Römer 13, 1. 2.

verwandten eine Schwester der Königin Gertrud, Berta von Sulzbach, dem Kaiser zur Gemahlin seines Sohnes an. Der Kaplan Albert, ein von Konrad hochgeschätzter Mann, überbrachte, vom Grafen Alexander von Gravina begleitet, die königlichen Aufträge nach Konstantinopel und wußte dort eine günstige Stimmung für sie zu erregen. Nach einiger Zeit erschien eine neue griechische Gesandtschaft in Deutschland, mit welcher ein Bündnis beider Reiche zu gegenseitigem Schutz und Trutz und der Heiratsvertrag vereinbart wurde. Im Auftrage des Königs gingen dann abermals der Kaplan Albert diesmal von Robert von Kapua begleitet, nach Konstantinopel ab. Von dem, was mündlich ihnen befohlen war, wissen wir nur, daß der König als Garanten der Verträge den Dogen von Venedig Petrus Polanus in Vorschlag brachte; vollständig besitzen wir dagegen das am 12. Februar 1142 zu Regensburg ausgestellte königliche Schreiben, welches sie dem Kaiser zu überbringen hatten.

Es ist ein überaus merkwürdiges Aktenstück, welches deutlich zeigt, wie tief die Achtung vor dem griechischen Reiche, seitdem man in den Kreuzfahrten die Schwäche desselben erkannt hatte, gesunken war. Konrad, der sich den ihm noch nicht rechtmäßig zukommenden Titel eines römischen Kaisers beilegt, behandelt den Kaiser von Konstantinopel, wie er Johannes nennt, nicht nur als seinesgleichen, sondern weist ihm sichtlich die zweite Stelle an, indem er mit Nachdruck hervorhebt, wie Rom als die Mutter eine Autorität über Konstantinopel als Tochter zu beanspruchen habe. Dem Bunde der beiden Reiche, den er als einen natürlichen Ausfluß des zwischen Mutter und Tochter obwaltenden Pietätsverhältnisses ansieht, verspricht er die gewaltigsten Folgen. Normanne oder Sizilier, meint er, oder wer sonst die römische Macht sich fortan anzugreifen erkühne, werde bald die Rache zu fühlen haben. „Sehen und hören wird der ganze Erdkreis, wie die Räuber niedergeschmettert werden, welche sich gegen unsere Monarchien erheben; denn mit Gottes Hilfe werden wir, sobald wir nur unsere Schwingen regen, den Feind im Fluge erhaschen und ihm sein freches Herz aus dem Leibe reißen."

Mit Unmut liest man diese gedunsenen Phrasen, kann sie aber mit dem Tone, den Konstantinopel so oft gegen das Abendland angeschlagen hatte, vielleicht entschuldigen. Nimmermehr ist dagegen zu rechtfertigen, wenn Konrad zugleich die Verhältnisse seines Reiches dem Kaiser in einem durchaus falschen Lichte darstellt. Wie hoch er auch die Folgen des Weinsberger Sieges anschlagen mochte, er mußte selbst die Unwahrheit seiner Darstellung erkennen, und dies ist geeignet, auf die Ehrenhaftigkeit, welche man ihm in Deutschland nachrühmte, einen dunklen Schatten zu werfen. Ungescheut ließ er dem Kaiser melden, daß er die Aufständigen völlig unterworfen und wieder zu Gnaden aufgenommen habe, so daß jetzt alle Teile seines Reiches in einem Übermaß des Friedens schwelgten; Frankreich, Spanien, England und Dänemark und die anderen benach-

barten Reiche sendeten täglich ihm Gesandtschaften, um ihre unterwürfige Gesinnung zu bezeigen, und verpflichteten sich eidlich und durch Geiseln, alle Befehle des Königs zu vollstrecken; der Papst, ganz Apulien, Italien und die Lombardei erwarteten von Tag zu Tag seine Romfahrt und verlangten sie auf das sehnlichste; auch habe er bereits seinen Vertrauten, den Bischof Embriko von Würzburg, nach Rom gesandt, um sich mit dem Papste zu verständigen, und habe nach dem glücklichen Erfolge dieser Gesandtschaft mit den Fürsten seines Reiches Rat gepflogen. Kein byzantinischer Höfling hätte dreister der Wahrheit in das Gesicht schlagen können, als es hier ein deutscher Schreiber im Auftrage seines Königs getan hat.

Man verwundert sich über die sklavische Untertänigkeit, welche in diesem Schreiben den Königen Frankreichs, Englands, Spaniens und Dänemarks nachgesagt wird, aber mindestens soviel ist richtig, daß die Freundschaft Konrads von den verschiedensten Höfen gesucht wurde. So stand er ohne Zweifel schon damals in näheren Beziehungen mit dem tapferen König Alfons von Kastilien, der sich später mit einer Nichte Konrads vermählte[1]. Wir wissen ferner, daß Ostern 1142 der dänische Königssohn Petrus zu Würzburg am Hofe des Königs erschien. Es war der Sohn Erich Emunds, der im Jahre 1137 durch Mörderhand gefallen war; beim Tode des Vaters war, da er selbst noch unmündig, sein Vetter Erich Lamm auf den dänischen Thron erhoben worden und hatte sich in einem blutigen Bürgerkriege zu behaupten gewußt. Wenn Erich Lamm jetzt den jungen Dänenfürsten nach Deutschland sandte, so mochte er sich eines Prätendenten für den Augenblick entledigen wollen, aber zugleich beabsichtigte er doch auch ohne Zweifel seine ergebene Gesinnung dem deutschen König zu zeigen. Auch sonst suchte sich der neue Dänenkönig den Deutschen anzuschließen: er vermählte sich später mit Liutgarde, einer Tochter des Markgrafen Rudolf von Stade, der geschiedenen Frau des Pfalzgrafen Friedrich, einem leichtsinnigen und verschwenderischen Weibe, welches dem deutschen Namen auf Dänemarks Thron wenig Ehre gemacht hat.

In den nächsten, auch durch Verwandtschaft befestigten Beziehungen stand Konrad zu den Herrschern in Polen, Ungarn und Böhmen. Nach einer langen und tatenreichen Regierung war am 28. Oktober 1139 Herzog Boleslaw III. von Polen gestorben. Die Anordnungen, die er für die Nachfolge getroffen hatte, waren aber am wenigsten geeignet, ihm den Dank seines Volkes zu erwerben. In ähnlicher Weise wie einst Bretislaw von Böhmen teilte er das Reich unter seine vier älteren Söhne, gab aber dem ältesten, Wladislaw, einen Vorrang vor den Brüdern, um so

[1] Alfons' VII. Gemahlin wurde Richildis oder Richsa, die Tochter des Herzogs Wladislaw von Polen und der Agnes von Österreich, einer Halbschwester König Konrads.

die Einheit des Reiches einigermaßen zu erhalten. Dieser älteste, durch den Namen eines Großherzogs ausgezeichnet, war der Gemahl der Agnes von Österreich, König Konrads Schwester, und im Vertrauen auf den Beistand der mächtigen Sippe seines Weibes ließ er alsbald die Brüder sein Übergewicht in drückender Weise fühlen. Wladislaw bedurfte des Rückhaltes am Deutschen Reiche, nicht minder der blinde König Bela II. in Ungarn, der schon Pfingsten 1139 seine Tochter Sophie mit Heinrich, dem zweijährigen Sohne König Konrads, verlobt und mit der reichsten Ausstattung nach Deutschland gesandt hatte, wie auch Belas unmündiger Sohn Geisa II., der im Jahre 1141 dem Vater in der Herrschaft folgte.

Wir wissen, wie eng sich Sobeslaw von Böhmen an Kaiser Lothar, sobald er von demselben die herzogliche Fahne erhalten, angeschlossen hatte. Noch fester zog sich sein Band mit dem Reiche, als Konrad den Thron bestieg. Sobeslaw vermählte seine Tochter Marie dem Babenberger Leopold, dem Bruder des Königs, und ließ seinem ältesten Sohne Wladislaw vom Könige die Nachfolge verbürgen. Als jedoch der Herzog schwer erkrankte, zeigte sich sogleich, wie wenig die böhmischen Großen trotz früher gegebener Versprechungen die Herrschaft dem Sohne zu belassen geneigt waren. Schon wenige Tage nach Sobeslaws Tod (14. Februar 1140) erhoben sie einen anderen Wladislaw auf ihren Herzogsstuhl; er war ein Neffe Sobeslaws, ein Sohn seines Bruders und Vorgängers im Herzogtume. Aber auch der neue Herzog suchte sogleich die Freundschaft des deutschen Königs zu gewinnen, und kein besseres Mittel schien es dafür zu geben als die Ehe mit einer Babenbergerin. Er vermählte sich mit Gertrud, einer Halbschwester des Königs, und erreichte damit seinen Zweck. Trotz der Bürgschaften, die Konrad früher dem Sohne Sobeslaws gegeben, belehnte er jetzt den von dem böhmischen Adel gewählten Wladislaw mit dem Herzogtume (im April 1140).

Der junge hochstrebende Böhmenherzog trat sogleich mit außerordentlicher Energie auf. Er hielt strenges Gericht und schränkte die Willkür des Adels ein; mit Rat und Tat stand ihm der Bischof Heinrich Zdik von Olmütz zur Seite. Ohne das Vertrauen auf ihre mächtigen Freunde in Deutschland würden beide kaum gewagt haben, was sie wagten. Auch so fehlte es an Widerstand nicht. Der Adel erhob sich gegen das straffe Regiment des neuen Herzogs. Der um die Herrschaft betrogene Sohn Sobeslaws, der sich zu seinem Oheim nach Ungarn begeben hatte, kehrte zurück; mit ihm verbanden sich Otto von Olmütz, ein Sohn des bei Kulm gefallenen Herzogs, sowie Ottos ehrgeiziger Vetter Konrad von Znaim und andere mißvergnügte Mitglieder des herzoglichen Geschlechts. Die Aufständigen sammelten sich in Mähren und wählten hier im Anfange des Jahres 1142, nachdem sie Wladislaw entsetzt, Konrad von Znaim zum Herzog. Diesen hielten sie für den geeignetsten Mann, ihrem gemeinsamen Widersacher die Spitze zu bieten, und in der Tat

schien es mit Wladislaws Herrschaft ein schnelles Ende nehmen zu sollen.

Mit einem bedeutenden Heere rückten die Verschworenen in Böhmen ein. Am 25. April 1142 kam es bei Wysoka, westlich von Kuttenberg, zu einem heißen Kampfe, in dem sich Wladislaw nicht behaupten konnte. Er eilte nach Prag zurück, um es in Verteidigungszustand zu setzen, dann aber begab er sich ungesäumt mit dem Bischof von Olmütz zu König Konrad, den er zu Nürnberg traf [1], wohin sich derselbe unmittelbar nach den Frankfurter Hochzeitsfeierlichkeiten begeben hatte. Wladislaw forderte schleunigste Hilfe, und der König konnte sich der Forderung desselben, so wenig vorbereitet er auf einen Krieg war, nicht entziehen. Kaum andere Streitkräfte standen ihm im Augenblicke zur Verfügung, als die ihm die zu Nürnberg versammelten ostfränkischen und bayrischen Herren darboten.

Diese böhmischen Angelegenheiten gaben dem Könige die erste Veranlassung, seine Waffen nach außen zu tragen, und es geschah mit dem glücklichsten Erfolge. In größter Eile brach er auf und rückte gegen Prag vor, mit dessen Belagerung die Aufständigen bereits beschäftigt waren. Als sie vom Anrücken des deutschen Heeres vernahmen, schickten sie Kundschafter aus, und diese brachten die Nachricht zurück, daß sie bei Pilsen alle Berge von den vergoldeten Schilden, Harnischen und Helmen der Deutschen hätten im Sonnenlichte blinken sehen. Sobald dies der Führer des Aufstandes vernahm, verlor er den Mut, den Kampf gegen Wladislaw fortzusetzen; er eilte nach Mähren zurück, die Aufständigen zerstreuten sich, die Empörung war vernichtet. Ohne Kampf hatte König Konrad den vollständigsten Sieg gewonnen. Am Pfingstfest (7. Juni) zog er in das befreite Prag ein. Herzog Wladislaw, in die Macht wieder eingesetzt, zeigte sich dankbar und erstattete reichlich die Kosten, welche der Kriegszug den Deutschen veranlaßt hatte. Im Triumph kehrte der König nach Deutschland zurück; er überließ die Vollendung des Kampfes dem jungen Herzog, der bald auch Mähren wieder unterwarf und durch Entschiedenheit, mit Milde gepaart, dann selbst seine Widersacher für sich gewann.

Neue innere Wirren

Der Frankfurter Ausgleich und der rasche Erfolg in Böhmen hatten das Ansehen des Königs unfraglich gehoben, und auch die nächste Zeit, über deren Vorgänge wir nur mangelhaft unterrichtet sind, scheint ihm manche Gunst des Glücks geboten zu haben. Wir hören, daß er Aufstände in Mainz und Straßburg mit starker Hand niederschlug und eine Anzahl feindlicher Burgen brach. Auch von neuen Kämpfen wird berichtet, die er

[1] In einer am 28. Mai zu Nürnberg ausgestellten Urkunde sind Wladislaw und der Bischof von Olmütz als Zeugen angeführt.

noch im Laufe des Jahres 1142 mit dem Grafen Welf führte, und in denen er einige Festen desselben einnahm. Wir erfahren freilich zugleich, wie er nicht zu verhüten vermochte, daß andere Städte des Reiches der Plünderung und Brandstiftung Welfs und seiner Genossen anheimfielen.

Was aber der König auch im einzelnen erreichen mochte, Welf war und blieb unbezwungen. Vielleicht nur um das Land gegen neue Einfälle desselben zu sichern, begab sich der König im Winter wieder nach Bayern; wir finden ihn am 15. Dezember in Regensburg, wo er auch noch das Weihnachtsfest verlebte. Bald nach demselben trat er trotz des sehr kalten Winters die Reise nach Sachsen an, um einen Reichstag zu Goslar zu halten.

Erst hier wurden in den ersten Tagen des Jahres 1143 die Angelegenheiten Sachsens und Bayerns völlig geordnet. Auf den Wunsch seiner Mutter entsagte jetzt der junge Heinrich dem bayrischen Herzogtum, und der König belehnte sogleich mit demselben seinen Halbbruder Heinrich von Österreich, den Gemahl der Gertrud. Von Goslar ging der König nach Hildesheim, wo sein jüngster Halbbruder Konrad, bereits Dompropst zu Utrecht, auch zum Propst des dortigen Domkapitels erwählt wurde. Als Konrad dann nach Braunschweig kam, bereiteten ihm die Herzogin Gertrud und die Bürger den glänzendsten Empfang. Auch das Fest der Reinigung Mariä (2. Februar) feierte er zu Quedlinburg mit großer Pracht. Noch verweilte er im Sachsenlande, als er in der Fastenzeit (16. Februar bis 3. April) die Nachricht erhielt, daß Welf in Bayern eingefallen und nach der Resignation seines Neffen selbst Ansprüche auf das Herzogtum seiner Vorfahren erhebe.

Welf wurde damals von seinem Neffen, dem jungen Friedrich von Staufen, offen und tatkräftig unterstützt. Wenn dieser, der Sohn Herzog Friedrichs, gegen den König und seinen Oheim die Waffen ergriff, so konnte der Grund nur darin liegen, daß er durch die einseitige Bevorzugung der Babenberger Sippe am Hofe sich als Staufer und zugleich als Sohn einer Welfin gekränkt fühlte. Zum erstenmal in einem Alter von zwanzig Jahren tritt Friedrich Rotbart hier in der Geschichte hervor, und bemerkenswert ist, daß seine erste Tat eine Parteinahme für das welfische Haus war. Mit Welf vereint überfiel er mitten im Winter die Besitzungen des Königs in Schwaben, mit Feuer und Schwert sie verwüstend. Dann drang man in Bayern ein und durchzog plündernd einen großen Teil des Landes. Die welfische Partei erhob sich hier aufs neue und griff zu den Waffen, unter andern auch Graf Konrad von Dachau und mehrere Vasallen der Freisinger Kirche.

Der Babenberger Heinrich sammelte schleunig ein Heer und zog den Eindringlingen entgegen. Er besetzte das Freisingische, und die Güter des Bistums litten jetzt ebensoviel von den Freunden Bischof Ottos wie vorher von seinen Feinden; sogar die Mauern der Stadt wurden zerstört,

um den Genossen des Welf keine Zuflucht zu bieten. Welf selbst hatte zuerst dem Herzog in offener Schlacht entgegentreten wollen, als er aber vernahm, daß der König eiligst Sachsen verlassen habe und bereits zur Unterstützung seines Bruders in Bayern erschienen sei, wich er zurück und verließ den bayrischen Boden. Der König und Herzog Heinrich belagerten darauf Dachau, die Burg des Grafen Konrad; nach längerer Belagerung mußte sie sich ergeben und wurde durch Feuer zerstört. Ein weiterer Widerstand der welfischen Partei war für jetzt unmöglich; nach kurzer Zeit war die Autorität Herzog Heinrichs, den man Jasomirgott nannte, in Bayern hergestellt.

Der König und der Herzog mochten sich dieser raschen Erfolge freuen, aber inmitten derselben hatten beide einen unersetzlichen Verlust zu betrauern. Auf der Rückreise von Sachsen nach Bayern war am 18. April Gertrud, die Tochter Kaiser Lothars, die Mutter des jungen Sachsenherzogs, Gemahlin des Herzogs von Bayern, in Kindesnöten gestorben. In Königslutter zur Seite ihrer Eltern und ihres ersten Gemahls wurde sie begraben; das ganze Sachsenvolk nahm an ihrem frühen Tode den lebhaftesten Anteil. Das Herz und die Eingeweide scheint man nach Kloster Neuburg, der Familienstiftung der Babenberger, gebracht zu haben.

Wenn die Frankfurter Vereinbarung besonders auf Gertruds Persönlichkeit beruht hatte, so war zu befürchten, daß ihr Abscheiden alles, was der König in den letzten Jahren gewonnen, wieder in Frage stellen würde. Es fehlte ja nun der bestimmende Einfluß, den Gertrud auf ihren Sohn geübt, und es war unschwer zu vermuten, daß dieser über kurz oder lang auf die Wege seines Vaters zurückkehren, alle Ansprüche der Welfen aufnehmen werde. Um so mehr mußte Konrad daran gelegen sein, mindestens die Eintracht in seinem eigenen Hause herzustellen, welche offenbar durch das Auftreten des jungen Friedrich gestört war. Er mußte überdies alles aufbieten, um die Verhältnisse seines Hauses und des Schwabenlandes so zu ordnen, daß ein neues gewalttätiges Hervorbrechen Welfs verhindert wurde.

Unfraglich haben diese Gesichtspunkte die Tätigkeit des Königs im Sommer des Jahres 1143 bestimmt. Im Anfange des Juli war er in Straßburg, wo er mit seinem Bruder Friedrich und dem Herzog Konrad von Zähringen eine Zusammenkunft hatte. Am 1. August finden wir ihn zu Kochem an der Mosel, einer Burg, die früher im Besitze des Pfalzgrafen Wilhelm gewesen, nach dessen Tod aber an das Reich zurückgefallen war. Der Schwager der staufenschen Brüder, Pfalzgraf Hermann von Stahleck, war damals am Hofe, zugleich mit ihm der alte Otto von Rineck und seine Verwandten. Der König scheint hiernach die natürlichen Widersacher seines Schwagers begütigt zu haben; daß es diesem aber auch so nicht an Feinden fehlte, ist daraus ersichtlich, daß er wenig später in den Bann des Erzbischofs von Mainz verfiel. Als sich dann der

König am 4. September in Ulm aufhielt, erschien an seinem Hofe nicht nur abermals Herzog Friedrich, sondern auch dessen Sohn, der junge Friedrich von Staufen; der Friede war also im königlichen Hause hergestellt.

Kurze Zeit hierauf (24. September) starb des Königs Mutter Agnes. Von zwanzig Kindern, die sie geboren, waren die meisten ihr in das Grab vorangegangen. Die Tochter und Schwester der letzten Kaiser des salischen Hauses, war sie die Ahnfrau aller der Staufer und Babenberger, welche in dem nächsten Jahrhundert in den Vordergrund der deutschen Geschichte treten. In dem Kloster Neuburg, welches sie mit ihrem zweiten Gemahl begründet, fand sie das Grab.

An demselben Tage, wo der König die Mutter verlor, starb auch ein Mann, der vielfach bestimmend auf dessen Leben eingewirkt hatte: Papst Innocenz II. Bis zu seinem letzten Atemzuge hielt er an dem Vertrage fest, welchen ihm der Sizilier aufgezwungen, aber er starb im Unfrieden mit seinem eigenen Volke, den Römern[1]. Als er Frieden mit den Tivolesen machte und ihre Stadt der Rache der römischen Bürgerschaft entzog, empörte sich diese selbst, schaffte die weltliche Herrschaft des Papstes in der Stadt ab und setzte nach dem Vorbilde der lombardischen Städte sich eigene Behörden. Den von den Bürgern auf dem Kapitol errichteten Stadtrat nannte man Senat und gab sich der törichten Hoffnung hin, mit dem Namen die Würde und Kraft der alten Republik hergestellt zu haben. In der empörten Stadt endete der Papst sein Leben; die letzten Tage seines Pontifikats waren ebenso unruhig, wie es die ersten gewesen. Die Macht des römischen Bistums war auf eine bisher unerhörte Höhe gestiegen, aber der Repräsentant desselben sah sich ohnmächtig jedem Wechsel der Verhältnisse und jeder Laune des Glücks preisgegeben. Es war das die wunderbare Ironie der phantastischen Zustände, in die man geraten, und aus denen kaum noch ein Ausgang zu finden war.

Mit großer Einigkeit gaben die Kardinäle gleich nach dem Tode des Papstes ihm einen Nachfolger in dem Kardinalpriester vom Titel des heiligen Marcus, Guido von Castello, einem durch vornehme Geburt, Gelehrsamkeit und rechtliche Gesinnung ausgezeichneten Toskaner. Der neue Papst, der sich Cölestin II. nannte, setzte sich sogleich in Gegensatz gegen die Politik seines Vorgängers, indem er den mit Roger geschlossenen Vertrag nicht anerkennen wollte. Wenn er sich aber der Abhängigkeit von dem Sizilier entziehen wollte, so mußte er nichts dringender wünschen als die Romfahrt König Konrads. Er wird es deshalb an Mahnungen nicht haben fehlen lassen, und auch die vertriebenen Herren Apuliens und Kampaniens, die sich am königlichen Hofe sammelten, drangen immer mehr in den König, seine Waffen nach Italien zu tragen. Aber weder waren die inneren Zustände Deutschlands so befestigt, daß er es

[1] Vgl. oben S. 353.

sorglos hätte verlassen können, noch war damals mit Sicherheit auf den Beistand Konstantinopels zu zählen, ohne welchen sich ein entscheidender Schlag gegen Roger kaum führen ließ.

Allerdings war der Bund mit Kaiser Johannes zum Abschluß gekommen, und schon hatte dieser einige Hofbeamte nach Deutschland geschickt, um die Schwägerin König Konrads nach Konstantinopel zu geleiten. Aber der unerwartete Tod des Kaisers hatte alles wieder in Frage gestellt. Bei einem Zuge, den er nach Syrien unternahm, wo ihm Raimund die Stadt Antiochia zu überliefern versprochen hatte, fand er in Zilizien am 8. April 1143 durch Unglück auf einer Jagd ein jähes Ende. Sterbend hatte er von seinen beiden ihn überlebenden Söhnen den jüngeren, Manuel, in dem er hervorragende Anlagen erkannte, zu seinem Nachfolger bestimmt. In der Tat gelang es, die Krönung desselben in Konstantinopel durchzusetzen; selbst Manuels älterer Bruder Isaak fügte sich in das Unvermeidliche und begnügte sich mit den Ehren eines Sebastokrators. Aber mit Manuels Erhöhung war zugleich in Frage gestellt, ob er sich an den Vertrag, den sein Vater mit dem deutschen König geschlossen, und der ihm zugleich die Gemahlin bestimmte, gebunden halten würde. Die Braut blieb vorläufig in Deutschland zurück, während die griechischen Gesandten alsbald nach Konstantinopel zurückgekehrt zu sein scheinen.

Der König hielt sich während des Jahres 1144 fast immer in den ostfränkischen Gegenden auf, in denen er sich vor allem heimisch fühlte. Wir finden ihn zu Würzburg, Bamberg und besonders zu Nürnberg, welches erst durch ihn zu einem bevorzugten Königssitz wurde. Am 17. Oktober wohnte er der Einweihung der neuen Klosterkirche in Hersfeld bei, welche Erzbischof Heinrich von Mainz vollzog, und begab sich darauf nach Sachsen, wo er das Weihnachtsfest mit seiner Gemahlin zu Magdeburg feierte. Der Erzbischof und die Geistlichkeit hatten ihm hier nicht den gewohnten festlichen Empfang bereitet, weil ihn sein im Bann des Mainzer stehender Schwager Hermann von Stahleck begleitete; doch erreichte der Klerus damit nicht die Entfernung des Gebannten vom Hofe. Im übrigen zeigten die sächsischen Fürsten damals dem Staufer nichts weniger als eine abgeneigte Gesinnung; vor seinem Throne erschienen fast alle Bischöfe des Landes, der junge Herzog Heinrich, Markgraf Albrecht mit seinem Sohn Otto, Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg, Graf Hermann von Winzenburg und viele andere Grafen und Herren.

Die Aufmerksamkeit der sächsischen Großen war zu dieser Zeit, da zwei hervorragende alte Geschlechter vor kurzem im weltlichen Stande ausgestorben waren, besonders auf die großen Erbschaften derselben gerichtet. Am 17. Oktober dieses Jahres war Siegfried von Bomeneburg, ein Enkel Ottos von Nordheim, gestorben. Da er ohne Kinder war, seinen einzigen Bruder Heinrich in das Kloster Korvei gebracht und nicht ohne Zwang dort die Wahl desselben zum Abt durchgesetzt hatte, so kamen nicht allein

die großen Reichs- und Kirchenlehen der Bomeneburger zur Erledigung, sondern auch die bedeutenden Allodien des Geschlechts waren unter Seitenverwandte zu verteilen. Die meisten Lehen wußte sich Hermann von Winzenburg zu gewinnen, der auch die Allodien größtenteils durch Kauf an sich brachte. Siegfrieds Witwe Richinza vermählte sich nach kurzer Frist mit Heinrich von Asle, Hermanns Bruder. Nur die Bomeneburg selbst[1] fiel unseres Wissens an das Reich zurück und wurde eine kaiserliche Pfalz.

Größere Streitigkeiten verursachte die Erbschaft Rudolfs von Stade, der am 15. März dieses Jahres von den durch seine Bedrückungen gereizten Dithmarsen erschlagen war. Er hinterließ keine Kinder, und sein nächster Erbe war sein Bruder Hartwich, der längst im geistlichen Stande lebte und vom Domherrn zu Magdeburg zum Bremer Dompropst befördert war. Der größte Teil der Herrschaft, welche die Stader Grafen innegehabt hatten, war schon seit geraumer Zeit Lehen der Bremer Kirche. Es lag Hartwich daran, sich im Besitz derselben zu erhalten, und er schloß deshalb mit dem Erzbischof einen Vertrag, wodurch er die im Bremer Sprengel belegenen Allodialgüter seines Hauses dem Erzbistum überließ, diese dagegen als Lehen zurückerhielt und zugleich auch in allen jenen Lehen folgte, welche sein Bruder vom Erzbistum gehabt hatte. Der Bremer Kirche eröffneten sich damit Aussichten, zu der so lange erstrebten vollen Herrschaft in ihrem Sprengel zu gelangen. Das Abkommen war aber sehr ungewöhnlich, und es konnte nicht fehlen, daß man die Gültigkeit desselben bestritt. Der geistliche Herr konnte weder die richterlichen Geschäfte des Grafen üben, noch war er geeignet, mit den Waffen die aufständigen Untertanen in den friesischen Gegenden zu bändigen. Überdies gab es manche, die selbst nach den erledigten großen Lehen der Bremer Kirche trachteten; vor allem tat dies der junge Herzog Heinrich, welcher behauptete, daß der Erzbischof schon früher seiner Mutter darauf bezügliche Versprechungen gegeben habe.

In Gegenwart des Königs wurde die Sache in Magdeburg von den sächsischen Fürsten verhandelt. Hartwich wußte eine ihm günstige Entscheidung herbeizuführen: die bremischen Lehen wurden ihm zugesprochen; für die richterlichen und militärischen Geschäfte der Grafschaft ihm sein Schwager, Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg, der vom König den Bann erhielt, zur Seite gestellt. Dennoch fühlte sich Hartwich nicht sicher und sah sich nach mächtigen Gönnern um, die ihn in seinen Erwerbungen zu schützen vermöchten. Durch den Tod seines Bruders waren ihm auch ausgedehnte Besitzungen in den am rechten Elbufer belegenen Distrikten Jerichow und Schollene zugefallen; einen Teil derselben bestimmte er zur Einrichtung eines Prämonstratenserstifts zu Jerichow, dessen Leitung Bischof Anselm von Havelberg und dessen Vogtei dem Markgrafen Albrecht übertragen wurde; den Rest aber überließ er dem Erz-

[1] Boyneburg zwischen Eschwege und Sontra in Hessen.

bischof Friedrich von Magdeburg gegen nicht unbeträchtliche Geldentschädigungen und die ausdrückliche Zusage, ihn in dem Besitze seiner neuen Erwerbungen zu schützen. In dem für Magdeburg sehr vorteilhaften Vertrage wurden auch für Adalbert, den Sohn des Pfalzgrafen Friedrich, besondere Vorteile ausbedungen. Um dieselbe Zeit wurde Hartwichs Schwester Liutgarde, deren Ehe mit dem Pfalzgrafen wegen naher Verwandtschaft getrennt war, dem Dänenkönig Erich Lamm vermählt. In dem durch gemeinschaftliche Interessen gefestigten Bunde mit den Erzbischöfen von Bremen und Magdeburg, gestützt auf die Macht des Pfalzgrafen Friedrich, des Markgrafen Albrecht und des Dänenkönigs, mochte sich der Dompropst in seinem großen Besitz für gesichert halten.

Der König hatte den Vertrag Hartwichs mit Magdeburg ausdrücklich bestätigt und stellte am 31. Dezember 1144 der Magdeburger Kirche über die neuerworbenen Besitzungen eine Urkunde aus. Der junge Herzog war damals als Zeuge zugegen und scheint also vorläufig nachgegeben zu haben. Aber bald genug trat er wieder mit seinen Ansprüchen hervor, erhob beim Könige Beschwerden gegen den Bremer Erzbischof und den Dompropst, scheute sich nicht, ihnen Nachstellungen zu bereiten, und brachte es endlich dahin, daß der König eine nochmalige Untersuchung wegen der Stader Erbschaft anordnete[1]. Diese sollte zu Ramesloh, nahe bei Lüneburg, stattfinden, und die vornehmsten sächsischen Fürsten wurden zu derselben berufen. Der Erzbischof von Bremen, der Dompropst, der Pfalzgraf Friedrich und der Herzog selbst fanden sich ein. Aber mitten in den Verhandlungen griffen Heinrichs Leute zu den Waffen, bemächtigten sich des Erzbischofs und brachten ihn nach Lüneburg, wo er nicht eher entlassen wurde, als bis er Heinrich die Stader Erbschaft zugesichert hatte. Auch Hartwich hatte ein ähnliches Schicksal. Damals oder wenig später fiel er in die Hände des Grafen Hermann von Lüchow, eines Vasallen des Herzogs, und mußte mit einem großen Lösegeld seine Freiheit erkaufen; er flüchtete dann zu Markgraf Albrecht und wagte nicht eher nach Bremen zurückzukehren, als bis alles zwischen dem Herzog und dem Erzbischof geordnet war. Mit List und Gewalt hatte sich der junge Welfe in den Besitz der reichen Erbschaft gesetzt und wußte sich darin zu behaupten. Diese Vorgänge zeigten hinreichend, daß das Ansehen des Königs in Sachsen wenig befestigt war, sie zeigten nicht minder, wessen er sich von dem jungen Welfenfürsten, der kaum dem Knabenalter entwachsen, zu versehen habe. Es war nicht zu verwundern, wenn derselbe, nach fremdem Gute so lüstern, auch auf das Herzogtum Bayern, das Erbe seines Geschlechts, die Blicke richtete und schon in der nächsten Zeit mit Ansprüchen auf dasselbe hervortrat.

[1] Der König hielt im August einen Hoftag zu Korvei, auf dem auch Herzog Heinrich gegenwärtig war; es ist wahrscheinlich, daß dort die neue Untersuchung angeordnet wurde.

Die Zustände Sachsens mußten um so mehr Besorgnis einflößen, als auch in den überrheinischen Gegenden die Ruhe nicht herzustellen war, obschon der König wiederholt selbst hier eingriff. Nachdem er Ostern 1145 zu Würzburg verlebt, begab er sich nach Oberlothringen und feierte Pfingsten zu Echternach. Es wird berichtet, daß er mehrere Rebellen, indem er ihre Burgen nahm und zerstörte, zur Unterwerfung zwang. Aber der andauernden Trierer Fehde ein Ziel zu setzen, wollte ihm nicht gelingen; Heinrich von Namur setzte seinen Streit mit dem Trierer Erzbischof auch ferner unbehindert fort. Im Herbste ging Konrad in die niederrheinischen Gegenden; wir finden ihn am 18. Oktober zu Utrecht und zur Weihnachtszeit in Aachen. Viele Fürsten des niederen Lothringens kamen an seinen Hof. Wir erfahren aus den zu jener Zeit ausgestellten Urkunden, daß er mit den Großen über den Landfrieden und die Lage des Reichs verhandelte; gerühmt wird besonders, wie er sich die Geistlichkeit und die Kirchen gegen die Gewalttaten der weltlichen Herren zu schützen bemühte. Es glückte ihm auch, Heinrich von Limburg, der sich im Jahre 1144 mit seinem bisherigen Widersacher Gozwin von Falkenberg ausgeglichen und dann mit diesem eine drohende Stellung gegen den König eingenommen hatte, wieder zu begütigen. Aber dauernd wurde durch alle seine Bemühungen doch auch hier wenig erreicht. Die Autorität des Reichs stand in Lothringen auf so unsicherem Boden wie in Sachsen.

Bis in den Anfang des Jahres 1146 hatte der König in Aachen Hof gehalten und begab sich darauf nach Bayern. Hier erschien vor ihm, begleitet und empfohlen von Herzog Wladislaw und dessen Gemahlin Gertrud, jener Boris, Kolomans Sohn, dessen Ansprüche auf den ungarischen Thron einst Kaiser Lothar für ungültig erklärt und bestritten hatte. Boris hatte sich jetzt die Gunst des im Osten so einflußreichen babenbergischen Geschlechts erworben und baute darauf neue Pläne, sich die Rückkehr und Herrschaft in Ungarn zu gewinnen. Obwohl Konrad in den engsten Beziehungen zu dem jungen Ungarnkönig stand, dessen Tochter seinem Sohne längst verlobt war, ließ er sich doch unbegreiflicherweise bestimmen, Boris' Hoffnungen zu nähren; nicht allein das Fürwort Wladislaws und der Gertrud, sondern auch bedeutende Geldversprechungen des Prätendenten sollen auf ihn gewirkt haben. Und doch konnte er kaum daran denken, demselben jetzt hilfreiche Hand zu leisten, da er mehr als je seinen Blick auf Italien richten mußte, nachdem der gegen Roger gerichtete Bund mit dem neuen Kaiser von Konstantinopel endlich zum völligen Abschluß gekommen war.

Sobald Kaiser Manuel sich in der Herrschaft gesichert sah, hatte er einen Gesandten mit den kostbarsten Geschenken nach Deutschland geschickt, um den Bund seines Vaters mit Konrad zu erneuern. Der Gesandte — Nicephorus war sein Name — fand zuerst nicht die beste Aufnahme, da er die kaiserlichen Ehren, welche Konrad in Anspruch nahm, ihm ver-

weigerte. Konrad war darüber so erzürnt, daß er drei Tage lang die Botschaft nicht hörte; er sagte, der Grieche würde, wenn er seinen einzigen Sohn vor seinen Augen getötet, ihn nicht mehr erzürnt haben. Endlich bequemte sich Nicephorus zu den verlangten Ehrenbezeugungen und konnte nun seinen Auftrag ausführen. Nach diesem war Manuel bereit, die Ehe mit Bertha von Sulzbach zu schließen und den mit seinem Vater abgeschlossenen Vertrag zu erneuern. Mündlich und schriftlich wurde nun, da auch Konrad einverstanden war, der frühere Bund bestätigt und zwar in dem Umfange, daß beide Teile Freund und Feind miteinander gemeinsam haben sollten. Konrad versprach, dem Kaiser in jeder Not beizustehen, und verlangte, daß auch dieser den Bund in gleicher Weise auffasse, „auf daß beide Reiche die gebührende Ehre und Frieden gewönnen und der Name Christi dadurch in der ganzen Welt verherrlicht werde". Manuel hatte gewünscht, daß der König ihm fünfhundert deutsche Ritter schicke; dieser erklärte, daß er ihm auch zwei- oder dreitausend nötigenfalls senden und, ehe er seinen Bundesfreund in Not ließe, ihm sogar in Person, wenn die kriegerische Kraft des Reichs sonst erschöpft sein sollte, zur Hilfe eilen würde. Auf die Aufforderung Manuels schickte er ihm besonders vertraute Personen nach Konstantinopel, teils um die Braut zu geleiten, teils um die nötigen Vereinbarungen mit dem Kaiser zu treffen. Es waren Bischof Embriko von Würzburg, die Brüder Berno und Richwin, die Gründer des Klosters Ebrach, und ein gewisser Walter; außerdem der Fürst Robert von Kapua und Graf Roger von Ariano, Männer von größter Bedeutung für das gegen König Roger beabsichtigte Unternehmen. Konrads Gesandtschaft wird im Sommer abgegangen sein. Sie scheint in Konstantinopel noch einige Anstände gefunden zu haben; doch wurde endlich alles glücklich geordnet, und in der Woche nach Epiphanias 1146 vermählte sich Kaiser Manuel feierlichst mit Bertha von Sulzbach, dem deutschen Grafenkinde. Bischof Embriko blieb noch längere Zeit, wohl nach den Wünschen der neuen Kaiserin, in Konstantinopel zurück; erst im Herbst 1146 verließ er reich beschenkt die kaiserliche Stadt und starb auf dem Heimwege am 10. November zu Aquileja. Die anderen Gesandten werden schon früher zurückgekehrt sein.

Fortan konnte es sich nur noch um den günstigen Moment zum Angriff auf Roger handeln, und es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn König Konrad gegen Ostern den vielgewandten Wibald von Stablo, der schon zu Lothars Zeit mit den normannischen Angelegenheiten bekanntgeworden war, nach Rom sandte, es sich dabei vor allem um Vorbereitungen für den Zug nach Italien handelte.

Welche Absichten der König aber auch für die nächste Zeit hegen mochte, für den Augenblick wurde durch ein schweres Verhängnis seine Tatkraft gelähmt. Er hatte das Osterfest (31. März) auf der Pfalz Kaina bei Altenburg gefeiert und hielt dort nach dem Feste einen großen Reichs-

tag. Während desselben starb am 14. April im Kloster Hersfeld die Königin Gertrud. Sie hatte wenig über dreißig Jahre erreicht und hinterließ dem Könige zwei Knaben: Heinrich, damals neun Jahre alt, und Friedrich, ein Kind in der Wiege. Der König war über den unerwarteten Verlust der geliebten Gemahlin tief bewegt; er erscheint in der nächsten Zeit, die er in Franken, vornehmlich zu Nürnberg verlebte, besonders mit Stiftungen für das Seelenheil der Verstorbenen beschäftigt. Dem Kloster Ebrach, in dem Gertrud bestattet wurde, wandte er große Schenkungen zu, ebenso den beiden Tochterklöstern Ebrachs, Heilsbronn in Franken und Rein in Steiermark. Mehrere seiner Güter übergab er dem Kloster Hersfeld, welchem auch die Königin sterbend ihre Ohrringe und ihren Brustschmuck [1] vermacht hatte. Die Kapelle Grona bei Göttingen gab er an das benachbarte Kloster Fredelsloh, mehrere Grundstücke an Polirone, welches man bereits als eine staufensche Familienstiftung ansah.

Durch Gertrud waren große Ehren in das Haus der Grafen von Sulzbach gekommen. Sie erlebte noch, daß, während sie selbst den ersten Thron des Abendlandes einnahm, ihre Schwester Bertha zur Kaiserin des Orients erhoben wurde, und gerade zur Zeit ihres Abscheidens erhielt auch ihr einziger Bruder Gebhard eine Standeserhöhung. Am 8. April 1146 war der alte Markgraf Dietbold von Vohburg gestorben, ein sehr reicher und mächtiger Fürst, der ein halbes Jahrhundert lang eine bemerkenswerte Rolle in den oberdeutschen Angelegenheiten gespielt hatte. Dietbold war dreimal vermählt gewesen. Aus der ersten Ehe mit einer polnischen Fürstin war ihm ein Sohn geboren, der den Namen des Vaters führte und schon vor dem Vater starb; er war der Gemahl der welfischen Mathilde [2] gewesen, die sich bald nach seinem Tode mit Gebhard von Sulzbach vermählte; eine rechte Schwester dieses Dietbold war Adela, die Gemahlin des jungen Friedrich von Staufen, des Neffen König Konrads. Aus der zweiten Ehe des alten Markgrafen mit Kunigunde von Beichlingen, einer Enkelin Ottos von Nordheim [3], entsproßten ein Sohn, Berthold mit Namen, welcher den Vater überlebte, und zwei Töchter, von denen die ältere, Kunigunde, dem Markgrafen Ottokar III. von Steiermark zur Ehe gegeben wurde. Auch die dritte Ehe Dietbolds mit einer ungarischen Gräfin war noch mit Kindern gesegnet; aus ihr stammte ein Sohn, der nach dem Tode des älteren Bruders den Namen des Vaters erhielt und beim Abscheiden desselben noch im Knabenalter stand. Obwohl Berthold damals schon zu den Jahren der Mündigkeit gelangt sein mußte, erhielt doch Gebhard, der Schwager König Konrads, die Markgrafschaft auf dem Nordgau. Wir kennen weder den Grund dieser Bevorzugung, noch

[1] Der Wert dieser Geschmeide wird auf 50 Mark angegeben.
[2] Tochter Herzog Heinrichs des Schwarzen.
[3] Kunigunde war in erster Ehe mit dem jung verstorbenen Wiprecht II. von Groitzsch vermählt gewesen; Dietbold von Vohburg war ihr zweiter Gemahl.

den seines späteren Rücktritts; denn nur wenige Jahre blieb er im Besitze der Markgrafschaft, in der bereits 1150 Berthold von Vohburg, des alten Dietbolds Sohn, bei Lebzeiten Gebhards erscheint[1].

Im Juli 1146 war der König in der Regensburger Gegend. Ohne Zweifel führte ihn dorthin eine heftige Fehde, welche zwischen Bischof Heinrich von Regensburg und Herzog Heinrich, dem Babenberger, ausgebrochen war, und in welcher jener bei den Regensburger Bürgern und Markgraf Ottokar von Steiermark, dieser bei den Böhmen Unterstützung fand. Wir kennen weder die Veranlassung zu derselben, noch den weiteren Fortgang; wir hören nur, daß das Regensburgische und Österreich die schlimmsten Verwüstungen erlitt. Der König scheint damals eine Ausgleichung versucht zu haben, ohne daß diese jedoch dauernden Erfolg hatte.

Diese bayerische Fehde erregte um so größere Befürchtungen, als auch inzwischen bedenkliche Zerwürfnisse mit Ungarn eingetreten waren. Boris hatte, auf die Versprechungen des Königs und seine Verbindungen mit den Babenbergern bauend, sich mit Geld einen Anhang in Bayern und Österreich gewonnen; zwei seiner Anhänger, die Grafen Hermann von Beugen und Liupold von Plain, waren mit mehreren Ministerialen des Herzogs Heinrich dann heimlich über die ungarische Grenze gegangen und hatten in der Osterwoche bei Nacht das schlechtbewachte Preßburg überfallen. Einige von der Besatzung daselbst waren niedergemacht, andere in Gefangenschaft geraten, der Rest hatte sich geflüchtet. Sobald der junge König von Ungarn von diesem kecken Handstreich erfuhr, begann er sein Heer zu sammeln, um es gegen Preßburg zu führen. Ehe er aber selbst vor der Stadt erschien, schickte er einige Grafen dorthin und ließ die Deutschen um den Grund eines so schweren Friedensbruches befragen. Sie erklärten, daß sie weder im Auftrag ihres Königs noch ihres Herzogs gehandelt, sondern nach eigner Entschließung Preßburg für Boris genommen hätten, zeigten sich aber nicht geneigt, wie Geisa verlangte, vom Platze zu weichen. Der König rückte deshalb nun selbst vor Preßburg, und da die deutsche Besatzung keine Aussicht auf Beistand hatte, übergab sie ihm alsbald die Stadt gegen ein Lösegeld von 3000 Mark. Es ist begreiflich, daß Geisa, der nicht ganz mit Unrecht die Schuld des Friedensbruchs König Konrad und dem Bayernherzog beimaß, fortan eine feindliche Stellung gegen die Babenberger und das deutsche Reich einnahm. Er begnügte sich vorläufig, das Donauufer auf beiden Seiten zu verwüsten, aber er sann auf eine glänzende Genugtuung und sollte dazu bald Gelegenheit finden.

König Konrad war von Bayern nach Schwaben gegangen; am 21. Juli war er in Ulm. Schon war auch die schwäbische Ritterschaft in die bayerische Fehde zum Teil hineingezogen. Der junge Friedrich von Staufen hatte sich in den Kampf gegen den Grafen Heinrich von Wolfraths-

[1] Gebhard wird später wieder einfach als Graf von Sulzbach bezeichnet.

hausen, den Neffen des Bischofs von Regensburg, geworfen und mit seinen Vasallen diesen in seiner Burg überfallen, wo sich gerade eine Anzahl bayerischer Herren zu einem Turnier versammelt hatte. Vor den Mauern der Burg kam es zu einem heißen Kampfe. Die Bayern mußten in die Burg zurückweichen, vor deren Toren ein wirres Getümmel entstand, in welchem Graf Konrad von Dachau gefangengenommen wurde. Friedrich führte den Grafen nach Schwaben, gab ihn aber bald ohne Lösegeld frei.

Zu Ulm waren beim Könige damals sein Bruder Herzog Friedrich und Herzog Konrad von Zähringen. Der Letztere, ein reicher, mächtiger und angesehener Fürst des Reichs, hatte lange die königliche Macht energisch unterstützt. In der letzten Zeit hatte sich jedoch sein Verhältnis zu dem König und den Staufern gelockert, und der Grund lag ohne Zweifel in den burgundischen Verhältnissen, in welche der König vielfach nicht ohne Willkür und nicht ohne Nachteil für das Reich eingegriffen hatte. Am 10. August 1145 hatte er den Grafen Raimund von Baux, der seit längerer Zeit mit dem Grafen Berengar Raimund von Barcelona, seinem Neffen, in Fehde gelegen, mit der von beiden beanspruchten Provence belehnt und ihm zugleich das Münzrecht in derselben erteilt. Aber die Belehnung des Königs nützte dem Grafen von Baux wenig; denn obgleich sein Neffe kurz darauf starb, ergriff dessen Bruder Raimund Berengar, der ohne den Königsnamen die königliche Gewalt in Aragon damals in Händen hatte, gegen Raimund die Waffen und ließ sich im Anfange des Jahres 1146 als Markgrafen der Provence von den dortigen Großen huldigen. Der Kampf des Aragoniers mit dem Grafen von Baux dauerte fort, bis dieser sich endlich völlig dem Widersacher unterwarf: damit war die Provence so gut wie vom Reiche gelöst. Inzwischen wußte sich in Hochburgund Graf Rainald nicht allein in selbständiger Gewalt den Zähringern gegenüber zu behaupten, sondern erlaubte sich sogar, die Grafschaft Vienne seinem Bruder Wilhelm, Grafen von Macon, in eigener Vollmacht zu übertragen. Ein Versuch König Konrads, den Übergriffen Rainalds entgegenzutreten, indem er am 6. Januar 1146 das Schirmrecht über die Stadt Vienne dem Erzbischof derselben übergab, konnte kaum irgendeinen Erfolg erzielen.

Was in Ulm zwischen Konrad von Zähringen und den Staufern verhandelt wurde, wissen wir nicht. Aber gewiß ist, daß es in der nächsten Zeit zum völligen Bruch zwischen den beiden Geschlechtern kam. Der junge Friedrich von Staufen sagte Herzog Konrad Fehde an, überfiel Zürich und legte eine Besatzung in die Stadt. Bald darauf fiel er mit einer großen ritterlichen Schar, in welcher sich auch bayerische Herren befanden, in den Breisgau ein und drang bis Zähringen vor; eine sehr feste Burg Konrads, die für uneinnehmbar galt, brachte er in seine Gewalt. So gewaltig trieb er den Herzog in die Enge, daß dieser sich endlich zu

einem Abkommen mit den Staufern genötigt sah. Daß die Zähringer sich unter solchen Verhältnissen den Welfen näherten, lag in der Natur der Dinge, und als eine Folge dieser Annäherung muß man es betrachten, wenn sich nach einiger Zeit (1148) der junge Herzog Heinrich von Sachsen mit Clementia, einer Tochter des Zähringers Konrad, vermählte.

Wir haben keine Nachricht, daß sich Graf Welf noch selbst nach dem Jahre 1143 an diesen inneren Kämpfen beteiligt habe. Aber es ist sehr glaubwürdig, was ein gut unterrichteter Zeitgenosse versichert, daß er damals im Bunde mit König Roger gestanden, der ihm tausend Mark jährlich zu geben versprochen habe, wenn er durch Nährung der inneren Streitigkeiten die Romfahrt Konrads verhindere, daß er überdies mit dem Könige von Ungarn eine Zusammenkunft gehabt und von demselben eine bedeutende Geldsumme und noch größere Versprechungen empfangen habe, wenn er die Rebellion im Gange erhalte. So soll Welf in Bayern, Schwaben und am Rheine fortwährend die Fehden geschürt haben, damit sich der König nicht in auswärtige Kriege werfen könne.

Fürwahr! es waren trostlose Zustände im deutschen Reiche. Auf dem Throne saß ein König, nicht ohne starkes Selbstgefühl, mit manchen persönlichen Vorzügen, in reifen Jahren, nicht unerfahren in den Künsten des Regiments; keine geringe Hausmacht stand ihm zu Gebote, und das verschleuderte Reichsgut war zum Teil wieder beigebracht; ausgedehnte Familienverbindungen unterstützen ihn — und doch war er gleichsam nur ein Schattenbild seiner Vorgänger. Unzweifelhaft hegte er die besten Absichten, die Achtung des Reichs nach außen, den Frieden im Innern zu wahren, und an Tätigkeit hat er es niemals fehlen lassen: dennoch erreichte er mit aller seiner Rührigkeit wenig oder nichts. Allgemein verbreitet war das Gefühl der Unsicherheit, des Elends, des Verfalls.

Früher pflegte man die Mißstände des Reichs den Zerwürfnissen mit der Kirche zuzuschreiben: darin konnte jetzt niemand die Ursache finden. Denn niemals war die Eintracht zwischen Kirche und Reich größer gewesen. Ungehindert kamen und gingen die römischen Legaten am Hofe, und der König hatte für ihre Worte ein nur allzu offenes Ohr. Nie haben die Kirchen über Beeinträchtigung der Wahlfreiheit weniger geklagt, und kaum ist irgendeine Eigenschaft Konrads mehr gepriesen worden als sein Eifer, Kirchengut und Klerus gegen die Gewalttaten der weltlichen Herren zu schützen. Noch hatte es keinen König auf dem deutschen Thron gegeben, welcher der Kirche willfähriger gewesen wäre als dieser erste Staufer.

Viel eher waren die Schäden des Reichs darin begründet, daß die Kirche systematisch die Achtung vor der kaiserlichen Autorität geschwächt, die selbständige Bedeutung der Reichsgewalt angefochten und dieselbe nur zu einer Dienerin kirchlicher Zwecke herabzusetzen gesucht hatte. Je tiefer

das Kaisertum so in der öffentlichen Achtung sank, desto rücksichtsloser brachten die Fürsten — und zwischen den geistlichen und weltlichen läßt sich da kaum ein Unterschied wahrnehmen — ihre besonderen Interessen zur Geltung und stießen dann bei dem Mangel einer zügelnden und ausgleichenden Gewalt meist hart aneinander; ihre Parteiungen waren mächtiger im Reiche als der Wille des Königs.

Nur unter solchen Verhältnissen war es möglich, daß die Zerwürfnisse zwischen einzelnen mächtigen Häusern, den Staufern, Welfen, Babenbergern, Zähringern, Jahrzehnte hindurch die allgemeinen Interessen des Reichs zurückdrängten und in den Vordergrund der deutschen Geschichte traten. In diesen Zerwürfnissen, welche sich in dem Streit der Staufer und Welfen konzentrierten, war zunächst die Schwäche der Reichsgewalt begründet, und diese Schwäche bedrohte, wie sich bald zeigte, alle Verhältnisse der abendländischen Christenheit mit Verwirrung; sie schloß die größten Gefahren selbst für die römische Kirche in sich, obschon diese als höchste Leiterin der Weltgeschicke angesehen sein wollte und mindestens bei den Völkern des Okzidents, seitdem sie das Kaisertum herabgedrückt hatte, als solche galt.

10. Allgemeine Verwirrung

Die Päpste im Kampfe mit dem römischen Senat

Das Pontifikat Cölestins II. ist ebenso kurz wie arm an Erfolgen gewesen. Der Papst wollte sich der Abhängigkeit von Roger entziehen, aber es fehlte ihm dazu an allen Mitteln. Vergebens erwartete er die Unterstützung König Konrads, umsonst bemühte er sich, mit dem römischen Volke ein Abkommen zu treffen und die Beseitigung des Senats zu erwirken. Als er nach einer Amtsführung von fünf Monaten am 8. März 1144 starb, waren die Verhältnisse des römischen Bistums in der äußersten Verwirrung; nirgends fand dasselbe, inmitten einer aufständigen Bürgerschaft und im Zerwürfnis mit dem Sizilier, einen festen Anhalt, eine sichere Stütze.

Die Kardinäle fühlten, daß ein Mann von großer Welterfahrung auf den erledigten Stuhl Petri erhoben werden müsse, und wählten am 12. März den Kardinalpriester vom Titel des heiligen Kreuzes Gerhard von Bologna. Es war derselbe Kardinal, der einst die Wahl Kaiser Lothars betrieben und dann so oft als Legat am kaiserlichen Hofe erschienen war, der auch die wichtigsten Verhandlungen Roms später mit dem Sizilier geführt hatte. Nach dem Tode Aimerichs hatte er in den letzten Jahren des Papstes Innocenz II. als Bibliothekar der römischen Kirche die Kanzleigeschäfte der Kurie geleitet und diese Stellung auch unter dem letzten Papste behauptet. Niemand war vertrauter mit allen Verhältnissen des römischen Bistums, niemand hatte einflußreichere Verbindungen im ganzen Abendlande als dieser Gerhard, der sich als Papst Lucius II. nannte.

König Roger äußerte, als er die Wahl erfuhr, große Freude; er stand in vertrauten Beziehungen zu dem neuen Papste und versprach sich von ihm als einem alten Freunde namhafte Vorteile für die Befestigung seines Reiches. Alsbald bat er um eine Unterredung mit ihm, und im Anfange des Juni trafen beide in Ceperano zusammen. Aber die persönliche Begegnung zeigte bald, wie sehr sich der Sizilier in Lucius verrechnet hatte. Hocherzürnt verließ er den Papst und beauftragte sogleich seinen Sohn,

in die römische Campagna mit einem Heere einzufallen. Dem unvorbereiteten Papste blieb keine andere Wahl, als einen Waffenstillstand auf die vom Sizilier festgestellten Bedingungen zu schließen.

Schlimmer noch erging es Lucius mit dem römischen Volke. In den Anfängen seines Pontifikats war es ihm zwar mit Unterstützung des römischen Adels gelungen, den auf dem Kapitol eingesetzten Senat zur Abdankung zu bewegen und sich die Stadt wieder zu unterwerfen; als er aber nach der unglücklichen Verhandlung mit Roger in eine schwere Krankheit verfiel, erhob sich das Volk von neuem im Aufstand, und gemeinschaftliche Sache mit demselben machte jetzt auch ein Teil des Adels, vornehmlich Jordan Pierleone, ein Bruder des schismatischen Papstes Anaklet II.[1]. Jordan und mit ihm ein neuer von der Bürgerschaft gewählter Senat[2] rissen die Gewalt in der Stadt an sich und verlangten vom Papste, daß er alle Regalien innerhalb und außerhalb der Stadt dem Patrizius — so nannte sich Jordan — überlasse und sich gleich den ersten Bischöfen lediglich mit den Zehnten und freiwilligen Gaben begnüge. Das ist „die Herstellung des heiligen Senats" im Herbste des Jahres 1144, von welcher die Römer alsbald eine eigene Zeitrechnung zu datieren anfingen.

Papst Lucius, der in die Forderungen des Senats nimmermehr willigen konnte, mußte sich zum Kampfe gegen denselben rüsten. Er forderte König Konrad zum Schutz der römischen Kirche auf, aber er erhielt von diesem nicht mehr als Versprechungen. Tatkräftige Hilfe fand er nur unter dem römischen Adel, namentlich bei den Frangipani[3]. Mit unzureichenden Kräften und mit dem ungünstigsten Erfolge unternahm er dann einen Angriff auf das Kapitolium. Mitten im Kampfe mit dem Senat starb er unter schwerer Herzensbedrängnis; im Kloster S. Gregorio, geschützt von den Waffen der Frangipani, hauchte er am 15. Februar 1145 den letzten Atem aus. Sein Pontifikat war wenig länger und noch unheilvoller als das seines Vorgängers gewesen.

Die Kardinäle eilten mit der Wahl seines Nachfolgers. Noch an demselben Tage, wo Lucius gestorben und im Lateran beigesetzt war, kamen sie im geheimen in der abgelegenen Kirche S. Cesario zusammen. Keiner der Wähler hatte Neigung, selbst die drückende Bürde des Papsttums auf sich zu nehmen, und mit größter Einmütigkeit, beschlossen sie sofort, einen unscheinbaren Mann von milder und schlichter Sinnesart, dem weltlichen Treiben entfremdet und frei von Ehrgeiz, mit dem päpstlichen Purpur zu bekleiden. Es war der Abt Bernhard von dem nahe bei Rom gelegenen

[1] Die anderen Pierleoni standen mindestens später auf Seite des Papstes.

[2] Die Zahl der Senatoren hat geschwankt; gewöhnlich waren es später 56.

[3] Nach einer Urkunde vom 31. Januar 1145 übergab Papst Lucius den Brüdern Oddo und Cencius Frangipani den Circus maximus.

Kloster S. Anastasio bei den drei Quellen[1], ein Schüler des heiligen Bernhard.

Der neue Papst, der sogleich zur Besitzergreifung nach dem Lateran geführt wurde und den Namen Eugen III. annahm, war aus einem angesehenen Geschlechte in Pisa und hatte dort früher die Stellung eines Vizedominus des Bistums bekleidet, war aber dann dem heiligen Bernhard nach Clairvaux gefolgt, in den Zisterzienserorden getreten und nach kurzer Zeit von seinem großen Lehrer und Freunde nach Rom entsendet worden, um dort dem Orden eine Stätte zu bereiten. Große Gunst hatte er in Rom gewonnen, aber doch zweifelten viele, ob er der rechte Mann sei, in so stürmischer Zeit die römische Kirche zu regieren.

Der heilige Bernhard selbst erschrak, als er die Wahl dieses seines Schülers vernahm. „Um Gottes willen", schrieb er den Kardinälen, „was habt Ihr getan? Einen der Welt Abgeschiedenen habt Ihr in die Welt zurückgerufen; ihn, der sich von den Sorgen und Geschäften zurückzog, habt Ihr wieder in Sorgen und Geschäfte gestürzt! — Es scheint fürwahr eine Lächerlichkeit, einen so unansehnlichen, in Lumpen gehüllten Menschen an die Stelle zu berufen, wo er die Fürsten leiten, den Bischöfen gebieten, über Königreiche und Kaisertümer verfügen soll — und ist es nicht eine Lächerlichkeit, so ist es ein Wunder." Und allerdings glaubte Bernhard mehr an ein Wunder. In dem ersten Briefe, den er an seinen früheren Schüler, nun seinen Herrn, schreibt, spricht er es deutlich aus. „Es ist der Finger Gottes", heißt es da, „der den Armen aus dem Staube erhebt, daß er mit den Fürsten sitze und den Thron des Ruhms innehabe." Seit langer Zeit, meint Bernhard, sei keinem Papste ein gleiches Vertrauen entgegengebracht, die ganze Kirche frohlocke, besonders aber Clairvaux und er selbst. Mit großer Wärme ermahnt er ihn, in seiner höchsten Stellung nicht auf das Seine, sondern nur auf die Interessen der Kirche zu sehen, sich vor allem vor den Lockungen des Goldes zu hüten, mit Energie das Regiment zu führen und mutig allen Feinden der Kirche entgegenzutreten. „Deine Hände", ruft er ihm zu, „seien auf dem Nacken Deiner Widersacher."

Wenn der Abt von Clairvaux schwere Kämpfe für seinen Zögling voraussah, so täuschte er sich nicht. Man wollte am nächsten Sonntag (18. Februar) die Weihe in St. Peter vornehmen, aber man erfuhr alsbald, daß sich der Senat, wenn der neue Papst ihn nicht anerkenne und in alle seine Forderungen willige, mit Gewalt widersetzen würde. So verließ Eugen in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar mit mehreren Kardinälen die Stadt und begab sich nach der Burg Monticelli in der Sabina. Nachdem sich hier noch andere Kardinäle gesammelt hatten, ging er nach

[1] Das Kloster liegt unweit S. Paolo an der Stelle, wo der Apostel Paulus enthauptet sein soll. Die Abbadia delle tre fontane hat jetzt bekanntlich drei Kirchen, von denen die größere den Heiligen Vincentius und Anastasius geweiht ist.

dem benachbarten Kloster Farfa, wo er sich noch an demselben Tage weihen ließ. Er nahm darauf einen längeren Aufenthalt in Narni und Civita Castellana; das Osterfest feierte er in Viterbo, wo er dann in halb freiwilligem, halb erzwungenem Exil bis zum November 1145 residierte. Indessen war Rom ganz in den Händen des Senats, der unter Führung des Patrizius die Revolution vollständig durchführte. Die Präfektur wurde abgeschafft, und alle angesehenen Bürger mußten sich dem neuen Patrizius unterwerfen. Dieser und der Senat ließen neue Denare prägen mit dem Bilde der Apostelfürsten und der Umschrift: SENATUS POPULUSQUE ROMANUS. Auch an Gewalttaten fehlte es nicht. Die Türme des Adels, der mit wenigen Ausnahmen zur Kurie hielt, wurden gebrochen, die Paläste mehrerer Kardinäle geplündert und so eine große Beute zusammengebracht. Den Dom von St. Peter verwandelte man in eine Festung; Kriegsmaschinen standen über dem Grabe des Apostels. Die Pilger, welche dahin wallfahrteten, zwang man zu Geldzahlungen und soll sie, wenn sie dieselben verweigerten, an den heiligen Stätten mißhandelt und getötet haben.

Nicht zufrieden mit der Herrschaft in der Stadt, suchte der Senat sich sofort auch des Patrimoniums Petri zu bemächtigen und bekriegte die Burgen und Städte, welche zu demselben gehörten. Gerade dadurch aber wurden dem Papste endlich Mittel des Widerstandes geboten, während der heilige Bernhard sich ebenso vergeblich die Römer zur Wiederunterwerfung unter den Papst zu vermögen wie König Konrad gegen sie in die Waffen zu bringen bemüht hatte. Die Grafen der Campagna, dann Tivoli, Viterbo und andre Landstädte liehen dem Papste Beistand gegen den Senat und die empörte Hauptstadt, und alsbald erhoben sich auch in dieser selbst die Widersacher der neuen Verhältnisse. Nun erst begann der Bann, welchen der Papst längst über Jordan und seine Anhänger verhängt hatte, sich in Rom wirksam zu zeigen.

In nicht geringe Bedrängnis versetzt, suchte der Senat eine Verständigung mit dem Papste zu erzielen, und auch dieser zeigte sich nicht nur geneigt, den Hader beizulegen, sondern wandte für die Herstellung des Friedens sogar große Summen auf. So wurde ein Abkommen getroffen, nach welchem das neue Patriziat abgeschafft und die Präfektur hergestellt wurde; der Senat sollte als Stadtbehörde fortbestehen, aber die Investitur vom Papste erhalten. Kurz vor Weihnachten kehrte Eugen nach Rom zurück. Mit großen Festlichkeiten und nicht geringem Jubel wurde er empfangen und nach dem Lateran geführt, wo er das Fest feierlich begehen konnte.

Aber die Eintracht zwischen dem Papste und den Römern war nicht von Dauer. Der alte Haß der Römer gegen Tivoli hatte sich nur geschärft, und unaufhörlich verlangten sie vom Papste die Zerstörung der feindlichen Stadt. Um ihrem Drängen zu entgehen, verließ er bereits im Januar

1146 wieder den Lateran und begab sich nach Trastevere. Er verzweifelte daran, mit den Römern friedlich zu leben; er verzweifelte überhaupt an einer würdigen Behauptung seiner Stellung; Vertrauten bekannte er, daß er des Lebens überdrüssig sei. Im März wandte er Rom, wo er sich nicht mehr für sicher hielt, abermals den Rücken und nahm zuerst einen längeren Aufenthalt in Sutri, dann wieder in Viterbo, wo er bis zum Ende des Jahres verweilte. Inzwischen hatten die Römer Tivoli überfallen, eingenommen und dort mit Feuer und Schwert gewütet. Abermals verlangten sie vom Papste die Abtragung der Mauern, und dieser glaubte, wenn nicht ein neuer, unheilbarer Bruch herbeigeführt werden sollte, sie ihnen nicht mehr verweigern zu dürfen.

Äußerlich hatte der zwischen dem Papst und den Römern geschlossene Vertrag noch Bestand: der Senat amtierte in Rom kraft der vom Papste empfangenen Investitur. Aber in Wahrheit besaß Eugen kaum den Schein einer Autorität in der Stadt, und kaum anders konnte er wieder in den Besitz derselben zu gelangen hoffen, als wenn der deutsche König, der Schutzvogt der römischen Kirche, die Alpen überstieg; denn mit Roger von Sizilien stand die Kurie, wenn sie auch den von Lucius II. geschlossenen Waffenstillstand aufrecht erhielt, in nichts weniger als freundlichen Verhältnissen. Alle Wünsche des Papstes waren deshalb auf die Romfahrt Konrads gerichtet.

Nicht nur in Rom, allerorten machte sich in Italien fühlbar, daß die königliche Gewalt fehlte. Im Norden der Halbinsel und in Tuscien lagen die erstarkten Städterepubliken in stetem Kampfe miteinander und führten mit einer fast persönlichen Erbitterung und großen Grausamkeit ihre Fehden. Der heilige Bernhard und Kaiser Lothar hatten sich hier nicht ohne Erfolg um die Herstellung des Friedens bemüht, aber längst stand alles wieder in den Waffen, und fast ganz Italien war, wie ein Zeitgenosse sagt, von Blut, Raub und Brandstiftung erfüllt. Im Jahre 1142 hatten die Bürger von Verona über die Paduaner einen blutigen Sieg davongetragen. Der Kampf war aber damit nicht beendet, sondern gewann nur weitere Ausdehnung, indem auch Vicenza und Treviso hineingezogen wurden. Über die Burgen, Ortschaften und Länder der Trevisaner brachten 1144 Verona und Vicenza die gräulichste Verwüstung. Zu derselben Zeit lag Venedig, welches bereits eine Weltstellung gewonnen und glorreiche Siege im Orient erfochten hatte, damals das wichtige Mittelglied in dem Bunde des morgen- und abendländischen Reichs gegen Roger, zu Land und zur See im Kampfe gegen Ravenna; jeden erdenklichen Schaden suchten die beiden mächtigen Städte sich einander zuzufügen, um sich gegenseitig zu schwächen. Üble, unablässig hadernde Nachbarn waren seit langer Zeit auch Pisa und Lucca; mit Begier ergriffen sie deshalb jetzt entgegengesetzte Partei in den hitzigen im inneren Tuscien ausgebrochenen Kämpfen zwischen Florenz und Siena. Florenz, schon gewaltig empor-

strebend, war in Verbindung mit dem von Konrad eingesetzten Markgrafen Ulrich von Attems, um seine Übermacht zu zeigen, bis vor die Tore Sienas gerückt und hatte die Vorstädte in Brand gesteckt. Siena rief in seiner Bedrängnis Luccas Hilfe an; zugleich beanspruchte diese auch Graf Guido Guerra, der mit Florenz ebenfalls in erbitterter Fehde lebte. Als nun Lucca an Florenz den Krieg erklärte, suchten und fanden die Florentiner sogleich die Bundesgenossenschaft Pisas. Mit Pisa vereinigt, überzog darauf Florenz das Gebiet Luccas mit Krieg und verwüstete weithin auch das Land Guido Guerras. Die Sienesen waren indessen in das Florentinergebiet eingebrochen, wurden aber in einen Hinterhalt gelockt und hier zum größten Teile gefangen genommen; nur wenige retteten sich durch Flucht. Die Gefangenen, welche die Städte gegenseitig in diesen Kämpfen machten und in ihre Kerker brachten, wurden mit furchtbarer Härte behandelt; wenn sie endlich dem Kerker wieder entkamen, waren ihre Jammergestalten das lebhafte Bild des Elends, unter welchem das zerrissene Italien seufzte.

Wohl mehr noch als alle diese Zerwürfnisse rief Konrad nach Italien der Krieg gegen Roger, für den er die bestimmtesten Verpflichtungen gegen Konstantinopel eingegangen war, und sein eigenes Verlangen nach der schon so lange heißersehnten Kaiserkrone. Allein wie stark es ihn auch nach dem Süden ziehen mochte, fort und fort hielten ihn die widerwärtigsten Verhältnisse diesseits der Alpen zurück.

Der Jammer Deutschlands

Nichts hat vielleicht Konrad an der Befestigung der königlichen Gewalt mehr gehindert, als daß er sich immer tiefer und fester in die Politik des babenbergischen Hauses verstricken ließ. Nicht allein daß er dadurch die Empfindlichkeit seines eigenen Geschlechts reizte und zugleich eine dauernde Aussöhnung mit den Welfen unmöglich machte: er wurde auch wider seinen Willen in alle jene Kämpfe verwickelt, durch welche die große Sippe der Babenberger ihren Einfluß nicht nur über das obere Deutschland, sondern auch weithin über die östlichen Grenzländer zu verbreiten suchte.

Noch immer tobte die Fehde in Bayern, in welche Herzog Heinrich mit dem Regensburger Bischof geraten war, und nahm von Tag zu Tag einen bedenklicheren Charakter an. Wegen der Verwüstungen, welche die Regensburger Kirche erlitten, hatte Bischof Heinrich und mit ihm Erzbischof Konrad von Salzburg über den Bayernherzog, dessen Schwager, den Herzog von Böhmen, die Söhne des Burggrafen von Regensburg und ebenso über den Domvogt Friedrich, den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und alle ihre Gefährten den Bann verhängt, und der Papst hatte diesen

Bann im Sommer 1146 bestätigt, so schwer es ihm in bezug auf den Böhmenherzog, dem er anderweitig vielfach verpflichtet war, auch fallen mußte. Ehe der König noch in Bayern den Frieden herstellen konnte, wurde er schon durch die Babenberger wieder in einen andern üblen Handel hineingezogen, der ihn selbst die Waffen zu einem ruhmlosen Kampfe zu ergreifen nötigte.

Im Anfange des Jahrs 1146 war es in Polen zu offenen Feindseligkeiten zwischen dem Großherzog Wladislaw, dem Gemahl der babenbergischen Agnes, und seinen Brüdern Boleslaw und Mesco gekommen. Wladislaw trat mit dem Anspruch auf das ganze Reich seines Vaters hervor und begab sich um Ostern nach Deutschland, um sich durch König Konrad, seinen Schwager, diesen Anspruch bestätigen zu lassen. Nachdem er auf dem Reichstage zu Kaina (vgl. oben S. 402) die Belehnung mit Polen vom Könige erhalten, kehrte er schleunigst in sein Land zurück und setzte den Kampf gegen die Brüder fort. Mit einem geworbenen Heere, in welchem auch Russen und heidnische Völker waren, belagerte er Posen, die Hauptstadt Boleslaws. Aber die Belagerung hatte den unglücklichsten Erfolg. Wladislaws Brüder, welche Hugo, einen tüchtigen Kriegsmann, für die Führung ihres Heeres gewonnen hatten, bringen den fremden Scharen eine entscheidende Niederlage bei. Zugleich erhebt sich der Erzbischof von Gnesen und spricht über Wladislaw und Agnes, weil sie mit Ungläubigen ein christliches Land verwüsten, den Bann aus und weiß die Bestätigung des Bannes vom Papste zu erwirken. Wladislaw, in große Bedrängnis versetzt, beeilt sich nun, ein Abkommen mit den Brüdern zu treffen, bricht aber den beschworenen Frieden ebenso schnell, wie er ihn geschlossen, und greift die Brüder aufs neue an. Nirgends jedoch begünstigt das Glück seine Waffen; endlich wird seine Hauptstadt Krakau eingenommen und zerstört, er selbst muß mit Weib und Kindern in das Exil gehen.

Der flüchtige Polenherzog begab sich zunächst zu seinem Schwager, dem Böhmenherzog, auf dessen Rat aber dann unverzüglich zu König Konrad. Er verlangte den Beistand desselben, und Konrad war nur zu geneigt, ebenso in Polen einzugreifen, wie er es vier Jahre zuvor in Böhmen getan hatte. Im August 1146 eilte er nach Sachsen, beriet mit den dortigen Herren den Polenkrieg und brach ungesäumt mit einem Heere, in welchem sich auch der Böhmenherzog befand, gegen Polen auf. Aber er fand die Zugänge des Landes wohl bewahrt und sah sich an weiterem Vorgehen behindert. Langen Aufenthalt fürchtend, willigte er alsbald ein, daß unter Vermittlung der Markgrafen Albrecht und Konrad Unterhandlungen mit dem Feinde eröffnet wurden. Nachdem man sich gegenseitig Geiseln gestellt, erschienen Boleslaw, der inzwischen den großherzoglichen Namen angenommen hatte, und seine Brüder vor dem König. Sie verhießen, wenn das Heer des Königs abzöge, auf seinem nächsten Hoftage zu erscheinen und seinen Forderungen zu entsprechen. Ihre Versprechungen

wurden um so leichter gehört, als sie dieselben mit Geld unterstützten und ihren jüngsten Bruder als Geisel stellten. So zog der König mit Wladislaw wieder ab und wies ihm vorläufig Altenburg als Wohnsitz an, wo er ihm und den Seinen Unterhalt gewährte. Dieser Feldzug, welcher den König im September beschäftigt hatte, blieb völlig erfolglos; denn die Polen ließen ihre Versprechungen ganz außer acht. Wladislaw blieb im Exil, und seine Brüder befestigten ihre Macht in Polen. Der deutsche Einfluß in Polen war gemindert, und inzwischen hatten sich die Verhältnisse zu Ungarn noch schlimmer gestaltet.

Um dieselbe Zeit, wo Konrad gegen die Polen ausgezogen war, hatte der junge König Geisa, der die Stunde der Rache nun gekommen glaubte, an Heinrich von Bayern den Krieg erklärt, ein Heer von etwa 70 000 Mann gesammelt und war mit demselben bis an seine Grenzen gerückt. Am 10. September zog er durch die Pässe bei Wieselburg in die Ebene, welche zwischen diesen und der Leitha liegt und damals Virfeld genannt wurde[1]. Er hörte, daß sich Herzog Heinrich zur Abwehr gerüstet, mit einem Heere die Fischa überschritten und an deren Ufer, nur etwa zwei Meilen entfernt, ein Lager bezogen habe. Der König, der seine Hoffnung hauptsächlich auf Überraschung des Feindes gesetzt hatte, wollte die Entscheidung des Kampfes nun möglichst beschleunigen und beschloß den Angriff schon für den folgenden Tag. Nachdem er in der Frühe des 11. September in einer benachbarten hölzernen Kirche die Ritterweihe empfangen hatte, ordnete er seine Schlachtreihe: voran zwei Haufen Leichtbewaffneter, meist Bogenschützen, dann in langgestreckter Front die Hauptmasse des Heeres, an deren Spitze er seinen Oheim Bela stellte; er selbst behielt als königliche Schar 12 000 Ritter um sich. So rückte er gegen die Leitha vor und überschritt an einer Furt, unbemerkt vom Feinde, den Grenzfluß.

Herzog Heinrich hatte sich an der Fischa zum Kampfe bereitgemacht, aber er zögerte mit dem Aufbruch. Denn Uneinigkeit herrschte unter den Seinen über die Frage, ob es besser sei, dem Feinde entgegenzurücken oder über die Fischa zurückzuziehen und den Angriff am anderen Ufer zu erwarten; von dem Übergange der Ungarn über die Leitha war man noch ohne Nachricht. Da sah man plötzlich Feuersäulen aufsteigen: sie rührten von Brandstiftungen her, welche die Ungarn an der Leitha verübt hatten, aber man deutete sie auf das Abbrennen des feindlichen Lagers und meinte, daß der König bereits auf dem Rückzug begriffen sei. Nicht ungestraft wollte man ihn entkommen lassen. Herzog Heinrich gab nach seiner ungestümen Art sogleich das Zeichen zum Aufbruch und rückte eilends vor; das Heer folgte ihm ohne rechte Ordnung, nicht in fest geschlossenen Reihen. Unerwartet stieß man alsbald auf den Feind. Zwar die beiden vorausziehenden Haufen desselben wurden schon beim ersten Anprall zersprengt, aber desto schlimmer und heißer wurde der Kampf,

[1] Otto von Freising erklärt den Namen durch Brachfeld.

als die Deutschen zu den Scharen Belas und des Königs vordrangen, die sie in festester Haltung empfingen. Lange schwankte hier der Kampf, und die Ungarn sollen bereits an die Räumung des Schlachtfeldes gedacht haben, als in den hinteren Reihen der Deutschen eine so große Verwirrung entstand, daß niemand hier die Ritter zusammenzuhalten wußte und sie endlich in wilder Flucht auseinanderstoben. Indessen drang der Herzog mit den vorderen Reihen noch unaufhaltsam vor; bald aber sah er sich und die Seinen überall umzingelt. Jetzt erkannte er, daß auch er nur in der Flucht noch sein Heil suchen könne. Mit tapferer Faust brach er sich Bahn durch die ihn umringenden Feinde; die das ganze Schlachtfeld bedeckenden Staubwolken entzogen ihn dann den Blicken. So entkam er glücklich den Schwertern der Ungarn, rettete sich über die Fischa und suchte Schutz in seiner benachbarten Burg zu Wien.

Die Ungarn setzten die Verfolgung bis an die Fischa fort, traten aber dann, froh des gewonnenen Siegs, den Rückzug an. Eine sehr große Zahl deutschen Kriegsvolkes war im Kampfe gefallen, und man betrauerte den Tod vieler Männer aus den edelsten Häusern. Die Deutschen suchten sich damit zu trösten, daß sie den Verlust der Ungarn noch höher anschlugen, aber sie empfanden nichtsdestoweniger tief die offenkundige Niederlage, welche sie erlitten hatten, und noch mehr, daß sie für lange Zeit ungerächt blieb.

Seitdem das früher so günstige Verhältnis Ungarns zu Konrad sich in ein entschieden feindseliges umgestaltet hatte, wurde die Lage Sophias, der einzigen Schwester Geisas, die seit sieben Jahren als Braut des Königssohns am deutschen Hofe lebte (vgl. oben S. 393.), eine ganz unleidliche. Man ließ an dem unschuldigen Mädchen den Unmut aus, den man gegen die Magyaren hegte. Endlich gelang es Sophien, mit Unterstützung der Gräfin Liutgarde, der Mutter des Regensburger Domvogts Friedrich von Bogen, den Hof zu verlassen und ein Asyl im Kloster Admont zu finden. König Geisa verlangte hier später die Auslieferung der Schwester, aber sie selbst wollte den deutschen Boden und Admonts Mauern nicht mehr verlassen; als Nonne ist sie dort gestorben.

Daß durch die letzten Ereignisse der deutsche Einfluß im Osten geschwächt wurde, lag auf der Hand, aber noch schwerer war zu beklagen, daß sie auch das bereits erschütterte Ansehen des Königs und seiner Angehörigen in den deutschen Ländern völlig zu vernichten drohten. Wie wenig er seine Autorität noch geltend machen konnte, zeigte sich schon in Sachsen, als er aus dem polnischen Kriege zurückkehrte und dort im Oktober einen längeren Aufenthalt nahm. Es war eine unerhörte Erscheinung, daß sich die sächsischen Ministerialen auf eigene Hand zu gemeinsamen Tagfahrten zu versammeln anfingen und ohne Wissen und Willen ihrer Herren für alle, die sich an sie wandten, Gericht hielten. Der König bemühte sich, diese Neuerung abzustellen, überhaupt Ordnung und

Recht in Sachsen zu befestigen, aber er kam damit, wie alte Annalen bezeugen, nicht zum Ziele.

Bei der widerspenstigen Gesinnung der Sachsen und bei der wenig Vertrauen einflößenden Haltung des jungen welfischen Herzogs mußte dem König alles daran liegen, Männer in diesen Boden zu verpflanzen, auf deren Treue er rechnen konnte. Wenn er die große Abtei Korvei, die gerade damals erledigt wurde, unter vielen persönlichen Bemühungen in die Hand Wibalds von Stablo brachte, so bewog ihn dabei gewiß noch mehr als die Rücksicht auf das reiche, aber durch schlechte Wirtschaft herabgekommene Stift sein eigenes und des Reiches Interesse. Die sächsischen Angelegenheiten beschäftigten ihn noch lebhaft, als er das Land bereits verlassen und seinen Weg nach Franken genommen hatte [1].

Am 6. Dezember hielt der König einen Hoftag in Frankfurt. Nachdem er die Fürsten entlassen, machte er sich am 8. Dezember eilig auf, um seinen Bruder Friedrich zu besuchen, welcher zu Alzey in schwerer Krankheit darniederlag. Um so mehr mußte die Krankheit das Herz des Königs bedrücken, als die Streitigkeiten seines Neffen Friedrich mit den Zähringern keineswegs ganz ausgetragen waren und noch immer die Ruhe Schwabens bedrohten. Auch andres, was Konrad in den rheinischen Gegenden nähertrat, war wenig tröstlich. Die Trierer Fehde stand wieder in hellen Flammen und brachte ganz Lothringen in neue Aufregung.

Ein großer Reichstag war auf Weihnachten nach Speier ausgeschrieben worden. Unfraglich wollte der König dort mit den Fürsten über die Notstände des Reichs und die Herstellung des inneren Friedens in Beratung treten. Denn Not und Unfriede, Jammer und Elend herrschten überall in den deutschen Landen, und das Ansehen der Krone war schwer geschädigt. Ernste Männer standen ratlos den endlosen Wirren gegenüber; sie sahen nicht, woher die Hilfe für Deutschland kommen sollte. Und wie war da für die römische Kurie und die Zerwürfnisse Italiens Rettung von Konrad zu hoffen? Immer heilloser verwirrten sich die Verhältnisse des Abendlandes, und zugleich liefen Nachrichten aus dem Orient ein, welche die Lage der lateinischen Christen dort als eine verzweifelte darstellten.

Bedrängnis der lateinischen Herrschaften im Orient

Der glänzendste Erfolg, welchen das reformierte Papsttum bisher gewonnen, war unzweifelhaft die Eroberung des Heiligen Landes gewesen. Den Siegen, welche im fernen Orient die fränkischen Ritter unter der Fahne des heiligen Petrus erfochten hatten, vermochten die Könige der abendländischen Christenheit nichts an die Seite zu stellen: in diesen schien gleichsam der augenfälligste Beweis für die Notwendigkeit jener allge-

[1] Am 21. November 1146 war König Konrad in Würzburg.

meinen Oberherrschaft zu liegen, welche die Nachfolger Petri jetzt in der Christenheit in Anspruch nahmen. Mochten die Päpste, in nächster Nähe unaufhörlich bedrängt, die Christen im gelobten Lande nicht so tatkräftig unterstützen können, wie sie es wollten, so mußte sich ihnen doch immer von neuem aufdrängen, daß jeder Gewinn dort zugleich ein Gewinn für sie, jeder Verlust dort zugleich ein harter Schlag für ihr eigenes Ansehen war, welcher die ganze unter dem Einfluß der Gregorianischen Ideen erwachsene Weltlage ändern konnte.

Seit beinahe einem halben Jahrhundert hatten die christlichen Ritter im Orient festen Fuß gefaßt, und diese Zeit war ihnen unter endlosen Kämpfen, im Wechsel glorreicher Siege und empfindlicher Niederlagen verflossen. Nicht immer waren es Kämpfe gegen die Ungläubigen gewesen; oft waren auch die christlichen Herren selbst in Streit geraten, ja sie hatten in ihren Fehden untereinander sich sogar der Bekenner des Islams als Bundesgenossen bedient. Denn wie stark der religiöse Impuls auch bei den ersten Eroberern gewesen war, sie hatten doch meist zugleich sehr weltliche Interessen bei ihrem Zuge verfolgt, und diese traten bei dem schnellen und glänzenden Erfolge, den sie erlangten, nur immer deutlicher hervor.

Die drei lateinischen Herrschaften, im ersten Ansturm gegründet, — Jerusalem, Antiochia, Edessa — führten gleichsam eine gesonderte Existenz und verfolgten nicht selten eine eigene und eigennützige Politik im Gegensatz gegeneinander. Zu ihnen war noch eine vierte Herrschaft gekommen, seitdem es Bertram, dem Sohne des reichen Grafen Raimund von S. Gilles, gelungen war, durch die Eroberung von Tripolis (1109) das Werk zu vollenden, an dem sein Vater mit großer Ausdauer gearbeitet, und in welchem derselbe den Tod gefunden hatte. Freilich erfreute sich Bertram nur kurze Zeit seiner Erwerbung, aber er konnte doch bei seinem frühen Tode (1112) Tripolis als ein besonderes Fürstentum seinem Sohne Pontius hinterlassen, während Bertrams jüngerer Bruder Alfons Jordan in den europäischen Besitzungen des Hauses folgte. Bohemund war im Abendlande bald nach den bereits erwähnten Rüstungen zu einem neuen Kreuzzuge[1] gestorben, und Tancred, den er in Antiochia zurückgelassen, war am wenigsten der Mann, die Eintracht unter den lateinischen Fürsten zu erhalten. Sein ungestümer Sinn verwirrte mehr, als seine Tapferkeit nützte. Bei seinem Tode im Jahre 1112 überantwortete er die Verwaltung des Fürstentums seinem Neffen Roger, bis Bohemunds Sohn zu männlichen Jahren gediehen sein würde.

Wenn trotz der vielfach divergierenden Politik der einzelnen Herrschaften und trotz der unaufhörlichen Bemühungen Konstantinopels, seine Macht in seinen alten Besitzungen herzustellen, die lateinische Kolonie im Orient doch bis zum Jahre 1130 sichtlich an Ausdehnung und Festigkeit

[1] Vgl. S. 30.

gewann, so war dies einerseits durch die Zersplitterung und Zwietracht der mohammedanischen Herrschaften in Syrien ermöglicht, andererseits den unleugbaren Verdiensten der beiden Balduine, welche Gottfried von Bouillon in dem Königreich folgten, beizumessen.

Balduin I., Gottfrieds Bruder, hatte das Reich in den schwierigsten Verhältnissen übernommen, aber er wußte bald sich geltend zu machen und der Krone, die er empfangen, Bedeutung zu geben. Nicht allein, daß er sich von der Vormundschaft des Patriarchen befreite, es gelang ihm auch, das Reich zu erweitern und die einzelnen Herrschaften in eine größere Abhängigkeit von der Krone zu bringen. Er leistete bei der Eroberung von Tripolis Hilfe, nahm Accon, Berytus, Sidon; an der syrischen Meeresküste blieb nur Tyrus noch in den Händen der Moslems. Bei diesen Unternehmungen unterstützte ihn vor allem Genua mit seiner Flotte, bei der Eroberung Sidons waren auch dänische und norwegische Kreuzfahrer hilfreich gewesen. Gegen die Angriffe Ägyptens wußte Balduin sein Reich zu schützen, obwohl die Versuche, Ascalon in seine Hand zu bringen, mißglückt waren. An den Zügen, welche zu seiner Zeit die Herren von Antiochia und Edessa gegen die benachbarten türkischen Emire unternahmen, beteiligte er sich nicht, aber er lieh seinen Beistand, sobald die lateinischen Herrschaften selbst von den Ungläubigen bedroht wurden. Im Jahre 1118 starb Balduin I. auf einem Streifzuge nach Ägypten, ohne Erben zu hinterlassen; es folgte ihm durch die Wahl der Großen des Reichs ein Verwandter, der Graf Balduin von Edessa. Infolge dieser Wahl kam Edessa an Balduins Vetter Joscelin von Courtenay, der im Jahre 1101 nach dem Orient gekommen war und dort zuerst Tell Baschir als Lehen von Edessa erworben hatte.

Der neue König kannte zu gut die von Aleppo und Damaskus drohenden Gefahren, als daß er nicht vorzugsweise nach dieser Seite seine Waffen hätte richten sollen, wie sehr man darüber auch in Jerusalem murrte. Er focht gegen Damaskus, umschloß Aleppo, begegnete den Angriffen der Emire Mesopotamiens, unterstützte den Grafen von Tripolis bei der Ausdehnung seines Gebiets und rettete Antiochia, als Roger 1112 im Kampfe fiel, aus der größten Gefahr, indem er selbst die Regierung des Fürstentums übernahm, bis der junge Bohemund endlich im Jahre 1126 erschien und seine Herrschaft antrat. Dabei übersah König Balduin die andern Aufgaben seines Regiments mit nichten. Mit Hilfe der Venetianer nahm er 1124 Tyrus, das letzte Bollwerk des Islams an der syrischen Küste. Nicht minder wichtig war, wie er die königliche Autorität in den lateinischen Herrschaften zu wahren wußte. Als er Antiochia an Bohemund II. übergab, mußte dieser sich mit Elise, der zweiten Tochter des Königs, vermählen, und nach dem frühen Ende des jungen Fürsten (1131), mit dem der normannische Mannesstamm in Antiochia ausstarb, gelang es Balduin, gegen die ehrgeizigen Umtriebe seiner eigenen Tochter das Fürsten-

tum seiner Enkelin Constantia, Bohemunds Tochter, zu sichern. Eine jüngere Schwester Elisens verlobte er Raimund, dem noch im Knabenalter stehenden Sohn des Grafen Pontius von Tripolis.

Noch immer war der Zuzug aus dem Abendlande sehr bedeutend; hatte doch Papst Calixt II., als er 1123 im Lateran den großen Sieg der Kirche feierte, den Enthusiasmus für die Kreuzfahrten nach dem Orient und nach Spanien aufs neue anzufachen gesucht. Waren auch nach dem Mißgeschick des großen Auszugs von 1101 nicht mehr gleiche Massen in Bewegung zu setzen, waren es namentlich aus Deutschland immer nur einzelne, welche sich auf die große Fahrt machten, so sah man doch Jahr für Jahr, namentlich um die Osterzeit, große Scharen von Pilgern in den syrischen Seestädten landen, und viele von ihnen wollten nicht allein die heiligen Tage am Grabe des Herrn feiern, sondern auch für dasselbe ihr Schwert zücken. Die meisten waren Franzosen, aber bei dem regen Verkehr, welchen Venedig, Genua und Pisa mit den lateinischen Herrschaften in der Levante unterhielten, schickte auch Italien viele neue Kolonisten hinüber. Wie sehr Abenteuerlust oder Gewinnsucht diese Ankömmlinge oft auch beherrschen mochten, die Stiftung der ersten Ritterorden, an welcher König Balduin II. einen sehr erheblichen Anteil hatte, zeigt klar, daß die religiöse Begeisterung unter den Kreuzfahrern noch keineswegs erloschen war.

Es war um das Jahr 1118, als die Ritter Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer auf den Gedanken verfielen, eine religiöse Genossenschaft zum Schutz der Pilger gegen Räuber und Wegelagerer zu begründen; sie glaubten, so ihre Waffen am nützlichsten im Dienste des Herrn zu gebrauchen. Sie gewannen sechs andere Ritter und legten mit ihnen den Grund zu dem neuen Orden, der zunächst nach dem Vorbilde der regulierten Chorherren eingerichtet wurde; zu ihrem ersten Oberen wählten sie Hugo von Payens. In die Hände des Patriarchen von Jerusalem legten sie zu den Gelübden der Keuschheit, Armut und des Gehorsams auch das des Kampfes für die Pilger und die heiligen Stätten ab; der König bestritt anfangs zum großen Teil ihren Unterhalt und räumte ihnen sogar einen Teil seines Palastes an der Stelle des alten Tempels ein, wovon sie alsbald den Namen der Miliz des Tempels erhielten. Trotz der königlichen Unterstützung blieb der Orden arm und dürftig, bis Balduin Hugo von Payens nach dem Abendlande sandte, um neuen Zuzug nach dem Orient herbeizuführen und zugleich im Interesse des Ordens dort zu wirken.

Auf der Synode von Troyes im Januar 1128 empfahl Hugo seinen Orden den dort versammelten Vätern und bat um die Feststellung der Regel. Von größter Bedeutung war es, daß er dem Orden auch die Gunst des heiligen Bernhard zu gewinnen wußte, der selbst an der Entwerfung der an die Klostersatzungen des heiligen Benedikt sich anschließenden Regel teilnahm, später auch auf wiederholten Wunsch Hugos die Feder ergriff,

um in einer kleinen Schrift die Verdienstlichkeit dieser neuen geistlichen Ritterschaft gegenüber der weltlichen zu erheben. Eine bessere Empfehlung als die des Abtes von Clairvaux konnte Hugos Schöpfung nicht finden, zumal sie in ihrer Verbindung von Waffendienst und religiöser Übung so recht dem Zeitgeiste entsprach. Bald stand der Tempelorden im ganzen Abendlande in höchster Gunst, namentlich in den ritterlichen Kreisen der romanischen Völker. Als Hugo Frankreich, England und Spanien durchzog, drängten sich Männer aus den edelsten Geschlechtern zur Aufnahme. In kurzer Zeit kamen die Templer auch in den Genuß reicher Besitzungen. Überall wurden ihnen Schenkungen gemacht; auch Kaiser Lothar überließ ihnen einen Teil seines Hausbesitzes in der Grafschaft Supplinburg. Aus dem armen Orden wurde schnell einer der reichsten, und auch Rom unterstützte, nachdem es die Regel bestätigt, durch mancherlei Vergünstigungen sein Emporkommen.

Das Eigentümliche des Ordens war, daß trotz seines geistlichen Charakters vollberechtigte Mitglieder doch nur Ritter von adliger Herkunft und erprobter Waffentüchtigkeit werden konnten. Ihnen zunächst an Rechten standen die Ritter, welche sich nur zeitweise dem Orden als Waffengenossen anschlossen. Die Geistlichen und Kaplane des Ordens standen in einem untergeordneten Verhältnis, durften auch den weißen Ordensmantel mit dem roten Kreuze nicht tragen. Eine geradezu dienende Klasse waren die Waffenknechte und Hausleute. Die Verfassung gab dem Ordensmeister ausgedehnte Befugnisse, doch war er in den wichtigsten Angelegenheiten an die Beschlüsse des Ordensrats und des Kapitels gebunden.

Das wunderbar schnelle Emporkommen des Templerordens führte in einer älteren religiösen Verbrüderung zu Jerusalem eine völlige Umgestaltung herbei. Schon geraume Zeit vor dem ersten Kreuzzuge hatten Kaufleute von Amalfi bei der Kirche des Heiligen Grabes ein Kloster errichtet, welches zugleich als Hospiz und Krankenhaus den abendländischen Pilgern diente. Als die Räume zu eng wurden, trennte man vom Kloster das Hospiz; für letzteres wurde in der Nähe ein besonderes Gebäude mit einem dem heiligen Johannes geweihten Bethause errichtet und der Obhut eines besonderen Guardians übergeben. Zu der Zeit, wo Jerusalem von den Lateinern erobert wurde, versah diese Stelle ein Provenzale, Gerhard mit Namen, ein frommer und äußerst tätiger Mann, dessen große Dienste Gottfried von Bouillon dadurch anerkannte, daß er dem Spital die Herrschaft Monboire in Brabant schenkte und ihm zugleich gewisse Einkünfte in allen eroberten und noch zu erobernden Ländern zuwies, namentlich die vakanten Erbschaften. Nicht geringere Gunst wandten Gottfrieds Nachfolger und die Päpste dem Spitale zu, welches nun sich stattlich erweitern und Zweiganstalten einrichten konnte. Als Gerhard im Jahre 1118 starb, hatte das Johannisspital bereits Tochterhäuser an sieben Plätzen im Abendlande, welche die Pilger nach dem Heiligen Grabe zu berühren pflegten.

Gerhards Nachfolger in der Leitung des Hospiz wurde Raimund Dupuis, der im Gefolge Gottfrieds nach Jerusalem gekommen war, aber hier den Panzer mit dem Linnenkleide des Krankenwärters vertauscht hatte. Er gab der Brüderschaft des Hospiz erst eine festere Gestalt, indem er sie zu den drei gewöhnlichen Gelübden des geistlichen Standes verpflichtete, zugleich gab er ihr in dem weißen Kreuz das unterscheidende Ordenszeichen. Aber bald ging Raimund weiter. Nach dem Vorbilde der Templer zog er auch den Kampf gegen die Ungläubigen in die Aufgaben des Ordens und unterschied in demselben die kämpfenden, geistlichen und dienenden Brüder. Allmählich erhielt die Organisation auch dieses Ordens einen völlig militärischen Charakter; an die Spitze desselben trat ein Meister wie bei den Templern. Die Ritter der beiden Orden bildeten gleichsam stehende Heere im gelobten Lande, welche sich durch Soldtruppen zu verstärken pflegten. Ohne Zweifel waren in ihnen kriegerische Kräfte gegeben, über welche das Königtum leichter verfügen konnte als über die Scharen der großen Vasallen. Kein Wunder daher, wenn die Meister der Tempelherren und Johanniter am Königshofe zu Jerusalem großes Ansehen gewannen und den ersten Großen des Reichs beigezählt wurden.

Es waren besonders französische Herren, welche sich im Orient festgesetzt hatten; aus der Eroberung der abendländischen Christenheit im Morgenlande war im wesentlichen eine große französische Kolonie geworden. So finden sich denn auch hier alle die Erscheinungen wieder, welche zu jener Zeit das Leben des französischen Volkes kennzeichneten, nur daß in der heißeren Zone das rasche Blut noch rascher wallte und in dieser fremden Welt sich alle Verhältnisse der Heimat noch bunter gestalteten. Das kampflustige Rittertum fand hier an jedem Tage Gelegenheit zu neuen Kämpfen und neuen Abenteuern; dabei gab es kaum irgendwo glänzendere Höfe mit üppigeren Festen und reizenderen Frauen als im gelobten Lande und an der syrischen Küste. Derselbe Ritter, der heute mutig sein Leben im Glaubenskampfe einsetzte, verschwamm morgen in den weichlichsten Genüssen. Dem Ehrgeiz und der theologischen Streitlust des Klerus war hier zugleich der weiteste Spielraum geboten; bald haderten die Prälaten mit den weltlichen Herren, bald untereinander, bald mit den ketzerischen Eingeborenen, deren kirchliche Verhältnisse ihnen ein Greuel waren. Das Königtum, welches dieser vielgestaltigen Welt Zusammenhalt und Schutz gewähren sollte, wurde nichtsdestoweniger in seinen Prärogativen von den eigenen Vasallen unaufhörlich bestritten. Die feudalen Ordnungen, auf denen das Reich ruhte, gaben dem König nicht von fern eine gleiche Macht, wie auf dem gleichen Fundament die normannischen Herrscher in England und Süditalien begründet hatten. Zersplitterung, Willkür, Zuchtlosigkeit waren aller Orten, aber zugleich frisches Leben, Tatkraft und Opferfreudigkeit — deshalb zeigt sich bei allen Mißständen doch ein unverkennbares Gedeihen der Kolonie. Sie erweitert ihr Gebiet, die Städte

füllen sich, ein eigener Bürgerstand beginnt sich aus abendländischen Elementen zu bilden; zugleich wird der Anbau des Landes besser und in größerem Umfange von den Eingeborenen betrieben.

Wie sehr die Moslems von den abendländischen Christen litten, und mit welcher Besorgnis sie die Ausbreitung des christlichen Reichs ansahen, schildert Ibn-Alatir, ein arabischer Schriftsteller, der dieser Zeit nahestand, mit den lebhaftesten Farben. „Die Glückssterne des Islams", sagt er, „hatten sich unter den Horizont gesenkt und die Sonne seiner Geschicke sich hinter Wolken verborgen. Die Fahnen der Ungläubigen wehten über den Ländern der Muselmänner, und die Siege der Ungerechten überwältigten die Gläubigen. Das Reich der Franken erstreckte sich damals von Maridin und Schaiketan in Mesopotamien bis El Arisch an den Grenzen Ägyptens; von ganz Syrien blieben nur Aleppo, Emessa, Hama und Damaskus von ihrer Herrschaft frei. Ihre Heere rückten in Diabekr bis Amida vor, in Dschesiras bis Ras-al-Ain und Nisibis. Die Muselmänner von Racca und Haran fanden keinen Schutz gegen ihre Grausamkeit. Außer Rahaba und der Wüste waren alle Straßen nach Damaskus von ihnen besetzt. Damaskus selbst mußte ihnen seine Christensklaven ausliefern, und Aleppo war ihnen zinsbar." Man sieht, wie die Macht der Christen sich schon weit über den Euphrat erstreckte und das Sultanat in Mosul unmittelbar bedrohte.

Da trat plötzlich ein völliger Umschwung der Dinge ein; die Glückssterne des Islams stiegen wieder empor, und die Sonne der Christen barg ihren Schein. In den letzten Lebensjahren Balduins II. bildete sich an den Ostgrenzen der Franken, unzweifelhaft der verwundbarsten Stelle des Reichs, eine Macht, welche ebensosehr die Mittel gewann, wie den Willen hatte, nicht nur dem weiteren Vordringen der Franken Halt zu gebieten, sondern sie selbst aus ihrem längst verjährten Besitz zu verdrängen. Der Gründer dieser Macht war Emadeddin Zenki, ein Sohn des Emirs Aksankar von Aleppo, der im Streite der Nachkommen Malek Schahs um das Sultanat im Jahre 1095 seine Herrschaft verloren und den Tod durch Henkershand gefunden hatte. Nur seine Jugend rettete Zenki — er war damals erst zehn Jahre alt — vor einem gleichen Ende. Kriegslustig und kriegstüchtig, herrschsüchtig und voll Herrschtalent, führte er, zum Manne gereift, seine Waffen an verschiedenen Orten für verschiedene Herren und stieg im Dienste empor, bis er endlich an den Stufen eines Thrones anlangte. Im Jahre 1127 setzte Sultan Mahmud ihn zum Athabeken, d. h. Stellvertreter und Vormund, seines jungen Sohnes Alp Arslan ein und übertrug ihm damit die Regierung von Mosul und allen angrenzenden Ländern. Nachdem Zenki sich hier festgesetzt hatte, brachte er im Jahre 1128 Aleppo, im folgenden Jahre Hama an sich. Wenn auch seine Angriffe auf Damaskus scheiterten, so beherrschte er doch bereits 1130 den größten Teil jener östlichen Grenzgebiete der Franken, deren Zersplitterung

bisher so sehr ihre Unternehmungen gefördert hatte. Es war ein Glück für die Christen, daß Zenki darauf in die Streitigkeiten um das Sultanat von Bagdad so tief verwickelt wurde, daß er in den nächsten fünf Jahren seine Unternehmungen in Syrien nicht fortsetzen konnte.

Indessen war König Balduin II. gestorben (1131) und ihm in der Regierung Graf Fulko von Anjou gefolgt, der sich einige Jahre zuvor mit Balduins ältester Tochter Melisende vermählt und seine großen Besitzungen in der Heimat seinem aus einer früheren Ehe stammenden Sohne Gottfried Plantagenet, dem Gemahl der Witwe Kaiser Heinrichs V., überlassen hatte. Fulko war ein alter Jerusalemsfahrer, mit allen Verhältnissen im Heiligen Lande vertraut, eine Zeitlang war er sogar den Templern affiliiert gewesen: trotzdem stieß sein Regiment auf Schwierigkeiten, und die größten lagen in der königlichen Familie selbst. Elise, die Schwester der Königin Melisende, erneuerte ihre ehrgeizigen Umtriebe und verband sich mit Pontius von Tripolis und dem jüngeren Joscelin von Edessa, der eben damals in der Grafschaft seinem Vater gefolgt war, um die Gewalt in Antiochien an sich zu bringen. Aber Fulko wußte Elisens Pläne zu vereiteln und bestimmte zum Gemahl der jungen Constantia, der Erbin des Fürstentums, den Grafen Raimund von Poitou, einen Sohn jenes leichtfertigen Wilhelms von Aquitanien, der an dem Unglück des Kreuzzugs von 1101 so vielen Anteil gehabt hatte[1]. Raimund kam, da in dem Herzogtum seines Vaters sein älterer Bruder Wilhelm gefolgt war, nach dem Orient, um hier eine hervorragende Stellung zu gewinnen, zu der er durch Geburt und glänzende persönliche Vorzüge berufen schien. Als er 1136 die Regierung Antiochiens antrat, schien sich dem altberühmten und hochgefeierten Geschlecht der Grafen von Poitou im Osten eine neue herrliche Zukunft zu erschließen.

Es war eine Zeit, wo sich ein tüchtiger Mann in Antiochia um die Christenheit unvergeßliche Verdienste hätte erwerben können. Denn eben damals begann Zenki seine Angriffe auf die Franken. Schon 1136 unternahm er von Aleppo aus einen verwegenen Streifzug durch das antiochenische Gebiet, im folgenden Jahre ging er gegen Barin vor, eine Grenzfeste des Grafen Raimund von Tripolis, der erst vor kurzem von seinem Vater Pontius die Grafschaft ererbt hatte. Der junge Graf verlangte Hilfe von Jerusalem. König Fulko eilte mit einem Heere herbei, wurde aber vollständig geschlagen und konnte sich nur mit einer kleinen Schar hinter die Mauern von Barin retten. Die Not des Königs vermochte die Franken in Jerusalem, Antiochia und Edessa zu eifrigen Rüstungen, doch hatte Fulko, in Barin rings umschlossen, ehe noch die Hilfe erschien, bereits die Burg übergeben müssen; genug, daß er für sich und seine Waffenbrüder freien Abzug gewonnen hatte. Die gemeinsame Bedrängnis trieb die Franken jetzt, gegen Zenki zusammenzuhalten, und sie

[1] Vgl. Bd. III, S. 602—604.

fanden Bundesgenossen auch in den Muselmännern von Damaskus, welche vor dem Athabeken ebensowenig gesichert waren. Als im Jahre 1139 Zenki einen neuen Angriff auf Damaskus machte, unterstützten die Christen den Vesir Anar, den tapferen Verteidiger der Stadt, und erhielten dagegen den Beistand der Damaszener, um Paneas, die Grenzfestung Jerusalems im Quellgebiete des Jordan, die in Zenkis Hände gefallen war, ihm wieder zu entreißen.

Noch schwerer als von dem Athabeken war um dieselbe Zeit Antiochia von den Griechen bedrängt. Kaiser Johannes hatte mit nicht geringem Glück sich um die Erweiterung seines Gebietes in Kleinasien bemüht, die Seeplätze Ziliziens gewonnen und auch die Erwerbung Syriens bereits fest in das Auge gefaßt. Er hatte eine Zeitlang die Vermählung seines jüngeren Sohnes Manuel mit der Erbin von Antiochia betrieben. Als dieser Plan scheiterte, ging er zum offenen Krieg gegen die Franken über. Schon im Jahre 1137 rückte sein Heer bis vor die Mauern von Antiochia, und Raimund mußte sich mindestens dazu bequemen, Konstantinopel den Lehenseid zu leisten. Aber die Absichten des Kaisers gingen weiter: er wollte Antiochia für Manuel gewinnen und Raimund mit Aleppo, Schaizar, Emessa und Hama entschädigen, nachdem er diese Städte mit der Hilfe der Franken den Türken entrissen hätte. Ein gemeinsames Vorgehen gegen den mächtigen Athabeken schien damals im gleichen Interesse aller Christen zu liegen. In der Tat warf sich der Kaiser 1138 in den Kampf gegen Zenki, zog aber in demselben, von Antiochia und Edessa nur widerwillig und lahm unterstützt, den kürzeren und verließ endlich mißmutig den Kampfplatz und Antiochia.

Im Frühjahr 1142 erschien der Kaiser in Zilizien mit einem neuen Heere, angeblich zum Kriege gegen die Ungläubigen, aber nicht mit Unrecht fürchteten die Franken, daß die Rüstung mehr ihnen als den Moslems gelte. Es erregte ihre Besorgnis, daß der Kaiser selbst zu Ostern nach dem Heiligen Grabe ziehen wollte, daß er unerwartet vor Tell Baschir erschien und Joscelin nötigte, ihm seine Tochter als Unterpfand seiner Treue zu übergeben, vor allem aber, daß er die Auslieferung Antiochias verlangte, um es als Waffenplatz gegen die Türken zu gebrauchen. Raimund wagte nicht, die Forderung des Kaisers abzuschlagen, doch die Großen des Fürstentums weigerten sich, die Stadt den Griechen auszuliefern. Der Kaiser kehrte, nachdem er die Umgegend der Stadt verwüstet hatte, unmutig über das abermalige Fehlschlagen seines Planes, ohne den Kampf gegen die Türken nur begonnen zu haben, nach Zilizien zurück. Hier überwinterte er und bereitete einen großen Angriffsplan auf Antiochia vor. Mitten in den Rüstungen überraschte ihn der Tod. Es ist bereits berichtet worden (S. 398), wie nach seinem Wunsche ihm sein jüngerer Sohn Manuel folgte. Wenig über 20 Jahre alt, hatte der neue Kaiser schon viele Beweise kriegerischer Tüchtigkeit und hohen Strebens gegeben; er

schien ganz gewillt und geeignet, die auf die Erweiterung des Reiches gerichtete Politik seines Vaters fortzusetzen. In der Tat schickte er alsbald ein Heer und eine Flotte unter erprobten Feldherren nach Antiochia, und in solche Bedrängnis geriet Raimund, daß er selbst nach Konstantinopel ging, um seinen Lehenseid zu erneuern und den jungen Kaiser seiner Treue zu versichern; nur dadurch scheint Antiochia damals vor dem Schicksal gerettet zu sein, eine griechische Besatzung aufnehmen zu müssen. Großer Erfolge konnte sich der stolze Graf von Poitou in seinem syrischen Fürstentum nicht rühmen.

Indessen war im November 1143 König Fulko gestorben; er hinterließ das Reich, auf allen Seiten von Gefahren bedroht und in seinem Zusammenhang bereits gelockert, seinem dreizehnjährigen Sohne Balduin, für welchen die Königin Melisende die Regierung zu führen hatte. Die Anfänge des neuen Regiments wurden durch den schmerzlichsten Verlust, welchen die Franken im Orient noch erlitten hatten, in überaus trauriger Weise bezeichnet.

Während Antiochia vor den Griechen darniederlag, in Jerusalem die königliche Macht noch unbefestigt war, griff Zenki, der sich in der letzten Zeit ruhiger gehalten, aufs neue mit einem großen Heere im Jahre 1144 die Franken an und wandte sich alsbald gegen Edessa, wohin er schon lange seine Blicke gerichtet hatte. Noch im November erschien er vor der Stadt und begann die Belagerung. Joscelin, der sich in Tell Baschir befand, rüstete eilends zum Entsatz Edessas und verlangte zugleich Unterstützung von Jerusalem und Antiochia. Aber ehe noch ein ausreichendes Heer sich gesammelt hatte, fiel im Dezember 1144 Edessa. Obwohl Zenki, sobald er seines Sieges gewiß war, dem Blutvergießen Einhalt zu tun suchte, fand doch eine große Zahl von Christen den Tod, unter ihnen auch der Erzbischof der Stadt. Die Burg wurde noch zwei Tage von den Franken verteidigt, mußte dann aber auch den Ungläubigen übergeben werden. Die Kreuze wurden überall in der Stadt gestürzt, die Kirchen in Moscheen verwandelt.

Die Moslems sahen in Edessa die Vormauer der christlichen Herrschaft in Syrien gebrochen; in überschwenglicher Weise feierten sie Zenki, so oft er auch gegen die Bekenner des Islam selbst seine Waffen gewendet, jetzt als den Vorfechter der Lehre des Propheten. Die ganze mohammedanische Welt jubelte auf, und ihr Jubel war nicht ohne Grund. Denn nach den Worten jenes arabischen Schriftstellers, dessen Klagen über den Verfall der Herrschaft der Gläubigen in Syrien mitgeteilt wurden, erhob seit jener Eroberung der Islam wieder sein Haupt in dem syrischen Lande und entfaltete sein Siegeszeichen nach den Verheißungen, welche im Koran den Frommen gegeben. Und wie hätten nicht auch die Franken selbst empfinden sollen, daß ihrer Macht eine tödliche Wunde geschlagen? War ihnen doch eine ihrer glänzendsten und reichsten Städte — man rechnete sie zu den ersten der gesamten Christenheit — schmählich

entrissen; knüpfte sich doch an dieselbe eine besondere Verehrung, da in ihr die Gebeine des Apostels Thomas ruhten; drohte doch auch ihren andern Herrschaften über kurz oder lang ein ähnliches Schicksal. Dennoch hat das Unglück Edessas weder Antiochia noch Jerusalem in die Waffen gebracht; sie haben keinen Versuch gemacht, Zenki seinen Raub zu entreißen. In Antiochia fürchtete man die Griechen mehr als die Türken, und Melisende mochte für ihre eigene Gewalt in Jerusalem besorgt sein, wenn sie in die nordsyrischen Angelegenheiten eingriffe, da man ihrem Vater über nichts mehr gegrollt, als daß er sich derselben so bereitwillig angenommen hatte. Überdies fühlte man sich zu schwach, gegen die erstarkte Macht des Islams, während zugleich die Griechen drohten, einen Kampf zu beginnen, und deshalb entschloß man sich endlich, Hilferufe an die abendländische Welt ergehen zu lassen.

Als ein nicht geringes Glück mußte es den Franken erscheinen, daß eben damals, als Zenki seine große Eroberung gemacht hatte, seine Stellung in Mosul selbst ernstlich bedroht wurde. Der Sultan suchte sich des übermächtigen Athabeken zu entledigen und stellte sich selbst an die Spitze einer gegen denselben gerichteten Revolution. Zenki eilte nach Mosul, es gelang ihm, seiner Feinde mächtig zu werden und die Revolution zu ersticken. Aber bald darauf (14. September 1146) fand er, als er das Schloß eines kurdischen Emirs belagerte, durch Meuchelmörder sein Ende. In Aleppo folgte ihm sein Sohn Nureddin, während sein anderer Sohn Seifeddin sich in Mosul zu behaupten wußte.

Der Tod Zenkis fachte noch einmal die Hoffnung in Joscelin an, sich Edessas wieder zu bemächtigen. Als er erfuhr, daß die Stadt von Nureddins Truppen verlassen sei, brach er mit einer eilig zusammengerafften Schar gegen sie auf. Armenische Christen öffneten ihm und seinen Rittern die Tore. Sogleich machte er sich dann an die Einschließung der Burg, in welcher noch einige Türken zurückgelassen waren. Aber schon nach einigen Tagen erschien Nureddin selbst mit einem großen Heere. Nur kurze Zeit konnten die Christen Widerstand leisten, bald fielen die fränkischen Ritter und die Stadt in die Hände des Emirs, welcher die grausamste Rache nahm. Die Schar Joscelins wurde fast ganz vernichtet; in dem elendesten Zustand entkam er selbst dem Verderben. Die griechischen und armenischen Einwohner von Edessa wurden massenweise hingeschlachtet, die dem Tode Entronnenen in die Sklaverei verkauft, Stadt und Burg zerstört. Von Edessa blieb nichts als ein wüster Trümmerhaufen, in dem eine spärliche und dürftige Bevölkerung, die Nureddin zurückließ, mühsam das Leben fristete.

Damals rüstete man schon im Abendlande, um die hochgefeierte Stadt den Ungläubigen wieder zu entreißen. Aber Edessa selbst war nur noch ein Name; seine Geschicke hatten sich erfüllt, ehe noch die abendländische Christenheit Hilfe sandte.

11. Die Kreuzpredigt des heiligen Bernhard

Wunderbar genug, daß es die Wirren des Orients waren, welche dem Okzident eine Aussicht öffneten, für seine traurigen Zustände Heilung zu finden und sich aus der Zersplitterung zu sammeln.

Die Hilfegesuche der lateinischen Christen im Orient ergingen, wie zu erwarten war, zunächst an den Papst. Als er im November 1145 zu Viterbo und Vetralla sich aufhielt, erschien vor ihm der Bischof Hugo von Gabala, um den Beistand der okzidentalischen Christenheit für die Brüder im Heiligen Lande in Anspruch zu nehmen. Hugo war längst als ein eifriger Kämpfer für die Vollgewalt der Römischen Kirche im Osten bekannt; er vor allen hatte es dahin gebracht, daß das antiochenische Patriarchat wieder ganz dem Papste unterworfen wurde. Die Griechen hatten keinen entschiedeneren Gegner als ihn, der sich persönlich Kaiser Johannes bei seinen Angriffen auf Antiochia entgegengesetzt und sich dabei auf den römischen Papst und den Kaiser des Westens als Schutzherren Antiochias berufen hatte. Jetzt beklagte er sich schwer vor dem Throne des Papstes über seinen Patriarchen und die von seiner Kirche erlittenen Schäden, vor allem aber schilderte er in brennenden Farben die Drangsale der lateinischen Christen im Osten seit dem Falle von Edessa. Nicht genug, daß er den Papst um Beistand anrief; er gab auch die Absicht kund, über die Alpen zu gehen, um vor den Königen Deutschlands und Frankreichs den Hilferuf erschallen zu lassen. Er erzählte zugleich von einem mächtigen christlichen Priesterkönig im fernen Osten, Johannes mit Namen, auf dessen Unterstützung um so sicherer zu rechnen sei, als er schon einmal der Kirche zu Jerusalem habe beistehen wollen und nur durch die Unmöglichkeit, sein Heer über den Tigris zu setzen, an der Ausführung seines Vorhabens verhindert sei.

Der Papst mußte um so geneigter sein, den Hilfsgesuchen aus dem Orient Gehör zu schenken, als er damals auch eine Gesandtschaft der armenischen Kirche empfing, die ihm die Obedienz derselben in Aussicht stellte und einen Ausgleich zwischen dem römischen und dem armenischen

Ritual anzubahnen suchte. In der Tat erließ der Papst von Vetralla aus am 1. Dezember 1145 ein Anschreiben an König Ludwig von Frankreich, die französischen Großen und das französische Volk, worin er, an den großen Kreuzzug Urbans II. erinnernd und lauten Weheruf über den Fall Edessas erhebend, die Nachkommen der ersten Kreuzfahrer aufforderte, sich ihrer Väter würdig zu zeigen und die Waffen für die heiligen Stätten zu ergreifen; zugleich erteilte er allen, die seinem Rufe folgten, dieselben Indulgenzen und Vergünstigungen, die einst Urban den Kreuzfahrern gegeben hatte. Ob der Bischof von Gabala selbst, wie er beabsichtigte, über die Alpen gegangen ist, wissen wir nicht, aber wir hören, daß verschiedene Gesandtschaften von Jerusalem an den Höfen der abendländischen Fürsten, bei dem heiligen Bernhard und den Bischöfen erschienen, um das Mitleiden und die Hilfe der christlichen Brüder in Anspruch zu nehmen: besonders sollen nach Frankreich von den Großen Antiochiens und Jerusalems solche Botschaften abgesandt sein.

Nach der Natur der Verhältnisse mußte die traurige Lage der Christen im Orient vor allem in Frankreich Teilnahme erwecken, und eigentümliche Umstände trugen dazu bei, daß sie gerade den jungen König selbst im Tiefsten erregte. König Ludwig trug sich bereits seit längerer Zeit mit Kreuzzugsgedanken; er glaubte, ein Gelübde erfüllen zu müssen, welches sein Bruder Philipp einst auf sich genommen und bei seinem frühen Tode nicht hatte erfüllen können; überdies suchte er, ein ängstlich religiöses Gemüt, Erleichterung von schwerer Gewissensnot. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung war er mit der römischen Kurie wegen der Besetzung des Erzbistums Bourges in ärgerliche Streitigkeiten und dadurch in eine Fehde mit dem mächtigen Grafen Theobald von der Champagne geraten. Als er 1143 Vitry, einen der festesten Plätze Theobalds, eroberte, war die Kirche dort eingeäschert worden, und mehr als tausend Menschen hatten bei dem Brande den Untergang gefunden. Bald darauf war freilich unter Vermittlung des heiligen Bernhard eine Aussöhnung mit der Kurie erfolgt, aber man stand immer noch unter den Nachwehen des ärgerlichen Streites, und besonders der König selbst fühlte sich dadurch schwer im Herzen bedrängt.

Weihnachten 1145 hatte Ludwig zu Bourges alle seine Großen versammelt; er ließ sich feierlich in ihrer Mitte krönen. Die Versammlung war berufen, um über die Not der Brüder im gelobten Lande zu beraten; sei es, wie es das Wahrscheinlichere ist, infolge des päpstlichen Schreibens, sei es auf eigenen Antrieb der französischen Großen. Unerwartet war es, als hier der König die Absicht aussprach, selbst das Kreuz zu nehmen. Obgleich der feurige, kampflustige Bischof Gottfried von Langres, ein Jünger des Klosters Clairvaux, die Gefahren des Heiligen Landes und die Pflicht, ihm zu helfen, in ergreifender Rede ausführend, den Entschluß des Königs mit Jubel begrüßte, tauchten doch schwere Bedenken gegen

denselben auf. Sie sollen besonders von dem Abt Suger erhoben sein, welcher die Lage Frankreichs am besten übersah und bei der Absicht des Königs gefährdet glaubte. Vornehmlich durch seine Mitwirkung hatte das Königtum unter dem Vater Ludwigs sich zu einer Bedeutung erhoben, die es unter den Kapetingern noch nie zuvor erreicht hatte. Der junge König Ludwig VII. war in dem Alter von 16 Jahren 1137 seinem Vater Ludwig VI. gefolgt, hatte dann der Krone noch die ausgedehnten Besitzungen seiner Gemahlin Eleonore, der Erbtochter Herzog Wilhelms X. von Aquitanien, zugebracht, welche einen großen Teil des südlichen Frankreichs umfaßten. So ließ sich an den Aufbau einer französischen Monarchie denken, welche der englischen zur Seite treten konnte. Aber die wachsende Macht der Krone hatte zugleich die Besorgnisse und den Widerstand der französischen Großen erregt, und niemand vermochte vorauszusehen, welche Wendung die Dinge bei einer längeren Abwesenheit des Königs nehmen würden.

Bei dem Widerstreit der Meinungen in der Versammlung wurde der heilige Bernhard, längst das Orakel Frankreichs in allen kirchlichen Fragen, in die Versammlung berufen und zu Rat gezogen. Aber auch er mochte eine so folgenschwere Entscheidung nicht auf sich nehmen, sondern riet, sie dem Papste anheimzustellen, den man ja in allen Dingen als die höchste Autorität ansah. Man beschloß darauf, eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken und Ostern in Vezelay zu weiteren Beschlüssen wieder zusammenzukommen. Wie zu erwarten stand, ging der Papst auf Ludwigs Wunsch bereitwillig ein, ja er wäre gern selbst nach Frankreich geeilt, um gleich Urban II. das große Unternehmen dort in Gang zu bringen. Da er aber durch seine Streitigkeiten mit den Römern zurückgehalten war, übertrug er die Kreuzpredigt dem heiligen Bernhard; zugleich erneuerte er unter dem 1. März 1146 seinen früheren Aufruf an die französische Nation und befahl die Verbreitung desselben seinem alten Lehrer und Abte. Mochte dieser die Absichten des Königs anfangs nicht ohne Bedenken angesehen haben, sobald er Roms Auftrag erhalten, unterzog er sich demselben mit gewohntem Eifer und einem Erfolg, der alle Erwartungen weit hinter sich ließ.

Wie bestimmt war, kamen der König und die französischen Großen Ostern zu Vezelay bei Nevers zusammen. Hier nahm der König sogleich das ihm vom Papste übersandte Kreuz, und gleich ihm bekreuzten sich viele vornehme Ritter Frankreichs. In der Erwartung der Kreuzpredigt Bernhards war eine so große Menge herbeigeströmt, daß kein Gebäude sie fassen konnte. Es wurde deshalb im Freien eine Tribüne für den Abt errichtet; er bestieg sie mit dem König, der schon das Kreuz trug. Bernhards Worte rissen mehr als je die Gemüter hin. Alles rief nach Kreuzen; er mußte seine Kleider zerschneiden, um jedes Verlangen zu

befriedigen. Die Tage von Clermont waren zurückgekehrt; wie einst Papst Urban umbrauste jetzt den Abt von Clairvaux die Kreuzfahrtsbegeisterung.

Als die Versammlung auseinandergegangen war, zog Bernhard predigend überall in Frankreich umher. Schon nach wenigen Wochen schrieb er dem Papste: „Ihr habt befohlen, und ich habe gehorcht, und den Gehorsam hat das Ansehen des Befehlenden gesegnet. Wenn ich verkündete und redete, wuchs die Zahl ohne Maßen. Es leeren sich die Burgen und Städte; kaum finden sieben Weiber einen Mann, den sie ergreifen[1]; überall bleiben Witwen zurück bei Lebzeiten ihrer Männer." Und auch die Frauen blieben nicht zurück. Schon war selbst die junge Königin zur Kreuzfahrt entschlossen und mit ihr andere Damen des königlichen Hauses. Die Weiber griffen nach den Kreuzen gleich den Männern. Mit jener grenzenlosen Begierde, mit welcher die Franzosen von jeher weltbewegende Gedanken erfaßt haben, warfen sie sich jetzt abermals auf die Pilgerfahrt. Es kam alsbald eine Prophezeiung in Umlauf, nach welcher König Ludwig nicht allein Konstantinopel gewinnen, das Heilige Land retten, sondern, ein neuer Herkules und Cyrus, bis Babylon vordringen sollte. Mit den kirchlichen Interessen verbanden sich, wie man sieht, auch sehr weltliche: man dachte an eine Ausbreitung der französischen Herrschaft bis in die fernsten Regionen.

Binnen kurzem ergriff die fieberhafte Bewegung Frankreichs auch die rheinischen Gegenden. Im Sommer 1146 kam dorthin als Kreuzprediger ein fanatischer Mönch, Radulf mit Namen, welcher Clairvaux angehört, sich dann aber aus der Klosterzucht gelöst hatte. Einen außerordentlichen Erfolg erzielte auch er bei den Massen; fast der zehnte Teil der Bevölkerung Unterlothringens soll von ihm das Kreuz genommen haben. Die Wirkung seiner Rede war um so größer, als er zugleich zur Verfolgung der verhaßten Juden aufforderte. Im August brach eine furchtbare Hetze gegen die unglücklichen Israeliten in den rheinischen Städten aus, welche sich alsbald auch über Franken und Bayern erstreckte. Die Verfolgten nahmen den Schutz des Königs in Anspruch, und dieser gewährte ihnen bereitwillig Nürnberg und andere seiner festen Plätze als Zufluchtsstätten. Auch andere Herren suchten die Bedrängten zu retten, erreichten aber damit meist nichts anderes, als daß sich die städtischen Bevölkerungen nun auch gegen sie selbst im Aufstande erhoben. Man erlebte ähnliche Greuel wie jene, mit denen sich die ersten Kreuzfahrer im Jahre 1097 befleckt hatten[2], und noch Schlimmeres ließ sich befürchten.

An den heiligen Bernhard gelangten über Radulfs Verfahren sehr gerechtfertigte Beschwerden. Der Abt erschrak, als er die Bewegung, die er im besten Gange glaubte, in solcher Weise ausarten sah. Auf das entschiedenste verwarf er deshalb in einem Briefe an den Erzbischof Heinrich

[1] Anspielung auf Jesaias 4, 1.
[2] Vgl. Bd. III, S. 574.

von Mainz die Anmaßungen des unberufenen Kreuzpredigers. Zugleich sandte er Briefe und Boten an den Rhein, um der Judenverfolgung Einhalt zu tun. Aber zugleich ergriff er die Gelegenheit, nun auch seinerseits in einem großen, mit aller stilistischen Kunst abgefaßten Manifeste die Begeisterung der Deutschen für die Kreuzfahrt anzufachen: nur warnte er davor, daß sich nicht vereinzelte Scharen voreilig auf den Weg machten und Unordnungen hervorriefen. Er riet, kriegstüchtige Führer zu wählen und das Heer zusammenzuhalten, indem er auf das Mißgeschick der zerstreuten Haufen des Eremiten Peter, der Priester Gottschalk und Folkmar hinwies.

Damals dachte Bernhard noch kaum daran, selbst nach Deutschland zu gehen. Aber nicht lange nachher entschloß er sich, die rheinischen Gegenden aufzusuchen. Es lag ihm daran, dem Treiben Radulfs persönlich entgegenzutreten, der Trierer Fehde, welche der Kreuzpredigt hinderlich war, ein Ende zu machen, und unzweifelhaft vor allem, König Konrad selbst für die Wallfahrt zu gewinnen.

In Mainz traf Bernhard den unbotmäßigen Mönch an; er wußte ihn zum Schweigen zu bringen und nötigte ihn, sich nach Clairvaux zurückzuziehen. Das Volk, bei dem Radulf großes Ansehen gewonnen hatte, war damit unzufrieden und würde einen Aufstand erregt haben, wenn es nicht die Scheu vor einem Manne, der schon bei Lebzeiten für das Muster aller Heiligkeit galt, zurückgehalten hätte. Von Mainz ging der Abt nach Frankfurt, wo er gegen Ende des November mit König Konrad zusammentraf. Der König, schon längst mit Bernhard bekannt und ihm vielfach verpflichtet, empfing ihn mit den höchsten Ehren und unterließ kein Zeichen aufrichtiger Ergebenheit. Als eines Tages in dem Dome das Gedränge um den Gottesmann so groß wurde, daß dieser fast erstickte, warf Konrad den Königsmantel ab und trug ihn auf seinem Arm durch die heranstürmende Menge. Bernhard zeigte sich bemüht um die Herstellung des Landfriedens, namentlich um die Beilegung der endlosen Fehde zwischen Albero von Trier und dem Grafen Heinrich, aber er unterließ dabei auch nicht, für die Kreuzfahrt zu wirken und im geheimen König Konrad selbst anzugehen, daß er für die heiligen Stätten gleich König Ludwig die Waffen ergreife. Als Konrad erklärte, ein Kreuzzug liege nicht in seiner Absicht, erwiderte Bernhard zurückhaltend: seiner Niedrigkeit zieme nicht, in die königliche Majestät zu dringen, und versank in Schweigen.

Aber Bernhard schwieg nur, um zur rechten Zeit wieder zu reden. Einer Einladung des Bischofs Hermann von Konstanz folgend, begab er sich zunächst in die alemannischen Gegenden, um auch dort zur Kreuzfahrt aufzufordern. Seine Predigt hatte hier den gleichen Erfolg wie allerorten, und man suchte ihn länger in Schwaben zu fesseln. Aber es war von Anfang an seine Absicht gewesen, den großen Reichstag zu besuchen, welchen der König zum Weihnachtsfeste nach Speier berufen hatte, und

deshalb kehrte er rechtzeitig dorthin zurück. Am 24. Dezember traf er in Speier ein und fand dort eine sehr zahlreiche Versammlung von geistlichen und weltlichen Fürsten. Vor derselben predigte er am Weihnachtstage mit der vollen Begeisterung seiner Seele und forderte dabei auch den König namentlich auf, sich dem heilsamen Werke nicht zu entziehen. Konrad, mit ganz anderen Dingen beschäftigt, mit der Beilegung der inneren Wirren, mit dem Kriege gegen Roger und seinen Verpflichtungen gegen Konstantinopel — ein Gesandter des griechischen Kaisers war gerade damals am Hofe —, ließ die Worte des eifrigen Predigers wirkungslos verhallen. Dennoch machte dieser in der Frühe des 27. Dezember, am Tage des Evangelisten Johannes, bei einem Zwiegespräch mit dem König noch einmal einen Versuch, ihn zu erweichen, und Konrads Sinn wurde in der Tat jetzt schwankend. Der König erklärte, die Sache in Betracht ziehen, mit den Fürsten beraten und am andern Tage Antwort geben zu wollen. Doch dem Heiligen ließ es nun auch nicht so lange mehr Ruhe; noch an demselben Tage trieb er den König zur Entscheidung, und zwar öffentlich, vor allem Volk.

Während der Messe, als alles im Dome versammelt war, glaubte Bernhard, die Stimme des heiligen Geistes plötzlich in sich zu vernehmen, und verlangte gegen seine Gewohnheit, ohne zur Rede aufgefordert zu sein, das Wort; der Festtag, sagte er, dürfe nicht ohne Predigt vorübergehen. Und nun begann er vor der versammelten Menge eine Ansprache an den König, wie man eine ähnliche niemals gehört hatte. Ohne Konrads hohe Würde zu achten, stellte er ihm alle Schrecken des jüngsten Gerichts vor die Seele, wie er vor dem Richterstuhle Christi erscheinen und der Heiland sprechen würde: „Mensch, was habe ich dir Gutes tun können und habe es nicht getan?" Dann zählte er alle Gaben auf, die der König dem Herrn verdanke: Macht und Reich, Fülle äußerer und geistiger Gaben, Manneswürde und Körperkraft, und richtete endlich die große Frage in seiner Seele auf, was er dereinst dem Herrn über den Gebrauch dieser Gaben antworten könne. Unter Tränen rief der König aus: „Ich erkenne die Gaben der göttlichen Gnade und will nicht ferner undankbar erfunden werden. Ich bin bereit, dem Herrn zu dienen, da ich von ihm selbst dazu berufen werde." Später schrieb er dem Papste: der Heilige Geist habe ihn so plötzlich erfaßt, daß er niemandes Rat habe einholen können; so gewaltig habe Gott ihn mit wunderbarem Finger berührt, daß alle Regungen seiner Seele im Moment von ihm ergriffen seien.

Als der König gesprochen hatte, folgte seinen Worten der durch die Hallen des Doms donnernde Freudenruf der versammelten Menge. Derselbe wiederholte sich, als der König sogleich das Kreuz empfing, als der Heilige die Fahne vom Altar nahm und sie ihm überreichte, um sie dem Heere des Herrn vorzutragen. Gleich nach dem Könige bekreuzten sich

viele andere Fürsten; unter ihnen auch der junge Friedrich von Schwaben, des Königs Neffe.

Sehr befriedigt verließ Bernhard am 3. Januar Speier. Er nahm seinen Weg nach dem niederen Lothringen und hielt auch hier, wo Radulf bereits mit Erfolg vorgearbeitet, eine reiche Ernte. Auf Schritt und Tritt folgten dem heiligen Mann Wunder und Zeichen. Schon in Frankreich war seine Predigt von ungewöhnlichen Erscheinungen begleitet gewesen: aber was wollten sie besagen gegen die Fülle göttlicher Gnadenerweisungen, welche man in den deutschen Ländern zu sehen meinte, wo Bernhard sich zeigte? Überall wurden Blinde sehend, Taube hörend, die Krüppel bekamen den Gebrauch ihrer Glieder wieder, und immer von neuem stimmte das Volk begeistert das Wunderlied an: „Christ uns genade." Bernhards Gefährten versuchten die Wunder sorgfältig aufzuzeichnen, aber sie sahen bald die Unmöglichkeit ein, alle aufzufassen und niederzuschreiben. So allgemein der Glaube an diese Wunder damals war, so hat er doch selbst bei den Zeitgenossen nicht recht Bestand gehabt; viele meinten bald, daß alle jene Heilungen mehr in psychischen als in physischen Gründen beruht und die Gebrechen sich in kürzester Frist wieder gezeigt hätten. Bernhard selbst schien die Zeichen, die alle sahen, nicht zu sehen; während alle davon sprachen, vermied er, ihrer zu erwähnen. Nur eines hob er selbst hervor und bezeichnete es als das Wunder der Wunder: die Kreuznahme König Konrads.

Nichts hat den Glauben, daß die neue Kreuzfahrt ein wahrhaft gottgefälliges Werk sei, in Bernhard mehr bestärkt als dieses Ereignis. Von nun an verbreitete er die beiden großen Manifeste des Unternehmens — das erwähnte Schreiben des Papstes an die Franzosen und sein eigenes an die Deutschen — nach allen Seiten: nach Böhmen, nach Polen, nach Ungarn, nach Italien, nach England, nach den skandinavischen Ländern, und an allen Orten, wo diese Manifeste bekannt wurden, sammelten sich neue Kreuzfahrer. Aus einem französischen Auszuge nach dem Heiligen Grabe, wie man ihn öfters gesehen hatte, wurde eine allgemeine Waffenerhebung des Abendlandes gegen die Ungläubigen, wie eine ähnliche noch nie erlebt war, und schon knüpften sich an dieselbe die ausschweifendsten Hoffnungen von einem vollständigen Siege der abendländischen Kirche im ganzen Osten. Aber nicht der Papst, obwohl er das Unternehmen zuerst angeregt, nicht König Ludwig, obwohl er es zuerst begeistert ergriffen, am wenigsten König Konrad, der nur gezwungen sich angeschlossen, waren es gewesen, welche der Bewegung diesen universalen Charakter gegeben hatten; vielmehr war es, sehr bezeichnend für die Zeit, ein Mönch, der aller Gedanken auf einen Punkt gerichtet, das ganze Abendland mit einer Idee erfüllt und ein Glaubensheer zusammengebracht hatte, wie es noch nie zuvor gesehen war, und das sich noch Tag für Tag vermehrte.

Die Welt schien gleichsam aus den Fugen gerissen; was gestern noch

Bedeutung hatte, schien heute sie völlig zu verlieren. Alle Pläne, mit denen man sich lange getragen, waren durchkreuzt, und man stand einer unberechenbaren Zukunft gegenüber. Die Mehrzahl malte sich dieselbe in süßer Trunkenheit mit den glänzendsten Bildern aus. Der Geist des Pilgergottes — man erfand damals diesen wunderbaren Ausdruck — hatte das Abendland ergriffen; Unzählige fühlten sich wie neugeboren, da sie endlich alle Sündenschuld abwerfen und sich unerträglichen Verhältnissen entziehen konnten.

Aber es fehlten auch nicht Männer, welche mit Besorgnis den gewaltsamen Umschwung der Dinge sahen. Selbst des Königs eigener Bruder Friedrich war mit dem Entschlusse desselben unzufrieden, und noch mehr zürnte er darüber, daß er seinem einzigen Sohne erster Ehe die Erlaubnis zur Kreuzfahrt erteilt hatte. Denn im Angesicht seines nahen Endes hatte der alte Schwabenherzog diesem Sohne bereits die Verwaltung seines Landes übertragen und ihm den Schutz seiner zweiten Gemahlin und ihrer Kinder anvertraut. Trotz seiner schweren Krankheit war er selbst nach Speier gekommen; aber mit Unmut sah er die immer wachsende Bewegung, und selbst ein Besuch des heiligen Bernhard änderte nicht seine Stimmung. In tiefer Bekümmernis starb er nicht lange nachher und wurde in der Abtei S. Walpurgis beerdigt, welche einst sein Vater mit dem Grafen Peter von Luxemburg begründet hatte [1]. Er selbst war Vogt dieses Klosters gewesen; den benachbarten Ort Hagenau hatte er erst begründet. Wie weit lagen die Zeiten zurück, wo er die alten Rechte des Kaisertums gegen das emanzipierte Papsttum mit dem Schwerte verfochten hatte!

Wunderbar genug, selbst der Papst, der zu der Kreuzpredigt doch den ersten Anstoß gegeben hatte, in dessen Namen sie weiter und weiter erging, war mit dem Umfange, welchen die Bewegung genommen hatte, nicht zufrieden. Schon in dem Rigorismus, welchen er im Jahre 1146 gegen mehrere der vornehmsten französischen Bischöfe wegen Übertretung kirchlicher Formen zeigte, sah der heilige Bernhard ein Hemmnis des Unternehmens; der Papst mochte damals ein solches noch beabsichtigt haben, aber gewiß ist, daß er König Konrads Kreuzfahrt, wenn er es vermocht hätte, ganz verhindert haben würde. Alle seine Hoffnungen auf die Wiederherstellung seiner Macht in der Stadt hatten schon seit längerer Zeit darauf beruht, daß Konrad über die Alpen käme, und in diesen Hoffnungen sah er sich jetzt schmerzlich enttäuscht. Sobald er die Kunde von den Speirer Vorgängen erhielt, verließ er die Nähe Roms und Italien; er nahm seinen Weg nach Frankreich, schickte aber zugleich den Kardinalbischof Dietwin nach Deutschland mit einem Schreiben an König Konrad, in welchem er sich beschwerte, daß dieser den Entschluß zu einem so schwierigen und weitaussehenden Unternehmen ohne Beratung mit dem apo-

[1] Am 6. April 1147. Der Ort des Todes ist unbekannt; vielleicht war es Hagenau.

stolischen Stuhl gefaßt habe. Wir wissen, wie sich der König dem gegenüber auf die Eingebung des heiligen Geistes berief, und einem solchen Einwand war schwer entgegenzutreten. Dennoch fehlte viel daran, daß der Papst seine Enttäuschung vergessen hätte. Der König ersuchte ihn um eine Zusammenkunft am 18. April in Straßburg, damit sie dort gemeinsam für Kirche und Reich die erforderlichen Anordnungen träfen: der Papst schlug die Bitte ab.

Der heilige Bernhard war es, welcher die Mißklänge zwischen den beiden Häuptern des Abendlandes zu lösen hatte, und wieviele andere Schwierigkeiten sollte er außerdem noch beseitigen! Auf seinen Schultern schienen gleichsam die Geschicke des Orients und des Okzidents zu ruhen — und mochte sein Genie sich nie glänzender entfaltet, seine Rede nie gewaltiger gewirkt, seine Person nie mehr die Massen gefesselt, sein Selbstbewußtsein sich nie mehr betätigt haben, es waren doch nur die Schultern eines gebrechlichen Mannes, der schon auf mehr als ein halbes Jahrhundert zurücksah.

Wenn zu irgendeiner Zeit, hatte sich in den letzten Jahren der allgemeinen Verwirrung gezeigt, daß diese Welt aus harten Stoffen gebildet und sich im Zusammenstoße derselben namenloses Elend erzeugt. Sollte nun wirklich ein Mönch, der schon früh dem Welttreiben den Rücken gewendet hatte und in den himmlischen Dingen lebte, das rechte Wort finden, um das Chaos zu ordnen? Sollte der heilige Krieg gegen die Ungläubigen das rechte Mittel sein, um allen den ziel- und maßlosen Streitigkeiten unter den Gläubigen selbst ein Ende zu bereiten?

12. Rüstungen und Aufbruch zur Kreuzfahrt

Ein Jahr zuvor hatte Otto von Freising seine Chronik mit dem Geständnis geschlossen: die Erinnerung an die letztvergangenen Zeiten, die Bedrängnis der Gegenwart und die Besorgnis vor der Zukunft erfüllten ihn mit Lebensüberdruß, und er würde glauben, daß bei so viel Sündenschuld und einem solchen Geiste allgemeiner Auflehnung die Welt nicht mehr lange würde bestehen können, wenn nicht die Verdienste jener heiligen Männer wären, deren klösterliche Verbindungen auf dem ganzen Erdkreise gerade in höchster Blüte ständen. Aber wir wissen von Otto selbst, daß er schon wenige Monate vorher, als der Ruf zur Kreuzfahrt erschollen war, sein Werk wieder aufnehmen und in ganz anderem Sinne fortführen wollte; denn plötzlich schien ihm ein ganz neuer Geist über die Welt gekommen, der Friede statt Streit, Glück statt Elend über die Menschheit bringe. Dem guten Bischof, selbst in die Bewegung hineingerissen, fehlte die Zeit, sein Vorhaben auszuführen, und bald sah er die Zeitereignisse abermals in verändertem Lichte; dennoch dachte er noch nach Jahren an jene wunderbare Veränderung, welche die Kreuzpredigt in den deutschen Verhältnissen hervorgebracht hatte.

Der König hatte sich im Februar 1147 nach Bayern begeben, um einen großen Hoftag in Regensburg abzuhalten. In seinem Gefolge war der Abt Adam von Ebrach, welchem der heilige Bernhard die Kreuzpredigt in Ostfranken und Bayern übertragen hatte. Vor den zu Regensburg Versammelten verlas Adam die bekannten Manifeste des Papstes und des Abtes von Clairvaux, und es bedurfte kaum mehr, um fast alle Anwesenden zur Annahme des Kreuzes zu bewegen. In derselben Stunde geschah es von den Bischöfen Otto von Freising, Reginbert von Passau, Heinrich von Regensburg, dem erbittertsten Feinde des Babenbergers, Herzog Heinrich, von diesem selbst und unzähligen Grafen, Herren und Rittern Bayerns. Und in derselben Stunde hatte auch die greuliche Fehde, welche so lange das Land verwüstet, ihr Ende erreicht. Viele, die sich seit Jahren im Bürgerkriege vom Raube genährt, widmeten ihr Schwert jetzt der hei-

ligen Sache. Nicht für die Ruhe Bayerns allein, sondern für die des ganzen Reichs war es von größter Bedeutung, daß auch Graf Welf schon vorher am Weihnachtsfeste auf seiner Burg Peiting, unweit des welfischen Klosters Steingaden, das Kreuz genommen hatte.

Und immer weiter ging die Kreuzpredigt nun von Bayern aus nach dem Osten. Markgraf Ottokar von Steiermark, Graf Bernhard von Trixen, ein hochangesehener Herr in Kärnten, dann der Böhmenherzog Wladislaw mit seinem Bruder Heinrich und seinem Vetter Spitihnew, der Bischof Heinrich von Olmütz und viele andere Große Böhmens wurden für den heiligen Kampf gewonnen. Auch in Sachsen und den angrenzenden Ländern machte sich die Bewegung bereits allerorten bemerklich und griff weiter und weiter um sich.

Indessen war König Konrad mit dem französischen Hofe in Verbindung getreten, um sich über den nach dem Orient einzuschlagenden Weg zu verständigen; denn ein Auszug des ganzen Heeres nach einem gemeinsamen festgestellten Plane war von Anfang an in Aussicht genommen, um die Unfälle früherer Kreuzfahrten zu vermeiden. Schon im Laufe des vorigen Jahres hatte König Ludwig über den Durchzug des Heeres mit dem griechischen Kaiser, mit dem König von Ungarn und mit Roger von Sizilien Unterhandlungen gepflogen und von allen Seiten günstige Antworten erhalten; namentlich hatte sich König Roger erboten, Lebensmittel, Schiffe und alle Erfordernisse dem Heere zu stellen, welches er selbst oder sein Sohn begleiten wollte. Die Franzosen scheinen geneigt gewesen zu sein, auf die Anerbietungen Rogers einzugehen; dennoch machte man sich auf einer Versammlung, die zu Chalons am 2. Februar 1147 gehalten wurde, und auf welcher König Ludwig, Abt Bernhard, Gesandte König Konrads und Welfs mit vielen französischen und deutschen Herren gegenwärtig waren, mindestens darüber schlüssig, daß der deutsche Teil des Heeres den Weg durch Ungarn zu nehmen habe, während man über den Weg des französischen Heeres noch zu keinem festen Entschluß kam; die Zeit des Aufbruchs wurde vorläufig auf Ostern bestimmt. Bald darauf erschienen Gesandte von König Roger und dem griechischen Kaiser am französischen Hofe; beide machten aufs neue die günstigsten Anerbietungen, wenn das französische Heer durch ihre Länder ziehen würde. Mit den Gesandten wurde auf einer Reichsversammlung zu Etampes am 16. Februar verhandelt. So sehr hier Rogers Gesandte auf den Seeweg drangen, gewann endlich die Meinung die Oberhand: man dürfe sich von dem deutschen Heere nicht trennen, sondern müsse gleich demselben den Landweg durch Ungarn und das byzantinische Reich nehmen, denselben Weg, welchen auch die ersten Kreuzfahrer eingeschlagen hatten. Der Aufbruch der Franzosen wurde jetzt endgültig auf Pfingsten (8. Juni) festgestellt; acht Tage nach dem Feste sollte das gesamte Heer sich zu Metz um den König sammeln. Zum Reichsverweser für die Zeit der Abwesen-

heit Ludwigs wurde Abt Suger bestellt und ihm der Erzbischof Samson von Reims und Graf Rudolf von Vermandois zur Seite gesetzt.

Um ähnliche Anordnungen für den deutschen Auszug und das Deutsche Reich zu treffen, berief König Konrad einen Reichstag auf den 19. März nach Frankfurt. Sehr zahlreich erschienen die Fürsten aus allen Teilen des Reichs; bei der Wichtigkeit der Beratungen hatte auch Abt Bernhard sich abermals eingestellt. Der Zug durch Ungarn stand trotz des feindlichen Verhältnisses zu König Geisa fest; man beschloß aber, nicht den Auszug des französischen Heeres abzuwarten, sondern ihm voranzugehen und erst in Konstantinopel die Vereinigung mit demselben zu bewerkstelligen. Zum Sammelplatz für Konrads Heer wurde Regensburg gewählt; wie es scheint, setzte man die Mitte des Mai jetzt als Termin des Ausmarsches fest, wo man dann einen Vorsprung von etwa vier Wochen vor den Franzosen gewann.

Aber schon waren die sächsischen Herren, welche in großer Zahl das Kreuz genommen hatten, von dem Gedanken zurückgekommen, sich dem großen nach Osten ziehenden Heere anzuschließen; wenn sie einen Glaubenskrieg führen sollten, glaubten sie ihre Schwerter besser gegen die ihnen benachbarten heidnischen Wenden als gegen die Ungläubigen in weiter Ferne zu gebrauchen. So sehr Bernhard jeder Zersplitterung des Heeres abgeneigt war, meinte er doch, auf den Gedanken der Sachsen eingehen zu müssen, und erklärte nach der ihm erteilten allgemeinen Vollmacht, daß alle, die auszögen, um die Feinde Christi jenseits der Elbe entweder zu vernichten oder vollständig der Kirche zu unterwerfen, desselben Ablasses teilhaftig, welcher den Kämpfern für das heilige Grab gewährt sei. Nicht wenige, die bereits das Kreuz trugen, bestimmten sich nun für die Fahrt gegen die Wenden; unter ihnen war auch Bischof Heinrich von Olmütz. Andere, die noch schwankend gewesen waren, entschlossen sich jetzt rasch zu dem Gelübde und empfingen das auf einem Kreise stehende Kreuz[1], das besondere Abzeichen für die Wendenfahrer. Um die Teilnahme für diese Fahrt in noch weiteren Kreisen zu erregen, erließ Bernhard ein besonderes Manifest; man beschloß, es nach allen Seiten zu verbreiten und durch die Bischöfe und Priester dem Volke bekanntzugeben. Sehr bemerkenswert ist, daß in diesem Manifeste der Ablaß an die ausdrückliche Bedingung geknüpft wurde, daß die Kreuzfahrer ausdauerten, bis das ganze Wendenvolk vernichtet oder dem Christentum unterworfen wäre; jede besondere Abkunft einzelner mit einzelnen wurde streng untersagt und den Erzbischöfen und Bischöfen zur besonderen Pflicht gemacht, eine solche unter keiner Bedingung zu dulden. Um den Peter-und-Paul-Tag (29. Juni) sollte sich das Heer der Wendenfahrer bei Magdeburg sammeln.

Eine große Wohltat für das Reich war, daß zu Frankfurt ein allgemeiner, vollständiger Friede für den ganzen Umfang desselben herge-

[1] Der Kreis bedeutete die Welt, über welche das Kreuz erhöhet war.

stellt, alle Fehden beigelegt würden. Die Stellvertretung des Königs für die Zeit seiner Abwesenheit wurde seinem etwa zehnjährigen Sohne Heinrich übertragen und dieser einmütig zugleich zum König erwählt. Die Pflegerschaft über denselben nahm, auf frühere Vorgänge gestützt, der Erzbischof Heinrich von Mainz in Anspruch, und man gestand sie ihm zu; in Wahrheit aber ging die Besorgung der Reichsangelegenheiten wesentlich auf den Abt Wibald von Stablo und den Notar Heinrich über, auf deren unmittelbare Dienstleistungen der junge König verwiesen wurde.

Bei der Königswahl scheint der Herzog Heinrich von Sachsen Schwierigkeiten erhoben und ein Entgelt für seine Zustimmung in Anspruch genommen zu haben. Denn wir wissen, daß er auf diesem Reichstage zuerst mit der Forderung hervortrat, daß ihm das seinem Vater angeblich mit Unrecht entzogene Herzogtum Bayern zurückgegeben werde. Mit großer Geschicklichkeit wußte der König jedoch den jungen Fürsten zu bestimmen, diesen Anspruch mindestens bis nach beendeter Kreuzfahrt ruhen zu lassen.

Während der König mit seinem Sohne nach Aachen zog, wo er Mittfasten (23. März) denselben feierlich krönen ließ, unterrichtete er den Papst von den zu Frankfurt gefaßten Beschlüssen durch Bischof Burchard von Worms, Bischof Anselm von Havelberg und Abt Wibald von Stablo. Diese fanden den Papst am 30. März zu Dijon, wohin ihm König Ludwig entgegengekommen war, um ihn mit den ausschweifendsten Ehren zu empfangen. Der Papst willigte in die Heerfahrt gegen die Wenden und machte die Beteiligung an derselben dem Abte von Stablo zur Pflicht; zugleich ernannte er zu seinem Legaten für diesen Zug Anselm von Havelberg, damit er die Eintracht zwischen den ausziehenden Fürsten erhalte und dafür sorge, daß die Aufgabe des Heeres vollständig gelöst werde. Durch ein Schreiben, am 11. April im Gebiet von Troyes erlassen, gab er dies bekannt. Er war damals auf dem Wege nach Paris; denn er hatte die Einladung König Konrads nach Straßburg, wie bereits erwähnt, abgelehnt und beabsichtigte, mit König Ludwig das Osterfest zu St. Denis zu feiern.

König Konrad feierte das Fest (20. April) zu Bamberg. Zu derselben Zeit begannen sich schon allerorten die Pilgerscharen zu sammeln; dabei kam es leider abermals zu Judenverfolgungen. So hatten in Würzburg, wo die Juden bis dahin nicht beunruhigt worden waren, die Kreuzfahrer am 24. Februar einen Aufstand veranlaßt, bei dem viele Israeliten in der grausamsten Weise niedergemetzelt wurden.

Am 24. April hielt der König einen Hoftag in Nürnberg; er traf hier die letzten Bestimmungen für die Zeit seiner Abwesenheit und verabschiedete sich von den Fürsten, welche an dem Zug nicht Anteil nahmen. Mit Herzog Friedrich von Schwaben und allen denen, die ihm folgen wollten, begab er sich dann nach Regensburg. Hier traf er mit Herzog

Heinrich von Bayern, den Bischöfen von Freising, Passau und Regensburg, dem Grafen Welf und vielen anderen Herren zusammen. Sie alle führten zahlreiche bewaffnete Scharen mit sich. Aus Franken, Bayern und Schwaben bestand hauptsächlich das Heer, mit welchem der König bald nach der Mitte des Mai aufbrach. Er selbst fuhr mit einem Teil der Ritter zu Schiff die Donau hinab; der Rest des Heeres folgte am Ufer. Das Himmelsfahrtsfest (29. Mai) feierte Konrad zu Ardaker, unterhalb Linz, und verweilte hier einige Tage, weil noch neue Scharen von verschiedenen Seiten herbeiströmten. Hart an der Grenze Ungarns, unweit der Fischa, beging man Pfingsten (8. Juni) und verließ gleich nachher den deutschen Boden.

Um dieselbe Zeit schickte sich König Ludwig, nachdem er Pfingsten mit dem Papste zu St. Denis gehalten, zur Kreuzfahrt an. Am 11. Juni nahm er dort vom Altar die Pilgertasche und die Oriflamme, das Banner Frankreichs; der Papst erteilte ihm in feierlicher Weise den Segen zum heiligen Kampfe. Am folgenden Tage reiste Ludwig ab, begleitet von seinem Bruder, dem jungen Grafen Robert von Perche, von seiner Gemahlin, der schönen Eleonore, und anderen fürstlichen Frauen. Viele der vornehmsten Barone und stattlichsten Ritter Frankreichs folgten dem königlichen Zuge; auch mehrere Bischöfe schlossen sich an, unter ihnen der hitzige Gottfried von Langres. Ohne Aufenthalt ging man nach Metz, wo sich aus allen Provinzen die Scharen der französischen Kreuzfahrer sammelten. Auch die oberlothringischen Herren trafen hier ein, um gemeinsam mit den Franzosen auszuziehen: an ihrer Spitze Bischof Stephan von Metz und sein Bruder Graf Reginald von Mousson, Bischof Heinrich von Toul und Graf Hugo von Vaudremont. Graf Amadeus von Maurienne und sein Stiefbruder Markgraf Wilhelm von Montferrat, beiden Königen verwandt, hatten sich ebenfalls in Metz mit ihren Scharen eingestellt, um sich dem französischen Heere anzuschließen. Aber sie gaben, da man um die Verpflegung der stets wachsenden Heereshaufen besorgt wurde, ihre Absicht auf und nahmen gesondert ihren Weg durch Norditalien.

Um den 20. Juni brach das französische Heer von Metz auf und kam am 29. Juni an den Rhein bei Worms. Bei der Überfahrt gerieten die Franzosen in Händel mit den Wormser Bürgern; dann setzten sie ohne weitere Behinderung ihren Weg über Würzburg und Regensburg fort. Sie folgten von hier bis an die Grenzen Ungarns derselben Straße, welche Konrads Heer genommen hatte. Alles war wohl für sie vorbereitet, die Brücken im Stande, auch an Zufuhr fehlte es nicht; es schien eine Lustfahrt mehr als ein Abenteuer. Um die Mitte des Juli hatten die letzten dieser Kreuzfahrer den deutschen Boden verlassen: da krochen die Juden aus ihren Verstecken hervor und suchten ihre alten Wohnungen und ihre verlassene Habe wieder auf.

Mit scheuen Blicken hatten die Juden auf diese unermeßlichen Kriegsscharen geblickt, aber die Christen erfüllte der Anblick der Kreuzheere mit freudigen Hoffnungen. Der Propst Gerhoh von Reichersberg gehörte nicht zu denen, welche alles bei diesem Unternehmen im hellsten Lichte sahen, aber doch hob sich seine Brust höher, wenn er der allgemeinen Begeisterung und des glänzenden Auszugs gedachte. „Wetteifernd," schrieb er, „stürzen sie sich in den Kampf, um das Schwert gegen die Ungläubigen zu führen, die sich gegen das Grab des Herrn erhoben haben: viele tausend Deutsche, voran ihr König, viele tausend Franzosen und an ihrer Spitze gleichfalls ihr König; sie alle führen das Zeichen des Kreuzes, welches einst die Welt überwunden, an Helm, Schild und Fahne, und außer und neben ihnen zogen noch unzählige Scharen aus allen Nationen."

Schwer ist es, auch nur in runder Zahl die Größe des Heeres zu bezeichnen. Einige Schriftsteller melden, daß der griechische Kaiser später beim Übergange über den Bosporus eine Zählung der deutschen Scharen habe veranstalten lassen und man da über 900 000 Kreuzfahrer gefunden habe; bestimmter geben andere an, man habe 70 000 Mann in voller Rüstung gezählt, ohne die Leichtbewaffneten und den wehrlosen Troß in Anschlag zu bringen. Über die Zahl des französischen Heeres fehlen alle weiteren Angaben, als daß König Ludwig fast 60 000 Mann auf dem Zuge verloren haben soll. Die ganze Masse der nach dem Orient ausziehenden Kreuzfahrer wird von dem eben genannten Propst Gerhoh auf sieben Millionen unfehlbar mit großer Übertreibung geschätzt, aber man wird kaum irren, wenn man etwa eine Million Pilger aller Stände, allen Geschlechts und Alters annimmt, die sich damals mit den Königen dem Gelobten Lande zuwandten.

Die Heere der Könige umfaßten jedoch bei weitem nicht alle, welche das Kreuz genommen hatten. Noch später sind besondere Scharen französischer Herren, wie die des Grafen Alfons Jordan von St. Gilles, in den syrischen Häfen gelandet; und in Deutschland blieben alle diejenigen zurück, welche die Fahrt gegen die Wenden vorzogen. Eine größere Zahl Kreuzfahrer niederen Standes, meist aus der Gegend von Köln, aus Niederlothringen und Westfalen, war bereits früher unter der Leitung des Grafen Arnulf von Arschot, eines Verwandten des Herzogs Gottfried, aufgebrochen. Sie hatten sich schon vor Ostern in Köln gesammelt, hier eingeschifft und dann sich einer Flotte von 164 Schiffen angeschlossen, welche flandrische und englische Wallfahrer nach dem Gelobten Lande führen sollte und am 23. Mai bei Dartmouth in See ging. In der Nacht vor Himmelfahrt war diese Flotte auf dem Ozean von einem Sturme überfallen und an die asturische Küste verschlagen worden. Langsam fuhr man an den Küsten Galliciens und Portugals weiter, bis man am 16. Juni bei Oporto an die Mündung des Duero kam, wo man ruhte, um die zer-

streuten Schiffe zu sammeln. König Alfons sah in den Pilgerscharen eine ihm wie von Gott selbst gesandte Hilfe, um Lissabon den Händen der Ungläubigen zu entreißen, und die Pilger boten gern ihre Dienste zu einem Unternehmen, welches ihrem Gelübde so wohl zu entsprechen schien. Zu derselben Zeit, wo die französischen Kreuzheere in Worms eintrafen, stießen die englischen, flandrischen und lothringischen Wallbrüder zu den Portugiesen, welche die Belagerung Lissabons bereits begonnen hatten. Nach monatelangen Mühen wurde Lissabon glücklich von den Christen genommen.

Offenbar hatte die Kreuzpredigt eine so weit und so tief greifende kriegerische Bewegung im Abendlande erregt, wie man seit den Tagen der Völkerwanderung nie eine ähnliche gesehen hatte. Weniger auffallend ist diese Wirkung in Frankreich; denn hier hatten noch alle die Motive des ersten Kreuzzugs ihre frühere Kraft, und hierzu kam die Teilnahme, welche die Bedrängnisse der großen französischen Kolonie im Orient naturgemäß im Mutterlande erwecken mußten. Befremdlicher ist auf den ersten Blick die Erregung in den deutschen Ländern, wo die Kreuzpredigten bisher niemals so gewaltig die Massen fortgerissen hatten. Aber es hatten eben jene Ideen und Lebensverhältnisse, welche einst das Unternehmen Urbans II. in Frankreich begünstigt hatten, inzwischen auch bei uns immer breiteren Boden gewonnen. Wenn die deutschen Könige sich den Geboten der Päpste und ihrer Legaten willig fügten, wenn die Großen wetteiferten, Zisterzienser- und Prämonstratenser-Klöster auf ihrem Grund und Boden zu errichten und reichlich auszustatten: wie hätten da nicht jene kirchlichen und geistlichen Anschauungen, welche die romanischen Nationen beherrschten, auch in Deutschland zur Macht gelangen sollen? Und zugleich hatte das französische Ritterwesen mit allen seinem Glanze, seinem phantastischen Zauber, seiner Leichtfertigkeit und Gewalttätigkeit weithin in den deutschen Ländern Verbreitung gefunden. Unter dem Einflusse desselben arbeitete sich der Stand der Ministerialen mächtig empor; auf ihre Waffenehre und ihr Waffenrecht pochend, traten diese Männer unfreier Geburt keck schon als Herren den Herrn zur Seite; die Fehde und das Abenteuer boten recht eigentlich den nährenden Boden für ihr Gedeihen.

Die Masse derer, die im Ritterhandwerk lebten, stieg von Jahr zu Jahr, und da sie in äußeren Kriegen keine hinreichende Beschäftigung fand, hatte sie sich in der letzten Zeit durch jene endlosen Fehden genährt, welche die Regierung Konrads erfüllten. Nun aber bot sich ein neues glänzendes Unternehmen dar, welches tausend Hoffnungen erregte, die Phantasie mit den reizendsten Bildern erfüllte; je stattlicheren Gewinn, je reicheren Wechsel an Abenteuern es verhieß, desto begieriger wurde es ergriffen. Aber noch größer war dennoch die Zahl derer, namentlich in den niederen Ständen, welche die bittere Not auf die Wanderung trieb. Welcher Antrieb, den Pilgerstab zu ergreifen, lag nicht für alle Verschulde-

ten schon darin, daß der Papst ihnen die Zahlung aller Zinsen erließ? Und viele Tausende entflohen geradezu dem Hungertode, indem sie den heimischen Boden verließen. In den niederlothringischen und friesischen Gegenden war die überaus dichte Bevölkerung schon seit Jahren durch Überschwemmungen und Mißwachs in so furchtbare Armut geraten, daß sich immer von neuem ganze Scharen von Bauern zur Auswanderung in die Weser- und Elbländer oder in noch weitere Ferne entschlossen hatten.

Welche weltlichen Beweggründe aber auch auf die einzelnen wirken mochten, alle glaubten doch zugleich ein Gotteswerk zu tun, indem sie den Kampf gegen die Ungläubigen auf sich nahmen, und viele meinten, daß sie nur so eine ihre Herzen schwer drückende Last abschütteln konnten. Es hatte in Deutschland in der letzten Zeit Anatheme gleichsam geregnet; denn jede Antastung des Klerus oder geistlicher Güter galt als ein fluchwürdiges Verbrechen, und doch war in den inneren Fehden nichts gewöhnlicher gewesen. Selbst über die nächsten Angehörigen der Könige war der Bann der Bischöfe und des Papstes verhängt worden. Der Kreuzzug bot ein Mittel, sich leicht vom Anathem zu lösen, und nicht gering ist die Zahl derer gewesen, welche aus diesem Grunde zum Kreuze griffen.

Wir wissen, daß viele Ausziehende, die nie zurückzukehren gedachten, ihre Güter verkauften und diese dann größtenteils von den Kirchen und Klöstern erstanden wurden. Andere vermachten für den Fall, daß sie in dem Kriege den Tod fänden, bedeutende Besitzungen den geistlichen Stiftungen, wie z. B. der junge Regensburger Domvogt Friedrich dem Kloster Admont. Da nun auch der Papst die Verpfändung von Besitzungen, die nicht in freiem Eigentum standen, an die Kirchen in aller Weise erleichtert hatte, so zog die Kirche aus dem Unternehmen doch schließlich einen großen materiellen Gewinn, wie wenig sie auch die sonst von diesem Gotteskriege erhofften Vorteile erlangte, deren sie freilich zum großen Teile durch eigene Schuld verlustig ging.

Man konnte keine bunteren und verworreneren Massen sehen, als wie sie damals auszogen. „Ungeschieden liefen durcheinander Männer und Weiber,“ sagt ein Zeitgenosse, „Arme und Reiche, Fürsten und Herren mit ihren Rittern, Kleriker und Mönche mit ihren Bischöfen und Äbten.“ Das Mitziehen der Frauen erregte besonderes Ärgernis, und man hat später das ganze Mißlingen des Unternehmens darauf zurückführen wollen. Von vornehmen deutschen Frauen, die sich gleich den Damen Frankreichs der Wanderung angeschlossen, wird allerdings nichts berichtet; dennoch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß auch unter die deutschen Scharen sich viele Weiber gemischt hatten. Nichts war in der Folge den Griechen auffälliger als die weiblichen Kreuzfahrer, wie sie rittlings auf ihren Pferden saßen, mit Speer und Schild gewaffnet, mit martialischer Miene zum Kampfe herausfordernd. Sie glaubten, neue Amazonen zu sehen und selbst eine andere Penthesilea in einer stattlichen Dame zu erkennen,

welche sie nach dem reichen Goldsaum ihres Gewandes „Goldfuß“ nannten.

Bei so ungleichartigen Massen, die überdies durch Sprachen und Sitten getrennt waren, und in welchen sich die nationalen Gegensätze in jedem Augenblick geltend machten, hätte es vor allem einer kräftigen Oberleitung bedurft; aber an einer solchen fehlte es ganz. König Konrad, so gern er sonst den Vorrang seiner Stellung hervorhob, hat die militärische Leitung des Zugs nie in ihrem ganzen Umfange in Anspruch genommen, und König Ludwig, so willfährig er sich auch dem älteren und erfahreneren Konrad zeigte, blieb durchaus selbständig in der Führung der Scharen, die ihm gefolgt waren. Zwei gesonderte Heere operieren so nebeneinander, und nicht selten geschieht es, daß sich einzelne Haufen von dem einen Heere trennen und dem anderen anschließen. Von einer das Ganze zusammenhaltenden Autorität läßt sich auch nicht eine Spur entdecken.

Nach der ganzen Natur des Unternehmens hätte die oberste Leitung nur von Rom selbst geübt werden können; wenn nicht der Papst selbst, mußte mindestens ein Legat als sein Stellvertreter die Heere zusammenhalten, wie es im ersten Kreuzzuge geschehen war. Niemand wäre unfraglich hierzu geeigneter gewesen als der heilige Bernhard. Und wie hätten sich auf ihn nicht schon damals die Blicke richten sollen, da man ihn noch später für eine ähnliche Stellung ins Auge faßte? Und wie hätte er sich einem Unternehmen entziehen können, welches er vor allen in das Leben gerufen, sobald man nur ihn berief? Aber der Papst, ohnehin von argwöhnischer Natur, scheint den Übereifer und die Übermacht des Abts von Clairvaux bereits gefürchtet zu haben. Nicht in Bernhards und überhaupt nicht in e i n e Hand legte er die Legation, sondern bestellte beim Heere zwei apostolische Legaten, den Kardinalbischof Dietwin und den Kardinalprediger von Florenz; beide sollten besonders darauf Bedacht nehmen, die Könige im Einverständnis zu erhalten, und in allen geistlichen und weltlichen Dingen sie unterstützen. Der Papst knüpfte anfangs an den Kreuzzug noch besondere Hoffnungen für eine Wiedervereinigung der morgen- und abendländischen Kirche und beauftragte deshalb den Bischof Heinrich von Olmütz, der in hohem Grade das Vertrauen König Konrads genoß, diesen für seine Unionspläne zu gewinnen. Als der Olmützer dann nicht mit nach dem Orient zog, gab Eugen sogleich jene Hoffnungen auf. Auch sonst hat er dem Kreuzzuge keine sehr lebhafte Teilnahme zugewendet; er folgte dem Gange der Dinge nicht ohne Mißtrauen, namentlich gegen den deutschen König.

Die Legaten des Papstes haben in den königlichen Heeren eine untergeordnete Rolle gespielt. Der Schwabe Dietwin galt den Franzosen, da er ihre Sprache nicht verstand, als ein Barbar. Der Florentiner verkehrte leichter mit ihnen, mied aber, ein Freund der Bücher und philosophischer Disputationen, gern das Getümmel des Krieges. Weit überflügelten den

Einfluß der apostolischen Legaten zwei französische Bischöfe, die sich mit Unrecht besonderer Vollmachten des Papstes rühmten: Gottfried von Langres und Arnulf von Lisieux, beide beredt, von glänzenden Gaben und bestechender Erscheinung, aber doch von Grund aus verschiedene Naturen. Gottfried, früher Prior von Clairvaux und nach seinen Worten der Vertraute des heiligen Bernhard, der ihm die Sorge für den König besonders an das Herz gelegt habe, war ein vorstürmender, kampflustiger Geist, der keine Gefahren achtete und in flammender Rede zu jedem Wagnis drängte; Arnulf war ein witziger Kopf, ein gewandter Hof- und Geschäftsmann, der nüchtern die Lage der Dinge in Betracht zog und jeden Enthusiasmus zu dämpfen wußte. Niemals dachten und nie taten diese beiden Männer dasselbe; was der eine sagte, dem widersprach der andere, und doch wußten sie gleichmäßig ihren Einfluß zu behaupten. Nichts, meint ein Zeitgenosse, sei verderblicher gewesen als ihr Zwiespalt, und er mißt es diesem hauptsächlich bei, wenn sich die anfangs rühmliche Zucht im französischen Heere mit der Zeit völlig auflöste.

In diesen persönlichen Zwiespalt traten, ihn schärfend, alle die Gegensätze hinein, die sich mit Notwendigkeit aus dem Unternehmen selbst und aus den politischen Verhältnissen, in die es eingriff, entwickeln mußten. Ob sich König Ludwig auch um die Erhaltung des guten Einvernehmens mit den Deutschen redlich bemühte, schon auf europäischem Boden zeigte sich, wie schwer ein gemeinsames Handeln beider Heere zu erreichen sei. Vielfach traten Spannungen und Spaltungen ein, und in ihnen neigten die Lothringer meist auf die französische Seite. Wichtiger noch war, daß der gleichzeitig ausbrechende Kampf zwischen Roger und Konstantinopel nicht nur bei den Deutschen und Franzosen eine sehr verschiedene Stimmung hervorrief, sondern auch unter den Franzosen selbst Parteiungen erregte.

Wiederholt hatte König Roger Versuche gemacht, die Gefahr zu beschwören, welche ihm aus dem Bunde Konstantinopels mit dem Deutschen Reiche und Venedig drohte. Noch in den letzten Zeiten des Kaisers Johannes hatte er mit ihm Verhandlungen wegen einer Verbindung seines Sohnes Wilhelm mit einer Fürstin aus kaiserlichem Geblüt angeknüpft. Ehe diese Verhandlungen noch zu einem Resultat gediehen waren, starb Johannes; sie wurden aber von Manuel alsbald wieder aufgenommen, welcher den Basilius Cherus nach Sizilien sandte, um Vereinbarungen mit dem Normannen zu treffen. Hierbei soll der Gesandte seine Vollmachten überschritten haben; der Kaiser verleugnete ihn und ließ sogar die Gesandten Rogers, welche sich über den Treubruch der Griechen beschwerten, in den Kerker werfen. Gerade damals brachte Manuel durch die Vermählung mit Bertha von Sulzbach seinen Bund mit Konrad zu völligem Abschluß, und Roger sah sich nun der Frage gegenüber, ob er den Krieg selbst beginnen oder den Angriff abwarten solle. Er lag zu jener Zeit im

Kampfe mit den Ungläubigen an der nordafrikanischen Küste und hatte namhafte Erfolge errungen. Susa, Bona, Cabes, Sfax waren in die Hände der Normannen gefallen, zuletzt auch Tripolis; zu derselben Zeit entriß Roger dem Islam diesen wichtigen Platz, wo Edessa den Christen verlorenging. Dennoch machte er jetzt mit den Bekennern des Islams Frieden, um gegen Konstantinopel und die griechische Christenheit freie Hand zu gewinnen; er rüstete sich zum Kampfe gegen Konstantinopel.

Mitten in Rogers Vorbereitungen für ein ähnliches Unternehmen im Osten, wie es einst von Robert Guiscard und Bohemund ausgegangen, war die neue Kreuzpredigt getreten. Wir kennen Rogers Bemühungen, um die Heere der Kreuzfahrer nach Italien zu ziehen; seine Absicht konnte dabei keine andere sein, als diese Heere gegen Konstantinopel zu gebrauchen. Er hatte am französischen Hofe warme Freunde — zu ihnen gehörte besonders Bischof Gottfried —, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich; Rücksichten auf König Konrad, wohl auch auf den Papst nötigten die Kreuzfahrer, jede Verbindung mit dem Sizilier abzubrechen. Nichtsdestoweniger hielt Roger den Moment, wo die Kreuzheere auf dem Marsche waren, wo Konrad sich in ein anderes, weitaussehendes Unternehmen verwickelt hatte, für den günstigsten, um gegen Konstantinopel loszubrechen.

Kaiser Manuel waren die Sympathien, welche unter den Franzosen für Roger herrschten, nicht unbekannt, und sehr begreiflich erscheint deshalb sein Mißtrauen gegen die von König Ludwig geführten Scharen. Er hatte Gesandte den anrückenden Heeren entgegengeschickt. Demetrius Macrembolites und der Graf Alexander von Gravina erschienen vor König Konrad, als er an der ungarischen Grenze stand, und verlangten Zusicherungen, daß die Deutschen sich jeder feindlichen Handlung gegen die Griechen enthalten würden. Schon die Person des Alexander von Gravina, eines alten Unterhändlers zwischen Konstantinopel und König Konrad, weist darauf hin, daß die ganze Verhandlung freundlicher Natur war, und die verlangten Zusicherungen wurden auch ohne Bedenken gegeben. Mit ganz anderen Forderungen traten dagegen zwei kaiserliche Gesandte — Maurus und ein anderer Demetrius — hervor, welche König Ludwig in Regensburg erwarteten. Sie beanspruchten ein eidliches Versprechen der französischen Großen, daß ihr König erstens keine Stadt oder Burg des griechischen Reichs selbst in Besitz nehmen und zweitens, wenn das französische Heer frühere Besitzungen des Reichs den Türken entreißen sollte, diese dem Kaiser ausliefern werde; sie drohten damit, daß die Verpflegung dem Heere nicht gewährt werden würde, wenn man den Schwur verweigere. Diese Forderungen brachten große Aufregung unter den französischen Herren hervor; man hielt einen großen Kriegsrat und beschloß, den ersten Punkt zu gewähren, den anderen aber mündlicher Verhandlung mit dem Kaiser selbst vorzubehalten.

Und inzwischen war auch der ungarische Prätendent Boris wieder in lebhafter Tätigkeit. Auch er hoffte, für seine Zwecke den Kreuzzug ausnützen zu können, und hatte brieflich König Ludwig um die Unterstützung seiner Ansprüche gebeten. Als er sich dann selbst aufmachte, um dem französischen Heere zu begegnen, stieß er unterwegs auf König Konrad, der seine Scharen gegen die ungarische Grenze führte; er gab die weitere Reise auf und schloß sich um so lieber Konrad an, als ein Zusammenstoß des deutschen Heeres mit der Macht König Geisas nicht außer Berechnung lag.

Wenn die Kreuzfahrer gewähnt hatten, daß sie, die ganze Christenheit hinter sich, den Kampf gegen die Ungläubigen aufnehmen würden — wie sehr hatten sie sich darin getäuscht! Die gespaltenen und widerstrebenden Interessen in der Christenheit selbst machten sich schon in demselben Augenblick fühlbar, wo man zu den Waffen griff. Der religiöse Enthusiasmus, in dem man das Kreuz genommen hatte, verflog mehr und mehr; dagegen traten Schritt für Schritt Schwierigkeiten hervor, die man im Sturm der Begeisterung nicht sah oder nicht sehen wollte. Alle, die nach dem Orient zogen, hatten Edessa als Ziel vor Augen, aber keiner von ihnen hat Edessa gesehen oder auch nur sein Schwert für Edessa gezogen. Es geschah nichts, was man gehofft, und alles entwickelte sich anders, als man beabsichtigt hatte.

13. Der zweite Kreuzzug

König Konrad hatte Ungarn wie ein feindliches Land und in feindlicher Haltung betreten. Mit einem zahlreichen Ritterheere kampfbereit fuhr er die Donau hinab; die auf den Schiffen nicht Raum fanden, zogen in geringer Entfernung am rechten Ufer des Flusses entlang. So kam man bis unterhalb Belgrad und der Morawamündung, bis an einen unansehnlichen Ort, damals Brandiz genannt, die Ruinen des alten Viminacium, von wo seit undenklichen Zeiten die große Heerstraße nach Konstantinopel führte; man betrat hier den bulgarischen Boden und damit das Machtgebiet des griechischen Kaisers.

Sonderliche Hindernisse scheinen den Deutschen auf dem Wege durch Ungarn nicht aufgestoßen zu sein; wir hören nur, daß beim Übergange über die Drau durch plötzliches Austreten des Flusses das Heer einige Verluste erlitt. Boris sah bald, daß er sich in seinen Hoffnungen auf einen Konflikt zwischen Geisa und dem deutschen Heere getäuscht hatte. Wenn auch Konrad einmal gegen einen ungarischen Magnaten — wir kennen den Grund nicht — die Waffen gebrauchte, so wollte er doch durch einen Kampf mit Geisa selbst sich nicht aufhalten lassen, und auch dieser trug Bedenken, sich einer solchen Heeresmacht, wie sie jetzt sein Land überschwemmte, entgegenzustellen. Boris verließ deshalb das deutsche Heer und wartete auf die nachrückenden Franzosen, von denen er bereitwilligere Unterstützung hoffte.

Bei Brandiz ließ Konrad die Schiffe zurück und setzte nun mit seiner ganzen Heeresmacht den Weg nach Konstantinopel fort. Man glaubte in Freundesland zu sein und wurde in der Tat freundlich aufgenommen. Überall wurden auf Veranstaltung des Kaisers die erforderlichen Lebensmittel bereitgehalten und für die Bedürfnisse des Heeres gesorgt. Aber trotz solcher Willfährigkeit sah der Kaiser das Heranrücken der zahllosen Scharen des Abendlandes nicht ohne Besorgnis und traf Vorkehrungen für alle Fälle. Mit dem Sultan von Iconium, mit dem er in Krieg geraten und den Kampf nicht ohne glückliche Erfolge bis dahin geführt hatte, fing er an über einen längeren Waffenstillstand zu verhandeln; aus

Griechenland und dem Peloponnes zog er alle bereiten Streitkräfte an sich und sammelte ein Heer, welches er unter der Führung des Prosuch, eines Türken, der schon geraume Zeit in kaiserlichen Diensten stand, zur Beobachtung der Ankömmlinge nach dem Norden sandte; gleichzeitig ließ er die zerfallenen Mauern Konstantinopels herstellen und die Stadt, so viel die Eile zuließ, in Verteidigungszustand setzen.

Nicht ohne große Beschwerden, aber doch ohne schwerere Unglücksfälle, zogen inzwischen die Deutschen durch das waldige und gebirgige Land der Bulgaren über Nissa und Sardica (das jetzige Sofia) bis an die Grenzen Thraziens. Zu Philippopolis kam es zu den ersten Händeln mit den Griechen; infolge derselben wurde die Vorstadt, in welcher besonders die Abendländer wohnten, von den Deutschen zerstört. Die Zuchtlosigkeit, welche in den inneren Verhältnissen Deutschlands eingerissen war, zeigte sich nur zu bald auch im Heere Konrads. Dasselbe setzte dann den Weg bis Adrianopel fort, aber unter fortwährenden Feindseligkeiten gegen die Einwohner des Landes, zu deren Schutz inzwischen Prosuch mit seinem Heere herangerückt war. Er war es, der durch seine Besonnenheit einem blutigen Kampfe zu Adrianopel ein schnelles Ziel setzte, zu dem diesmal die Griechen selbst den Anlaß geboten hatten. Ein vornehmer Deutscher war krank in ein Kloster bei der Stadt gebracht worden: da er viele Schätze bei sich führte, reizten diese die Habgier einiger gemeiner Kriegsleute im griechischen Heere. Sie steckten das Hospital in Brand und plünderten die Schätze des Deutschen, der seinen Tod in den Flammen fand. Sobald der junge Friedrich von Schwaben dies erfuhr — er hatte mit seiner Schar bereits die Stadt verlassen —, kehrte er eilends um, zerstörte das Kloster mit Feuer und Schwert und bemächtigte sich der Urheber des Verbrechens, die er zum Tode verurteilte. Die Griechen griffen nun, um ihre Gefährten zu rächen, zu den Waffen, und es kam zu einem Handgemenge. Prosuch aber trennte die Streitenden; er eilte selbst zu Friedrich und wußte ihn zu begütigen.

Um dieselbe Zeit kam ein Gesandter des Kaisers in das deutsche Lager und stellte den Fürsten vor, daß sie am besten mit dem Heere sogleich den Weg auf Sestos nähmen, um dort dasselbe über den Hellespont zu führen. Der Kaiser wollte offenbar die Deutschen von Konstantinopel fernhalten, und nach allem, was man bereits erfahren, wäre es im Interesse des Heeres selbst gewesen, diesem Rate zu folgen. Aber man wies denselben mit Empfindlichkeit zurück und rückte weiter gegen Konstantinopel vor. Am 7. September gelangte man in die schöne vom Melas durchströmte Ebene von Chörobacchi, nur wenige Meilen von Konstantinopel entfernt. Hier wollten die Deutschen rasten, um das Fest der Geburt Mariä (8. September) froh zu begehen. Die Festfreude sollte ihnen vergällt werden; denn in der Nacht schwoll der Fluß plötzlich höher und höher, unermeßliche Wasserfluten überschwemmten die ganze Ebene und rissen das deutsche

Lager fort. Viele fanden in den Wellen den Tod, und an Pferden und Waffen wurde ein unersetzlicher Schaden den Deutschen zugefügt, namentlich den Bayern und Franken; die Schwaben, die unter Herzog Friedrich und Graf Welf an einem Bergabhange lagerten, hatten weniger zu leiden. Der Kaiser ließ König Konrad sein Beileid über dies Mißgeschick ausdrücken; aber noch mehr als das Unglück der Deutschen bekümmerte ihn seine eigene Lage, als er in den nächsten Tagen die endlosen Heereshaufen vor den Mauern seiner Hauptstadt erscheinen sah.

Um den 10. September standen die Deutschen bei Konstantinopel. Drei Monate waren verflossen, seit sie die Heimat verlassen, und sie mochten hoffen, hier freundliche Aufnahme zu finden und nach so manchen Beschwerden erwünschter Ruhe pflegen zu können. Als sie gegen das goldene Tor auf der Südostseite der Stadt anrückten, stießen sie zuerst auf den Philopation genannten kaiserlichen Palast mit seinen ausgedehnten und schönen Gartenanlagen. Die Deutschen erlaubten sich hier manche Unordnungen, welche unter den Griechen große Erbitterung erregten. Um so mehr war es geboten, ihnen schnell ihre Quartiere anzuweisen. Sie erhielten sie in der durch den Bathyssus abgetrennten Vorstadt Pera, wo auch einst Gottfried von Bouillon mit seinen Scharen gerastet hatte.

Nichts lag dem Kaiser mehr am Herzen, als die Deutschen möglichst bald von seiner Hauptstadt wieder zu entfernen. Er wünschte deshalb eine Zusammenkunft mit König Konrad, aber trotz ihres engen Bundes und ihrer Verschwägerung kam es nicht zu derselben. Wir wissen, wie fest Konrad daran hielt, als ein Gleicher des Kaisers angesehen zu werden, und so ist es nicht zu verwundern, wenn er sich dem griechischen, ihm die zweite Stelle anweisenden Zeremoniell nicht fügen wollte, während Manuel auch seinem Schwager gegenüber von der Strenge desselben entweder nicht abgehen wollte oder nicht konnte. Aber wenn auch nicht Auge in Auge, traten die beiden Herrscher, die sich ohnehin so nahe standen, doch bald in freundliche Beziehungen zueinander.

Auf die ersten Mahnungen des Kaisers zum Abzug von Konstantinopel hatte Konrad ausweichende Antworten erteilt; denn nicht allein, daß er gern seinem Heere längere Ruhe gönnte, er hatte auch König Ludwig das Versprechen gegeben, nicht vor Ankunft des französischen Heeres über den Bosporus zu gehen. Aber nach kurzer Zeit wurde Konrad nachgiebiger; die Bitten des Kaisers und der eigene Wunsch, den Kampf nicht länger zu verzögern, wirkten zusammen. Sobald die Lothringer, welche dem Heere Ludwigs voranzogen, in Konstantinopel eingetroffen waren, entschloß er sich, sein Heer über die Meerenge zu führen. Alle Schiffe, deren man irgend habhaft werden konnte, wurden zum Transport der ungeheuren Menschenmasse verwendet, welcher dann ohne erhebliche Störungen vor sich ging. Die Lothringer hatten gewünscht, diesseits der Meerenge die Franzosen abzuwarten, um nicht auf die Dauer von ihnen getrennt zu

werden; doch mußten auch sie den Deutschen folgen, nur daß man ihnen ein besonderes Lager und einen besonderen Markt verwilligte.

Gegen Ende des September betraten die deutschen Scharen den asiatischen Boden, und wenige Tage, nachdem sie Konstantinopel geräumt, rückte auch bereits König Ludwig mit den Franzosen an.

Das französische Heer war durch Ungarn derselben Straße gefolgt, welche kurz vorher die Deutschen gezogen waren. Boris hatte sich dem Heere angeschlossen, aber für die Sache des Prätendenten herrschte im französischen Lager noch weniger Neigung als im deutschen. Ludwig hatte sogar mit König Geisa eine persönliche Zusammenkunft, bei der es an Freundschaftsversicherungen nicht fehlte. Als aber Geisa, auf diese gestützt, die Auslieferung des Prätendenten verlangte, glaubte Ludwig eine so unritterliche Zumutung zurückweisen zu müssen. Das französische Heer schützte vielmehr Boris gegen die Verfolgungen Geisas, so daß jener nach Konstantinopel gelangen konnte. Als die Franzosen die Grenzen des griechischen Reichs betraten, hatten sie unter der noch vom Durchzuge der Deutschen erbitterten Stimmung der Einwohner vieles zu leiden. Man empfing sie mißtrauisch, versagte ihnen ausreichende Zufuhr, und sie erfuhren beim Wechseln des Geldes große Verluste. Aber König Ludwig bemühte sich, alle Mißhelligkeiten im Keime zu ersticken, und dies gelang ihm um so leichter, als in seinem Heere damals noch eine strengere Zucht waltete als im deutschen.

In großen Zwischenräumen rückte das französische Heer vor. Der Vortrab desselben, besonders aus den Lothringern bestehend, zog dem Hauptheere so weit voran, daß er sich öfters mit den letzten Nachzüglern der Deutschen berührte. Als der König etwa in der Mitte des September in Philippopolis eintraf, stand sein Vortrab schon bei Konstantinopel. Bald erhielt er von dort beunruhigende Nachrichten. Einige französische Herren hatten Leute in die Stadt gesendet, um Waffen und Vorräte einzukaufen; diese waren aber auf dem Rückwege überfallen und ausgeplündert worden; ein und der andere hatte im Handgemenge den Tod gefunden. Zugleich erfuhr man, daß König Konrad bereits über den Hellespont gegangen, daß die Lothringer ihm hätten folgen müssen, und daß man die sie begleitenden französischen Scharen ebenfalls zum Abzuge, selbst mit Gewalt, habe nötigen wollen; als sie sich weigerten, waren sie, wie man vernahm, von kaiserlichen Söldnern überfallen, förmlich belagert und nur durch das energische Eintreten der französischen Gesandten, welche in der Stadt sich befanden, befreit worden und hatten dann einen sicheren Lagerplatz in der Nähe des kaiserlichen Palastes angewiesen erhalten. Besondere Erbitterung erregte noch die Nachricht, daß der Kaiser inzwischen einen Waffenstillstand auf zwölf Jahre mit dem Sultan von Iconium abgeschlossen habe, obwohl er früher dem Könige versprochen hatte, im Bunde mit den Franzosen die Ungläubigen bekämpfen zu wollen.

Schon vorher waren wiederholentlich Boten und Briefe vom Kaiser selbst an Ludwig gekommen, um ihn zu bestimmen, von Adrianopel unmittelbar nach dem Hellespont zu ziehen und dort sein Heer nach Asien überzusetzen. Aber Ludwig hatte sich ebensowenig wie früher Konrad dazu entschließen können; er hatte vielmehr seinen Marsch unbeirrt gegen Konstantinopel fortgesetzt und stand nur noch eine Tagereise von der Stadt, als er jene bedrohlichen Nachrichten erhielt. Sie brachten eine um so größere Aufregung in seinem Heere hervor, als indessen auch bekannt geworden war, daß König Roger die Waffen gegen den Kaiser ergriffen und außerordentliche Erfolge erreicht hatte. Zunächst war Korfu von Roger eingenommen und besetzt worden, dann hatte er Kefalonia verheert, verwüstend das griechische Festland durchzogen, Theben und Korinth zerstört und bis Malvasia und Negroponte seinen Kriegszug ausgedehnt; eine unermeßliche Beute brachte er zusammen und führte viele angesehene Personen aus den griechischen Städten mit sich fort. Wie hätten sich nun die Männer im französischen Heere, die es immer mit dem Sizilier gehalten hatten, nicht regen sollen? Und war man wirklich noch durch die früheren Versprechungen gebunden, nachdem der Kaiser mit den Ungläubigen Frieden gemacht und König Konrad seinen Zusagen entgegen allein nach Asien hinübergegangen war, ohne seine Bundesgenossen abzuwarten?

In der Tat wurde die Meinung laut, König Ludwig solle jetzt nicht weiter vorgehen, sondern sich in die fruchtbaren Gegenden Thraziens zurückziehen, sich mit Roger in Verbindung setzen und dann mit Unterstützung der sizilischen Flotte Konstantinopel angreifen, welches einem solchen Angriffe unzweifelhaft erliegen würde. Aber man hätte damit die Richtung, in welcher das ganze Unternehmen begonnen war, doch völlig aufgegeben, und dazu konnte sich die Mehrzahl, vor allen König Ludwig selbst, nicht entschließen. Er führte also sein Heer weiter gegen Konstantinopel; am 4. Oktober erschien er vor den Toren der Stadt.

Kein Zweifel wird darüber obwalten, daß dem Kaiser diese neuen Gäste noch viel unwillkommener waren als diejenigen, deren er sich soeben entledigt hatte. Mit ausgesuchter Zuvorkommenheit hoffte er sie am leichtesten gewinnen zu können. Eine festliche Prozession von Klerikern und Laien schickte er dem Könige entgegen; in der feierlichsten Weise wurde Ludwig empfangen und sogleich zum Kaiser eingeladen. Ludwig begab sich mit einem größeren Gefolge ohne Verzug in den Palast. Die beiden jungen Herrscher begrüßten sich hier sehr freundlich; der Kaiser versprach, für das französische Heer auf das beste zu sorgen; und geleitete selbst den König nach dem Philopation, welches ihm zur Residenz angewiesen wurde. In der Nähe desselben lagerte Ludwigs Heer. Obwohl es an Zufuhr nicht fehlte, kamen doch einige Gewalttätigkeiten der Franzosen vor, blieben aber ohne schwerere Folgen.

Der Kaiser wünschte nichts sehnlicher als die möglichst schnelle Ent-

fernung der Franzosen. König Ludwig wollte dagegen jene Kreuzritter, welche den Weg durch Italien genommen, in Konstantinopel erwarten, und noch andere Gedanken regten sich in seiner Nähe, denen endlich Gottfried von Langres in seiner vorstürmenden Art Ausdruck gab. In einem Kriegsrat, der vor den Toren der Stadt gehalten wurde, sprach er sich dahin aus: man müsse nicht abziehen, sondern vielmehr die Macht, über die man gebiete, sofort gegen Konstantinopel gebrauchen. Die Mauern, erklärte er, seien morsch, das Volk schlaff, das Wasser könne man der Stadt leicht durch Zerstörung der Aquädukte abschneiden; in Kürze müsse sie sich ergeben, und mit der einen Stadt falle auch das ganze Reich; der Kaiser verdiene keine Rücksicht, denn gleich seinem Vater sei er ein Feind der christlichen Religion, wie er durch sein Verfahren gegen Antiochien hinreichend gezeigt habe; durch die Zerstörung seines Reichs würden auch die Christen im Gelobten Lande für immer gesichert sein, während sie sonst in steter Gefahr schweben blieben. Die Gegner Gottfrieds haben, so viel wir wissen, nicht so sehr die Unausführbarkeit seines Planes behauptet, als darauf hingewiesen, daß die Absichten des Papstes offenbar nicht gegen Konstantinopel gerichtet seien, daß er als Ziel der Wallfahrt ausdrücklich Edessa und das Heilige Grab bezeichnet, auch den Ablaß nur für den Kampf gegen die Sarazenen bewilligt habe.

Noch war im französischen Kriegsrat kein fester Entschluß über den Abmarsch gefaßt, als die Griechen geflissentlich verschiedene Nachrichten über glückliche Erfolge der Deutschen in Kleinasien zu verbreiten anfingen. Bald sprach man von einem glänzenden Siege über die Türken, bald von dem Einzuge der Deutschen in Iconium selbst. Ehrgeiz und Neid ließen nun die Franzosen nicht mehr ruhen; sie bestürmten den König, sie gegen die Feinde zu führen, damit den Deutschen nicht aller Ruhm zufiele, und er mußte in die Überfahrt willigen, obwohl die von ihm erwarteten Scharen noch immer nicht eingetroffen waren. Der Kaiser, der seinen lebhaftesten Wunsch erreicht sah, stellte sofort alle Mittel zur Überfahrt zu Gebote; gleich nach der Mitte des Oktober setzte König Ludwig über den Bosporus und schlug dann auf der anderen Seite der Meerenge sein Lager auf.

Hatte der Kaiser bisher nichts unversucht gelassen, um den Abmarsch der Franzosen zu beschleunigen, so bemühte er sich jetzt, sie so lange am Bosporus festzuhalten, bis er die schon in Regensburg beanspruchten Sicherheiten in aller Form erhielte. Verhandlungen wegen der Verpflegung boten ihm Gelegenheit, eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige zu verlangen. Da man sich über den Ort nicht einigen konnte, schickte der Kaiser endlich Gesandte über den Bosporus, welche mit dem Entwurfe eines Vertrags hervortraten, wonach die Franzosen sich verpflichten sollten, jede Burg oder Stadt des Kaisers, die in ihre Gewalt fiele, ihm zurückzugeben und ihm vorweg den Lehnseid zu leisten für alle

Eroberungen, welche sie in den Ländern der Ungläubigen machen sollten. Dagegen versprach der Kaiser, für Zufuhr zu sorgen und Führer zu stellen; wenn es an Verpflegung fehle, sollte den Franzosen Selbsthilfe, auch die Besetzung fester Plätze gestattet sein, nur daß sie dieselben sogleich nach ihrer Befriedigung wieder zurückzugeben hätten. Der Kaiser sprach überdies das Verlangen aus, daß eine Verwandte des Königs, welche diesen begleitete, einem Prinzen seines Hauses zur Ehe gegeben würde. Die Forderungen der Griechen brachten den jungen Grafen von Perche, den Bruder des Königs, so auf, daß er mit der ihm verwandten Dame sogleich das Lager verließ und sie nach Nicomedia in Sicherheit brachte; er wollte damit zugleich sich und einige andere Barone, die sich ihm anschlossen, dem verlangten Eide entziehen. Auch andere im Heere des Königs nahmen an der Beeidigung großen Anstoß, aber die Mehrzahl der französischen Herren sah in ihr nichts, was dem Herkommen widerspräche und ihren Adel beeinträchtige; sie meinten, wenn sie nur Land und Leute erhielten, auch den Lehnseid in den Kauf nehmen zu können.

Ehe die Verhandlungen noch zum völligen Abschluß gebracht waren, trafen der Markgraf von Montferrat, der Graf von Maurienne und alle, die sich ihnen angeschlossen hatten, beim Heere Ludwigs ein. Der langen Verzögerung müde — man lag fast schon vierzehn Tage am Bosporus —, gab der König endlich den Befehl zum Abbruch des Lagers. Aber um keinen Preis wollte der Kaiser die Franzosen ziehen lassen, ehe der Vertrag zum Abschluß gekommen: deshalb ging er noch in der letzten Stunde selbst über den Bosporus und lud den König zu einer Zusammenkunft in einem Schlosse am Strande ein. Der König begab sich mit seinen Großen dorthin, während sein Heer schon im Vormarsch war. Wirklich wurde hier der Vertrag, ganz wie der Kaiser ihn wünschte, zum Abschluß gebracht; nur von der Verschwägerung scheint nicht mehr die Rede gewesen zu sein. Die französischen Großen leisteten in Gegenwart ihres Königs dem Kaiser den Lehnseid. Die größten Versprechungen machte der Kaiser dem König, wenn er mit ihm einen Bund gegen Roger eingehen wollte, aber dafür war Ludwig auf keine Weise zu gewinnen. Übrigens schied man in aller Freundschaft; der König und seine Großen trugen reiche Geschenke des Kaisers davon. Sobald sie der Kaiser entlassen hatte, eilten sie dem voranrückenden Heere nach.

Am 26. Oktober 1147 wurde der Vertrag geschlossen, und man sah ein übles Vorzeichen darin, daß um Mittag eine Sonnenfinsternis eintrat. In der Tat war dieser Tag einer der verhängnisvollsten für die Kreuzfahrt. Es bezeichnete ihn das schwere Mißgeschick des deutschen Heeres, von dem die Franzosen nur zu bald die Kunde erhielten.

Das deutsche Heer war, nachdem es sich in Chalcedon gesammelt, ohne Aufenthalt nach Nicomedia und dann weiter nach Nicäa vorgerückt.

Von den Wegen, die von hier durch Kleinasien nach Syrien führen, beschloß König Konrad, ungeduldig, den Kampf zu beginnen, den kürzesten über Dorylaeum und Iconium einzuschlagen, obwohl dieser zugleich der beschwerlichste war und ihn unmittelbar in das Gebiet der Ungläubigen führte. Es mochte ihn ermutigen, daß auf demselben Wege die ersten Kreuzfahrer sich glücklich durchgeschlagen hatten.

Aber es konnte dem Könige nicht entgehen, daß die Verpflegung eines so gewaltigen Heeres in dem feindlichen, unwirtlichen Lande fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot. Bereits auf dem Wege durch Thrazien hatte er hinreichend erfahren, wie schwer dieses Heer bei mangelhafter Verpflegung in Zucht zu halten sei, und wir hören, daß er deshalb zu Konstantinopel gern das zuchtlosere und schlechtbewaffnete Fußvolk vom Heere entlassen hätte; er erbot sich, den einzelnen die Mittel zu geben, einzeln die Reise nach den heiligen Stätten fortzusetzen. Aber der König hatte seine Absicht aufgeben müssen, weil jenes Fußvolk durchaus mit dem ritterlichen Heere zusammenbleiben wollte; sie drohten sogar, sich offen vom König loszusagen und einem gewissen Bernhard die Führung über ihre Scharen zu übertragen. Wenn nun ein großer Teil des Fußvolks — es sollen etwa 15 000 Mann gewesen sein — unter Führung des Bischofs Otto von Freising, des eigenen Bruders des Königs, von Nicäa aus einen anderen Weg einschlug, der an der Küste entlang weithin durch das griechische Gebiet führte, so hat man darin wohl nicht so sehr eine Auflehnung gegen den König als vielmehr eine Verteilung des Heeres zu sehen, welche er selbst veranlaßt hatte. Otto von Freising und seinem Zuge schlossen sich Bischof Udo von Naumburg, ein vom Könige hochgeachteter Kirchenfürst, der kärntensche Graf Bernhard, ohne Frage e i n e Person mit jenem Bernhard, der bei dem niederen Kriegsvolk in so hoher Gunst stand, und einige andere Herren an. Graf Bernhard war nächst Otto besonders die Leitung dieser Scharen übertragen.

Nach einer späteren Nachricht von zweifelhaftem Werte soll Kaiser Manuel zu Nicäa noch einen Versuch gemacht haben, einen Teil der deutschen Streitkräfte für seinen Dienst zu gewinnen, dabei aber entschiedenem Widerstand Konrads begegnet sein. Im übrigen stand er offenbar im besten Vernehmen mit dem Könige; er gab dem deutschen Heere sogar Wegweiser durch das Gebiet des Sultans von Iconium, obwohl er erst kurz zuvor mit diesem Fürsten den Waffenstillstand geschlossen hatte.

Nachdem Konrads Heer so viele Lebensmittel zusammengebracht, als nur fortzuschaffen waren, brach es am 15. Oktober von Nicäa auf. Man hatte bis Iconium einen Marsch von etwa zwanzig Tagen. Der Heereszug bewegte sich bei dem großen Troß sehr langsam, und schon nach zehn Tagen fehlten fast alle Lebensmittel, selbst das Futter für die Pferde. Man war erst bis in die Gegend von Dorylaeum an den Fluß Bathys gekommen; doch war das Heer bereits erschöpft, die Stimmung tief herab-

gedrückt. Bis dahin hatten die Feinde den Zug wenig belästigt; nun aber zeigten sich plötzlich im Rücken desselben gut berittene Bogenschützen in großer Zahl, welche den nachbleibenden Troß der Deutschen angriffen und vielen tödliche Wunden beibrachten, ohne daß nur Gegenwehr möglich war. Die Entmutigung erreichte in dem völlig erschlafften Heere einen solchen Grad, daß der König ein weiteres Vorgehen für unmöglich hielt. Am 26. Oktober beschloß er, ohne daß es eigentlich zu einer offenen Schlacht gekommen war, den Rückweg nach Nicäa anzutreten.

Das abziehende Heer wurde vom Feinde verfolgt und konnte nur in unablässigen Kämpfen sich mühsam Bahn brechen. Der tapfere Graf Bernhard von Plötzke[1] fiel gleich am ersten Tage, als er sich den nachdrängenden Türken entgegenstellte; er wurde auf einem Hügel von ihnen umzingelt und endete sein Leben im Kampfe. Auf diesem elenden Rückzuge sollen 30 000 Deutsche gefallen sein, viele wurden schwer verwundet, unter ihnen der König selbst, und eine große Zahl geriet in Gefangenschaft. Der Hunger vermehrte die Leiden der flüchtigen Scharen; man lebte zuletzt nur von dem Fleische der geschlachteten Pferde. Fortwährend überdies von den Türken verfolgt, stürmten die Reste des königlichen Heeres in wildester Unordnung nach Nicäa zurück, ein Bild des entsetzlichsten Jammers.

Das französische Heer stand noch am See von Nicäa, als die ersten Schreckensnachrichten von Konrad eintrafen. Ludwig ging, im Tiefsten erschüttert, sogleich Konrad nach Nicäa entgegen. Als sich die beiden Könige hier begegneten, sanken sie sich unter Tränen in die Arme; sie beschlossen, fortan ungetrennt ihren Weg fortzusetzen, Glück und Mißgeschick miteinander zu teilen. Ludwig, der eine Straße näher der Küste durch griechisches Gebiet einzuschlagen beschlossen und schon den Befehl zum Aufbruch seines Heeres nach Lopadium gegeben hatte, folgte zwar sogleich seinem vorrückenden Heere, versprach aber, zu Lopadium Konrad zu erwarten.

Konrad blieb in Nicäa zurück, um die Reste seines Heeres zu sammeln. Nur den geringsten Teil derer, die dem Verderben entronnen waren, behielt er bei sich; die meisten entließ er, und sie kehrten alsbald über Konstantinopel in die Heimat zurück, welche sie mit ihren Klagen erfüllten. Unter den damals Heimkehrenden wird auch Bischof Heinrich von Regensburg gewesen sein, welchem der unbegründete Vorwurf gemacht wurde, das deutsche Heer verraten zu haben, während andere alle Schuld, wahrscheinlich mit gleichem Unrecht, den griechischen Führern beimaßen. Nachdem Konrad die Heimkehrenden verabschiedet, brach er mit seinen nächsten Angehörigen und einem nur mäßigen Gefolge nach Lopadium auf.

[1] Er war der Letzte seines Geschlechts; über seine Besitzungen entstand ein hitziger Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären.

Auch dieser Marsch war nicht ohne Mühseligkeiten und Gefahren. Die Franzosen, welche vom Kaiser keinen Führer und nur mäßige Zufuhr erhalten hatten, waren mit den griechischen Einwohnern mehrfach in Streit geraten und hatten sich manche Gewalttaten erlaubt, welche nun die nachziehende kleine deutsche Schar büßen sollte. Nur mit Hilfe der Franzosen brachen sich endlich die Deutschen nach Lopadium Bahn, um nun mit Ludwigs Heer zusammen den Marsch weiter fortzusetzen. Damit es König Konrad doch nicht an allem königlichen Glanze fehle, übergab Ludwig ihm die Lothringer, die sich am Bosporus wieder den Franzosen angeschlossen hatten, wie auch die unter dem Grafen von Maurienne und dem Markgrafen von Montferrat aus Burgund und Italien zuletzt eingetroffenen Scharen. Auch sonst zeigte Ludwig, der mit großer Pietät an dem älteren Herrscher hing, sich auf alle Weise bemüht, ihn sein trauriges Los vergessen zu machen; er pflegte mit ihm auf dem Marsche dieselbe Herberge zu teilen.

Man verfolgte zunächst die Straße nach Esseron, wo man um die Mitte des November eintraf. Die Absicht war zuerst, von hier tiefer landeinwärts nach Philadelphia zu ziehen; aber man gab diese bald auf und bog zur Meeresküste ab, so daß man den Spuren jener deutschen Scharen folgte, welche hier kurz zuvor unter der Leitung Ottos von Freising vorgedrungen waren. Der Marsch ging langsam und unter vielfachen Beschwerden über Adramyttium, Pergamum und Smyrna nach Ephesus; hier wollte man Rast machen und das Weihnachtsfest feiern. Um diese Zeit kamen Boten vom Kaiser zu den Königen und warnten sie vor einem Angriff der Türken. In der Tat zeigten sich am Vorabend des Festes einzelne feindliche Scharen in der Nähe des Lagers, welches in einem schönen Tale bei Ephesus aufgeschlagen war. Die Türken wurden aber ohne Mühe zurückgetrieben; man feierte ruhig das Fest und setzte nach wenigen Tagen den Marsch unbesorgt weiter fort.

König Konrad war mit seinen nächsten Angehörigen in Ephesus zurückgeblieben, da ihn eine schwere Krankheit befallen hatte. Er hoffte anfangs noch, dem Heere folgen zu können, mußte dies aber bald aufgeben und folgte darauf einer Einladung an den Hof des Kaisers; es begleiteten ihn die bei ihm zurückgebliebenen Fürsten. Als er an der thrazischen Küste landete, kamen ihm der Kaiser und seine Gemahlin selbst entgegen und geleiteten ihn nach Konstantinopel, wo er die sorgsamste Pflege fand.

König Ludwig war indessen mit dem Heere gegen den Mäander gezogen, um diesen zu überschreiten, und dann in der Richtung auf Laodicea zu marschieren. Aber sobald man an den Fluß gekommen war, stieß man in der Nähe der kleinen Stadt Antiochia auf ein Heer der Türken. Beim Übergange über den Fluß griffen sie auf griechischem Gebiet die Kreuzfahrer an, und es entspann sich ein blutiger Kampf, in welchem die Un-

gläubigen große Verluste erlitten. Es war der einzige namhafte Waffenerfolg, welchen dieses Kreuzheer gewann. Ungehindert setzte es dann seinen Weg bis Laodicea am Lykus fort. Schon nach wenigen Tagen wurde diese Stadt erreicht; aber man fand sie von den Einwohnern verlassen und konnte deshalb die Vorräte nicht ergänzen. Indem man in südöstlicher Richtung weiterzog, kam man in das Kadmosgebirge, die Grenze des türkischen Gebiets, und nach kurzer Zeit an die Stelle, an welche sich die traurigsten Erinnerungen dieses Krieges knüpfen sollten. Hier waren nicht lange zuvor jene deutschen Scharen, die unter der Führung des Bischofs Otto von Freising und des Grafen Bernhard ausgezogen waren, von den Türken überfallen und gänzlich zersprengt worden. Ein entsetzliches Blutbad hatten die türkischen Säbel unter dem schlechtbewaffneten Volke angerichtet. Graf Bernhard selbst fiel in rühmlichem Kampfe; mit ihm die meisten der Seinen. Was flüchten konnte, flüchtete. Auf verschiedenen Wegen eilten die Flüchtlinge nach den nächsten griechischen Hafenstädten; unter ihnen auch die Bischöfe Otto von Freising und Udo von Naumburg.

Die Franzosen fanden, als sie in die Gebirgspässe einrückten, dort noch die Spuren des deutschen Blutes. Sie sahen in ihnen üble Vorzeichen, und nur zu bald sollte sie ein ähnliches Schicksal ereilen wie ihre deutschen Wallfahrtsbrüder. Man stieß auf einen steilen Berg, der nicht zu umgehen war, und der König hatte den Befehl gegeben, bis zum Anbruch des folgenden Tages zu warten, um in Ruhe den Übergang zu bewirken. Aber gegen den Befehl stiegen die Grafen Gottfried von Rancon und Amadeus von Maurienne, welche die Vorhut führten, da sie schon um Mittag an den Fuß des Berges gelangten, die Höhe hinauf und lagerten an dem jenseitigen Abhange. Ihr Beispiel riß die nachfolgenden Reihen fort, und ohne rechte Ordnung zogen sie die schwierigen, steilen Pfade hinan. Plötzlich aber wurden die nachrückenden Scharen und zugleich die Nachhut, bei welcher der König selbst war, von den Türken überfallen; diese durchbrachen die Reihen des französischen Heeres und richteten unter demselben ein furchtbares Gemetzel an. Der König selbst geriet in die größte Gefahr; um ihn fielen etwa vierzig vornehme französische Ritter. Erst die Nacht machte dem gräßlichen Kampfe ein Ende. Wenn sich die Reste des Heeres denn doch wieder zu sammeln vermochten, so dankte man es besonders der Umsicht der Templer im Heere. Der König beschloß deshalb, den Templern, um ähnlichen Unfällen für die Folge vorzubeugen, die Leitung des Heeres zu überlassen; sie sollten demselben die Form einer Waffenbrüderschaft nach Art ihres Ordens geben. Die Templer bestimmten den Ritter Gilbert als Heermeister, und die von ihm für den Weitermarsch eingeführte Ordnung bewährte sich vortrefflich.

Man hatte bei dem Überfall die meisten Lebensmittel eingebüßt, und bis zur griechischen Hafenstadt Attalia, wohin man nun den Marsch rich-

tete, waren noch mindestens zwölf Tagemärsche. So geriet man bald in die höchste Not; auch die Franzosen mußten sich jetzt wie früher die Deutschen mit Pferdefleisch begnügen. Glück genug, daß man nicht gleich hitzigen Überfällen der Türken ausgesetzt war. In der äußersten Erschöpfung gelangte König Ludwig mit seinem Heere endlich nach Attalia; es war um Mariä Reinigung (2. Februar). Im Lager bei der Stadt konnten die Reste des Heeres das Fest begehen[1]. Man fand eine Fülle von Lebensmitteln, und ein kaiserlicher Gesandter, der sich einstellte, trug für die Herstellung des hart heimgesuchten Heeres Sorge; nur fehlte es an Futter, um selbst die wenigen noch erhaltenen Pferde zu ernähren.

Über die Fortsetzung des Weges beriet der König wiederholt mit seinen Baronen. Das Kriegsvolk verlangte, daß der König das ganze Heer einschiffe; man hatte von den Griechen gehört, daß in drei Tagen von Attalia der Hafen von Antiochia zu erreichen sei. Der König wünschte dagegen, mit den Rittern den Landweg fortzusetzen und nur die schlechtbewaffnete Menge einzuschiffen. Aber seine Ansicht fand auch bei den Baronen Widerspruch, und er mußte sich endlich entschließen, der allgemeineren Meinung nachzugeben. Der kaiserliche Gesandte und der Befehlshaber in der Stadt versprachen, die erforderlichen Schiffe zu stellen. Es vergingen aber etwa vier Wochen, ehe günstiger Wind eintrat, und die Zahl der Schiffe, die dann bereit standen, reichten für das gesamte Heer nicht aus. Die Masse, welche die Unmöglichkeit gemeinsamer Überfahrt einsah, drang nun in den König, mit den Rittern die Schiffe zu benutzen, während sie selbst sich nach Tarsus durchzuschlagen versuchen wollte. Notgedrungen willigte der König endlich ein und schloß mit den griechischen Beamten einen Vertrag, wonach sie gegen eine große Geldentschädigung seine Leute sicher nach Tarsus geleiten sollten; er selbst verließ mit seinen Großen und Rittern um den 1. März den Hafen von Attalia. Nach einer stürmischen Seefahrt, reich an Gefahren, landete man erst in der dritten Woche am Simeonshafen an der Mündung des Orontes. Der König begab sich mit seinem Gefolge, empfangen und geleitet vom Fürsten Raimund, dem Oheim der Königin, sogleich nach Antiochia (19. März 1148).

Die Scharen, welche den Landweg nach Tarsus eingeschlagen, hatten das traurigste Schicksal. Die Griechen erfüllten den Vertrag nicht, und ohne Geleit zog das schlechtbewaffnete Volk durch das feindliche Gebiet. Immer neuen Angriffen der Türken ausgesetzt, wurde es endlich ganz auseinander getrieben. Die meisten fanden unter den Säbeln der Türken, andere durch Krankheit oder Hunger den Tod; nicht wenige gerieten in Gefangenschaft, aus der sie nie wieder erlöst wurden.

Alle jene unermeßlichen Heeresscharen, welche vor einem halben Jahre über den Bosporus gegangen, waren jetzt vernichtet oder zerstreut. Ein

[1] Der Kampf bei Laodicea hatte in der Mitte des Januar stattgefunden; genau läßt sich der Tag nicht bestimmen.

Unternehmen, in welches sich die abendländische Christenheit mit einer Begeisterung ohnegleichen und den überschwenglichsten Hoffnungen geworfen hatte, war durch eine Reihe von Unfällen, wie sie in der Summe geradezu unerhört, völlig gescheitert. Die Frage, wie diese unbezwinglich erscheinende Kriegsmacht in so kurzer Frist von der Erde fortgefegt werden konnte, beschäftigte den ganzen Okzident.

Es lag in der Richtung der Zeit, daß man in dem großen Mißgeschick vor allem eine Strafe Gottes sah, welcher die Zuchtlosigkeit, Unordnung und Gewalttätigkeit der Kreuzfahrer gerächt habe. Jedoch ist vielfach auch darauf hingewiesen worden, wie die ritterlichen Scharen in den Massen des schlechtgerüsteten oder gar nicht bewaffneten Fußvolks eine Last nachgeschleppt hätten, welche sie in das Verderben zog; ebenso hat man in dem Mangel einer einheitlichen Leitung einen Hauptgrund des Übels erkennen wollen. Aber wenn man sich einmal auf solche, mehr weltliche Reflexionen einließ, dann haben sich doch die Hauptbeschuldigungen gegen Kaiser Manuel und die Griechen gerichtet, welche durch Falschheit und Verrat die christlichen Heere geflissentlich zugrunde gerichtet hätten. Es war dies die allgemeine Meinung, besonders unter den Franzosen, welche auf die gesamte Griechenheit die furchtbarsten Verwünschungen häuften. Leicht begreift sich diese Stimmung; denn unleugbar hatte der Kaiser die Bedingungen, welche er gegen die französischen Kreuzfahrer eingegangen war, nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt, und noch schwerer fällt in das Gewicht, daß auf seinem Gebiet die Kreuzfahrer von den Türken überfallen werden konnten, ohne daß sie irgendeine Unterstützung bei ihm und seinen Beamten fanden.

Wir werden auch heute nicht anders urteilen, als daß zunächst durch die mangelnde Beihilfe der Griechen das gewaltige Unternehmen des Okzidents ein so schmähliches Ende nahm und ein solcher Ausgang auch unvermeidlich war, wenn es nicht mit allen Mitteln der morgenländischen Christenheit gefördert wurde. Aber wir werden doch gerechter das Verfahren des griechischen Kaisers beurteilen, als es damals geschah. Als Manuel die ersten Verpflichtungen gegen die Kreuzfahrer einging, lag er selbst im Kriege gegen die Ungläubigen und hoffte, in den abendländischen Heeren Bundesgenossen zu finden. Daß die Kreuzpredigt eine wahre Völkerwanderung in sein Reich führen würde, stand außer aller Berechnung. Als dann aber die abendländischen Christen in unübersehbaren Massen, halb wie Freunde, halb wie Feinde, gegen seine Hauptstadt anrückten, als gleichzeitig ein mächtiger Fürst der römischen Christenheit seine westlichen Länder mit Feuer und Schwert verwüstete und man im französischen Lager vor Konstantinopel zur Rate ging, ob man nicht mit dem Sizilier gemeinschaftliche Sache machen und dem griechischen Reiche ein Ende bereiten sollte, mußte sich seine ganze politische Stellung verändern. Es lag nur in der Natur der Verhältnisse, wenn er mit dem

Sultan von Iconium Waffenstillstand schloß, um sich vor den weit gefährlicheren Feinden zu schützen, welche ihn in nächster Nähe bedrängten. Seine Politik konnte keine andere sein, als sich der abendländischen Christen in seinem eigenen Reiche möglichst schnell zu entledigen, und diese Politik hat er mit nicht geringer Umsicht verfolgt.

Die früher eingegangenen Verbindlichkeiten wegen der Zufuhr hätte der Kaiser bei den riesig angewachsenen Heeren, die oft plötzlich ihren Marsch wechselten, wohl nie nach dem Wortlaut erfüllen können, und nicht ohne Gefahr war es für ihn, den Kreuzfahrern Führer in das Gebiet von Iconium zu geben, nachdem er mit dem Sultan den Waffenstillstand geschlossen hatte. Den Angriffen der Türken konnte er auf seinem Gebiete kaum wehren, wenn er nicht sogleich den Kampf mit denselben wieder aufnehmen wollte. Daß er selbst diese Angriffe hervorgerufen und Griechen mit den Türken gegen die Kreuzfahrer gefochten, ist von den Franzosen vielfach behauptet, aber unzweideutige Beweise sind niemals gegeben worden. Unverkennbar ist übrigens, daß des Kaisers Verhalten gegen die Deutschen weit zuvorkommender war als gegen die Franzosen, und dieses erklärt sich aus dem verwandtschaftlichen Verhältnis Manuels zu König Konrad und dem zwischen beiden gegen Roger geschlossenen Bunde.

König Roger, der sich der Kreuzfahrt nicht nach seinen Absichten bedienen konnte, hielt es für geraten, den günstigen Augenblick zu benutzen, um der ihm gefährlichen Macht der Griechen einen schweren Schlag zu versetzen. Es ist ihm dies geglückt, aber er bereitete damit zugleich der abendländischen Kirche eine der fürchterlichsten Niederlagen, einen weit schwereren Schaden als einstmals, da er das kirchliche Schisma begünstigte. Wieder standen in gewissem Sinne er und der heilige Bernhard sich gegenüber, und diesmal war es der letztere, welcher unterlag. Auffälligerweise scheint im blinden Griechenhaß weder der Abt von Clairvaux noch sonst die französische Welt es erkannt zu haben, wie ein Fürst der abendländischen Christenheit selbst es war, durch welchen das große Unternehmen vornehmlich zugrunde gerichtet wurde; sie haben in Roger nur den glorreichen Sieger über die Griechen gefeiert. In Italien und in Deutschland hat man in diesem Punkte klarer gesehen.

Immer hat der Enthusiasmus mit der Realität der Dinge im schweren Kampfe gelegen, aber vielleicht nie hat er sich siegesgewiß höher aufgeschwungen und ist dann, im Fluge ermattend, tiefer herabgesunken als in diesem Kreuzzug.

Leider war man noch nicht am Ende der Täuschungen. Der entsetzlichen Tragödie sollte ein nicht minder trauriges Nachspiel folgen. Beide Könige, so entmutigt sie waren, hofften doch noch, durch irgendeine Gunst des Glücks ihr Mißgeschick in Vergessenheit bringen zu können; sie scheuten

sich, mit der Schmach dieser Niederlagen in die Heimat zurückzukehren. Aber aus Elend gerieten sie in nur noch tieferes Elend.

Sobald König Ludwig nach Antiochia gekommen war, schrieb er an Abt Suger: niemals werde ihn Frankreich wiedererblicken, wenn er nicht zuvor seine Waffen siegreich zum Ruhme Gottes geführt habe; vor allem bedürfe er jetzt großer Geldsummen, ohne welche sich für die heilige Sache nichts tun ließe. Er verlangte von Suger Geld und nahm zugleich von den Tempelherren bedeutende Summen auf, um ein neues Heer zu werben.

Indessen hatte auch König Konrad schon die Fortsetzung des Kampfes in das Auge gefaßt. Um den 10. März hatte er auf kaiserlichen Schiffen Konstantinopel verlassen; in der Osterwoche (11.—17. April) landete er bei Akkon. Es begleiteten ihn sein Bruder Herzog Heinrich von Bayern, der sich inzwischen mit Theodora, einer Nichte des Kaisers, vermählt hatte, sein Neffe Friedrich von Schwaben, Graf Welf, Bischof Ortlieb von Basel, der Kanzler Arnold und andere vornehme Herren. Konrads Absicht war, unverzüglich nach Jerusalem zu gehen und dort ein neues Heer zu sammeln, mit dem er gegen Edessa aufbrechen und es den Ungläubigen entreißen wollte. Als er gegen Jerusalem kam, zogen ihm König Balduin, der Patriarch Fulcher, der Klerus und das Volk in großer Prozession entgegen. Auf das feierlichste wurde er empfangen und in die Stadt geleitet, wo er in dem Palast der Tempelherren Wohnung nahm. Auf dem Kirchhofe derselben wurde der junge Domvogt Friedrich von Regensburg beerdigt, der eben damals das Zeitliche segnete.

Konrad fand eine große Zahl von Deutschen in Jerusalem vor. Die zersprengten Reste des Heeres, welches unter dem Bischof von Freising gestanden, hatten sich, soweit sie nicht unmittelbar nach der Heimat zurückgekehrt waren, ebenfalls in einem griechischen Hafen nach Jerusalem in der Fastenzeit eingeschifft. Auf der See waren sie in neue Gefahren geraten; der Sturm hatte sie zerstreut und mehreren Schiffen den Untergang bereitet. Im Schiffbruch hatten viele, unter ihnen Bischof Udo von Naumburg, das Leben eingebüßt; andere retteten nur das nackte Leben. In den Häfen von Akkon, Tyrus und Sarepta, wie der Zufall sie einzeln verschlug, landeten die letzten Überbleibsel dieses Heeres und begaben sich alsbald nach Jerusalem, wo sie um Palmsonntag eintrafen und dann Ostern an den heiligen Stätten mit großer Andacht feierten. Unter ihnen fand König Konrad seinen Bruder Otto nach langer Trennung wieder. Auch große Scharen jener lothringischen und flandrischen Pilger, welche die Belagerung Lissabons fortgesetzt hatten, bis am 22. Oktober die Stadt von den Ungläubigen geräumt wurde, waren damals in Jerusalem versammelt; sie hatten bei Lissabon überwintert, waren am 1. Februar in See gegangen und hatten trotz mancher Fährlichkeiten doch glücklich die Küsten des Gelobten Landes erreicht. So war die Möglichkeit für Konrad

gegeben, die Grundlage für ein neues Heer zu gewinnen. Nachdem er die heiligen Stätten in der Stadt, dann auch in Samaria und Galiläa besucht, begab er sich persönlich nach Akkon, um unter den frisch ankommenden Pilgern Werbungen zu machen und so seine Kriegsmacht zu verstärken.

Inzwischen war es den Jerusalemiten gelungen, den Plan des Königs zu ändern und ihn für einen Zug gegen Damaskus zu gewinnen. Die Christen im Orient hatten Edessa, jetzt nur noch einen wüsten Platz, bereits fast ganz aus den Augen verloren. Graf Joscelin, ohne alle Unterstützung von Jerusalem und Antiochia, konnte neue Unternehmungen auf Edessa nicht wagen; Raimund von Antiochia richtete seine Angriffe gegen Aleppo und Hama, von wo ihn Nureddin unablässig bedrängte, während die Jerusalemiten mit dem Sultan von Damaskus in Streit geraten waren und in nicht geringer Besorgnis schwebten, da dieser bei Nureddin Unterstützung nachgesucht hatte. Wie sie die Deutschen für ihre Sache zu gewinnen wußten, so hoffte Raimund dagegen, die Franzosen, die noch bei Antiochia lagerten, für seine Unternehmungen benutzen zu können.

Aber das gute Vernehmen, welches zuerst zwischen dem Fürsten von Antiochia und König Ludwig bestanden hatte, trübte sich bald. Die Königin fand an dem Umgange mit ihrem Oheim, einem Ritter von der stattlichsten Erscheinung — man verglich ihn dem Herkules — und der glänzendsten Lebensart, ebensoviel Gefallen, wie ihre Abneigung gegen ihren Gemahl wuchs, der ihr mehr einem Betbruder als einem königlichen Herrn zu gleichen schien. Raimund wollte offenbar die Zuneigung seiner schönen Nichte benutzen, um den König, der in schwächlicher Abhängigkeit von ihr stand, in Antiochia zu fesseln und für seine Pläne zu benutzen. Aber gerade die Vertraulichkeit des Fürsten mit der Königin ließ Ludwig an schleunigen Aufbruch denken. Als er der Königin von der Abreise sprach, geriet diese in die heftigste Leidenschaft; sie ließ sogar den Wunsch der Scheidung verlauten, indem sie auf ihre Verwandtschaft mit dem Könige hinwies, ein Ehehindernis, welches man bisher geflissentlich verhüllt hatte. Der König wußte sich in den Gedanken der Trennung nicht zu finden, aber er würde in seiner Schwäche sich doch vielleicht dem Willen Eleonorens gefügt haben, wenn ihm nicht die Schmach vergegenwärtigt wäre, welche Frankreich auf ihn häufen werde, wenn zu seinen anderen Verlusten im Orient auch noch der seiner Gemahlin käme. So brauchte er endlich Ernst, verließ mit der Königin und seinem ganzen Gefolge etwa im Anfange des Juni Antiochia und begab sich nach Tripolis.

Hier war alles damals in größter Bewegung. Der Graf Alfons Jordan von S. Gilles, der jüngere Sohn jenes Raimund, der unter den ersten Kreuzfahrern eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, war mit einem zahlreichen Gefolge in Akkon gelandet und dann sogleich nach Jerusalem aufgebrochen: aber auf dem Wege starb er plötzlich zu Caesarea, nach einer weit verbreiteten Meinung durch Gift. Ein Sohn des Grafen

Alfons besetzte darauf eine Burg in der Nähe von Tripolis, wurde aber hier auf Veranstaltung seines Vetters, des Grafen Raimund von Tripolis von den Türken überfallen und in Gefangenschaft geführt. Den Tod des Grafen Alfons und die Gefangenschaft seines Sohnes maß man dem Einfluß der Königin Melisende bei, und es mochte in ihrem Interesse liegen, König Ludwig in die schlimmen Angelegenheiten von Tripolis keinen tieferen Einblick gewinnen zu lassen. Der Patriarch von Jerusalem erschien hier sofort vor dem König, bemühte sich, ihn von Tripolis zu entfernen, und wußte auch ihn für das Unternehmen gegen Damaskus zu gewinnen. Nach kurzer Zeit verließ der König die Stadt und bezog ein Lager bei Tyrus; auch er war bereits lebhaft mit der Anwerbung eines neuen Heeres beschäftigt.

An einem Orte bei Akkon, Palma genannt, kamen dann die beiden Könige um Johannis (24. Juni) zusammen. Sie waren von allen ihren Großen begleitet; auch die Königin Melisende, der junge König Balduin, der Patriarch von Jerusalem und die anderen Bischöfe des Heiligen Landes mit den Meistern des Johanniter- und Templerordens waren zugegen. Der Kriegsplan gegen Damaskus wurde hier festgestellt; um die Mitte des Juli sollten die Heere sich bei Tiberias sammeln. Die Könige hofften, durch dieses Unternehmen alle erlittene Schmach in Vergessenheit zu bringen.

Am bestimmten Tage und an der bestimmten Stelle trafen die Heere zusammen; die Gesamtzahl derselben wird von morgenländischen Schriftstellern auf 50 000 Mann geschätzt. Sie zogen zunächst nordwärts gegen Paneas, wo noch einmal Kriegsrat gehalten wurde, dann unmittelbar auf Damaskus. Voran schritt der Patriarch mit dem heiligen Kreuze, dann das Heer von Jerusalem mit seinem Könige, ihm folgten die Franzosen, den Schluß bildeten die Deutschen. So kamen die drei Könige mit ihren Heeren am Sonnabend, den 24. Juli, in der Frühe vor der Stadt an.

Damaskus war nach der Abendseite, wo der Barrady reichlich die Ebene bewässert, weithin von großen, mit hohen Mauern eingefaßten, terrassenförmig sich erhebenden Gärten umgeben. Inmitten dieser Gärten entspann sich sogleich der Kampf und wurde besonders durch die Tapferkeit der Deutschen zugunsten der Christen entschieden. Am meisten zeichnete sich im Kampfe der alte König selbst aus; man erzählte, daß er mit *einem* Hiebe einem gepanzerten Sarazenen Kopf, Hals, die linke Schulter und den Arm vom Leibe getrennt habe. Weithin in der Welt kannte man die Wucht seines Schwertes; hier bei Damaskus hat er es unseres Wissens zum letzten Male geschwungen und kaum jemals mit festerer Faust. Es war die Sitte der deutschen Ritter, wenn sich der Kampf erhitzte, von den Rossen zu springen und zu Fuß mit blankem Schwert in den Feind zu dringen. Diese Kampfesart schien den Franzosen unritterlich, und sie liebten, sie zu verhöhnen; aber gerade sie scheint damals zu dem glänzenden Erfolge am meisten beigetragen zu haben.

Von allen Seiten flüchteten die Türken in die Stadt zurück; die Gärten waren den Christen preisgegeben, und diese schlugen hier in der Nähe des Flusses ihr Lager auf. Sie rechneten darauf, in höchstens vierzehn Tagen das Banner des Kreuzes auf den Mauern von Damaskus aufpflanzen zu können, und die Damaszener selbst gaben schon ihre Sache verloren. In der allgemeinen Verzweiflung behielt allein Anar, der tüchtige Vezir des ganz unfähigen Sultans, die Besonnenheit und wurde dadurch der Retter der Stadt. Durch religiöse Mittel wußte er den Mut der Moslems neu zu beleben, zugleich sandte er nach allen Seiten an die Glaubensgenossen Hilfegesuche und unterließ auch nicht, mit den Jerusalemiten, unter denen er zahlreiche Verbindungen hatte, heimlich Verhandlungen anzuknüpfen. Schon am folgenden Tage (25. Juli) wagten sich die Türken wieder vor die Stadt, behaupteten sich in einigen kleineren Gefechten und bezogen ein Lager gegenüber den Christen. Als in der nächsten Nacht dann die Städter Zuzug von ihren Glaubensgenossen in der Umgegend erhielten, rückten sie sogar gegen das christliche Lager in der Frühe vor (26. Juli), doch kam es zu keinem entscheidenden Kampfe. Am vierten Tage der Belagerung (27. Juli) zogen aufs neue die Türken in geschlossener Reihe gegen das Lager der Christen an; diese wichen aber jetzt geflissentlich dem Kampfe aus. Die Lage der Dinge hatte sich in wenigen Tagen völlig geändert.

Uneinigkeit und Verrat herrschten in den christlichen Heeren. Anar hatte den Jerusalemiten vorgestellt, daß er bei Fortsetzung des Kampfes die Stadt den Söhnen Zenkis, die nur wenige Tagemärsche von Damaskus mit bereiten Heeren standen, zu übergeben genötigt sein würde und auch Jerusalem dadurch in die größten Gefahren geraten müsse. Diese Vorstellungen wurden ohne Zweifel durch Geld unterstützt, wenigstens ist der Vorwurf der Bestechung gegen Balduin und die Templer schon in der nächsten Zeit unverhohlen ausgesprochen worden. Anar erreichte seinen Zweck: die Jerusalemiten beschlossen, von der Fortsetzung des Kampfes abzustehen. Wie die Sachen lagen, zeigte sich schon in dem Kriegsrat der in der nächsten Nacht gehalten wurde. Die Jerusalemiten drangen darauf, das Lager in den Gärten abzubrechen und die Belagerung an der südöstlichen Seite der Stadt zu beginnen, und setzten ihre Meinung durch. In der Frühe des 28. Juli wurde das Lager aufgehoben, und man zog nach der andern Stadtseite hinüber. Aber der erste Blick lehrte, daß Damaskus von dieser Seite uneinnehmbar sei und das Heer wegen Wassermangels hier auch nicht e i n e n Tag ausdauern könne. Was die Jerusalemiten beabsichtigt hatten, war klarer als das Sonnenlicht.

König Konrad, über den Verrat auf das Höchste empört, wollte sogleich mit seinem Heere aufbrechen. König Ludwig hätte gern länger vor Damaskus ausgeharrt; er rechnete noch immer auf irgendein ruhmwürdiges Unternehmen, und es ermutigte ihn der auch jetzt noch kampf=

schnaubende Gottfried von Langres. Das französische Heer war indessen weniger streitbegierig als der Bischof, und besonders fand er an einem Manne Widerstand, der damals eine sehr einflußreiche und eigentümliche Stellung einnahm. Es war der Graf Theoderich von Flandern, einer der ersten französischen Barone, aber von deutscher Abkunft[1] und wegen mancher in dieser Unglückszeit geleisteten Dienste dem König Konrad besonders wert, zugleich in Jerusalem eine der geachtetsten Persönlichkeiten, da er mit einer Stiefschwester König Balduins vermählt war.

Wenn Theoderich in dem Kriegsrat, der sofort nach dem Umzuge gehalten wurde, dem Bischof entschieden entgegentrat, so leitete ihn wohl nicht allein, wie berichtet wird, Sehnsucht nach der Heimat und den Seinen, sondern die Vermutung liegt nahe, daß er im Einverständnis mit den Jerusalemiten stand. Im Kriegsrat sagte er in deutscher Sprache zu König Konrad: unerträglich sei es, daß um eines unbesonnenen Priesters willen das ganze Heer aufgehalten werde; listig wußte er es hierauf dahin zu bringen, daß der Bischof mit einigen Rittern ausgeschickt wurde, um einen neuen Lagerplatz zu ermitteln, und während der Abwesenheit desselben stellte er dann König Ludwig vor, wie er schon aus Achtung vor Konrad sich den Wünschen desselben nicht widersetzen könne. Ludwig gab Theoderichs Vorstellungen Gehör, und noch an demselben Tage (28. Juli) traten die christlichen Heere den Rückzug von Damaskus an.

Auch dieses Unternehmen war schmählich gescheitert, und niemand konnte diesmal den treulosen Griechen die Schuld beimessen. Schon hier zeigte sich deutlich, wie den Lateinern im Orient trotz des heiligen Kreuzes, welches sie ihren Scharen vortrugen, die religiösen Interessen im Hintergrund standen, und bald sollte dies noch klarer hervortreten.

Die von den Königen geworbenen Heere waren ohne einen neuen Kampf nicht zusammenzuhalten, und auf dem Rückzuge faßte man deshalb bereits ein anderes Unternehmen in das Auge. Man wollte Askalon, welches noch immer unter der Herrschaft der Fatimiden stand und eine fortwährende Bedrohung der christlichen Herrschaften war, gemeinsam den Moslems entreißen. Es wurde der Tag bestimmt, an dem sich die Heere in Joppe von neuem sammeln sollten. Konrad und Ludwig stellten sich rechtzeitig ein; aber sie harrten acht Tage lang vergeblich auf das Heer von Jerusalem und sahen sich gezwungen, den Feldzug aufzugeben, ehe er noch angetreten war. Die Christen im Orient wollten offenbar mit ihren Glaubensbrüdern aus dem Abendlande nicht mehr gemeinsam handeln; sie bereuten, ihren Beistand beansprucht zu haben, und reichten lieber den Ungläubigen die Hand, ehe sie den neuen Ankömmlingen aus dem Okzidente Erfolge und Triumphe gönnten.

Auch das neugeworbene Heer Konrads war bereits wieder in der Auflösung begriffen. Überall begegneten dem Könige unmutige Mienen, und

[1] Vgl. oben S. 247. 248.

er selbst war enttäuscht und verbittert. So entschloß er sich, das Gelobte Land, wo sich ihm alles nur zum Fluch wandte, möglichst bald zu verlassen. Am 8. September schiffte er sich in Akkon ein; mit ihm die Herzöge von Bayern und Schwaben und einige geistliche Herren. Graf Welf war schon vor dem Zuge gegen Damaskus erkrankt und heimgekehrt; er hatte seinen Weg zur See und durch die Länder Rogers genommen, bei dem er die beste Aufnahme fand. Nichts hatte dagegen König Konrad mehr zu fürchten als ein Zusammentreffen mit dem Sizilier: auf den Rat des Fürsten Robert von Kapua beschloß er deshalb, seinen Weg nach der mazedonischen Küste zu nehmen und von dort den Landweg einzuschlagen. Als er aber zu Thessalonich landete, traf er dort Kaiser Manuel, der ihn und sein Gefolge dringend nach Konstantinopel einlud, um dort in Ruhe zu überwintern und sich zu erholen. König Konrad gab den Bitten seines Schwagers nach und nahm so zum dritten Male seinen Weg nach der Kaiserstadt, wo er dann bis zum Frühjahr verweilte.

Während dieser Zeit wurde der zwischen dem griechischen und deutschen Reiche schon lange bestehende Bund gegen Roger auf das festeste angezogen. Man verabredete einen gemeinsamen Feldzug für die nächste Zeit. Sobald Konrad zurückgekehrt, versprach er den Sizilier anzugreifen, welchen auch der Kaiser gleichzeitig mit Krieg überziehen sollte; nur schwere Krankheit oder drohender Verlust des Reichs wurden als Gründe des Aufschubs gelten gelassen, aber alle Verpflichtungen aufrecht behalten, sobald die Anstände beseitigt. Besonders wurde auch die Unterstützung der italienischen Seestädte in das Auge gefaßt; nach Venedig und Pisa sollten demnächst kaiserliche Gesandte abgehen, um dort Rüstungen zu betreiben. Es ist kein Zweifel, daß der Vertrag in den bindendsten Formen geschlossen wurde. Ein byzantinischer Schriftsteller berichtet, daß Konrad auch Besitzungen in Italien dem Kaiser zugesagt habe, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß für den Fall eines günstigen Ausgangs des Kriegs die Zurückgabe einzelner früherer griechischer Besitzungen in Italien an den Kaiser stipuliert wurde; wir wissen, wie sehr man am päpstlichen Hofe in Furcht schwebte, daß der Vertrag auch Rom beeinträchtigende Bedingungen in sich schließen könne. Wie weit die von Konrad den Griechen gemachten Zugeständnisse gingen, und wie weit sie bindende Kraft hatten, darüber fehlen freilich alle bestimmten Nachrichten. Zur Sicherung des Bundes schienen die bestehenden verwandtschaftlichen Verhältnisse noch nicht stark genug; auch die Vermählung des jungen Königs Heinrich mit einer Nichte des Kaisers wurde in Aussicht genommen und die weiteren Verhandlungen in der Sache dem von Roger vertriebenen Grafen Alexander von Gravina, einer Vertrauensperson beider Höfe, übertragen.

Beim Herannahen des Frühjahrs verließ Konrads Neffe, Herzog Friedrich, Konstantinopel. Er nahm seinen Weg durch Thrazien, das Bulgarenland und Ungarn, wie er gekommen war; ohne sonderliche Fähr-

lichkeiten gelangte er im Monat April in die schwäbische Heimat. Wenig später verabschiedete sich auch König Konrad von dem Kaiser. Mit einem nicht geringen Gefolge, in welchem sich Herzog Heinrich von Bayern, Markgraf Hermann von Baden, Markgraf Wilhelm von Montferrat, Bischof Ortlieb aus Basel und der Kanzler Arnold befanden, brach er auf; er scheint auf dem Landwege bis Durazzo gezogen zu sein und sich dort nach Italien eingeschifft zu haben. Um den 1. Mai landete er in seinem Reiche bei Aquileja. Seine Absicht war, sofort in Italien ein Heer zu rüsten, um den Krieg gegen Roger zu beginnen; Herzog Friedrich sollte ohne Zweifel indessen alle Kriegskräfte, die in den deutschen Ländern aufzubringen waren, sammeln und ihm zuführen. War das Glück jetzt mit seinen Waffen, so konnte er nach Deutschland mindestens ohne das Gefühl der Schmach zurückkehren, welches nur allzu sehr ihn bedrückte. Er verlangte zunächst mehr nach einem neuen Kampfplatze als nach der deutschen Heimat.

Auch König Ludwig trug wenig Verlangen, sich wieder der Heimat zu zeigen, obwohl ihn Abt Suger wiederholt auf das dringendste zur Rückkehr mahnte und auch sein Heer sich bereits völlig wieder aufgelöst hatte. Die meisten französischen Herren, auch der Bruder des Königs, waren schon früher heimgekehrt, und manche unter ihnen suchten die Abwesenheit des Königs zu benutzen, um neue Wirren in Frankreich hervorzurufen. Erst nach Ostern 1149 verließ Ludwig das gelobte Land, mit ihm wohl auch der päpstliche Legat Dietwin, während Kardinal Guido im Orient zurückblieb. Einst hatte Ludwig geschrieben: nie werde er nach Frankreich heimkehren, wenn er nicht zum Ruhme Gottes Großes vollführt habe; er hatte das vorschnelle Wort zu bereuen, denn noch tiefer gedemütigt als Konrad sollte er wieder unter sein Volk treten. Die Schuld seiner Leiden maß er, wie wir wissen, vor allem den treulosen und ketzerischen Griechen bei, und als ein ebenso erbitterter Feind des griechischen Kaisers kehrte er heim wie Konrad als dessen engster Bundesfreund. Die beiden Könige waren zusammen ausgezogen, eines Herzens, eines Sinnes, zu einem großen Unternehmen, in gleichem Glaubenseifer; sie kehrten nicht nur auf verschiedenen Wegen zurück, sondern auch in allen ihren Ansichten getrennt, durch die Politik in verschiedene Kriegslager getrieben, durch die kirchlichen Interessen kaum noch zusammengehalten.

Aus Besorgnis vor den Griechen nahm Ludwig den unmittelbaren Seeweg von der syrischen an die italienische Küste; aber es fehlte nicht viel, so wäre er doch in die Hände der Griechen gefallen; nur die Flotte Rogers rettete ihn. Am 29. Juli landete er an der Küste Kalabriens. Indessen war das Schiff, welches seine Gemahlin führte, nach Palermo verschlagen worden, und er mußte längere Zeit warten, ehe er wieder mit ihr zusammentreffen konnte. Im Anfange des Oktober hatte er mit Roger zu Potenza eine persönliche Zusammenkunft. Sie schieden in herzlicher

Freundschaft. Keine Frage ist, daß Ludwig damals dem Sizilier Aussichten auf Beistand in seinen Bedrängnissen eröffnete; nur darüber bleiben wir im Ungewissen, wie bindende Verpflichtungen er gegen Roger einging.

Das traurige Ergebnis jenes Kreuzzugs, der vom Papst und dem heiligen Bernhard als ein großes Gotteswerk verkündigt war, beschloß sich nicht allein in dem Verlust unzähliger Menschenleben ohne irgendeinen Gewinn für die lateinische Kirche im Orient; nicht minder schwer fiel in das Gewicht, daß die einzigen Autoritäten, welche die gespaltene und verworrene abendländische Welt noch zusammenzuhalten schienen, tief herabgedrückt waren und der Kreuzzug selbst einen Bruch zwischen den beiden ersten Königen der römisch-katholischen Christenheit herbeigeführt hatte, von dem man die verderblichsten Folgen befürchten mußte.

14. Der Kreuzzug gegen die Wenden und seine Folgen

Die Kreuzfahrer im Wendenlande

Lange zuvor, ehe die Reste der königlichen Heere aus dem Orient zurückkehrten, war die Kreuzfahrt im Wendenlande beendet worden. Auch durch sie waren die hochgespannten Erwartungen nicht befriedigt worden, und die Zeitgenossen haben auch sie als ein verfehltes Unternehmen bezeichnet; dennoch ist sie für die Befestigung der deutschen Herrschaft und der christlichen Kirche im Wendenlande von nicht geringer Bedeutung gewesen.

Alles, was hier in den Tagen Lothars erreicht, war allerdings während der inneren Kämpfe Sachsens nach dem Tode des Kaisers wieder in Frage gestellt worden[1]. Heinrich der Stolze und Albrecht der Bär hatten, in ihrer ganzen Stellung bedroht, die Wenden sich selbst überlassen müssen. Dennoch wurde das Verlorene bald wieder gewonnen, die deutsche Herrschaft in ihrem früheren Bestande hergestellt. Man verdankte dies vor allem der Tätigkeit des Grafen Adolf von Holstein. Nachdem dieser noch eine Zeitlang mit dem tapferen Heinrich von Badwide in Streit gelegen, hatten sie sich endlich im Jahre 1142 friedlich auseinander gesetzt; Heinrich war mit Ratzeburg und dem Polaberlande[2] entschädigt worden. Indessen hatte Adolf ganz Wagrien wiedergewonnen; Fürst Pribislaw, einst der hitzigste Feind der deutschen Herrschaft, hatte den Kampf und das Regiment aufgegeben und sich in die Gegend von Oldenburg zurückgezogen, wo er im Schutz des Grafen Adolf ein stilles Dasein führte.

Um Wagrien, den Boden immer neuer Aufstände, besser für die Folge zu sichern, stellte Adolf nicht nur die zerstörte Feste Segeberg her, sondern begann auch das verödete Land mit deutschen Kolonisten zu besetzen. Holsteiner und Stormarn ließen sich in den westlich von Segeberg belegenen Gegenden an der oberen Trave nieder. In die östlichen Striche bis zum Meere hin wurden Bauern aus Westfalen, Holland und Friesland geführt: die Westfalen besetzten das Darguner Land[3], die Holländer

[1] Vgl. oben S. 370—373.
[2] Im Wesentlichen das spätere Herzogtum Lauenburg.
[3] Die Gegend um Ahrensboek.

nördlich davon die Gegend um Eutin, die Friesen östlich das Land Süssel bis an die See. Das Plönerland blieb unbebaut; in den von dort nördlich bis zur See sich ausbreitenden Strichen um Lützenburg und Oldenburg wohnten zinspflichtige Wenden. Auch eine deutsche Stadt legte Adolf in Wagrien an. Nicht weit von der Stelle des alten, seit Jahren zerstörten[1] Wendenortes Lübeck ließ er sie auf einem geräumigen, von den Flüssen Trave und Wecknitz eingeschlossenen Werder erbauen; der Name Lübeck ging auf die neue Stadt über, welche, durch die unmittelbare Nähe eines guten Hafens begünstigt, schnell emporkam.

Unter Adolfs Schutz lebte auch die Mission in Wagrien wieder auf. Vicelin und seine Genossen in Neumünster stellten die zerstörten Kirchen her und bildeten neue Gemeinden, die sie mit Priestern versahen. Da der Wiederaufbau des Klosters bei Segeberg Bedenken erregte, errichteten sie in einiger Entfernung auf der andern Seite der Trave an einem Orte, wendisch Cuzalina, deutsch Högersdorf genannt, ihren neuen Konvent.

Nicht wenig zur Förderung der Kolonien und der Mission hatte beigetragen, daß sich Adolf mit dem Abodritenfürsten Niklot in das beste Vernehmen zu setzen wußte. Durch große Geschenke gewonnen, war Niklot aus einem bald offenen, bald versteckten Widersacher der Deutschen ein guter Nachbar derselben geworden und hatte mit Adolf ein förmliches Freundschaftsbündnis geschlossen. Wie aber ließ sich Freundschaft zwischen den Sachsen und Wenden erhalten, wenn sich jene durch die Kreuznahme zur Ausrottung des Glaubens oder des ganzen Geschlechts der Wenden verpflichteten? Sobald Niklot von den Rüstungen der Kreuzfahrer und ihren Absichten erfuhr, traf er seine Anstalten zur Gegenwehr. Er begann am nordöstlichen Ende des Schweriner Sees die starke Feste Dobin herzustellen, sammelte ein Heer und rüstete eine Flotte. Gern hätte er dennoch an dem Bündnis mit Adolf festgehalten, aber dieser glaubte selbst, es lösen zu müssen, um sich nicht bei seinen Landsleuten verdächtig zu machen. Der Graf verhehlte sich freilich nicht, was nun ihm und den Seinen von den Wenden drohte. Er warnte die deutschen Kolonisten vor einem Überfall — aber schon war es zu spät.

Niklot hatte sich mit zahlreichem Gefolge eingeschifft und segelte über die See bis zur Travemündung. Am Morgen des 26. Juni 1147 überfiel er Lübeck; die im Hafen liegenden Schiffe wurden mit ihren Waren verbrannt, mehr als dreihundert Männer bei ihnen erschlagen, die Burg der Stadt belagert und zwei Tage bestürmt. Inzwischen jagten zwei wendische Reiterschwärme durch das Land bis Segeberg hin und verwüsteten die Felder der deutschen Kolonisten. Nur Eutin wurde durch seine feste Lage geschützt, und in Süssel leistete eine kleine Schar tapferer Friesen den Wenden herzhafte Gegenwehr, bis diese auf die Nachricht, daß Adolf mit

[1] Vgl. oben S. 371.

einem starken Heere anrücke, den Rückzug antraten und zu ihren Schiffen zurückeilten. Eine große Beute und viele Gefangene brachte Niklot über die See in sein Land zurück. So hatten die Wenden selbst den Krieg begonnen, und der Anfang desselben war beklagenswert genug für die Deutschen. Alles, was in den letzten Jahren gewonnen, war vernichtet oder doch in seiner Entwickelung gehemmt worden.

Der Auszug der Kreuzfahrer war auf den 29. Juni bestimmt gewesen; das ganze Heer sollte sich dann bei Magdeburg sammeln. Aber nach gewohnter Weise waren viele so säumig, daß die Scharen, welche sich um den jungen Sachsenherzog, um Herzog Konrad von Zähringen, Erzbischof Adalbero von Bremen, den Dompropst Hartwich von Stade und Bischof Thietmar von Verden an der Elbe gesammelt hatten, endlich nicht länger warten wollten; sie brannten darauf, Niklot die Rache der Deutschen fühlen zu lassen. Um die Mitte des Juli gingen sie, angeblich 40 000 Mann, über die untere Elbe und rückten unaufhaltsam bis vor Dobin. Diese Burg war von einem starken wendischen Heere besetzt und mußte von den Kreuzfahrern belagert werden.

Die Deutschen fanden bei der Belagerung Dobins bald eine unerwartete Unterstützung. Auch die Dänen hatte die Kreuzzugsbegeisterung ergriffen, und an der Fahrt gegen die Wenden beteiligten sie sich um so lieber, als sie in der letzten Zeit von ihnen viel Schlimmes erlitten hatten. Seit die Wenden den deutschen Waffen sich nicht mehr gewachsen fühlten, hatten sie sich noch mehr als früher auf den Seeraub gelegt und besonders die dänischen Küsten unaufhörlich verheert. So stark war deshalb der Haß in Dänemark gegen die Wenden, daß man darüber sogar den inneren Krieg vergaß, der sich abermals um die Krone entzündet hatte. Erich Lamm war am 27. August 1146 gestorben und gleich nach seinem Tode Sven, Erich Emunds Sohn, und Knud, der Sohn des im Jahre 1134 erschlagenen Magnus, in Streit um die Herrschaft geraten. Aber beide ließen jetzt ihren Streit ungeschlichtet ruhen und rüsteten vereint eine große Flotte gegen die Wenden aus; die Bemannung derselben wird — gewiß nicht ohne Übertreibung — auf 100 000 Mann angegeben. Nachdem die Flotte an der wendischen Küste gelandet war, ließen die Dänen ihre Schiffe zurück und zogen gegen Dobin, wo sie zur Umschließung der Burg sich mit den Deutschen verbanden.

Trotz der Übermacht der Feinde verzagte Niklot nicht, und bald wußte er sich mindestens der Dänen zu entledigen. Er machte einen glücklichen Ausfall gegen ihre Scharen, denen die Deutschen nicht rechtzeitig zur Hilfe kommen konnten. Zahlreiche Dänen gerieten in die Gefangenschaft der Abodriten und wurden nach Dobin geschleppt. Schlimmeres noch begegnete der zurückgelassenen Flotte der Dänen, die von den mit Niklot verbündeten Ranen überfallen und großenteils zerstört wurde (31. Juli). Als die Dänen vor Dobin von diesem Unheil hörten, kehrten sie eilends an

die See zurück, nötigten die Ranen zum Abzug und retteten so von ihren Schiffen, was noch zu retten war. Ohne Zögern fuhren sie dann wieder in die Heimat zurück, wo der Thronstreit alsbald von neuem entbrannte.

Die Deutschen setzten die Belagerung Dobins fort, aber ohne rechten Ernst. Die sächsischen Herren kamen nach kurzer Zeit zu der Einsicht, daß es kaum in ihrem Interesse läge, ein Land zu verheeren, welches sie als ihr Steuergut ansahen, und ein Volk auszurotten, über welches sich ihre Herrschaft mehr und mehr auszudehnen begann. Wiederholentlich wurde Waffenstillstand und endlich ein Friede geschlossen, in welchem sich die Wenden verpflichteten, die gefangenen Dänen auszuliefern und dem Götzendienst zu entsagen. Damit glaubte man dem Papste und den dänischen Bundesgenossen genügt zu haben. Freilich wurden von den Wenden diese Verpflichtungen schlecht erfüllt; weder erfolgte die vollständige Auslieferung der Gefangenen, noch hörte die Abgötterei bei den Abodriten auf, wenn sie sich auch zum Scheine mit dem Taufwasser besprengen ließen. Wichtiger war, daß Niklot in seine frühere Abhängigkeit von dem sächsischen Herzoge zurückkehrte und ihm fortan regelmäßig Tribut zahlte. Auch sein früheres Freundschaftsverhältnis mit Graf Adolf erneuerte der Abodrite, fortan mehr ein Bundesfreund der Deutschen als ihr Gegner. So war mindestens für die Befestigung der deutschen Herrschaft im Abodritenlande dieser Zug nicht ohne Erfolg gewesen.

Inzwischen hatte sich um den 1. August auch das Hauptheer der Kreuzfahrer bei Magdeburg gesammelt. Bei demselben befanden sich der Legat des Papstes Bischof Anselm von Havelberg, Erzbischof Friedrich von Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt, Merseburg, Brandenburg und Münster, Abt Wibald von Korvei, Markgraf Konrad von Meißen, Markgraf Albrecht der Bär mit seinen Söhnen Otto und Hermann, Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg und Pfalzgraf Hermann bei Rhein. Auf 60 000 Krieger wurde das deutsche Heer geschätzt. Zu demselben stießen noch die mährischen Herzöge Otto, Svantopulk und Wratislaw mit Bischof Heinrich von Olmütz. Auch einer der Brüder des Polenherzogs Boleslaw zog mit etwa 20 000 Mann dem deutschen Heere zu, während Boleslaw selbst mit großer Kriegsmacht zur Ausrottung der heidnischen Preußen ausgerückt war und auf diesem Kriegszuge bei den Russen Unterstützung fand; denn auch sie waren, obwohl sie außerhalb der römischen Kirche standen, in die große Kreuzzugsbewegung hineingezogen worden.

Der Angriff des deutschen Heeres, wohl des stattlichsten, welches je im Wendenlande erschienen war, sollte sich besonders gegen die heidnischen Liutizen richten. Als es über die Elbe gekommen war, machte es zuerst in Havelberg Rast; dann stürmte es unter großen Verheerungen in das feindliche Land hinein. Alle Ortschaften, auf welche man stieß, wurden niedergebrannt. Dieses Schicksal traf auch Malchow unweit des Müritz-

sees und den bei der Stadt belegenen Götzentempel. Die Wenden verkrochen sich scheu in ihre Wälder und Sümpfe; einem Widerstand scheint das Kreuzfahrerheer kaum begegnet zu sein, bis es vor die Burg Demmin kam, welche wieder in den Händen der Liutizen gewesen sein muß[1]. Demmin wurde von den Kreuzfahrern belagert. Über den Ausgang der Belagerung und des Zugs gegen die Liutizen erfahren wir nichts. Vielleicht daß auch sie sich zur Annahme des Christentums verpflichteten; taten sie es, so hielten sie ihr Versprechen noch weniger als die Abodriten.

Auch vor Stettin erschienen dann die Kreuzfahrer. Aber als die Pommern Kreuze auf ihre Wälle stellten und Bischof Adalbert, der Schüler des heiligen Otto, sich in das Lager der Feinde begab und den deutschen Bischöfen vorstellte, daß die Waffen das ungeeignetste Mittel seien, um das Werk Ottos im Pommernlande zu fördern, machten seine Vorstellungen Eindruck. Es kam zu friedlichen Verhandlungen zwischen dem Pommernherzog Ratibor und den Kreuzfahrern, bei denen jener ohne Zweifel versprochen haben wird, sich der christlichen Sache fortan mit allem Ernste anzunehmen. Das Kreuzheer verließ alsbald Stettin und das Wendenland; schon im Anfange des September scheint es wieder über die Elbe zurückgekehrt zu sein[2].

In wenigen Wochen hatten sich die Fürsten der Pflichten, welche sie mit dem Kreuze übernommen, auf ihre Weise erledigt. Glänzende Taten hatten sie nicht vollführt, und viel fehlte daran, daß sie das ganze Wendenland dem Christentum gewonnen hätten. Aber einen nicht geringen Schrecken hatten sie doch mit ihrer Heeresmacht unter den Wenden verbreitet. Dies zeigte sich wie in des Abodriten Niklot so in Herzog Ratibors Verhalten nach dem Zuge. Im Sommer 1148 kam der Pommernherzog selbst nach Havelberg und besprach sich mit den sächsischen Fürsten; er bekannte sich hier, nachdem er schon früher von Otto die Taufe empfangen hatte, mit aller Entschiedenheit zum katholischen Glauben und gelobte, für die Ausbreitung der christlichen Kirche mit allen seinen Kräften einzustehen.

Ratibor hat sein Wort gehalten. Mit seiner Gemahlin Pribislawa gründete er alsbald einen Konvent der Prämonstratenser in Grobe auf der Insel Usedom und stattete ihn reichlich aus. Auch für die Benediktiner gründete er ein Kloster zu Stolpe an der Peene. Hier war einst Fürst Wratislaw, der Freund des heiligen Otto, erschlagen worden[3], und zur Sühne jener Freveltat wurde das neue Kloster errichtet, welches seine ersten Mönche aus Kloster Bergen bei Magdeburg erhielt. Nicht ohne Wichtigkeit war es auch für die Konsolidierung der kirchlichen Verhältnisse Pommerns, daß sich im Kreuzzuge zwischen den sächsischen Fürsten

[1] Vgl. oben S. 356.
[2] Wibald war, wie wir wissen, schon am 8. September wieder in Korvei.
[3] Vgl. oben S. 359. 360.

und den Polen ein befreundetes Verhältnis entwickelt hatte. Infolge davon hatten bereits am 6. Januar 1148 Erzbischof Friedrich von Magdeburg, Markgraf Albrecht und andere sächsische Herren zu Kruschwitz bei Bromberg mit den Polenherzögen Boleslaw und Mesco eine Zusammenkunft gehabt: Markgraf Albrecht hatte damals seinen ältesten Sohn Otto mit Judith, einer Schwester der polnischen Herzöge, verlobt.

Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär

Der junge Heinrich der Löwe, der Enkel Kaiser Lothars, hatte sich im Kreuzzuge gegen die Abodriten zuerst in kriegerischen Taten versucht, und keiner der sächsischen Fürsten trug aus dem Unternehmen größeren Gewinn davon. Wenn auch die Abodriten nach wie vor ihren Götzen opferten und den Seeraub gegen die Dänen fortsetzten, so zahlten sie ihm doch Tribut, und Niklot beugte sich vor ihm als seinem Herrn. Die Verbindungen, in welche der Krieg den jungen Herzog mit vielen tapferen sächsischen Herren gebracht hatte, benutzte er dann sogleich zu einer neuen Erwerbung. Im Sommer 1148 führte er ein großes Heer, bei welchem sich der Erzbischof von Bremen, der Dompropst Hartwich, Markgraf Albrecht, die Grafen Adolf von Holstein und Heinrich von Badwide befanden, gegen die Dithmarsen, um den Tod des Grafen Rudolf von Stade an ihnen zu rächen[1]. Das Unternehmen glückte, und Herzog Heinrich behielt das Land der Dithmarsen in der Hand; er sah es als ein Zubehör der Stader Erbschaft an, die er sich bereits gesichert hatte.

Aber der Zug gegen die Dithmarsen hatte traurige Folgen für die Holsteiner Grafen. Ein angesehener, kriegslustiger und kriegskundiger Dithmarse, Etheler mit Namen, hatte flüchtig die Heimat verlassen müssen und sich nach Dänemark gewendet; hier warf er sich in den Thronstreit, welcher das Land bewegte, und wurde einer der hitzigsten Vorkämpfer für Sven, während Graf Adolf für Knud, dem besonders Schleswig und Jütland anhing, Partei ergriffen hatte. Svens Sache gewann jedoch alsbald auch in Schleswig das Übergewicht, und nun griff Etheler Holstein an, um sich an Adolf zu rächen und sein Land dem dänischen Könige zu gewinnen. Da zugleich Sven selbst Wagrien überfiel und hier alles mit Feuer und Schwert verwüstete, wurde Adolfs Lage eine höchst gefahrvolle. In der Not schwankte die Treue der Seinen; bald war er genötigt, das Land zu verlassen und beim Herzog Beistand zu suchen. Aber die kräftige Hilfe des Herzogs stellte schnell die Autorität des Grafen in Holstein her; dieser kehrte nicht allein zurück, sondern konnte auch nach kurzer Frist ein Heer gegen Schleswig führen, bei welcher Stadt Sven und Etheler lagerten. Da zugleich auch Knud mit Streitkräften anrückte,

[1] Vgl. oben S. 399.

geriet Sven in nicht geringe Bedrängnis, aus welcher ihn nur die listigen Anschläge des Dithmarsen retteten. Graf Adolf zog sein Heer an die Eider zurück, wurde aber hier von Etheler und den Dänen überfallen. Mit rühmlicher Tapferkeit bestand er gegen sie den Kampf; Etheler selbst fand in dem heißen Streite den Tod. Aber obwohl Knud in ihm seinen furchtbarsten Gegner verlor, konnte er sich doch in Dänemark nicht behaupten. Flüchtig kam er alsbald nach Bremen und suchte hier eine Zufluchtsstätte (1150). Sven, in der Herrschaft gesichert, schloß um dieselbe Zeit Frieden mit dem Grafen Adolf, der nun endlich Ruhe gewann, so daß er die Ordnung in Holstein herstellen und die Kolonisation Wagriens aufnehmen konnte: das schöne Werk des Grafen nahm jetzt den besten Fortgang.

Indessen war Erzbischof Adalbero von Bremen am 25. August 1148 gestorben. Seine lange Amtsführung war nur reich an Enttäuschungen gewesen. Unablässig hatte er sich bemüht, die Legation Bremens im Norden herzustellen, aber gerade in seiner Zeit hatte das Erzbistum Lund festen Bestand gewonnen, und alle skandinavischen Bistümer waren der neuen Metropole des Nordens unterworfen worden. Auch alle Bemühungen des eifrigen Vicelin, in dem wendischen Teil der Bremer Kirchenprovinz kirchliche Ordnungen zu erneuern, hatten bisher zu nicht viel mehr geführt, als daß einzelne Missionsstationen in dem Lande der Wagrier errichtet waren. In Wahrheit hatte Bremen damals keinen einzigen Suffraganen; der erzbischöfliche Name war fast zu einem leeren Titel herabgesunken. Auch die Hoffnung, welche sich Adalbero in seiner letzten Lebenszeit eröffnete, durch die Stader Erbschaft die weltliche Macht seines Erzstifts zu erhöhen, war schmählich gescheitert; der junge Herzog hatte die Erbschaft an sich gebracht und dadurch einen Machtzuwachs gewonnen, der ihn der Bremer Kirche gefährlicher machte, als es jemals die Billinger gewesen waren.

Auf die damalige Lage der Bremer Kirche wendet Abt Wibald die Worte des Jeremias an: „Sie, die früher eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, ist nun wie eine Witwe und muß dienen[1].“ Man dachte damals daran, diesen vielgewandten und am königlichen Hofe so angesehenen Abt selbst auf den erzbischöflichen Stuhl von Bremen zu erheben, aber so begehrlich dieser sonst war, mag es doch aufrichtig gewesen sein, wenn er versicherte, daß er nicht die Kraft in sich spüre, eine so schwere Last zu tragen. Die Wahl fiel auf den Dompropst Hartwich von Stade, und Wibald selbst billigte diese Wahl als die einzige, durch welche dem Erzstifte aufgeholfen werden könne. Allerdings mußte sie dem Herzoge im höchsten Grade mißfällig sein; denn auf eine willfährige Gesinnung konnte er bei dem Manne nimmermehr rechnen, dem er die Besitzungen seiner Vorfahren entrissen hatte. Auch Hartwich konnte

[1] Klagelieder 1, 1.

sich nicht verhehlen, daß ihm mancher Strauß mit dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Jüngling bevorstand, aber er fühlte etwas in sich von der Mannhaftigkeit seiner Ahnen und wich dem Kampfe nicht aus. Vor allem beseelte ihn das brennende Verlangen, sein Erzstift wieder auf die frühere Höhe zu erheben, der verwaisten Mutterkirche wieder Töchter zu geben, und zunächst forderte ihn die Lage der wendischen Länder auf, die Herstellung der dort untergegangenen Bistümer zu betreiben.

Im Anfange des Jahres 1149 begab sich Hartwich in Gemeinschaft mit Bischof Anselm von Havelberg nach Italien zum Papste. Seine nächste Absicht war, sich das Pallium zu holen, aber zugleich hoffte er auch, seiner Kirche die alten Gerechtsame wiederzugewinnen. Seine Bemühungen, die Legation in ihrem alten Umfange herzustellen, mußten völlig scheitern, da man in der Kurie so wenig daran dachte, das frühere Kirchensystem im Norden zu erneuern, daß man vielmehr alsbald einen Versuch machte, neben dem Erzbistum Lund noch besondere Erzbistümer für Norwegen und Schweden zu errichten, also das Kirchentum des Nordens mehr und mehr zu dezentralisieren. Dagegen scheint Hartwich wegen der Herstellung der wendischen Bistümer günstigere Aussichten gewonnen zu haben. Denn schon hatte der Papst selbst diese in das Auge gefaßt und den Kardinal Guido, den er im September 1148 nach Polen sandte, um die Zurückführung des verbannten Polenherzogs zu erwirken, auch mit der Errichtung von Bistümern im Wendenlande beauftragt. Der Kardinal fand in Polen so hartnäckigen Widerstand, daß er über das ganze Land das Interdikt aussprach. Als seine Anwesenheit dort keinen Erfolg mehr versprach, begab er sich im Juni 1149 nach Sachsen, um die kirchlichen Verhältnisse des Wendenlandes zu ordnen.

Der Kardinal verhandelte mit Herzog Heinrich; die Zusammenkunft erfolgte, wie es scheint, in Königslutter. Erzbischof Hartwich und Bischof Anselm waren von ihrer italienischen Reise noch nicht zurückgekehrt; Abt Wibald, der an den Verhandlungen teilzunehmen vom Kardinal aufgefordert war, entschuldigte sein Ausbleiben. Was der Legat in betreff der neuen Bistümer bestimmt hat, wissen wir nicht; es scheint aber, als sei dem Herzoge auf die Einrichtung derselben ein großer Einfluß eingeräumt worden. Aber welche Bestimmungen der Legat auch traf, sie blieben zunächst ohne Bedeutung, da Erzbischof Hartwich, auf die alten Privilegien Bremens gestützt, nach seiner Rückkehr selbständig, ohne den Herzog oder den Grafen Adolf nur zu befragen, die Herstellung der wendischen Kirche angriff. Seine Absicht war, die Bistümer von Oldenburg, Mecklenburg und Ratzeburg in derselben Weise herzustellen, wie sie unter Erzbischof Adalbert bestanden hatten, und am 11. Oktober 1149 ordinierte er im Kloster Rosenfeld den alten Vicelin zum Bischof von Oldenburg und einen gewissen Emmehard zum Bischof von Mecklenburg. Jenem wurde Wagrien, diesem das Abodritenland als Sprengel zugewiesen, und beide

begaben sich dann in ihre Diözesen. Aber sie fanden dort keine Kirchen, keine Priester, keine Stelle, wo sie ihren Bischofsstuhl aufschlagen konnten: nicht einmal der dürftigste Unterhalt wurde ihnen gewährt. Sie meinten in das Land des Elends, in die Sitze des Satans und aller unreinen Geister gekommen zu sein.

Die traurige Lage der neuen Bischöfe rührte besonders daher, daß Herzog Heinrich ihnen jede Anerkennung versagte; die Zehnten, welche der Kirche gebührten, erhoben er und seine Vasallen im Wendenlande. Vicelin wandte sich deshalb mit Beschwerden an den Herzog, aber er wurde hart angelassen, daß er ohne Wissen desselben das Bistum übernommen habe. „Mir stand es zu", sagte der Herzog, „diese Sachen zu ordnen in einem Lande, welches meine Väter durch Gottes Gnade erobert und mir als Erbe hinterlassen haben." Nur dann versprach er seine Gunst dem Bischofe zuzuwenden, wenn er aus seiner Hand die bischöfliche Investitur empfangen würde. Heinrich von Witha, ein Vicelin befreundeter Vasall des Herzogs, riet ihm, sich einem Willen zu fügen, dem er doch nicht widerstreben könne; denn kein Kaiser oder Erzbischof werde ihm gegen den Herzog, dem Gott einmal das ganze Land untergeben habe, zu helfen vermögen. Aber die bischöfliche Investitur durch den Herzog schien im Widerspruche mit den Kirchengesetzen und war mindestens so ungewöhnlich, daß Vicelin sich nicht dazu entschließen konnte. Er kehrte nach Neumünster zurück, wo er, alt, krank, verlassen, traurige Tage verlebte. Hartwich und die Bremer suchten ihn im Widerstande gegen die Forderung des Herzogs zu erhalten, aber bereitwillige Unterstützung fand er auch weder bei ihnen noch bei seinem alten Freunde, dem Grafen von Holstein, welcher die Abneigung des Herzogs gegen die neuen Bistümer teilte. So konnte Vicelin nicht mehr tun, als ab und zu eine Missionsreise in seinen Sprengel unternehmen und einzelne dürftige Kapellen bauen. Noch weniger scheint Bischof Emmehard in seinem Sprengel erreicht zu haben, wenn er überhaupt je längeren Aufenthalt in demselben nahm. Von Bekehrungen der Wenden war wenig zu sagen.

Vicelins Lage wurde auf die Dauer unerträglich, und so entschloß er sich endlich doch, nach Lüneburg zu gehen, um sich dem Willen des Herzogs zu fügen. Mit dem Zepter wie die anderen Bischöfe vom Könige empfing er aus der Hand des Herzogs sein Bistum, und zugleich verlieh ihm dieser das Dorf Buzoe auf einem Werder im Plöner See, welches schon früher zum Bistum Oldenburg gehört hatte. Graf Adolf willigte in die Abtretung des Dorfes, welches in seinem Besitz war, und überließ dem frommen Manne auch die Hälfte der Zehnten, welche er bis dahin aus Wagrien erhoben hatte. So trat Vicelin nun wenigstens in einen Teil seiner bischöflichen Rechte ein, was Emmehard nie geglückt zu sein scheint.

Alle diese Vorgänge zeigten, wie gesunken die Macht des Bremer Erzbistums im Wendenlande war, und wie alle Gewalt sich hier bereits in der Hand des Herzogs vereinigte. Es konnte auch nur als ein Zuwachs derselben erscheinen, wenn um diese Zeit Niklot, sein Vasall, sich die liutizischen Stämme der Kizzinen und Zirzipaner unterwarf und so seine Herrschaft bis zur Peene ausdehnte. Es war eine wichtige, freilich nicht beabsichtigte Folge des Kreuzzuges im Wendenlande, daß der junge welfische Fürst in den Gegenden an der Ostsee eine gleich gebietende Stellung gewann, wie sie einst sein Großvater Kaiser Lothar hier besessen hatte.

Aber zu derselben Zeit fiel auch seinem bedeutendsten Gegner, Markgraf Albrecht, eine Erbschaft zu, welche ihm lange in Aussicht stand und seine Macht im Wendenlande wesentlich stärkte. Schon seit Jahren nannte er sich Markgraf von Brandenburg[1], und es muß deshalb auch wohl längst die Burg der Stadt in seinen Händen gewesen sein. Das christenfreundliche Herrscherpaar, Pribislaw und Petrussa, werden inmitten des heidnischen Volkes den Schutz der Deutschen bedurft haben. Im Jahre 1150 starb Pribislaw, und seine Gemahlin verheimlichte den Tod solange, bis Albrecht selbst von der Erbschaft Besitz nehmen konnte. Nach drei Tagen erschien der Markgraf mit einem Heere und besetzte die Stadt mit dem ganzen Lande, ohne auf Widerstand zu stoßen. Diejenigen, deren Haß gegen die Deutschen und das Christentum er besonders zu fürchten hatte, vertrieb er aus Brandenburg und übergab die Stadt deutschen und slawischen Männern, auf deren Treue er sich verlassen zu können glaubte.

Brandenburg schien so dem Christentume völlig wiedergewonnen. Schon kurz vor seinem Tode hatte Pribislaw auf den Rat des Bischofs Wigger Prämonstratenser von Leitzkau nach Brandenburg kommen lassen und ihnen eine dem heiligen Godehard geweihte Kirche in der Vorstadt Parduin übergeben. Jetzt fanden die Prämonstratenser unter Albrechts Schutz Raum zu weiterer Tätigkeit, aber den Sitz des Bistums nach Brandenburg zurückzuverlegen, nahm Wigger doch noch Anstand. Er blieb mit seinem Kapitel in Leitzkau, wo er die neue Marienkirche damals baute, die am 8. September 1155 eingeweiht wurde, und in welcher er sich selbst die Grabstätte erwählt hatte[2]. Er befürchtete wohl, daß Brandenburg Albrecht noch nicht hinreichend gesichert sei, und die Folge zeigte, daß dies in der Tat nicht der Fall war.

Während der Brandenburger Bischof in Leitzkau weilte, war Anselm von Havelberg, dem bereits seit Jahren sein Bischofssitz offenstand, dort

[1] Schon seit 1136 kommt der Titel vereinzelt vor, dann aber häufig vom Jahre 1144 an. Vgl. oben S. 360.

[2] Wigger starb am 31. Dezember 1160. Sein Nachfolger Wilmar, bis dahin Propst in Leitzkau, übertrug schon 1161 die Rechte des Domkapitels dem St. Godehardsstift und verlegte dann 1165 das Stift nach der Burg. Hier nahm seitdem auch der Bischof seinen Sitz, und noch in demselben Jahre wurde der Grundstein zu dem neuen Petersdome gelegt.

für die Herstellung des Kirchentums ungemein tätig. Gleich seinem Lehrer Norbert zu weltlichen Geschäften geschickt, war er vom König und vom Papste vielfach zu Gesandtschaften benutzt worden; er hatte, fern von seinem Sprengel, meist ein unruhiges, vielbewegtes Leben auf Reisen und am Hofe geführt. Müde des Hofdienstes, der ihm nicht einmal immer Dank gewann, hatte er sich jedoch nach seiner letzten Reise nach Italien (1149) nach Havelberg zurückgezogen. In einem Schreiben an Wibald schildert er das Glück, welches er in dem „armen Havelberg" findet, welches er der Krippe vergleicht, in welcher das Christkind gelegen. „In meiner Krippe Havelberg", sagt er, „weile ich Armer Christi mit meinen Brüdern, den Armen Christi." Mit diesem Namen pflegten sich die Prämonstratenser gern zu bezeichnen. „Einige von uns arbeiten an den Befestigungen im Angesicht der Feinde, andere stehen auf der Wacht gegen Angriffe der Heiden, andere sehen im Dienste des Herrn täglich dem Märtyrertode in das Auge, andere reinigen durch Fasten und Gebet ihre Seele, wieder andere beschäftigen sich mit dem Lesen heiliger Schriften und mit Meditationen, um sich zu der Nachfolge der Heiligen vorzubereiten; wir alle aber, nackt und arm, sind nach unserem Vermögen Nachfolger des armen und nackten Christus. Der Eitelkeiten habe ich genug getrieben; fortan soll mein Leben nur ernsten Dingen geweiht sein. Christus ist in der Krippe und im Richthause, aber anders hier als dort. In der Krippe haben ihm die Engel Lobgesänge angestimmt; als er im Richthause vor den Fürsten stand, riefen die Juden: „Laßt ihn kreuzigen!"

Bei seinen kirchlichen Anordnungen im Wendenlande war es für Anselm von größter Wichtigkeit, seiner Kirche ihre alten Privilegien zu sichern. In der Tat erwirkte er am 3. Dezember 1150 eine königliche Urkunde, in welcher alle alten Besitzungen und Rechte Havelberg bestätigt und dem Bischof überdies gestattet wurde, in die verödeten Dörfer der Kirche Kolonisten einzuführen, die keinem anderen als ihm selbst und seinen Beamten pflichtig sein sollten; auch Schenkungen sollte die Kirche annehmen und Kaufverträge abschließen können, ohne deshalb an ein königliches Gericht zu gehen. Besonders förderlich war es, daß wenig später Markgraf Albrecht und sein Sohn Otto, um die Herstellung der Havelberger Kirche zu unterstützen, urkundlich jedem derselben zustehenden Rechte entsagten, welches die früheren Markgrafen an sich gerissen hatten, daß sie die Zugeständnisse des Königs ausdrücklich anerkannten, überdies für ihr Gebiet volle Zollfreiheit bewilligten und zum besseren Unterhalt des Bischofs und seines Kapitels große Schenkungen machten. Markgraf Albrecht erwies sich hier wie in anderen Dingen als eine feste Stütze der Prämonstratenser; sie verglichen ihn wohl der Zeder auf dem Libanon, in deren Zweige die Vögel, die Armen Christi, ihr Nest bauten. Ohne Zweifel war die Kirche im Wendenlande dem Markgrafen Albrecht zum

größten Dank verpflichtet; aber was Albrecht für sie tat, diente doch zugleich auch seinem eigenen Interesse und half seine Herrschaft befestigen.

Wie Heinrich der Löwe das Wendenland jenseits der unteren Elbe bis zur Tollense und Peene als seinen von den Vätern ererbten und mit dem Schwerte wiedergewonnenen freien Besitz ansah, so fühlte sich Albrecht dagegen jetzt als freier Herr in den Gegenden an der Havel, und erst durch sie schien ihm auch der Besitz der Altmark völlig gesichert. Wie er sein Gebiet diesseits und jenseits der Elbe schon als ein zusammengehöriges betrachtete, zeigt die interessante, um das Jahr 1150 ausgestellte Urkunde, durch welche er sein Dorf Stendal mit einem Markte und dem Magdeburger Stadtrecht begabte; er befreit durch dieselbe die Bewohner von Stendal von den Zollabgaben in allen Städten seines Gebietes, und als solche bezeichnet er namentlich Brandenburg, Havelberg, Werben, Arneburg, Tangermünde, Osterburg und Salzwedel.

Unmittelbar nach dem Kreuzzuge gegen die Wenden hatten so zwei deutsche Fürsten ausgedehnte Herrschaften an der mittleren und unteren Elbe begründet, die nur in loserem Zusammenhange mit dem Reiche standen. Ein immer wachsender Strom von Auswanderern begann sich aus dem westlichen Deutschland über diese Länder zu ergießen, und die Kolonisten standen auf dem Boden, den sie von den Fürsten zuerteilt erhielten, in ebenso nahen Beziehungen zu diesen und ihren Vasallen wie in entfernten zu Kaiser und Reich. Zugleich fing man an, ein christliches Kirchenwesen im Wendenlande herzustellen: die Grenzen der bischöflichen Sprengel waren von neuem gezogen, die Bischöfe nahmen die Arbeit der Mission wieder auf. Aber sollte das Werk der Missionare Frucht bringen, so bedurften sie der tatkräftigen Unterstützung der Fürsten, welchen diese Länder gehörten; hier konnte ihnen weder Kaiser noch Erzbischof helfen. Der Gang der Dinge hatte hier zu einer bemerkenswerten Erweiterung der fürstlichen Befugnisse geführt. Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär hatten in ihren Marken bereits eine landesherrliche Stellung gewonnen.

15. Das Papsttum während des zweiten Kreuzzuges

Eugen III. in Frankreich und Deutschland

Weder im Orient noch im Wendenlande hatte der Papst die Ziele erreicht, welche er sich mit der Kreuzpredigt gesetzt hatte. Seine Legaten hatten die Heere der Kreuzfahrer begleitet, aber hier wie dort war ihr Ansehen gering gewesen, und weder das furchtbare Mißgeschick in Asien noch die halben Erfolge des Wendenkrieges konnten ihnen beigemessen werden. Dennoch war es natürlich, daß man die Enttäuschung der überspannten Hoffnungen gerade der Macht zur Last legte, welche dieselben zuerst erregt hatte. Mit Notwendigkeit wirkte der Verlauf und Ausgang der Kreuzzugsbewegung auf die Stellung des Papstes zurück.

Während die Begeisterung für den Gotteskrieg noch alles fortriß, war der Papst nach Frankreich gekommen, und der Enthusiasmus für das große Unternehmen hatte auch ihm eine ungewöhnliche Autorität verliehen. Als König Ludwig den Boden Galliens verließ, stellte der Statthalter Petri, der über seine eigene Stadt nicht gebot, hier gleichsam den Beherrscher des Landes dar; der päpstliche Hof trat in Frankreich an die Stelle des königlichen, und der Reichsverweser Abt Suger nahm vom Papste, gleich als ob er ihm auch in den weltlichen Dingen unterstellt sei, die Befehle entgegen.

Bald dachte Eugen III. daran, sich auch in Deutschland in seiner Vollgewalt zu zeigen. Schon gleich nach dem Abzuge der Kreuzheere hatte der junge König Heinrich eine Botschaft und ein demütiges Schreiben an den Papst gerichtet, worin er sich nach dem Willen seines Vaters zu jedem Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl bereiterklärte. So konnte Eugen glauben, daß er den Boden des deutschen Reiches, welchen seine Vorgänger meist als Bittende betreten hatten, jetzt als Gebieter beschreiten würde. Er gedachte, die nächsten Monate in Deutschland zu verleben und in der Fastenzeit nach Frankreich zurückzukehren; denn schon hatte er nach Troyes ein allgemeines Konzil aus dem ganzen Abendlande berufen, welches dort am 21. März eröffnet werden sollte. In den ersten Tagen des November 1147 verließ er Frankreich und begab sich über Verdun nach Trier.

Es waren Auflagen in den lothringischen Bistümern erhoben worden, um den Unterhalt des päpstlichen Hofes zu bestreiten. Viele murrten darüber, so daß Abt Wibald es sich als ein besonderes Verdienst anrechnen konnte, daß er schnell und reichlich beigesteuert habe. Aber vor allem suchte der alte Albero jetzt seine Ergebenheit gegen den Heiligen Vater klar an den Tag zu legen. Er hatte alle Vorkehrungen zu einer glänzenden Aufnahme desselben getroffen. Am 30. November hielt der Papst seinen Einzug in Trier; zu seiner Rechten ging Albero selbst, zur Linken Erzbischof Arnold von Köln, hinter diesen siebzehn Kardinäle und ein gewaltiger Hofstaat. Den Römern folgte eine große Zahl von italienischen, deutschen, französischen und englischen Bischöfen, dann in feierlicher Prozession die ganze Geistlichkeit und die Bürgerschaft der Stadt.

Selten hat Trier größeren Glanz gesehen. Albero gefiel sich darin, seinen gewonnenen Reichtum der Welt zu zeigen; freilich meinte einer seiner Freunde alsbald, daß es überflüssig gewesen, das „Heer der Römer" zu mästen, da dies nicht viel anders sei, als Wasser in das Meer und Holz in den Wald zu tragen. Der Papst nahm dagegen gern die Dienstwilligkeit des mächtigen Kirchenfürsten entgegen. Er bedurfte eines freigebigen Wirtes; denn die Zahl derer, die sich um ihn scharten, wurde immer größer, und unter ihnen sah man die ersten Männer der Zeit. Auch Erzbischof Heinrich von Mainz und Abt Wibald, denen die Regentschaft des Reiches aufgetragen war, erschienen vor dem Throne des Papstes, und an der Seite desselben fehlte auch der heilige Bernhard nicht, noch im hellsten Ruhmesglanz strahlend. Feste reihten sich an Feste, und mit besonderer Pracht wurde die Weihnachtsfeier begangen.

Aber man lebte nicht nur in Festlichkeiten, sondern auch in ernsten Geschäften, und der Papst scheute sich dabei nicht, tief in die weltlichen Angelegenheiten des Reiches einzugreifen. Der beschworene allgemeine Friede war nur kurze Zeit gehalten worden; namentlich war bereits Lothringen wieder der Schauplatz blutiger Fehden. Graf Heinrich von Namur stand von neuem im Kampf mit dem Bischofe von Verdun, Herzog Matthaeus von Lothringen mit dem Bischofe von Toul. Wie wir wissen, brachte es der Papst dahin, daß unter Vermittlung des heiligen Bernhard die Verduner Fehde beigelegt wurde, und auch sonst wird er für die Herstellung des Friedens tätig gewesen sein; freilich ein dauernder Gewinn wurde damit nicht erzielt. Und zugleich erwuchsen langwierige, ärgerliche Streitigkeiten aus der Weise, wie er die Verhältnisse der deutschen Kirche behandelte.

Wegen verschiedener Fahrlässigkeiten entsetzte der Papst zu Trier den Abt Alolf von Fulda seines Amtes. Wenn auch die Fuldaer Mönche damit nicht unzufrieden waren und sogar die Anhänger Alolfs aus dem Kloster verjagten, so sahen sie es doch als eine Schädigung ihrer alten Rechte an, wenn ihnen der Papst gebot, nicht aus ihrer Mitte, sondern aus einem

anderen Kloster den neuen Abt zu wählen. Sie wählten deshalb im Widerspruch mit dem päpstlichen Befehl einen ihrer Brüder, einen gewissen Rogger, nicht ohne Einfluß des Hofes und sogar, wie es scheint, des Erzbischofs Heinrich selbst, des Reichsregenten. Denn trotz des Entgegenkommens des Erzbischofs bestand zwischen ihm und dem Papste keineswegs ein freundliches Verhältnis. Eugen hatte zwar auf den Wunsch des Mainzers sich der Äbtissin Hildegard vom Rupertuskloster bei Bingen, welche in den rheinischen Gegenden als eine Heilige und Prophetin verehrt wurde, angenommen, ihre Stiftung bestätigt, ihre tiefsinnigen Visionen in Trier verlesen lassen und sie zu weiteren Aufzeichnungen ermuntert; aber es fehlte viel, daß er in anderen Dingen dem Erzbischofe gleich willig gewesen wäre. Vielmehr lieh er den Anklagen, die gegen denselben wegen Verschleuderung des Kirchengutes erhoben wurden, offenes Ohr, und noch besonders erzürnte ihn, daß sich der Mainzer gegen den Bischof Eberhard von Bamberg[1], der von ihm selbst die Weihe gesucht und empfangen hatte, deshalb Bedrückungen erlaubt haben sollte. Wie mit Heinrich von Mainz war der Papst auch mit Arnold von Köln in Kürze völlig zerfallen; es verlauteten Klagen über Simonie und nachlässige Amtsführung des Kölner Erzbischofs, die wohl nur zu begründet waren, und welche der Papst eher begierig aufgriff, als zurückwies.

Außer Frage ist, daß die Anwesenheit des Papstes in Deutschland, je länger sie dauerte, desto weniger willkommen war und ihm den deutschen Klerus mehr entfremdete als gewann. Er selbst fühlte, wie sehr das Wesen dieser Nation dem römischen Kirchentum widerstrebe; noch später hat er geäußert, daß sie vor allem anderen undankbar gegen Rom, stets ihm feindlich gesinnt, bei jeder Veranlassung zur Auflehnung geneigt sei und man sie deshalb mit großer Vorsicht behandeln müsse. Im Februar 1148 verließ er Trier und kehrte, ohne den Rhein überschritten zu haben, nach Frankreich zurück; er begab sich über Metz und Verdun nach Reims, wohin er das erst nach Troyes berufene Konzil verlegt hatte.

Am 21. März wurde das Konzil in der feierlichsten Weise vom Papste eröffnet. Mehr als tausend hohe kirchliche Würdenträger sollen gegenwärtig gewesen sein, und man bezeichnete das Konzil als ein allgemeines, da fast aus allen Ländern des Abendlandes Bischöfe zugegen waren. Die Synode beschäftigte sich zunächst mit der Verurteilung eines wahnwitzigen Schwärmers aus der Bretagne, Eon mit Namen, welcher sich für den Sohn Gottes ausgab; er wurde in sicheren Gewahrsam gebracht und ist als Gefangener bald darauf gestorben. Von verschiedenen Metropoliten wurden darauf die ausschweifendsten Ansprüche auf Primatialrechte über

[1] Eberhard II. von Bamberg nahm in der deutschen Kirche jener Zeit eine sehr hervorragende Stellung ein. Er war im Juni 1146 auf Egilbert gefolgt und hatte im Dezember die Weihe vom Papste in Viterbo erhalten. Es folgte dann im Juli 1147 die Erhebung der Gebeine Kaiser Heinrichs II., ein für Bamberg sehr wichtiger Akt.

andere Diözesen erhoben. So verlangte Albero von Trier den Primat über ganz Belgien, Gallien und Germanien, selbst über das Erzbistum von Reims, an dessen Sitz man tagte. Es entstand ein furchtbarer Tumult in der Versammlung über die Verwegenheit des Mannes, der sich gleichsam zu einem Unterpapst für das französische und deutsche Reich aufwerfen wollte. Obwohl der Papst diese wie alle ähnlichen Ansprüche entschieden zurückwies, hatte die Sache doch blutige Folgen. Der Streit der Herren ging auf ihre Diener über; wie jene mit Reden, gerieten diese mit den Waffen aneinander, und in einem Handgemenge wurden mehrere Trierer schwer verwundet. Erzbischof Albero drohte im Zorn, daß er bei Ivois seine Mannen versammeln und gegen Reims vorrücken lassen werde; nur dadurch ließ er sich beschwichtigen, daß ihm die Leute, welche sich an den Trierern vergriffen hatten, ausgeliefert wurden.

Alsdann beriet das Konzil eine lange Reihe kirchlicher Satzungen. Sie enthielten weniger Neues als kleinliche und ängstliche Auslegungen bereits auf früheren Synoden festgestellter Kanones. Sie konnten deshalb, obschon man das Gewicht schwerer Strafen an sie hängte, doch nur geringe Geltung gewinnen, und manche waren schon nach wenigen Jahren vergessen. Auch in der Versammlung selbst fehlte es nicht an Opposition gegen diese lästigen Bestimmungen. So ist Rainald von Dassel, damals Propst von Hildesheim, der später Rom noch einen ganz anderen Widerstand bereiten sollte, beim Verbote des Pelztragens für die Kleriker schon auf jenem Konzil den Römern entgegengetreten.

Wichtiger waren die Strafurteile, welche das Konzil erließ und zum großen Teile die deutsche Kirche trafen. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln waren nach Reims beschieden worden, aber nicht erschienen: Beide wurden suspendiert, obwohl mindestens Heinrich von Mainz darin eine Entschuldigung hatte, daß seine Geschäfte als Reichsverweser die Entfernung aus dem Reiche nicht zuließen und der junge König selbst sich derselben widersetzt hatte. Die Wahl des neuen Abts von Fulda wurde, wie vorauszusehen war, kassiert und eine neue angeordnet unter Zuziehung mehrerer Äbte, die das besondere Vertrauen des Papstes genossen; unter diesen war auch Abt Wibald, der auf dem Konzil erschienen war und alle Vergünstigungen erhielt, die er zur Befestigung seiner Stellung in Korvei beanspruchte. Den besonderen Zorn des Papstes hatte König Stephan von England erregt, der nicht ohne Zutun Roms die Herrschaft gewonnen[1] und doch seiner Geistlichkeit den Besuch des Konzils verwehrt hatte. Einem

[1] Nach dem Tode Heinrichs I. von England (1135) hatte seine Tochter Mathilde, die frühere Gemahlin Kaiser Heinrichs V., für ihren Sohn Heinrich aus ihrer zweiten Ehe mit Gottfried von Anjou Ansprüche auf den englischen Thron erhoben. Aber die Engländer erklärten sich für Stephan von Blois, einen Schwestersohn des letzten Königs, der auch alsbald die Krone gewann. Ein langer innerer Krieg zwischen der Kaiserin und König Stephan folgte, der sich im Jahre 1147 vorläufig zugunsten des letzteren entschied; Mathilde mußte England verlassen.

Teile des englischen Klerus galt aber Papstgebot mehr als königlicher Befehl, und so fehlte es trotz desselben nicht an einer Vertretung der englischen Kirche in Reims; auch Erzbischof Theobald von Canterbury war zugegen und erhob laute Klagen gegen seinen König. Der Papst war entschlossen, über Stephan den Bann auszusprechen, und schon waren die Kerzen angezündet zur Verkündigung desselben, als Erzbischof Theobald selbst Fürbitte für den König einlegte und erwirkte, daß ihm zu seiner Rechtfertigung eine dreimonatige Frist gewährt wurde.

Nachdem die neuen Kirchengesetze und die verhängten Strafen verkündigt waren, löste der Papst das Konzil auf. Die Väter trennten sich nicht in so freudiger Stimmung, als sie zusammengetreten waren; denn gerade in diesen Tagen verlautete die erste Kunde von dem großen Mißgeschicke der Könige im Orient, und manchen mochte das Gefühl beschleichen, daß die römische Kirche dort weit mehr an Ansehen verloren als in Reims gewonnen hatte.

Der Papst hatte eine größere Anzahl französischer Bischöfe und Äbte nach dem Schluß des Konzils zurückbehalten, um mit ihnen über die schon lange verhandelte Sache des Bischofs von Poitiers Gilbert de la Porrée Entscheidung zu treffen. Dieser berühmte Gelehrte hatte mit seinen Bestimmungen des göttlichen Wesens, wie sie namentlich in seinem Kommentar zu dem Buche des Boethius über die Dreifaltigkeit enthalten waren, den heftigsten Widerspruch des heiligen Bernhard erregt, welcher in Gilberts Lehren eine nicht geringere Gefahr für den christlichen Glauben sah als vorher in Abaelards Vorträgen. Bernhard verständigte sich jetzt mit den französischen Bischöfen und Äbten über ein Glaubensbekenntnis, welches im Namen der Kirche den Aufstellungen Gilberts entgegengestellt werden sollte. Die Kardinäle brachten dies in Erfahrung und empfanden es sehr übel, daß die Gallikaner sich Glaubensentscheidungen anmaßen wollten, welche allein der Römischen Kirche gebührten. Es war eine neue Erscheinung, daß der Heilige von Clairvaux mit der Römischen Kirche in Konflikt geriet; um die Kardinäle zu beruhigen, mußte sich Bernhard zu der Erklärung bequemen, daß er und seine Freunde mit jenem Glaubensbekenntnis lediglich ihre persönliche Ansicht den Lehrsätzen Gilberts hätten entgegenstellen wollen. Dennoch gelang es Bernhard, den Papst, seinen früheren Schüler, persönlich für sein Glaubensbekenntnis zu gewinnen, und er entging so einer empfindlichen Niederlage.

Aber die Verhandlungen mit Gilbert nahmen doch nicht den Ausgang, den Bernhard gehofft hatte. Am ersten Tage des Verhörs wußte Gilbert sehr vorsichtig seine Lehren zu verteidigen und gewann damit die allgemeine Beistimmung der Kardinäle. Am anderen Tage erbot er sich, wenn er Irriges in der angegriffenen Schrift gelehrt habe, dies zu verbessern. Der Papst verlangte darauf die Auslieferung des Buchs, um die notwendigen Korrekturen vornehmen zu lassen. Gilbert beanspruchte, daß

ihm selbst die Korrektur überlassen werde, und die Kardinäle fanden diesen seinen Anspruch gerecht. Der Papst fügte sich und übergab nun an Gilbert Bernhards Glaubensbekenntnis, um nach demselben alle Anstöße zu beheben, doch ist dies unseres Wissens nie geschehen. Die ärgerliche Sache hatte damit ihr Ende erreicht — ein Ende, dessen sich der gefeierte Heilige von Clairvaux wohl noch weniger freute als der gelehrte Bischof von Poitiers.

Der Gegensatz, welcher sich bei dieser Gelegenheit zwischen Bernhard, dem mutigen und ruhmreichen Verteidiger der Römischen Kirche, und den Kardinälen zeigte, trat in der nächsten Zeit noch deutlicher an den Tag. Um die Mitte des April verließ der Papst Reims und nahm seinen Weg nach Clairvaux, um durch seine Gegenwart sein altes Kloster zu ehren. Bernhard und seine Brüder hielten den Zeitpunkt für günstig, um für einen ihnen angehörigen Mann, den entsetzten Bischof Philipp von Tours, wenigstens Milderung seiner Strafe zu erwirken. Aber so inständig ihre Verwendung war, sie konnten nichts erreichen, da die Kardinäle ihnen hartnäckig widerstrebten.

Es ist nicht zu verkennen, daß in dem heiligen Bernhard, der so viel für die Römische Kirche getan hatte, seit dieser Zeit eine Mißstimmung gegen die Römer eintrat. In den nächsten Jahren hat er sein berühmtes Werk „über die Betrachtung" für Papst Eugen geschrieben, und auf den Charakter dieser Schrift ist sicherlich nicht ohne Einfluß geblieben, was Bernhard von der römischen Kurie in Frankreich erfahren hatte. Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Schrift die Ermahnung an den Papst, sich den schlimmen Einflüssen seiner Umgebung zu entziehen. Der Unmut, dem Bernhard verfiel, mußte sich noch dadurch steigern, daß immer traurigere Nachrichten aus dem Orient kamen. Sie bedrückten schwer Bernhards Seele, aber nicht minder schwer die des Papstes. Schon glaubte der letztere, unter den Franzosen, die besonders durch die Verluste betroffen waren, nicht länger verweilen zu dürfen; überall meinte er finstere Mienen zu sehen.

Gleich nach dem Besuche in Clairvaux (24.—26. April) eilte der Papst, Frankreich zu verlassen. Er nahm zunächst seinen Weg nach Burgund, wo er dann längere Zeit in Lausanne verweilte. Gegen die Mitte des Juni überschritt er wieder die Alpen. Mehr als ein Jahr war verflossen, seit er den Boden Italiens verlassen hatte, und in diesem Jahre hatte das Ansehen seiner Person und seiner Stellung mehr eingebüßt als gewonnen. Urban II. geleitete einst von Frankreich nach Italien zurück die frische Begeisterung des Abendlands für den von ihm verkündigten Gotteskrieg; Eugen III. folgten auf den Fersen die Trauernachrichten über das Fehlschlagen eines Unternehmens, an welches man die größten Hoffnungen für die Römische Kirche geknüpft hatte, und dessen klägliches Mißlingen schwer auf sie selbst zurückfallen mußte.

Die Augen des Papstes waren wieder auf Rom gerichtet, aber er konnte nicht hoffen, auf friedlichem Wege dahin zurückzukehren; die Revolution hatte dort während seiner Abwesenheit neue Nahrung gewonnen. Längere Zeit hielt er sich in der Lombardei auf. Im Anfange des Juli präsidierte er einer Synode zu Cremona, wohin er die Bischöfe Italiens berufen hatte. Der alte Rangstreit zwischen Ravenna und Mailand kam hier aufs neue zum Ausbruch und wurde vom Papste vorläufig beigelegt. Anderen Rangstreitigkeiten zwischen italienischen Bischöfen stellte er seine Autorität entgegen. Modena, welches sich Gewalttätigkeiten gegen die Abtei Nonantula erlaubt hatte, wurde seines Bistums beraubt und der Sprengel desselben unter die vier benachbarten Diözesen verteilt. Durch diese Maßregel erhitzte sich nur der Streit zwischen Modena und Nonantula; es kam zum offenen Kampf, in welchem Bologna Nonantula unterstützte, während der Papst Parma und Reggio abhielt, für Modena, wie sie beabsichtigten, Partei zu ergreifen. Übrigens hatte die Aufhebung des Bistums Modena ebensowenig Bestand als viele andere Maßregeln dieses Papstes, an dem starre Konsequenz am wenigsten zu tadeln war.

Von Cremona begab sich Eugen nach Brescia, wo er bis in den September verweilte. Während er in Brescia residierte, beherrschte ein Brescianer mit seinem Ansehen Rom und war in einen Kampf gegen die Römische Kirche getreten, in dem er nichts Geringeres beabsichtigte, als alle weltliche Macht derselben zu vernichten.

Arnold von Brescia

Nächst dem heiligen Bernhard war unstreitig Magister Arnold von Brescia die bedeutsamste Persönlichkeit in dem Klerus jener Zeit. Beide sahen in gleicher Weise die Schäden ihres Jahrhunderts in der Verweltlichung der Kirche, aber die Beseitigung der Schäden wollten sie mit den verschiedenartigsten Mitteln erreichen. Bernhard suchte die Kirche aus der Welt herauszureißen, um sie als beherrschende Macht hoch über dieselbe zu erheben; Arnolds Meinung war, daß der Kirche alle weltliche Herrschaft entzogen werden und sie allein auf das geistliche Gebiet beschränkt werden müsse. Bernhard geht von den Ideen Gregors VII. aus, Arnold ist der entschiedenste Gegner derselben. Wie ihre Lehren in schroffem Widerspruch standen, so sind sie auch im Leben hart aneinander geraten.

Arnold war um die Wende des Jahrhunderts geboren. Wir kennen nicht den Stand, dem er durch Geburt angehörte; schon früh hat er sich in den Dienst der Kirche gestellt, ihr sein ganzes Leben gewidmet. Nachdem er die unteren Weihen empfangen, begab er sich, wie es Sitte der Zeit war, nach Frankreich, um philosophische und theologische Studien

zu treiben. Mit vielen Tausenden war er dort der Schüler Abaelards, und es knüpfte sich zwischen ihm und seinem gefeierten Lehrer ein engeres Verhältnis, welches noch später nicht ohne Einfluß auf seinen Lebensgang blieb. Als Arnold in sein Vaterland zurückgekehrt war, erhielt er die priesterliche Weihe; er trat in einen Konvent von Augustiner-Chorherren und wurde bald zum Vorstand desselben erhoben.

Ein Mann lebhaften Geistes und scharfen Verstandes, liebte Arnold nicht, in den breitgetretenen Wegen anderer zu wandeln. Ein ausdauerndes Studium der Heiligen Schrift überzeugte ihn von dem gewaltigen Abstande zwischen den armen Gemeinden der apostolischen Zeit und der mit weltlicher Macht und unermeßlichem Reichtume ausgestatteten Kirche, in welcher er selbst lebte. Er befestigte sich in der Ansicht, daß die Kirche zu ihrer ursprünglichen Armut zurückgeführt und aller weltlichen Macht entkleidet werden müsse. Nachklänge der Pataria, die einst einen ihrer Hauptsitze in Brescia gehabt hatte, und deren Nachwirkungen noch nicht ganz dort erstorben sein konnten, scheinen Widerhall in seiner Seele gefunden zu haben; auch das damals überall in der Lombardei verbreitete Studium des römischen Rechts mußte ihn belehren, daß das Verhältnis der Kirche zur weltlichen Gewalt in früheren Zeiten ein ganz anderes gewesen sei, als es sich nun gestaltet hatte. Er begann in Brescia zu lehren, daß die Kleriker kein Vermögen, die Bischöfe keine Regalien, die Mönche keinen Besitz haben müßten, daß vielmehr alle weltliche Macht und aller weltlicher Besitz den Laien gebühre.

Aber Arnold lehrte nicht nur, sondern suchte auch seine Lehre in das Leben zu führen. Er entsagte zunächst für sich selbst den weltlichen Genüssen, kasteite sein Fleisch und lebte in Armut; ein feuriger Prediger der Weltentsagung, gewann er dann andere für seine Ansichten, auch viele aus dem Laienstande, denen die weltliche Macht des Klerus ein Ärgernis war. Die Pataria schien in Brescia wieder aufzuleben, freilich nicht wie in den Tagen Gregors VII. im Anschluß an Rom, welches seit der Demütigung der hochmütigen lombardischen Bischöfe von patarenischen Lehren nichts mehr wissen wollte. Mit Notwendigkeit mußten Arnold und sein Anhang alsbald mit dem Bischofe und dem ganzen Klerus, der sich von den bestehenden Verhältnissen nicht losreißen wollte, in die erbittertsten Streitigkeiten geraten. Die Stadt war von kirchlichen Wirren erfüllt, und nicht mit Unrecht galt Arnold als Urheber derselben.

Als Bischof Mainfred von Brescia, von Papst Innocenz II. selbst im Jahre 1132 dort eingesetzt, einst nach Rom gegangen war, gewann Arnold die Stimmung in der Stadt so für sich, daß der Bischof nur mit Mühe wieder Eingang in dieselbe gewann. Dies gab die Veranlassung, daß Mainfred mit mehreren Klerikern aus Brescia auf dem großen Laterankonzil von 1139 gegen Arnold als Schismatiker die schwersten Anklagen

erhob. Wie es scheint, war Arnold selbst auf dem Konzil zugegen und wurde in Verhör genommen. Das Urteil des Papstes fiel gegen ihn aus. Er wurde seines Amtes entsetzt, aus seiner Vaterstadt und Italien verwiesen und ihm ein Eid abgenommen, daß er ohne ausdrückliche Erlaubnis des Papstes nie wieder den Boden Italiens betreten würde.

Nach der Verurteilung Arnolds scheint seine Partei in Brescia eine vollständige Niederlage erlitten zu haben; die weltliche Macht des Bischofs wurde dort nicht weiter angefochten. Arnold begab sich in das Exil nach Frankreich und suchte seinen alten Lehrer auf, der damals wieder wie in den Tagen der Jugend auf dem Berge der heiligen Genovefa zu Paris einen großen Schülerkreis um sich versammelt hatte. Abaelard war gerade zu dieser Zeit in die hitzigsten Streitigkeiten mit dem heiligen Bernhard geraten, und in denselben nahm der Brescianer sogleich auf das eifrigste für seinen Lehrer Partei. Bernhard selbst bezeichnet in einem Schreiben an den Papst Arnold als den Schildträger des neuen Goliath: Beide hätten sich gegen den Herrn und seinen Gesalbten verbündet. Er verlangte, daß der Papst beide unschädlich mache, und in der Tat erließ dieser einen Befehl, sie als Urheber verderblicher Dogmen und Feinde des katholischen Glaubens getrennt in Klöster einzusperren und ihre Bücher zu verbrennen.

Der Befehl des Papstes hatte keine Wirkung. Des alten Abaelard Kraft war gebrochen; er begab sich freiwillig in das Kloster Cluny und machte dort seinen Frieden mit der Kirche. An Arnold wagte niemand die Hand zu legen, vielmehr begann er öffentlich auf dem Berge der heiligen Genovefa Vorträge zu halten und ungescheut dieselben Lehren zu verbreiten, die ihm in Brescia Verfolgung zugezogen hatten. Er würzte sie mit Invektiven gegen den heiligen Bernhard, den er der Ruhmsucht und des Neides gegen alle diejenigen anschuldigte, die, ohne sich ihm unterzuordnen, in der Wissenschaft emporkämen, wie gegen die Bischöfe, denen er Geiz, Habgier, schlechten Lebenswandel, Förderung von Blutvergießen vorwarf. „Was er lehrte“, sagt ein gleichzeitig in Paris lebender Mann, „stimmte sehr wohl mit dem Evangelium überein, stand aber mit allen Lebensverhältnissen im schneidendsten Widerspruche.“ Es ist sehr begreiflich, daß er so nur wenige und arme Schüler fand, die für sich und ihren Lehrer das Brot vor den Türen erbetteln mußten; denn die jungen Kleriker kamen meist nach Paris, um mit der dort erworbenen Bildung Geld und Ehren zu gewinnen, während Arnolds Lehren vor allem Hinweisungen auf die Armut und Demut der ersten Christen waren.

Nicht der Befehl des Papstes, sondern königliches Gebot setzte der Lehrtätigkeit Arnolds zu Paris bald ein Ziel. Der heilige Bernhard erwirkte es beim Könige, daß Arnold auch von dem Boden Frankreichs verwiesen wurde. Er suchte darauf eine Zufluchtsstätte in Deutschland und fand

sie in Zürich, wo er nun seinen Lehrstuhl aufschlug. Seine Vorträge blieben nicht ohne Wirkung, namentlich gewannen seine Angriffe auf den verweltlichten Klerus ihm mächtige Freunde im Laienstande. Der heilige Bernhard säumte nicht, auch hier seinen Widersacher zu verfolgen; er forderte brieflich den Bischof von Konstanz, in dessen Sprengel Zürich lag, auf, entweder Arnold zu vertreiben oder lieber noch nach dem Willen des Papstes einzukerkern. Der Brescianer verließ in der Tat, freiwillig oder gezwungen, nach einiger Zeit auch Zürich wieder und fand eine Unterkunft im Dienste eines Kardinaldiakonen Guido, der damals nach Deutschland kam. Es ist dies aller Wahrscheinlichkeit nach derselbe Guido, den Innocenz II. in seiner letzten Lebenszeit als Legaten nach Böhmen und Mähren schickte, und der erst im Jahre 1145 nach einer sehr erfolgreichen Tätigkeit nach Italien zurückkehrte.

Als Guido seine Legation beendigt hatte, war Papst Innocenz II. bereits verstorben; auf dem Stuhle Petri saß Eugen III. Der heimkehrende Legat fand den Papst im Exil zu Viterbo; hier erschien auch Arnold, wohl im Gefolge des Kardinals, reumütig vor dem Haupt der Kirche und versprach Gehorsam und Unterwerfung. Der neue Papst war gegen Arnold milder gestimmt als Innocenz. Er nahm ihn wieder in die Kirchengemeinschaft auf, doch mußte Arnold durch einen feierlichen Eid Gehorsam gegen die Kirche geloben und sich zu kirchlichen Bußhandlungen an den heiligen Stätten Roms verpflichten. Nach dem mit dem Senat getroffenen Abkommen kehrte der Papst im Dezember 1145 nach Rom zurück [1]; um dieselbe Zeit betrat auch Arnold wieder die Ewige Stadt, in deren Geschichte er dann eine so denkwürdige Rolle spielen sollte.

Zunächst leistete Arnold zu Rom in Fasten, Nachtwachen und Gebeten die übernommenen Bußen. Seine eifrigen Bußübungen und seine Sittenstrenge gewannen ihm Gunst in der Stadt, aber an den politischen Bewegungen in derselben scheint er vorerst keinen Anteil genommen zu haben, auf seine früheren Lehren nicht öffentlich zurückgekehrt zu sein. Es ist ganz irrig, wenn man Arnold als den Hersteller des römischen Senats, als den Urheber der gegen den Papst gerichteten Stadtrevolution bezeichnet hat: der Senat bestand seit Jahren, und die Revolution war in vollem Gange, ehe Arnold nach Rom zurückkehrte.

Erst als der Papst Italien verließ, während seines Aufenthalts auf deutschem und französischem Boden (März 1147 bis April 1148), begann Arnold in Rom öffentlich zu predigen, seine Lehren von der evangelischen Armut zu verkündigen und einen Anhang um sich zu sammeln, der seiner strengen Lebensweise folgte. Seine Anhänger, die man die Sekte der Lombarden nannte, fanden großen Beifall bei dem Volke, namentlich bei frommen Frauen, welche sie bereitwillig unterstützten. Ihre Zahl wuchs

[1] Vgl. oben S. 411.

zusehends, selbst römische Kleriker schlossen sich ihnen an. Während die Revolution der Stadt gegen das Stadtregiment des Papstes wieder in voller Kraft stand, griff zugleich eine geistliche Bewegung dort um sich, welche das Papsttum und die Kirche in ihrem ganzen Besitzstande bedrohte.

Sobald der Papst wieder Italien betrat, konnte er zu Arnolds Wirksamkeit in Rom nicht länger schweigen. Wahrscheinlich ist bereits auf der Synode zu Cremona über Arnold verhandelt und sein Urteil gesprochen worden. Denn schon in den nächsten Tagen, am 15. Juli 1148, erließ der Papst von Brescia aus ein Schreiben an den römischen Klerus, worin er denselben vor den Irrlehren und der Sekte des Schismatikers Arnold warnte und allen, die sich ihm anschlössen, den Verlust ihrer kirchlichen Ämter und Benefizien androhte; er erklärte, daß er nicht länger mehr schweigen könne, damit Arnolds Anhang nicht weiter Raum gewinne. Schon in der nächsten Zeit wurde dann auch der große Bann der Kirche über den Brescianer als Häretiker ausgesprochen und jeder Verkehr mit ihm untersagt. So war Arnold aufs neue dem Verderben preisgegeben, wenn er nicht mächtige Gönner fand, die ihn zu schützen vermochten.

Gerade das entschiedene Vorgehen des Papstes scheint die nächste Veranlassung gegeben zu haben, daß sich nun zwischen Arnold und dem römischen Senat ein fester Bund schloß. Arnold verpflichtete sich eidlich zum Dienste der römischen Republik, der Senat gelobte ihm dagegen Beistand mit Rat und Tat gegen alle seine Feinde, besonders gegen den Papst. Seitdem gingen Arnold und der Senat, die kirchliche und die politische Revolution in Rom Hand in Hand. Häufig sprach Arnold auf dem Kapitol und an anderen öffentlichen Orten, und seine Reden waren voll der heftigsten Ausfälle gegen den Papst und die Kardinäle. Das Kollegium der Kardinäle, sagte er, sei ein Kaufhaus und eine Räuberhöhle; sie selbst spielten die Rolle der Schriftgelehrten und Pharisäer in der Christenheit; der Papst selbst sei nicht, wie man vorgäbe, ein Hirt der Seelen, sondern ein Mann des Bluts, der Mordtaten und Brandstiftungen begünstige, ein Folterknecht der Kirchen, ein Unterdrücker der Unschuld; da er nicht der Lehre und dem Leben der Apostel nachfolge, schulde man ihm weder Gehorsam noch Ehrfurcht; überdies seien Menschen nicht zu dulden, welche die Stadt Rom, den Sitz des Kaisertums, den Born der Freiheit, die Herrin der Welt, der Knechtschaft unterwerfen wollten. Mit aller Wärme der Überzeugung vorgetragen, rissen solche Reden das Volk fort und gossen Öl in den revolutionären Brand. Bald stand Arnold an der Spitze der Revolution; er beherrschte die Stadt mit seinem Ansehen. Wenn der Papst jetzt noch über die Vertreibung Arnolds und seine eigene Rückkehr mit dem Senate verhandelte, so war es vergebliche Mühe. Nur mit den Waffen konnte er Rom wiedergewinnen, Arnold dort verjagen.

Im September verließ der Papst Brescia und nahm im Oktober und November einen längeren Aufenthalt in seiner Vaterstadt Pisa. Damals oder schon früher muß er den Beistand Pisas für seine Sache gewonnen haben; denn in der nächsten Zeit stand die seemächtige Stadt mit dem römischen Senate im Kriegszustand. Gegen Ende des November kehrte der Papst nach Viterbo zurück, verweilte hier bis zum April 1149 und verlegte dann seine Residenz in die unmittelbare Nähe Roms, nach Tuskulum. Er hatte mit großem Geldaufwand ein Heer geworben, welches er unter den Befehl des Kardinals Guido Puella stellte. Es war eine neue Erscheinung, daß ein Kardinal bewaffnete Scharen gegen Rom führte, daß ein Papst ein Heer gegen seine eigene Stadt unterhielt. Weder der heilige Bernhard noch Gerhoh von Reichersberg waren von diesem Schauspiel erbaut. Als sich gegen den letzteren der Papst damit zu rechtfertigen suchte, daß er früher um hohe Summen doch nur einen elenden Frieden erkauft habe, erhielt er zur Antwort: auch ein elender und erkaufter Friede sei mehr wert als ein solcher Krieg. „Denn" — fügte Gerhoh hinzu — „wenn sich der Papst mit Söldnern zum Kriege rüstet, glaube ich Petrus mit gezücktem Schwert zu sehen, und in dem üblen Ausgang des Kampfes höre ich den Herrn ihm zurufen: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide.'"

Keine geringe Macht stand dem Papste gegen Rom zu Gebote. Nicht allein, daß ihn der größte Teil der römischen Barone, vornehmlich Cencius Frangipane und Ptolemäus von Tuskulum, unterstützten; auch König Roger hatte ihm Hilfsscharen gesendet, obwohl er selbst sich der Griechen zu erwehren hatte. Eine eigentümliche Wandlung war in dem Verhältnisse des Siziliers zu der römischen Kurie vorgegangen. Obwohl er von Eugen nicht belehnt war, obwohl er bisher in unausgetragenen Streitigkeiten, nur in einem langandauernden Waffenstillstande mit ihm gelebt hatte, bot er ihm doch jetzt Hilfe gegen seine empörte Stadt. Er hoffte dadurch einen Frieden von der Kurie zu erlangen, wie er ihn wünschte, und der Papst nahm das Anerbieten des Siziliers an, weil es ihm nur darauf ankam, sein Heer zu vermehren. So erhielt er einen Bundesgenossen, mit dem er selbst nur in Waffenruhe stand, und mit dem einen festen Frieden zu machen er noch keineswegs entschlossen war. Übrigens waren die Erfolge des päpstlichen Heeres trotz seiner numerischen Stärke nicht gerade glänzend, und niemand mochte noch sagen, ob es ihm gelingen würde, den Senat zu überwältigen und Arnold aus Rom zu verdrängen.

Und schon sah sich der Papst auch von anderer Seite in Bedrängnis versetzt. Um den 1. Mai 1149 landete König Konrad an der Küste Italiens; er kam als Bundesgenosse des griechischen Kaisers und hatte die Verpflichtung übernommen, sogleich den Krieg gegen Roger zu beginnen. Wie sollte sich der Papst in diesem Kriege stellen? Konnte er Partei ergreifen gegen den König von Sizilien, mit dem er eben ein so eigentüm-

liches Bundesverhältnis eingegangen war? Oder konnte er sich lossagen von Konrad, in dem er bisher seine festeste Stütze gesehen hatte? War es auch nur klug, diesen Herrn zu reizen, dessen Vertrag mit Konstantinopel, wie man ihm zuflüsterte, für die Römische Kirche bedenkliche Bestimmungen enthielt? Der Papst sandte sogleich einige Kardinäle ab, um Konrad seine Teilnahme zu bezeigen und ihm die bedrängte Lage des apostolischen Stuhles zu schildern. Sobald aber die Kardinäle erfuhren, daß der König unerwartet Italien verlassen habe, kehrten sie schleunigst zum Papste zurück. Wie oft hatte dieser früher verlangt, daß der König zu seinem Beistande über die Alpen käme: jetzt hatte er Gott zu danken, daß die Berge ihn vom Könige trennten.

Wahrlich, die Saat, welche mit der Kreuzpredigt ausgestreut war, hatte auch für den apostolischen Stuhl bittere Früchte getragen!

16. Nachwehen des zweiten Kreuzzuges

Deutschland während Konrads Abwesenheit

Das Reichsregiment, welches Konrad in Deutschland zurückgelassen hatte, war niemals zu kräftigem Bestande gediehen; mit Recht sagte man, daß das Reich lahme. Heinrich von Mainz, der Pfleger des jungen Königs, war eine unzuverlässige Persönlichkeit, und die Händel, in welche er mit dem Papste geriet, trugen nicht dazu bei, sein Ansehen zu heben. Mit Wibald, mit dem er besonders zusammenwirken sollte, scheint er sich wenig verstanden zu haben. Wibald lebte meist vom Hofe entfernt und besorgte in Stablo seine eigenen Geschäfte.

Der königliche Knabe pflegte in Nürnberg zu residieren. Bald nach dem Abzuge seines Vaters war er mit seinem Oheim, dem Markgrafen Gebhard von Sulzbach, wahrscheinlich wegen der Hinterlassenschaft seiner Mutter, in Streit geraten; es wurde endlich ein Abkommen getroffen, nach welchem dem jungen Könige die beanspruchten Besitzungen bis zur Heimkehr des Vaters verbleiben sollten. Auch die königlichen Ministerialen wurden schwierig; sie meinten, daß der Sohn nicht die Dienste fordern dürfe, welche sie dem Vater schuldeten. Wenn das Ansehen des jungen Königs in seiner nächsten Umgebung so gering war, wie wenig konnte da der königliche Name in weiteren Kreisen gelten.

Wir wissen, wie der Landfriede, den man allgemein beschworen, in Lothringen schon gleich nach dem Abmarsche des Kreuzheeres gebrochen wurde, wie Lothringen seitdem nicht wieder zur Ruhe gelangt war. Auch in den anderen deutschen Ländern war es um den inneren Frieden schlecht bestellt. Im Anfange des Jahres 1148 befürchtete man einen allgemeinen Aufstand gegen den jungen König, und der Papst erließ deshalb von Reims aus ein Schreiben an die deutschen Fürsten mit der Ermahnung, dem Könige mit Rat und Tat beizustehen, damit er das Reich seines Vaters erhalten und den Frieden bewahren könne. Wibald riet dem unter seinen Schutz gestellten Knaben, vorläufig in Franken zu bleiben, sich nur auf den Ruf der Fürsten nach Schwaben, Sachsen oder Lothringen zu begeben und auch dann nur auf möglichst kurze Frist, vornehmlich sich aber

allen Anordnungen des Papstes zu fügen und dem apostolischen Stuhle keinen Anstoß zu geben.

Die Kurie hat es sich später zum Verdienst angerechnet, damals Deutschland vor einer großen Umwälzung bewahrt zu haben; aber in Wahrheit war es wohl kaum ihr Verdienst, wenn es nicht zu einer allgemeinen Erhebung kam. Im übrigen war es mit der Ordnung im Reiche in der Folge nicht besser bestellt als zuvor. Im August 1148 mußte der König ausziehen, um eine aufständische Bewegung in Schwaben zu unterdrücken. Am 8. September hielt er dann einen Fürstentag in Frankfurt, und über nichts Geringeres wurde hier verhandelt als darüber, ob die Lage des Reiches eine längere Abwesenheit des Erzbischofs von Mainz, des königlichen Pflegers, ermögliche. Denn dieser, wiederholt vom Papste zu seiner Rechtfertigung beschieden, hatte sich endlich entschlossen, über die Alpen zu gehen, um sich von der Suspension zu befreien. Obwohl es nicht ohne Gefahr für das Reich schien, willigte man doch in den Wunsch des Erzbischofs. Mit einem empfehlenden Schreiben des Königs ging er zum Papste und erreichte die Aufhebung der Strafe.

Die Angelegenheiten des Reiches gingen während der Abwesenheit des Erzbischofs nicht besser und nicht schlechter als in seiner Gegenwart. Bedenklicher wurde erst die Lage des jungen Königs, als im nächsten Winter Graf Welf in die Heimat zurückkehrte. Er hatte längere Zeit bei Roger in Sizilien verweilt und war von ihm durch große Geldsummen gewonnen worden, eine allgemeine Bewegung in Deutschland hervorzurufen, bei welcher besonders auf die Mitwirkung Heinrichs des Löwen, Konrads von Zähringen und selbst des Herzogs Friedrich von Schwaben gerechnet war. In der Tat trat Welf gleich nach seiner Heimkehr gegen den jungen König und seinen Bruder feindlich auf, überfiel ihre Besitzungen und ließ auf denselben Burgen anlegen. Der allgemeine Aufstand, vor dem man so lange gezittert, schien endlich sein Haupt gefunden zu haben und sein Ausbruch war mit jeder Stunde zu erwarten.

Zum Glück für den jungen König wurde sein Vater gleich nach seiner Landung in Aquileja von Welfs Vorhaben unterrichtet. Obwohl alle Vorkehrungen zum Kriege gegen Roger getroffen waren, der griechische Kaiser selbst zum Angriff auf Italien bereit war, Venedig und Pisa, wo Gesandte Konstantinopels verweilten, ihre Flotten rüsteten, entschloß sich Konrad doch, für den Augenblick trotz der übernommenen Verpflichtungen vom Kampfe abzustehen, um der in Deutschland drohenden Gefahr zu begegnen. Er brach sofort nach dem Norden auf. Am 8. Mai war er noch zu Gemona bei Udine, am 14. zu S. Veit nördlich von Klagenfurt, am folgenden Tage bei Friesach und am 21. Mai schon in Salzburg, wo er dann das Pfingstfest (25. Mai) feierte. Gleich nach demselben eilte er nach Regensburg, wo ihn bereits der junge König und viele Fürsten des oberen Deutschlands erwarteten und am 29. Mai begrüßten. Er entließ hier die

Herren, die ihn so lange auf seinen gefahrvollen Wegen begleitet hatten. Bischof Ortlieb von Basel erhielt als Lohn seiner Mühen das Münzrecht für seinen Sprengel, und gleich den Münzen von Genua sah man in der Folge auch die Baseler Münzen mit dem Bilde König Konrads geziert.

Aus Bayern begab sich Konrad nach Franken. Am 25. Juli hielt er einen Fürstentag zu Würzburg; zahlreiche sächsische und thüringische Herren stellten sich hier am Hofe ein, unter ihnen auch Markgraf Albrecht der Bär. Nach zweijähriger Abwesenheit sahen die deutschen Fürsten den König wieder in ihrer Mitte; er hatte die Zügel des Regiments wieder ergriffen, und trotz der harten Schicksalsschläge, welche er erlitten, schien er an Zuversicht und Kraft eher gewonnen als verloren zu haben.

Die Krankheit Konrads und der Aufstand Welfs

Am 15. August 1149 eröffnete der König einen Reichstag zu Frankfurt. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die Bischöfe von Worms, Straßburg, Konstanz und Paderborn, Herzog Friedrich von Schwaben, Markgraf Albrecht, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der rheinische Pfalzgraf Hermann von Stahleck und sein Bruder Graf Heinrich von Katzenellenbogen, Graf Otto von Rineck und viele andere Fürsten und Herren waren erschienen; auch Abt Wibald und der königliche Kanzler Arnold befanden sich am Hofe. Die wichtigsten Angelegenheiten sollten hier verhandelt werden. Vor allem galt es, den Landfrieden zu sichern, obwohl sich Welf ruhiger, als man erwartet, zuletzt gehalten hatte. Die Unterstützungen, auf welche er besonders gerechnet, blieben ihm versagt; namentlich war von Bedeutung, daß der junge Heinrich der Löwe mit seinem Oheim nicht gemeinsam vorgehen wollte. Das unerwartete Erscheinen Konrads in Deutschland scheint überdies alle Pläne Welfs durchkreuzt zu haben. Aber ob dieser gefürchtetste Friedensbrecher noch zuwartete, war dennoch viel für die Ruhe des Reichs zu tun. Man erstaunte über den Eifer, mit welchem sich der König der richterlichen Geschäfte annahm, und über seine ungewöhnliche Strenge; man erwartete davon die besten Erfolge.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt war auch der Kardinal Guido zugegen, der eben damals von seiner Legation nach Polen und dem Wendenlande zurückkehrte[1]. Seine Bemühungen, die polnischen Fürsten zur Wiederaufnahme Wladislaws und seiner Gemahlin zu vermögen, waren vergeblich gewesen; selbst die Bischöfe Polens hatte er dafür nicht gewinnen können. Er hatte darauf über die Fürsten den Bann ausgesprochen und das Land mit dem Interdikt belegt, doch blieb dies vorläufig ohne Wirkung, da die polnischen Bischöfe behaupteten, daß der Legat hierin ohne

[1] Vgl. oben S. 478.

Befehl des Papstes gehandelt habe. Dem Könige trat jetzt diese Sache aufs neue nahe, und er dachte ernstlich an die Zurückführung seiner Schwester und ihres Gemahls in ihr ererbtes Fürstentum. Nach Herstellung der inneren Ruhe und Beseitigung der polnischen Wirren hoffte er sogleich den Krieg in Italien beginnen zu können; zunächst wollte er an den Papst und die Römer, zwischen denen der offene Krieg fortdauerte, eine Gesandtschaft schicken, um ihre Streitigkeiten beizulegen.

Wiederholt richteten die Römer in ihrer Bedrängnis durch das päpstliche Heer Schreiben an Konrad. Sie stellten ihm vor, daß er mit Leichtigkeit sich der Stadt bemächtigen könne; schon sei von ihnen die verfallene Milvische Brücke erneuert worden, damit er durch die Engelsburg, die in den Händen der Pierleoni war, nicht am Übergang über den Tiber verhindert wäre; im Besitze der Stadt könne er, weil unbeschränkt durch den Klerus, freier und mächtiger über Italien und Deutschland herrschen als fast alle seine Vorgänger auf dem Thron. Sie berichteten ihm, was nicht in der Wahrheit begründet war, daß zwischen dem Papst und Roger ein Frieden geschlossen sei, in welchem jener dem Sizilier die größten Zugeständnisse gemacht und dagegen große Geldsummen empfangen habe, um dem Römischen Reiche zu schaden. Arnold selbst oder einer seiner Anhänger schrieb dem Könige: mit Hilfe der Römer könne er sich leicht der Engelsburg bemächtigen und es dann dahin bringen, daß fortan ohne seinen Willen kein Papst mehr in Rom eingesetzt werde; bis zu den Zeiten Gregors VII. habe niemand ohne Zustimmung des Kaisers den päpstlichen Stuhl bestiegen, und so sei in löblicher Weise verhindert worden, daß die Priester die Welt mit Krieg und Blutvergießen erfüllten.

Dem Papste konnte nicht unbekannt bleiben, daß die Römer den Beistand des Königs in Anspruch nahmen. Er entschloß sich deshalb, ebenfalls nach Deutschland einen Boten zu senden, dem er ein am 23. Juni 1149 zu Tuskulum erlassenes Schreiben an den König übergab. Es enthielt ziemlich dürftige Tröstungen über die mißglückte Kreuzfahrt wie Entschuldigungen, daß er weder in Person noch durch Kardinäle bisher dem Könige seine Teilnahme bezeigt habe, vor allem aber gab es dem Wunsche Ausdruck, daß der König gegen die Römische Kirche in ihrer Bedrängnis seine Devotion an den Tag legen und sich der Fürbitte des Apostels Petrus würdig zeigen möge.

Bei den Absichten des Königs gegen Roger mußte ihm in der Tat nichts mehr am Herzen liegen, als dem Kriege um Rom durch seine Vermittlung möglichst bald ein Ziel zu setzen; Wibald, längst mit allen Verhältnissen der Stadt vertraut, sollte deshalb in kurzer Frist mit anderen Gesandten dorthin abgehen. Aber was Konrad für Italien, was er in anderen Beziehungen auch planen mochte, es kam nichts zur Ausführung. Denn mitten in der angestrengtesten Tätigkeit wurde er Ende August von einem so heftigen Wechselfieber überfallen, daß er allen ernsteren Arbei-

ten entsagen mußte. Ein Reichstag war auf Weihnachten nach Aachen ausgeschrieben worden, wahrscheinlich um den Landfrieden in Lothringen endlich wieder herzustellen: er konnte aber wegen der Krankheit des Königs nicht abgehalten werden.

Der König verlebte das Weihnachtsfest in Bamberg. Seine Gesundheit schien sich augenblicklich etwas zu bessern, und mit den Bischöfen von Bamberg, Eichstädt, Speier, Konstanz und Basel, die am Hofe waren, wurden einige geistliche Geschäfte erledigt, doch von wichtigeren Angelegenheiten war kaum die Rede. In der polnischen Sache war nichts geschehen. Wibald hatte die römische Reise nicht angetreten, mit dem Landfrieden war es übel bestellt, und schon schöpfte Welf neue Hoffnungen, doch noch eine große Umwälzung bewirken zu können.

Der Zustand des Reiches war wenig erfreulich. Alle Geschäfte litten unter dem traurigen Gesundheitszustande des Königs. So mußte der Bischof von Ascoli, der auf seine Veranlassung die beschwerliche Reise nach Deutschland gemacht hatte, neun Monate warten, ehe er nur eine Audienz erhielt. Dazu kam, daß die Männer, die bis dahin den größten Einfluß auf den König geübt hatten, sich jetzt zurückgesetzt und gekränkt fühlten. Wibald, der in seinen unausgesetzten Streitigkeiten wegen Korveis sich vom Hofe nicht mehr wie früher unterstützt sah, drohte, nicht allein Korvei aufzugeben, sondern ganz das Reich zu verlassen. Er schrieb an den Notar Heinrich, der stets um den König war: „Männer, deren Treue im höchsten Grade verdächtig, ja deren Untreue, die Wahrheit zu sagen, offenkundig war, empfangen jetzt Ehren und Schätze, und uns, die ob ihrer Treue im ganzen Reiche gepriesen wurden, scheint man kaum noch zu kennen." Anselm, Wibalds Freund, betrieb in dem armen Havelberg die Mission, und trotz seiner schmerzlichen Rückblicke auf das nichtige Hofleben beschlich ihn doch zuweilen wieder die Sehnsucht nach der Nähe des Königs, und er klagte dem Kanzler Arnold über die Ungnade desselben. Aber auch Arnold selbst, obwohl er nach seinem Amte die Seele aller Geschäfte sein sollte, war fern vom Hofe und saß in tiefem Unmut auf seiner Dompropstei in Köln. Wibald suchte Anselm über seine Ungnade damit zu trösten, daß sie nicht ihn allein, sondern auch andere geistliche Herren ihrer Gesinnung träfe und einen tieferen Grund habe, den er nicht näher bezeichnen wolle.

Der von Wibald angedeutete Grund war unfraglich kein anderer, als daß sich das Verhältnis des Königs zur römischen Kurie geändert hatte, und daß er allen denen mißtraute, die ihm als willige Werkzeuge der letzteren erschienen. Der König hatte zwar nicht, wie man am päpstlichen Hofe argwöhnte, zu Konstantinopel einen für den Papst nachteiligen Vertrag geschlossen, aber er hatte allerdings dort andere Vorstellungen von der kaiserlichen Stellung gegen die geistlichen Gewalten gewonnen, wie sie seit dem Ausgange des Investiturstreites im Abendlande herrschten,

er war, wie es Wibald gegen einen Kardinal ausdrückte, durch den Hochmut und die Unbotmäßigkeit der Griechen angesteckt worden, und die zweideutige Stellung, in welcher der Papst jetzt zu Roger stand, war nicht geeignet, ihn gefügiger gegen die Ansprüche der römischen Kurie zu machen.

Wibald trat indessen doch bald genug wieder in ein nahes Verhältnis zum Hofe. Man bedurfte dort seiner in Abwesenheit des Kanzlers, und auch er konnte den königlichen Schutz in seinen verwickelten Verhältnissen nicht entbehren. Vom 24. Dezember 1149 bis 20. April 1150 war er ununterbrochen in der Nähe des Königs, der sich nach längerem Aufenthalt in Bamberg nach Speier begab. Die Besserung im Befinden des Königs war merklich vorgeschritten, besonders durch die Bemühungen eines italienischen Arztes. Es war dies Peter von Kapua, der einst das Erzbistum in dieser Stadt bekleidet hatte, dann aber, wegen der von Anaklet II. empfangenen Weihe abgesetzt, nach Rom gezogen war, wo er vom Genuß einer kirchlichen Pfründe und dem Ertrage seiner ärztlichen Kunst mit einem Weibe lebte. Mit einem warmen Empfehlungsbrief des Königs an den Papst kehrte Peter etwa im Februar 1150 vom deutschen Hofe nach Rom zurück.

Endlich schienen bessere Zeiten zu kommen, und ein unerwartetes Glück belebte die Hoffnungen, die man schöpfte. Der König hielt im Anfange des Februar einen Reichstag zu Speier. Zu demselben waren die Bischöfe von Konstanz und Basel, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Markgraf Hermann von Baden und viele Große aus den rheinischen Gegenden erschienen. Mitten in die Versammlung kam die Botschaft von einer großen Niederlage, welche Graf Welf erlitten hatte. Mit zahlreichem Gefolge war dieser über die staufenschen Besitzungen im Ries hergefallen und am 8. Februar vor Flochberg bei Bopfingen, damals die Hauptfeste der Staufer in dieser Gegend, gerückt. Er mochte sich für sicher halten, aber nur fünf Stunden entfernt bei Harburg lag der junge König Heinrich mit einem Heere und brach unverweilt auf, als er von dem Angriff Welfs Kunde erhielt. Auf die Nachricht von Heinrichs Anrücken trat Welf eilig den Rückzug an; aber leichte Reiter des Feindes hielten seine Schar auf und brachten sie in Verwirrung. So gelang es dem jungen König, mit seiner Hauptmacht noch rechtzeitig herbeizukommen, um einen vernichtenden Schlag gegen Welf zu führen. Dreihundert seiner Ritter wurden zu Gefangenen gemacht, überdies verloren er und seine Ritter eine große Zahl von Pferden. Man glaubte zuerst, daß auch Welf selbst gefangen sei; er war jedoch, vom Dunkel begünstigt, mit einigen Begleitern entkommen.

In Speier erregte die Nachricht von dieser glücklichen Waffentat die freudigste Bewegung. Man sah in ihr eine wunderbare Rettung aus großen Gefahren. „Sehr wahrscheinlich ist es", schrieb Wibald an den Kanzler Arnold, „daß, wenn uns die göttliche Gnade nicht dieses Glück

gewährt hätte, große Bewegungen im Reiche eingetreten wären, während wir nun die Unruhen leicht zu ersticken hoffen." Er versichert den Kanzler, daß der König jetzt mit vollem Eifer die Staatsgeschäfte treibe und sich nicht mehr mit oberflächlicher Behandlung derselben begnüge; am 2. April wolle derselbe mit den Sachsen in Fulda eine Zusammenkunft haben und dann nach Rom eine große Gesandtschaft schicken; wenn der König die Rückkehr seiner Schwester nach Polen ohne Waffengewalt bewirken könne, werde er in Bälde mit großer Heeresmacht nach Italien aufbrechen.

In der Tat war der König sehr rührig. Nicht nur der Fuldaer Tag wurde anberaumt, sondern auch eine andere Versammlung zum 1. Mai nach Merseburg berufen. Hier sollten die Sachsen, Polen, Böhmen und Wenden erscheinen, und ohne Zweifel hoffte er, hier die polnischen Angelegenheiten gütlich zu ordnen. Zugleich kündigte er eine allgemeine Heerfahrt gegen Welf an, den er demnächst völlig zu vernichten beabsichtigte, um dann ganz freie Hand zum Kampf gegen Roger zu gewinnen. Von diesen seinen Absichten setzte er sogleich auch Kaiser Manuel in Kenntnis, als dessen Gesandter Michael Bardalia bei ihm verweilte. Dieser sollte, von Konrads Gesandten begleitet, demnächst nach Konstantinopel zurückkehren, um darzutun, daß der König alle eingegangenen Verpflichtungen nun gewissenhaft erfüllen werde; zugleich sollten die Gesandten wegen des Feldzuges weitere Vereinbarungen mit dem Kaiser treffen.

Die Dinge gewannen jedoch sehr bald eine andere Gestalt. Wenn Wibald und seine Gesinnungsgenossen auf die Verfolgung des errungenen Vorteils und völlige Vernichtung Welfs und seiner Genossen drangen, damit der König den Zug nach Italien unternehmen könne, so begegneten sie am Hofe einer Opposition, welche Welf mit Schonung behandelt wissen wollte. Ein älterer Fürst, vielleicht Konrad von Zähringen, stellte dem Könige vor, daß man in der Fastenzeit die Waffen ruhen lassen müsse, daß vielmehr ein gerichtliches Verfahren mit den üblichen Fristen gegen Welf einzuschlagen und auch die Gefangenen nicht mit Willkür, sondern nach dem Recht zu behandeln seien. Diese Meinung siegte, und der weitere Erfolg war, daß man nicht nur von den Waffen abstand, sondern auch das gerichtliche Verfahren aufgab. Herzog Friedrich von Schwaben trat weiter vermittelnd für Welf ein und brachte es nicht allein dahin, daß ihm Verzeihung gewährt und die Gefangenen zurückgegeben wurden, sondern daß ihm überdies Einkünfte aus dem königlichen Fiskus überwiesen und der Ort Mertingen an der Schmutter bei Donauwörth zu Lehen gegeben wurde. Dieser Ort, welcher bisher der Kirche von Passau gehört hatte, mußte von des Königs Halbbruder, dem Bamberger Konrad, der erst im Jahre zuvor zum Bischof von Passau erhoben war, ausgeliefert werden. So hatte Welf für seinen Verrat gleichsam noch eine

Belohnung erhalten. Wie bedenklich dies auch war, so wurde damit wenigstens so viel erreicht, daß sich Welf in der Folge ruhig verhielt.

Der König, der sich in der Mitte des März zu Nürnberg aufhielt, begab sich im Anfange des April nach Fulda zu der angesagten Zusammenkunft mit den sächsischen Fürsten. Sie waren in großer Zahl erschienen und erwarteten wichtige Verhandlungen. Aber sie täuschten sich; denn die Absichten des Königs waren nicht mehr dieselben, die er zu Speier gehegt hatte. Von der polnischen Sache war nicht mehr die Rede; auch die Absendung der Gesandtschaft nach Rom unterblieb. Wir hören nur, daß der König den ärgerlichen Fuldaer Wirren endlich ein Ziel setzte. Der Abt von Hersfeld, der nach Roggers Entfernung vorläufig die Leitung des Klosters übernommen, hatte dieselbe bereits wieder aufgegeben, und nach dem Willen des Königs wurde jetzt Markward, bisher Abt des Klosters Deggingen im Ries, zum Abt von Fulda gewählt.

Die auf den 1. Mai nach Merseburg berufene Versammlung kam gar nicht zustande. Der König war am 20. April in Würzburg und scheint bis zum Herbst die fränkischen Gegenden nicht mehr verlassen zu haben[1].

Neue Kreuzzugspläne in Frankreich

Wenn sich die Entschlüsse des Königs so schnell änderten, lag die Ursache nicht so sehr in Rückfällen in seine frühere Krankheit wie in einer neuen großen Bewegung in Frankreich, bei welcher nichts Geringeres beabsichtigt war als eine Wiederaufnahme des Kreuzzugs, zu der man sich mit Roger von Sizilien verbinden wollte. Es lag auf der Hand, daß ein solches Unternehmen nicht nur gegen den Islam, sondern auch gegen die Griechen sich richten würde, die ohnehin den tiefsten Ingrimm der französischen Nation auf sich geladen hatten. Nicht minder war klar, daß König Konrad, der Bundesgenosse des griechischen Kaisers, der Feind König Rogers, durch diese Bewegung mit den größten Besorgnissen erfüllt werden mußte. „Während wir uns", schrieb er an die Kaiserin Irene um den 1. Mai 1150, „gegen unseren gemeinsamen Feind, den Tyrannen von Sizilien, zu rüsten suchen, wird uns gemeldet, daß sich das ganze französische Volk mit seinem Könige gegen das Reich Deines Gemahls verschwört und auf Anstiften des Siziliers mit Aufbietung aller seiner Macht den Krieg gegen ihn zu beginnen beabsichtigt. Wir glauben, dies nicht leicht nehmen zu dürfen, sondern den Ausgang abwarten zu müssen, und sind entschlossen, entweder diese Bewegung zu ersticken oder ihr mit aller Macht zum Heil unseres kaiserlichen Bruders und seines Reiches entgegenzutreten."

[1] Am 15. Juli war Konrad in Rothenburg, am 30. Juli wieder in Würzburg, am 20. August abermals in Rothenburg.

Unbegreiflich erscheint, wie man an die Fortführung eines Unternehmens, dessen Fehler sich so deutlich verraten hatten, denken mochte, wie man inmitten der frischen Trauer über die zahllosen Verluste, die man erlitten, nicht nur die Erneuerung des unglücklichen Kampfes, sondern sogar dessen Erweiterung ins Auge fassen konnte. In der Tat ist auch niemandem in Deutschland Ähnliches in den Sinn gekommen. Aber in dem heißblütigen Volke Galliens war das Gefühl der Rache mächtiger als jede Erwägung, und der heilige Bernhard mit seinem gewaltigen Anhange fühlte die Niederlage der Kirche und seine eigene so tief, daß er auch das größte Wagnis, wenn es nur eine Änderung der Lage herbeizuführen verhieß, nicht scheute.

Es ist bereits[1] berichtet, wie auf seiner unglücklichen Rückkehr vom Orient König Ludwig zu Potenza im Anfange des Oktober 1149 eine persönliche Zusammenkunft mit Roger von Sizilien hatte und in das Interesse desselben gezogen wurde. Wenige Tage später traf Ludwig mit dem Papste in Tuskulum zusammen. Der Papst empfing ihn nicht nur auf das herzlichste und bemühte sich, ihn über die erlittenen Verluste zu trösten, sondern wußte auch für den Augenblick des Königs schöne, leichtfertige Gemahlin ihm wiederzugewinnen; es war der größte Liebesdienst, welcher dem schmachtenden Könige erwiesen werden konnte. Auch in Rom bereitete die Republik dem Könige Frankreichs einen festlichen Empfang. Alles schien sich in Italien zu beeifern, die Schmerzen des unglücklichen Fürsten zu mildern. Nur langsam setzte er indessen seine Reise nach Frankreich fort, dessen Boden er erst gegen Ende des Jahres 1149 betrat. Der Tag seiner Ankunft wird nirgends gemeldet, nirgends verlautet etwas von einem feierlichen Empfange. Schweigend empfing ihn das Volk, und nicht ohne Beschämung konnte er wieder unter dasselbe treten, nachdem er sich früher so hoch vermessen, daß er nur als Sieger zurückkehren werde. Wie sehr der Glanz des königlichen Namens getrübt sei, verhehlte sich selbst Abt Suger nicht. Er empfand, daß dem König der Weg zu einem neuen glänzenden Unternehmen gezeigt werden müsse, wenn die Arbeit seines eigenen langen Lebens, die Erhebung der französischen Monarchie, nicht vereitelt werden sollte.

So war die Stimmung in Frankreich, als neue Trauernachrichten aus dem Orient einliefen. Nureddin hatte bald nach dem Abzuge der Kreuzfahrer die Christen im Gelobten Lande aufs neue angegriffen, und besonders war Antiochia schwer von ihm heimgesucht worden. Im Kampfe gegen ihn verlor am 29. Juni 1149 Fürst Raimund das Leben, und so groß wurde die Bedrängnis der Stadt, daß sich der junge König Balduin endlich entschloß, mit einem Heere zur Rettung derselben aufzubrechen. Neue Hilferufe ergingen zugleich nach dem Abendlande und besonders nach Frankreich, und hier herrschte eine Stimmung, die ihnen gleichsam

[1] Vgl. oben S. 469. 470.

entgegenkam. So zögernd Suger früher der Kreuzzugsbewegung nachgegeben hatte, so entschlossen stellte er sich jetzt an die Spitze derselben. Auch der heilige Bernhard lebte ganz wieder in dem Gedanken der Kreuzpredigt. König Ludwig ersehnte die Gelegenheit, seine Niederlage in Vergessenheit zu bringen.

König Roger war inzwischen von dem griechischen Kaiser und der venetianischen Flotte angegriffen worden; nach langer tapferer Gegenwehr hatte sich seine Besatzung in Korfu ergeben müssen, schon war Sizilien selbst bedroht. Es lag in seinem Interesse, die Franzosen in den Kampf gegen das griechische Reich hineinzuziehen oder sie wenigstens zu benutzen, um Konrad von Italien fernzuhalten. So nährte er die Bewegung in Frankreich; er trat mit Abt Suger in vertrauten Briefwechsel und wußte ihn sich ganz zu gewinnen. Selbst der Papst, von Roger gegen Rom unterstützt und nicht frei von Besorgnissen vor der griechischen Macht, schien einer Verbindung der französischen und sizilischen Waffen geneigt; es schien mindestens seine Absicht, den Bund Konrads mit Konstantinopel zu trennen und eine Verständigung zwischen den Königen von Deutschland und Sizilien herbeizuführen. In diesem Sinne hatte bereits der Kardinalbischof Dietwin an König Konrad geschrieben, und ein Brief des heiligen Bernhard, welchen Konrad um den 1. März 1150 durch seinen Bruder Otto von Freising empfing, schien ebenfalls auf Eingebungen der römischen Kurie zu beruhen. In diesem Schreiben ergoß sich Bernhard im Lobe des Siziliers, erhob seine der Kirche geleisteten Dienste und wies darauf hin, wie noch viel Größeres von diesem Fürsten zu erwarten, wenn er nicht durch die Macht des Deutschen Reiches gehemmt würde; der heilige Mann erbot sich, selbst das Friedenswerk in die Hand zu nehmen, wenn dies Konrad genehm sein sollte.

Indessen traten auch die kriegerischen Absichten in Frankreich immer deutlicher an den Tag. Auf einem von vielen geistlichen und weltlichen Großen besuchten Hoftage zu Laon im Anfange des April 1150 ertönten von allen Seiten laute Klagen über die Bedrängnisse der heiligen Stätten; man sprach von der Notwendigkeit, den Christen im Orient abermals zur Hilfe zu eilen, und beschloß, am dritten Sonntage nach Ostern (7. Mai) zu Chartres eine große Versammlung zu halten, um dort über die Mittel zu beraten, wie ein neuer Kreuzzug ausgerüstet werden könne. Zugleich setzte man den Papst von den Absichten, die man hegte, in Kenntnis.

Der Papst war aber wider Erwarten durch diese Nachrichten wenig erfreut. Am 25. April schrieb er an Suger: „Das unermeßlich große Liebeswerk, welches das göttliche Erbarmen dem König Ludwig eingegeben, hat uns in die höchste Unruhe versetzt. Denn in der Erinnerung an die schweren Verluste, welche die Kirche zu unserer Zeit erlitten hat, und an das frisch vergossene Blut so trefflicher Männer, werden wir von schwerer Besorgnis bedrückt. Aber um unsertwillen allein darf ein so wichtiges

Unternehmen nicht unterbleiben. Prüfe also sorgfältig den Willen des Königs, der Barone und des Volks, und sind sie wirklich zu einem so schwierigen Werke entschlossen, so magst Du unsern Rat und Beistand wie auch den gleichen Ablaß, der in den früheren Schreiben zugesagt war, ihnen versprechen."

Die Versammlung in Chartres trat zusammen, doch war der Besuch nicht so zahlreich, als man ihn erwartet hatte. Selbst die ersten Bischöfe blieben unter verschiedenen Vorwänden aus; sie mochten fürchten, daß ihre Kirchen zumeist die Kosten der Ausrüstung zu bestreiten hätten, und wenige waren wohl so opferbereit wie Suger, welcher die Einkünfte von St. Denis zu Gebot stellte. Indessen wurde die neue Kreuzfahrt doch beschlossen und unter allgemeiner Zustimmung dem heiligen Bernhard die Führung des Zuges übertragen. Es können hiernach Zweifel obwalten, ob König Ludwig sich jetzt noch selbst an der Fahrt zu beteiligen gedachte.

Der erste Enthusiasmus scheint auch damals, wie es bei den Franzosen nicht selten geschieht, schnell verflogen zu sein, und die Weise, wie der Papst nur widerwillig das Unternehmen gebilligt hatte, konnte die Begeisterung nicht erhöhen. In einem überaus merkwürdigen Schreiben warf Abt Bernhard dem Papste seine Lauheit, seine Ängstlichkeit und Besorgnis vor. Er erinnert ihn an das Wort des Seneca: „Dem tapferen Manne wächst in der Gefahr der Mut[1]. Er ruft ihm zu: „Beide Schwerter sind jetzt bei Christi Leiden — denn er leidet wieder, wo er schon einst gelitten —, zu zücken, und durch wen sind sie zu zücken als durch Euch? Denn beide gehören Petrus, und es ist nach meiner Meinung jetzt die Zeit, wo sie beide zum Schutz der morgenländischen Kirche gezogen werden müssen. Liebst Du Christum, wie Du sollst, so wirst Du nichts unterlassen, um für die Kirche, seine Braut, in solcher Gefahr alle Kraft, allen Eifer, alle Sorgfalt, alle Deine Macht und Dein ganzes Ansehen einzusetzen. Ungewöhnliche Not fordert ungewöhnliche Anstrengung. Das Fundament ist erschüttert, und alles muß aufgeboten werden, damit nicht der ganze Bau zusammenstürze. Das sage ich um Euretwillen — mit ungeschminkten, aber gutgemeinten Worten." Bernhard zeigt dem Papst an, daß er zu Chartres zum Führer des Kreuzheeres gewählt sei; er betont, wie wenig er nach seiner Person und seinem Stande zur Führung des Heeres geeignet sei, aber er legt die Entscheidung in die Hände des Papstes, welcher den Ratschluß Gottes ergründen werde.

Von verschiedenen Seiten wurde der Papst angegangen, die Wahl Bernhards zu bestätigen, auch von Suger selbst. Er gab diesen Bitten nach und schrieb am 19. Juni an Suger unter Belobung seiner Bemühungen für die Kreuzfahrt, daß er der zu Chartres getroffenen Wahl seine Zustimmung nicht versagen wolle, obgleich sie ihm wegen der Gebrechlich-

[1] Non est vir fortis, cui non crescit animus in ipsa rerum difficultate. Epist. 22.

keit des Gewählten im höchsten Maße bedenklich scheine. Der Papst fiel, wie man sieht, aus Bedenken in Bedenken, und auch in Frankreich selbst nahm der Enthusiasmus für das Unternehmen mit jedem Tage ab. Man hing an demselben nur noch in den mönchischen Kreisen, wo selbst Peter von Cluny sich zu begeistern anfing. Ihm schien aber das Erste und Notwendigste, eine Aussöhnung zwischen den Königen von Deutschland und Sizilien herbeizuführen; er versprach Roger, demnächst nach Deutschland zu gehen und nichts unversucht zu lassen, um den Frieden zwischen ihm und Konrad herstellen.

Es ist zu dieser Reise nicht gekommen, und sie würde auch keinen Erfolg gehabt haben. Denn Konrad dachte so wenig daran, den mit Konstantinopel geschlossenen Bund zu lösen, daß er ihn vielmehr noch fester zu ziehen suchte. Er hatte Alexander von Gravina, der damals in Geschäften des Kaisers zu Venedig verweilte, an seinen Hof beschieden und ihn dann nach Konstantinopel zurückgesandt, um die Vermählung des jungen Königs mit einer kaiserlichen Fürstin zu beschleunigen. Selbst Abt Wibald wagte nicht, in die Gedanken seiner französischen Ordensbrüder einzugehen; er versicherte vielmehr den Kaiser brieflich seiner tiefsten Devotion und betonte, wie er schon wegen seiner Vertreibung aus Monte Cassino ein tödlicher Gegner des Tyrannen von Sizilien, „des Feindes Gottes", sein müsse. Wäre Bernhard selbst abermals nach Deutschland gekommen und wäre jeder seiner Fußtritte mit Wundern bezeichnet gewesen, er würde doch das „Wunder der Wunder" nicht wieder vollbracht haben. Konrads Blick war nicht nach dem Gelobten Lande, sondern fester als je auf Italien gerichtet.

17. Verhandlungen und Verwicklungen

Sehr lehrreich sind die Verhandlungen, welche in dieser Zeit zwischen dem deutschen Hofe und der römischen Kurie gepflogen wurden. Wir sind über dieselben durch eine von Abt Wibald angelegte Briefsammlung gut unterrichtet und gewinnen dadurch tiefe, aber wenig erfreuliche Einblicke in die damaligen Verhältnisse am deutschen Hofe.

Schon oben ist auf das Mißtrauen hingewiesen, welches seit Konrads Rückkehr zwischen ihm und der römischen Kurie herrschte. Wiederholt hatte er im Laufe des Jahres 1149 daran gedacht, eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, aber die Absicht immer wieder aufgegeben. Indessen war ohne sein Zutun zwischen dem Papst und dem römischen Senat Friede geschlossen worden; freilich ein für jenen trauriger Friede, da der Senat, seinem Versprechen getreu, Arnold von Brescia schützte. Im November 1149 kehrte der Papst nach Rom zurück, aber er lebte hier mit dem ungebeugten Brescianer in denselben Mauern, das heißt: seine ganze Macht wurde ihm ins Angesicht unaufhörlich bestritten.

Vergeblich erwartete der Papst die ihm seit lange angekündigte große Gesandtschaft aus Deutschland, welche der Kanzler Arnold und Wibald führen sollten. Sein Verkehr mit dem deutschen Hofe blieb ein ganz äußerlicher und geschäftsmäßiger, und auch in diesem zeigte der Papst deutlich, wie wenig er sich von dem Verhalten Konrads befriedigt fühle. Im Frühjahr 1150 ging der suspendierte Bischof Arnold von Köln zu seiner Rechtfertigung nach Rom: er erwirkte sich trotz des Widerstrebens des Kanzlers einen warmen Empfehlungsbrief vom Könige, aber der Papst hob dessenungeachtet die Suspension nicht auf. Der König legte beim Papste Fürbitte ein für einen gewissen Otto, der sich an einem Kleriker vergriffen hatte: er erreichte damit nicht nur nichts, sondern erhielt überdies für seine Verwendung eine derbe Zurückweisung. Der König hatte für die verwahrloste Abtei Murbach durch die Bestellung eines neuen Abtes Fürsorge getroffen: man versagte in Rom seinen Maßregeln die Genehmigung. Inzwischen war mit Botschaften des Königs der Notar

Heinrich nach Rom gegangen; aber auch er scheint nur untergeordnete Geschäfte dort erledigt zu haben, jedenfalls gelang es ihm nicht, ein völliges Verständnis zwischen seinem Herrn und dem Papste herbeizuführen. Gegen Ende des Juni 1150 schrieb Eugen III. dem Könige, daß er noch immer auf die große Gesandtschaft warte, mit welcher er das Wohl der Kirche und des Reichs in Beratung ziehen könne, und daß er deshalb auch seinerseits noch keine Gesandte geschickt hätte. „Unser Verlangen ist,“ sagt er, „daß die Verhältnisse zwischen Kirche und Reich, Gottes Beistand zwischen uns und Deiner Majestät befestigt werden, damit die Kirche ihr Recht ungestört genieße, das Reich die ihm gebührende Macht gewinne und das christliche Volk sich des Friedens und der Ruhe erfreue.“

Der Papst residierte damals nicht mehr in Rom. Die Nähe Arnolds war ihm unerträglich geworden; schon am 15. Juni 1150 verließ er freiwillig wieder die Stadt und begab sich zunächst nach Albano. Er trat bald darauf in vertrauliche Verhandlungen mit König Roger und begab sich selbst nach Anagni, wo er Gesandten desselben begegnete. Trotz der Unterstützung, die er dem Papst gewährt, lebte Roger immer nur noch in einem Waffenstillstand mit der römischen Kurie, und es litten besonders darunter die kirchlichen Verhältnisse seines Reiches. Die Bischöfe, welche er eingesetzt hatte, wurden von Rom nicht anerkannt und entbehrten der Weihe, obwohl sie meist tüchtige Männer waren[1], keiner Simonie zu beschuldigen waren und im kirchlichen Gehorsam gegen den apostolischen Vater standen. Nachdem der Papst sich über die Hauptpunkte in Anagni mit Rogers Gesandten verständigt hatte, kam er zu Ceperano persönlich mit dem König zusammen. Roger gestand hier die freie Wahl der Bischöfe und die Prüfung der bereits erfolgten Ernennungen durch den Papst zu, auch räumte er ihm das Recht ein, in Person oder durch seine Legaten in dem sizilischen Reiche kirchliche Anordnungen zu treffen. Wenn aber Roger sich damit einen vollständigen Frieden und die Bestätigung aller seiner früher gewonnenen Privilegien zu erkaufen glaubte, so irrte er. Weder durch Bitten noch Geld konnte er es dahin bringen, daß der Papst ihn belehnte und die früheren Privilegien ihm erneuerte. Übrigens schieden sie als Freunde: Roger bot dem Papste und der Kurie jede Unterstützung an, welche sie in ihren Fährlichkeiten bedürfen sollten; der Papst versprach Roger dagegen, die Einsetzung der sizilischen Bischöfe einer Untersuchung zu unterwerfen und alle, deren Ernennung keinen Anstoß böte, zu bestätigen. Die Prüfung erfolgte mit der größten Gewissenhaftigkeit, aber nur wenige Bischöfe wurden verworfen. Im November 1150 weihte der Papst zu Ferentino eine große Zahl der bestätigten Bischöfe; unter ihnen war auch der Erzbischof Hugo von Palermo, der, kaum in dem Besitz des Palliums,

[1] Roger verwandte gern hervorragende Ausländer in seinen Bistümern; nur die Deutschen schloß er aus, weil er ihnen nicht traute.

sehr wider die Absichten des Papstes Rogers einzigen noch lebenden Sohn Wilhelm in Palermo zum Könige krönte (3. April 1151).

Der Papst, der sich bis in den Sommer 1151 zu Ferentino aufhielt, hat unseres Wissens dann nie mehr die Hilfe des Siziliers gegen Rom in Anspruch genommen; er hätte sie wohl auch nur um einen Preis, der ihm zu hoch schien, gewinnen können. Die Herstellung seiner Macht in der Stadt erwartete er jetzt wieder wie früher allein von König Konrad. Es kann zweifelhaft sein, ob der Papst den früheren Vermittlungsversuchen zwischen Konrad und Roger, wie man in der Kurie behauptet, ganz fern gestanden habe; es mag eine Zeit gegeben haben, wo er Konrad von Italien fernzuhalten versuchte. Aber gewiß ist, daß er vom Sommer 1150 an die Heerfahrt Konrads über die Alpen auf das dringendste wünschte. In einem sehr vertrauten Briefe an Wibald äußert ein römischer Kardinal: Roger werde nicht eher ein schickliches Verfahren gegen König Konrad beobachten, als bis er bestimmt wisse, daß dieser in Tuscien oder in der Romagna stände, und auch die Römische Kirche habe kein Interesse daran, daß sich ohne ihre Dazwischenkunft die Könige verglichen; erst wenn Konrad in Italien stände, werde sich die Römische Kirche in das Mittel legen und mit Bitten und sanfter Gewalt Konrad, mit Drohungen und Schrecken Roger dahin bringen, daß ihr Streit in einer für Kirche und Reich vorteilhaften Weise zum Austrage käme.

Im Juli 1150 machte auch König Konrad Miene, die große Gesandtschaft, von der schon so lange gesprochen, an den Papst abgehen zu lassen, er forderte den Kanzler Arnold und Abt Wibald auf, sich zur Reise anzuschicken, die sie um die Mitte des September antreten sollten. Der König scheint dann aber wieder geschwankt zu haben; denn der Notar Heinrich schrieb alsbald an Wibald: „Ich weiß zwar vieles — aber ob es geschieht oder nicht, steht dahin, und so mag ich auch nicht davon reden.“ Die Botschafter selbst waren über den Auftrag wenig erfreut. Der Kanzler hatte schon früher die größten Schwierigkeiten gemacht, „weil der König,“ wie er sich in seinem Unmute äußerte, „doch nicht hält, was er durch seine Getreuen nach Rom melden läßt.“ Wibald war früher williger gewesen, jetzt wollte aber auch er von der Reise nichts wissen, zumal er sie, wie er erfuhr, auf eigene Kosten unternehmen sollte. Er gab vor, daß man erst den Erfolg, den Alexander von Gravina in Konstantinopel haben würde, abwarten müsse; er riet, wenn der König dennoch sogleich eine Gesandtschaft nach Italien senden wolle, entweder den Kanzler allein dorthin zu schicken oder ihm etwa noch den Bischof von Konstanz, Basel oder Lausanne beizugesellen.

Aber der König bestand jetzt auf seinem Willen; er schrieb an Wibald: er könne ihn sowenig wie den Kanzler bei dieser Gesandtschaft entbehren, bei der die wichtigsten Angelegenheiten mit dem Papste mit Bezug auf den Kaiser von Konstantinopel und Roger von Sizilien zu verhandeln

seien; am 29. September sollten deshalb beide in Regensburg am Hofe sich einstellen: das erforderliche Geld sollte Wibald auf Pfänder aufnehmen, welche der König, sobald es möglich, einlösen werde. Wibald meldete alsbald dem Kanzler: er glaube sich dem Willen des Königs fügen zu müssen, obgleich er nicht wisse, wie er nach den gewaltigen bereits im Dienste des Königs gemachten Ausgaben die Kosten der Reise bestreiten solle; lieber wolle er aber auf einem Esel ausziehen als sich der Ungnade des Königs aussetzen. Bald darauf schrieb er wieder dem Kanzler: nicht wie es der königlichen Majestät gezieme, werde er die Reise antreten, sondern so, wie er einst sein eigenes Haus — er meinte Monte Cassino — einsam und allein, nur mit wenig Geld verlassen habe.

Der Kanzler erklärte dagegen Wibald, daß er unmöglich jetzt sein Stift in Köln verlassen könne: es sei eine vollständige Mißernte gewesen, und er müsse für den Unterhalt aller sorgen, nur nackt und bloß würde er ausziehen können; um so mehr würde der König ihn entschuldigen, als Wibald allein allen Geschäften völlig genüge und er neben der Beredsamkeit desselben sich doch nur wie die Spitzmaus im Winkel verkriechen würde; könne Wibald bis zum 15. Oktober warten, so wolle er mit ihm zu Hofe gehen, und der König möge dann selbst in der Sache entscheiden. Wibald antwortete darauf: seine eigene Not sei nicht geringer als die des Kanzlers, aber er werde gehorchen, um nicht durch die Ungnade des Königs alles einzubüßen, worauf er durch so viele Dienste Ansprüche gewonnen habe; der Kanzler irre übrigens, wenn er sich für überflüssig halte, vielmehr werde er in der Gesandtschaft eine hervorragendere Stellung einnehmen, als es selbst die Erzbischöfe von Köln und Mainz vermöchten; denn er besitze den Schlüssel des Reichs und habe über alle wichtigen Maßregeln für dasselbe zu bestimmen, wie er selbst sich deshalb auch ihm ganz unterordnen werde; gern wolle er, Wibald, bis zum 15. Oktober und auch länger warten, nur möge die Reise nicht bis tief in den Winter verschoben werden.

In der Tat traf nun Wibald alle Vorkehrungen zur Reise und hatte Stablo bereits verlassen, als der König plötzlich einen anderen Entschluß faßte; er billigte die Gründe, die der Kanzler und Wibald für ihr Zurückbleiben geltend gemacht hatten, und schickte die Bischöfe von Basel und Konstanz nach Italien. Sie sollten die Ankunft des Königs dort vorbereiten und die notwendigsten Reichsgeschäfte erledigen, auch mit dem Papst über die schwebenden Angelegenheiten verhandeln. Im Oktober 1150 werden sie abgereist sein.

Aber es fehlte doch viel, daß Konrad damals schon ernstlich daran hätte denken können, in der nächsten Zeit Deutschland zu verlassen. Die von Frankreich drohende Gefahr verschwand freilich schnell. Bernhard war ein Führer ohne Heer, und endlich schritt sein Orden selbst ein, um ihm die traurige Rolle eines Peter von Amiens noch an seinem Lebens-

ende zu ersparen. Nur Suger hielt noch immer zähe am Kreuzzuge fest, aber seine Tage waren bereits gezählt; am 13. Januar 1151 hauchte er den letzten Atem aus. Welche Verpflichtungen auch König Ludwig gegen Roger eingegangen sein mochte, an die Erfüllung derselben war nicht mehr zu denken; von dem Kriege gegen die Griechen sprach bald niemand mehr in Frankreich. Von dieser Seite gesichert, bemühte sich Konrad, die inneren Verhältnisse seines Reichs zu ordnen, und gerade hier fand sich unerschöpfliche Arbeit. Während der König im oberen Deutschland weilte[1] und hier die Ruhe sicherte, blieb Lothringen ein Herd innerer Streitigkeiten. Zwischen dem nimmer ruhenden Grafen Heinrich von Namur und dem Bischof von Lüttich war eine neue, äußerst blutige Fehde ausgebrochen, in welche alle Nachbarn hineingezogen wurden. Die Leiden des Landes vermehrten die Überschwemmungen und Mißernten der letzten Jahre, und der Winter brach diesmal schon früh mit furchtbarer Strenge ein. Es war den Leuten, als ob ganz Lothringen zugrunde gehen sollte.

Den König selbst traf gerade damals ganz unerwartet ein schwerer Schlag. Wenige Monate nach dem Siege bei Flochberg, welcher dem königlichen Sohne einen Namen gemacht hatte, starb derselbe in einem Alter von dreizehn Jahren. Wir wissen weder, an welchem Tage er starb, noch ist der Ort seines Todes oder Begräbnisses bekannt. Wir besitzen freilich nur eine vereinzelte Nachricht, daß der Knabe durch Gift gestorben sei, aber mindestens keine andere, welche damit im Widerspruch stände. Starb er unnatürlichen Todes, so erhebt sich die Frage nach dem Urheber des Mordes: aber nirgends bietet sich ein Anhalt, sie zu beantworten. Gegen Welf wird sich kaum ein Verdacht erheben lassen; eher zu glauben wäre, daß der Tod des Knaben in Verbindung stände mit jenen Streitigkeiten, in welche er während des Kreuzzugs mit seinem Oheim Gebhard von Sulzbach geraten war, und welche nur vorläufig damals bis zur Rückkehr des Vaters beigelegt wurden. Die Sache muß schließlich für Gebhard einen üblen Ausgang genommen haben. Noch im Mai 1149 erscheint er in der Nähe des Königs in der Stellung als Markgraf, dann finden wir ihn, den Schwager des Königs, den Bruder der Kaiserin von Konstantinopel, nicht mehr am Hofe, und die Markgrafschaft am Nordgau ist schon im Jahre 1150 in die Hände Bertholds von Vohburg, des Sohnes des alten Dietbold[2], übergegangen.

Durch den Tod des königlichen Knaben wurde die Frage über die Nachfolge im Reiche wiederum eine offene und mußte Konrad mit um

[1] Auf den 8. September hatte der König einen Hoftag in Nürnberg angekündigt, der auch abgehalten zu sein scheint. Am 24. September hatte er mit mehreren schwäbischen Fürsten eine Zusammenkunft zu Langenau bei Ulm. Auf den 29. September war dann ein Hoftag zu Regensburg angesagt; ob derselbe abgehalten ist, wissen wir nicht. Dagegen steht fest, daß der König im Oktober oder November auf einem Hoftage in Worms zugegen war. Am 3. Dezember befand er sich in Würzburg.

[2] Vgl. oben S. 403.

so größerer Sorge erfüllen, als der einzige Sohn, der ihm geblieben, noch kaum sechs Jahre zählte. Ein anderer empfindlicher Verlust für ihn war der Tod seiner Halbschwester Gertrud, der Gemahlin des Böhmenherzogs. Sie starb am 4. August 1150 und wurde in dem Prämonstratenserkloster auf dem Strahow beigesetzt, welches sie reich mit Gütern ausgestattet hatte. Dieses Kloster war von dem Olmützer Bischof Heinrich Zdik begründet, der um dieselbe Zeit dort seine Ruhestätte fand; es war die erste Niederlassung dieses Ordens in Böhmen, der aber schnell andere folgten. Gertrud, die König Konrad besonders nahe gestanden zu haben scheint und selbst seine Politik mehrfach beeinflußt hatte, starb in jungen Jahren; sie hinterließ ihrem Gemahl drei Söhne und eine Tochter.

Im Jahre 1150 starb auch der alte Graf Otto von Rineck, der Sohn des Gegenkönigs Hermann, ein Mann friedfertiger Gesinnungen, der einst die rheinische Pfalzgrafschaft besessen und dann wieder aufgegeben hatte. Er starb ohne Leibeserben; schon im Jahre zuvor hatte sein andersgearteter Sohn, der jüngere Otto, einen traurigen Tod gefunden. Dieser händelsüchtige und ehrgeizige Fürst, ein Schwiegersohn Albrecht des Bären, hatte sich von Fehde in Fehde gestürzt. Im Jahre 1146 war er mit den Waffen dem Bischof Hartbert von Utrecht entgegengetreten, um eine dem Bistum gehörige Grafschaft zu ertrotzen; aber der Kampf hatte für ihn eine traurige Wendung genommen und ihn selbst in die Hände des Bischofs geliefert, der ihn längere Zeit in Haft hielt. Kaum wieder auf freiem Fuß, warf er sich in den Kampf gegen den Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, um die Ansprüche seines Hauses auf die Pfalzgrafschaft durchzufechten. Abermals geriet er in die Gefangenschaft seines Gegners und wurde auf die Schönburg (zwischen Kaub und Oberwesel) gebracht. Hier endete er im Jahre 1149 als Gefangener sein Leben; man glaubte, Pfalzgraf Hermann habe ihn erdrosseln lassen.

Im Anfange des November 1150 segnete auch Bischof Hartbert von Utrecht das Zeitliche, und sein Tod gab die Veranlassung zu neuen großen Verwirrungen im unteren Lothringen. Man konnte sich über die Wahl seines Nachfolgers nicht einigen; der größere Teil des Utrechter Klerus und der Stiftsvasallen entschieden sich für den Propst Hermann von S. Gereon zu Köln, die Minorität des Klerus mit den Ministerialen und Bürgern für den Propst Friedrich von S. Georg in Köln, den noch im Jünglingsalter stehenden Sohn des Grafen Adolf von Hovele und Berg. Für Hermann gegen Friedrich und seinen Vater nahmen die Grafen Theoderich von Holland und Heinrich von Geldern Partei, und beide Teile fielen darauf mit der äußersten Erbitterung übereinander her. Mit den Schwertern wurde um den Utrechter Bischofsstuhl gekämpft.

Die Zustände jenseits des Rheins wurden immer bedenklicher, und zugleich drohten auch diesseits neue schlimme Verwicklungen. Der junge Heinrich der Löwe hatte bis dahin auf die Erfüllung jenes Versprechens

nicht gedrungen, welches ihm der König vor dem Auszuge nach dem Orient wegen des Herzogtums Bayern gegeben hatte. Um so bestimmter trat er jetzt, wo seine Macht in Sachsen hinreichend erstarkt schien, mit seinen Ansprüchen auf Bayern hervor; schon war er fest entschlossen, sie mit den Waffen, wenn man ihm Schwierigkeiten bereiten sollte, durchzusetzen. Zur Verhandlung über Heinrichs Ansprüche berief der König einen Hoftag nach Ulm auf den 13. Januar 1151. Aber Heinrich erschien dort nicht, sondern erhob laut Beschwerden über den König und rückte mit Heeresmacht, nachdem er Sachsen unter der Obhut seiner Gemahlin und des Grafen von Holstein zurückgelassen hatte, mitten im Winter gegen das Bayernland vor. Schon nannte er sich „Herzog von Bayern und Sachsen von Gottes Gnaden", und seine Absicht konnte keine andere sein, als sich des Herzogtums seines Vaters mit Gewalt zu bemächtigen.

Dennoch ließ sich Heinrich noch einmal zu Verhandlungen herbei und stand von den Waffen ab, als der König seine Beschwerden auf einem Reichstage zu Regensburg inmitten der Großen Bayerns zu erledigen versprach. Auf den 11. Juni wurde der Regensburger Tag anberaumt; Heinrich zog sich inzwischen nach den welfischen Besitzungen in Schwaben zurück. Er mochte hoffen, daß er seinen Oheim Welf hier für seine Sache gewinnen würde. Aber dieser hatte nicht vergessen, daß er früher umsonst auf den Beistand des Neffen gerechnet hatte; überdies lag ihm selbst der Gedanke an das bayrische Herzogtum nicht fern.

Den König bedrängte vor allem die Beilegung der lothringischen Wirren und die Schlichtung des Utrechter Wahlstreits. Um die Mitte des März hielt er einen Hoftag in Nürnberg, wohin er die Parteien von Utrecht beschieden hatte. Hermann erschien mit seinen Wählern; Friedrich blieb dagegen aus, und sein Vater, der sich einstellte, war nicht mit ausreichenden Vollmachten von den Wählern ausgestattet. Nach der Entscheidung der Fürsten erklärte sich der König deshalb für die Rechtmäßigkeit der Wahl Hermanns, erteilte ihm die Investitur und ersuchte brieflich den Papst, auch seinerseits Hermanns Wahl zu bestätigen. Der König versprach überdies, nach Ostern selbst nach Lothringen zu kommen, um die Ordnung im Lande herzustellen, und dann auch Utrecht zu besuchen. Aber schon als er das Osterfest (8. April) zu Speier feierte, erschienen vor ihm aus Utrecht Männer von Friedrichs Anhang mit Beschwerden über die getroffene Entscheidung und erwirkten mindestens so viel, daß der König eine nochmalige Untersuchung der Sache in Utrecht selbst zusagte. Dieses schwankende Verfahren des Königs konnte die schlimmen Verhältnisse Lothringens nur noch verschlimmern.

Inzwischen war am 3. April 1151 endlich Erzbischof Arnold von Köln gestorben; er starb in der Suspension und hinterließ die Erzdiözese in dem traurigsten Zustande. Die Wahl seines Nachfolgers war nicht nur für diese, sondern auch für alle Verhältnisse des unteren Lothringens von

entscheidender Bedeutung; die Wähler einigten sich in der Erkenntnis ihrer schweren Verantwortlichkeit auch sofort über die Person des königlichen Kanzlers Arnold. In der Tat ließ sich keine geeignetere Persönlichkeit finden. Arnold gehörte dem Kölner Klerus an; als Dompropst kannte er alle Verhältnisse desselben und hatte gegen das frühere Regiment im entschiedenen Gegensatze gestanden. Aus Lothringen gebürtig — er stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Wied —, empfand er die Leiden des Landes auf das tiefste, und niemand vermochte besser als er Abhilfe zu schaffen, da ihm als königlichem Kanzler das ganze Getriebe der Parteien durchsichtig sein mußte; überdies war das nahe Verhältnis, in dem er zum Papste und zur Kurie stand, allgemein bekannt und den Kölnern erwünscht. Arnold war nicht ohne Bedenken, die schwere Last, die ihm zugemutet wurde, auf seine Schultern zu nehmen, und hörte kaum auf die Bitten der Wähler.

Der König hatte sich gleich nach Ostern auf den Weg nach Lothringen gemacht. Als er nach Boppard kam, empfing er die Nachricht von Arnolds Wahl. Sie erfüllte ihn mit nicht geringer Freude, und er beschloß alsbald, selbst nach Köln zu gehen, zuvor aber noch die benachbarten Burgen Rineck und Kochem an der Mosel in seine Gewalt zu bringen; beide scheinen in den Händen trotziger Ministerialen des ausgestorbenen Grafengeschlechts gewesen zu sein. Der König gewann sie ohne Mühe; Kochem wurde von seinen Leuten besetzt, Rineck den Flammen übergeben, aber schon nach einigen Jahren hergestellt. Von den Bischöfen Otto von Freising, Albert von Meißen und Heinrich von Lüttich begleitet, begab sich der König darauf nach Köln. Der feierlichste Empfang wurde ihm hier bereitet; in einem glänzenden Festzuge geleitete man ihn nach der Peterskirche und richtete hier an ihn die Bitte, den erwählten Erzbischof sogleich zu investieren. Aber Arnold machte auch jetzt noch die größten Schwierigkeiten; er schützte seine Unzulänglichkeit für dies verantwortungsvolle Amt vor und wollte sein Geld und seine Ruhe nicht für das zerrissene und ganz herabgekommene Erzstift preisgeben. Besonders empfand er es schwer, daß die meisten bischöflichen Tafelgüter in der Zeit des Investiturstreits durch Erzbischof Friedrich zu Lehen ausgetan waren und keine Mittel sich vorfanden, um den erforderlichen Aufwand zu bestreiten. Erst als der König ihn mit Ungnade bedrohte und ihm bindende Versprechungen gab, daß die Tafelgüter dem Erzstift zurückgegeben werden sollten, gab er nach und ließ sich mit den Regalien des Erzbistums und des Herzogtums[1] investieren. Infolge der königlichen Versprechungen wurde sogleich durch ein Fürstengericht in Köln die Veräußerung der beanspruchten Tafelgüter, weil diese zum Reiche und zur Kirche gehörig, für unstatthaft erklärt und sie dem Erzbischof mit der Bestimmung zugesprochen, daß ihr Ertrag nicht allein zum Nutzen des Erzbischofs verwendet werden solle, sondern

[1] Von einem Herzogtum der Kölner Erzbischöfe ist damals zuerst die Rede.

auch zur Bestreitung des Soldes, welchen die Lehnsträger des Erzstifts für die Hof- und Gerichtstage des Erzbischofs, wie für die Hoftage und Kriegszüge des Königs oder Kaisers zu beanspruchen hatten. Überdies versprach der König, sich beim Papst für die Bestätigung aller alten Privilegien des Erzstifts zu verwenden. Arnold selbst und die Bischöfe von Münster und Osnabrück folgten darauf dem Könige, als er seine Reise nach Nymwegen fortsetzte, wo er um die Mitte des Mai eintraf.

Hier erschien Hermann von Utrecht, der inzwischen durch Friedrichs Anhang aus der Stadt verdrängt war. Auch seine Widersacher wurden deshalb nach Nymwegen beschieden. Sie kamen erst, nachdem ihnen sicheres Geleit zugesagt war, dann aber in hellen Haufen und in trotziger Haltung. Sie verweigerten nicht nur die Anerkennung Hermanns, welche der König verlangte, sondern lehnten sogar die Einmischung des Königs in die Bischofswahl ab, indem sie sich auf eine inzwischen eingelegte Appellation an den Papst beriefen. Trotzig, wie sie gekommen waren, kehrten sie in ihre Stadt zurück. So sehr ihr Verhalten den Zorn des Königs reizte, sah er sich doch außerstande, den Utrechtern nach Gebühr zu begegnen. Denn es kamen traurige Nachrichten über den Rhein. In Bayern drohte der Ausbruch eines allgemeinen Aufstandes; die Söhne des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach hatten sich erhoben, vielleicht im Einverständnis mit Heinrich dem Löwen. Es schien hohe Zeit, daß der König in die oberdeutschen Länder zurückkehrte.

Das Pfingstfest (27. Mai) feierte der König noch in Koblenz; er entließ hier spanische Gesandte, welche längere Zeit in Deutschland verweilt hatten. Ohne Frage waren sie vom Könige Alfons von Kastilien geschickt, und ihre Aufträge bezogen sich auf die Ehe, welche Alfons wenig später mit Richildis, einer Nichte König Konrads und Tochter seiner Schwester Agnes, einging. Nicht geringer Glanz wurde am Feste zu Koblenz entfaltet, aber trotz desselben sah es im Reich sehr trübe aus. Gerade um diese Zeit schrieb Wibald an die Mönche von Korvei: „Um den Frieden meines Vaterlandes habe ich mich während meines fast sechswöchigen Aufenthalts beim Könige über meine Kräfte bemüht, aber ich habe nichts ausrichten können. Wenn in den nächsten zehn Tagen nicht entweder ein völliger Friede oder mindestens ein Waffenstillstand zustande kommt, so muß man an der Zukunft des ganzen Landes verzweifeln.“ Zu einem solchen Frieden oder Waffenstillstand ist es nicht gekommen. Der König ließ in Lothringen den inneren Krieg zurück und ging dem Aufstande in Bayern entgegen.

Ob aber alles sonst fehlschlagen mochte, *eines* war wirklich erreicht worden. Die Bischöfe von Konstanz und Basel hatten eine völlige Verständigung zwischen dem Könige und der Kurie herbeigeführt. Konrad hatte dem Papst Beistand gegen das aufständische Rom und dieser ihm die Kaiserkrönung zugesagt. Die Romfahrt des Königs sollte, sobald es seine

Verhältnisse in Deutschland möglich machten, angetreten werden, und auf den Wunsch des Königs entschloß sich der Papst, zwei Kardinäle nach Deutschland zu schicken, welche die inneren Wirren beilegen und namentlich die kirchlichen Verwicklungen lösen helfen sollten, um so schneller die letzten Hemmnisse des Zuges zu beseitigen. Nachdem das alte Verhältnis zur römischen Kurie hergestellt war, mußten auch Männer wie Erzbischof Arnold von Köln und Abt Wibald wieder das volle Vertrauen des Königs gewinnen; am Hofe nahm alles dieselbe Gestalt wieder an, die es vor dem Kreuzzuge gehabt hatte.

Es war im Sommer 1151, daß Wibald vom Kaiser von Konstantinopel ein Schreiben erhielt, worin sein Einfluß beim Könige für den Krieg gegen Roger in Anspruch genommen wurde. Wibald hat in diesem Sinne, wie er sich später rühmte, gewirkt, aber die Romfahrt mußte ohnehin den Blick Konrads wieder auch auf Sizilien und Konstantinopel lenken. Denn nicht allein auf die Kaiserkrone, sondern zugleich auf die Herstellung der kaiserlichen Vollgewalt in Italien war es bei der Fahrt abgesehen. Es sollte den inneren Kriegen in Norditalien, dem Aufstande in Rom, dem neuen Königreiche in Sizilien ein Ende gemacht werden, und im Bunde mit Konstantinopel, mit Venedig und dem Papste schien dies keine Aufgabe, an deren Lösung zu verzweifeln war.

18. Erhebung Heinrichs des Löwen und Konrads Tod

Am 11. Juni 1151 war der König in Regensburg, um den anberaumten Reichstag abzuhalten. Er empfing dort die Legaten, welche der Papst auf seinen Wunsch über die Alpen gesendet hatte. Es waren die Kardinalprediger vom Titel der heiligen Cäcilia und der heiligen Susanna Octavianus und Jordanus, zwei hervorragende Männer der Kurie. Auch die Bischöfe von Konstanz und Basel, welche das Abkommen mit dem Papste geschlossen hatten, waren zugegen, desgleichen der Erzbischof von Aquileja, der Markgraf Ulrich von Tuscien und der Markgraf Hermann von Baden, der damals zuerst als Markgraf von Verona bezeichnet wird. Alles wies darauf hin, daß der König über den Zug nach Italien in Beratung zu treten gedachte. In der Tat legte er hier öffentlich seine Absicht dar, demnächst zu der Romfahrt aufzubrechen, und sein Entschluß fand unter den zahlreichen Fürsten, die erschienen waren, freudige Zustimmung.

Aber unter den Erschienenen fehlte der junge Heinrich der Löwe, obwohl gerade seine Sache den nächsten Anlaß zu dem Reichstage gegeben hatte. Wir wissen, daß er früher hier sein Recht auf Bayern zu vertreten gewillt war, aber wir sind ohne Kenntnis, ob die Erhebung der Wittelsbacher oder ein anderer Umstand seinen Entschluß änderte. Es scheint ihm als neuer Termin ein Reichstag gesetzt zu sein, welchen der König auf die Mitte des September nach Würzburg anberaumte. Gegen die Wittelsbacher beschloß man unverzüglich einzuschreiten. Über den alten Pfalzgrafen, der sich seiner Söhne angenommen haben muß, wurde wegen der Ausschreitungen derselben die Acht erklärt, seine Güter eingezogen und sogleich der Reichskrieg gegen ihn begonnen. Der König rückte selbst vor Kelheim an der Donau, eine der Hauptburgen des Pfalzgrafen, und belagerte sie. Über den Verlauf des Kampfes sind wir nicht weiter unterrichtet, als daß der Pfalzgraf sich unterwarf und einen seiner Söhne als Geisel stellte; seine Güter und Ehren sind ihm ohne Zweifel alsbald zurückgegeben worden.

Von Bayern kehrte der König nach Lothringen zurück, um die Utrechter Sache zum Austrag zu bringen; es begleiteten ihn die Legaten des Papstes,

die zur Beilegung des Streits im Sinne des Königs Vollmacht hatten. Der König beschied die widereinander streitenden Bischöfe nach Lüttich; hier wurde Hermanns Wahl aufs neue genehmigt, die Friedrichs verworfen, und die Legaten bestätigten ausdrücklich diese Entscheidung. Den Trotz der Utrechter völlig zu beugen, gelang freilich auch jetzt nicht; es blieb eine Hermann feindliche Gegenpartei. Inzwischen scheint in Lothringen doch die Sehnsucht nach geordneten Zuständen allgemeiner empfunden zu sein. Abt Wibalds Vermittlung wurde zur Herstellung eines Landfriedens in Anspruch genommen, und wenn es Arnold von Köln in Westfalen und den benachbarten Gauen wider Erwarten einen allgemeinen Frieden aufzurichten gelang, so wird er es auch an ähnlichen Bestrebungen in den rheinischen Gegenden nicht haben fehlen lassen.

In der Mitte des September trat der angekündigte Reichstag zu Würzburg zusammen. Es waren die Erzbischöfe von Köln und Bremen, die Bischöfe von Halberstadt, Naumburg, Merseburg, Würzburg, Bamberg, Straßburg, Worms und Prag, Abt Wibald und die Abgesandten vieler anderer geistlicher Fürsten erschienen; von den Laienfürsten hatten sich die Markgrafen von Meißen und Brandenburg, der Pfalzgraf von Bayern, der Landgraf Ludwig von Thüringen, außerdem Graf Hermann von Winzenburg, die Burggrafen von Mainz, Würzburg und Bamberg und viele andere Grafen, Vasallen und Edle eingestellt. Den Anwesenden eröffnete Konrad, daß er demnächst die Romfahrt anzutreten beabsichtige, und alle versprachen eidlich, ihm mit ihrer ganzen Vasallenschar zu folgen. Die Rüstungen sollten sogleich in Angriff genommen werden und am 8. September nächsten Jahres das Heer aufbrechen. Die Zwischenzeit wollte der König benutzen, um den Landfrieden überall in den deutschen Ländern herzustellen.

Eine bemerkenswerte Rolle spielt damals am Hofe der Erzbischof Hartwich von Bremen. Seine weitaussehenden Pläne für die Herstellung der Bremer Kirchenprovinz hatten ihn nicht allein in arge Händel mit Heinrich dem Löwen, sondern auch in die dänischen Thronstreitigkeiten verwickelt. Er hatte Knud, der bei ihm als Flüchtling weilte, die Mittel geboten, um ein Heer in Sachsen zu werben. Mit demselben kehrte der vertriebene Königssohn nach Dänemark zurück, und im ersten Augenblick fiel ihm fast ganz Jütland zu. Aber bald sammelte Sven ein Heer, setzte über das Meer und vernichtete bei Wiborg Knuds ganze Macht. Die Scharen der Sachsen wurden völlig aufgerieben; Knud selbst mußte sich abermals nach Deutschland flüchten. Der Erzbischof nahm sich seiner nicht weiter an, vielmehr war er inzwischen von Sven gewonnen worden, während sich Knud fortan der Gunst Heinrichs des Löwen und des Grafen Adolf erfreute und ungehindert durch Holstein ab und zu gehen konnte. Der Erzbischof trat jetzt selbst für Sven bei Hofe ein. Er überbrachte ein Schreiben Svens an Konrad, in welchem er für die früher an dessen

Hofe empfangenen Wohltaten dankte und die Hilfe des Königs gegen seine Widersacher in Anspruch nahm. Sven wünschte, mit Konrad selbst zusammenzukommen, und bat, Ort und Zeit für eine Zusammenkunft zu bezeichnen wie auch ihm sicheres Geleit zu geben, damit er die Nachstellungen des Sachsenherzogs nicht zu fürchten habe; zugleich forderte er den König auf, gegen die Wenden, von denen das dänische Reich wieder unablässig belästigt wurde, einen neuen Feldzug durch seine Fürsten zu veranlassen. Zu derselben Zeit wandte sich aber auch Knud brieflich an Konrad, klagte ihm sein Mißgeschick und verlangte, daß das Schwert des Deutschen Reichs für ihn und seine Ansprüche gezückt werde. Jedoch lag König Konrad in diesem Augenblick, wo alle seine Gedanken nach dem Süden gerichtet waren, nichts ferner, als sich in die dänischen Angelegenheiten zu mischen. Den Erzbischof Hartwich, der sich zu einem neuen Besuche der römischen Kurie schon anschickte, da ihn der Papst dorthin in Angelegenheiten seiner Kirche berufen hatte, hielt der König zurück, um seiner Unterstützung bei den Rüstungen zur Romfahrt sicher zu sein und entschuldigte ihn damit beim Papste: auch von Hartwich hatte Dänemark deshalb vorläufig nichts zu fürchten oder zu hoffen.

Endlich sollte nun die große Gesandtschaft nach Italien abgehen, die schon während des Sommers aufs neue in Aussicht genommen und wieder verschoben war. Arnold, jetzt Erzkanzler Italiens, Wibald von Stablo und der Notar Heinrich rüsteten sich zur Abreise. Auch eine neue Gesandtschaft nach Konstantinopel wurde beschlossen, um die in Aussicht stehende Heerfahrt nach Italien zu melden, auf welcher Konrad mit dem Kaiser persönlich zusammentreffen und Rogers Macht zu vernichten gedachte; zu stärkerer Befestigung des Bundes zwischen den beiden Reichen beabsichtigte sich Konrad trotz seiner Jahre doch noch mit einer griechischen Fürstin zu vermählen. Für Konstantinopel war der Bischof Albert von Meißen, der schon früher als königlicher Kaplan öfters die weite Reise gemacht hatte, diesmal als Gesandter bestimmt.

Vor allem aber wünschte Konrad, den Drohungen Heinrichs des Löwen gründlich ein Ziel zu setzen. Viele sächsische Fürsten und vor allem Markgraf Adalbert rieten ihm als das beste Mittel, selbst nach Sachsen zu kommen, um sich der Burgen und der Anhänger desselben zu versichern. Da Heinrich der Löwe sich auf dem Würzburger Tage abermals nicht eingestellt hatte, beschloß Konrad, dieses Mittel zu ergreifen. Er traf Veranstaltung, daß Heinrich sorgsam in Schwaben beobachtet werde, und ging selbst über Erfurt nach Goslar. Von hier aus gedachte er zunächst Braunschweig zu überfallen und sich dann der anderen Burgen des Herzogs zu bemächtigen. Mit einem, wie es scheint, nur kleinen Heere rückte er bis zum Kloster Heiningen vor; da erhielt er die Nachricht, daß Heinrich aus Schwaben entkommen, mit nur wenigen Begleitern sich unbemerkt durch die königlichen Wächter durchgeschlichen und glücklich nach Braun-

schweig gelangt sei, wo er zur Gegenwehr sich rüste. Der König sah seine Absicht vereitelt und zog sich nach Goslar zurück. Aber trotz des Fehlschlagens dieser Unternehmung war mindestens so viel erreicht, daß Heinrich seine Absichten gegen Bayern jetzt nicht weiter verfolgen konnte.

An einen gütlichen Austrag der Sache mit Heinrich war fortan nicht mehr zu denken; der König hatte bereits zum Schwerte gegriffen. Aber er selbst führte den Kampf in Sachsen nicht weiter fort, sondern überließ ihn den gegen den aufstrebenden Herzog feindlichen Großen des Landes. Von allen Seiten fielen sie sogleich über den Welfen her, begegneten aber tapferem Widerstande. Am 13. November hatte der König noch mit einer großen Zahl derselben, den Bischöfen von Halberstadt, Havelberg, Naumburg, Minden und Paderborn, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Konrad von Meißen in Altenburg bei seinem Schwager, dem Polenherzog, eine Zusammenkunft; auch der Bischof von Prag und der Pfalzgraf Otto von Bayern waren hier zugegen. Gleich darauf verließ der König Sachsen; am 23. November war er wieder in Würzburg, wo er mit seinem Halbbruder Bischof Otto von Freising zusammentraf.

Um diese Zeit wandten endlich die päpstlichen Legaten Deutschland den Rücken. Sie hatten ein halbes Jahr lang sich im Reiche aufgehalten und die Zeit auch zu Kirchenvisitationen benutzt. So wissen wir, daß Kardinal Octavian in Augsburg und Eichstädt, unterstützt von Otto von Freising und Gerhoh von Reichersberg, die Kirchenverhältnisse untersuchte; mit strengen Strafen wurde besonders gegen das Konkubinat und fleischliche Vergehen der Priester eingeschritten. Aber tadelnswerter als die von den Legaten entdeckten Mißstände der deutschen Kirche war ihr eigenes Verfahren. Der Papst hatte ihnen bei der Abreise prunkloses Auftreten anbefohlen — Jordanus sollte nicht mehr als fünfzehn, Octavianus nicht mehr als zwanzig Pferde mit sich führen —, hatte ihnen an das Herz gelegt, sich aller Gelderpressungen zu enthalten, weil die Deutschen gegen solche besonders empfindlich seien, hatte ihnen strenge Gerechtigkeit zur Pflicht gemacht und sie vor unbesonnenem und hoffärtigem Betragen gewarnt; vornehmlich aber hatte er sie auf ein einmütiges Zusammenwirken hingewiesen. Sobald sie jedoch den Papst verlassen hatten, waren alle diese Anweisungen vergessen; überall kreuzten sie sich in ihren Handlungen, überall traten sie sich einander in den Weg, weil jeder den Vorrang beanspruchte.

Jordanus war ein alter Karthäuser und zeigte sich rauh in Kleidung und Rede[1]; Octavianus, aus einer vornehmen römischen Familie, trat

[1] Er stammte aus Frankreich und war in das Karthäuser-Kloster zu Mondée in der Normandie eingetreten, später Kämmerer des Papstes geworden. Eugen, obwohl Zisterzienser, hatte für die Karthäuser eine gewisse Vorliebe, da er eine Verwandtschaft zwischen beiden Orden zu erkennen glaubte.

dagegen glänzend auf und wußte durch Leutseligkeit und Liberalität anzuziehen. So verschieden sonst, waren dennoch beide sich völlig gleich in Habgier und Herrschsucht. Bald kamen Klagen über Klagen gegen sie an den Papst; man sagte, sie verführen mit den Kirchen wie die Zeideler mit den Bienenkörben, wo man gleich den ganzen Honig herausnähme. Der Papst gebot ihnen schriftlich Änderung ihres Verfahrens; aber sie achteten nicht darauf; ein neues Schreiben des Papstes rief sie dann zurück, aber sie unterdrückten das Schreiben. Erst als durch Reisende die Nachricht von ihrer Abberufung in Deutschland bekannt wurde, dachten sie endlich an die Abreise. Jordanus nahm seinen Weg nach Frankreich, seiner Heimat, aber auch dort machte er sich den schmählichsten Namen. Octavian kehrte nach Italien zurück, nachdem er zuvor noch mit mächtigen Männern in Deutschland, namentlich mit Herzog Friedrich von Schwaben, folgenreiche Verbindungen angeknüpft hatte. „Beide Kardinäle", sagt ein Zeitgenosse, „verließen Deutschland, ließen aber dort Haß und Verachtung gegen die Römische Kirche zurück."

Schon vor ihnen waren die beiden Botschaften abgegangen, welche Konrad nach Konstantinopel und an den Papst abzusenden beschlossen hatte. Von den Resultaten der ersteren hören wir nur, daß sie zur Befestigung des Bundes mit dem Ostreiche beigetragen habe; Bischof Albert von Meißen selbst hat auf der Reise den Tod gefunden. Bessere Nachrichten haben wir über die Gesandtschaft an den Papst, an welcher, wie es bestimmt war, Erzbischof Arnold von Köln, Abt Wibald und der Notar Heinrich beteiligt waren.

Erzbischof Arnold nahm empfehlende Schreiben der Kölner und des Königs an den Papst mit sich; sie baten darin den Heiligen Vater, Arnold die Weihe zu erteilen und alle früheren Privilegien der Kölner Kirche zu erneuern und noch zu vermehren. Arnold, sagte der König, werde wie ein Verbindungsbalken die Kirche und das Reich stets zusammenhalten und auf das festeste aneinander schließen, die ja ohnehin nicht voneinander weichen wollten und dürften. In einem anderen Schreiben, in welchem Konrad seine Vorbereitungen zur Romfahrt dem Papste meldet, empfiehlt er Wibald und bittet, auch ihm die Privilegien seiner Klöster zu erneuern. Die Gesandten hatten zugleich ein königliches Schreiben an die Römer zu überbringen; es enthielt die Ankündigung, daß der König auf ihre wiederholte Aufforderung nach Italien und der Stadt kommen werde, um den Getreuen zu lohnen, die Ungetreuen zu strafen und den Frieden herzustellen; jede Anerkennung des Senats war absichtlich vermieden. In einem Schreiben an die Pisaner belobt der König ihren bisher bewiesenen Eifer im Dienste des Reiches und fordert sie auf, seinen Gesandten Mitteilung zu machen über die Zahl der Schiffe und Ritter, welche sie zum Kriege gegen Roger stellen würden; er meldete zugleich, daß seine Ge-

sandten auch nach Rom und den anderen Städten Italiens seine Botschaften zu überbringen hätten.

Konrads Gesandte fanden den Papst — etwa um die Weihnachtszeit — in Segni[1]. Nicht genug konnten sie rühmen, wie freundlich sie empfangen seien; alle Anliegen des Königs und auch ihre besonderen wurden mit der größten Bereitwilligkeit erfüllt. Wibald erhielt eine lange Reihe von päpstlichen Empfehlungsschreiben an die deutschen Bischöfe und auch an Heinrich den Löwen, um alle seine Beschwerden endlich abzustellen und ihn in den ruhigen Genuß aller seiner Besitzungen zu bringen. Unter dem 9. Januar 1152 schrieb der Papst dem Könige voll der größten Freude über die Gesinnungen, welche er durch seinen Entschluß und durch die Gesandtschaft gegen die Römische Kirche zeige, belobte seinen Eifer und gewährte den Erzbischöfen von Mainz und Bremen — auch der erstere war wieder nach Rom geladen worden — die erbetene Frist, um die Rüstungen des Königs zu unterstützen. In einem besonderen Schreiben forderte er die deutschen Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Barone mit großem Nachdruck auf, dem Könige bei der Romfahrt getreue Dienste zu leisten. Da der König, sagt der Papst, zur Ausführung eines so schwierigen Werkes allein nicht die erforderlichen Mittel besitze, müßten ihm die Fürsten dabei mit allen ihren Kräften beistehen. „Deshalb", fährt er fort, „tragen wir Euch durch dieses apostolische Schreiben auf, erinnern und ermahnen Euch in dem Herrn, daß Ihr Euch zum Dienst des Reiches und des Königs, unseres Sohnes, kräftig rüstet und Euch zu dem Zuge mit ihm so vorbereitet, daß er das Unternehmen, wie es einem solchen Fürsten geziemt, stattlich durchzuführen und die höchste Gewalt mit Jubel und Frohlocken zu empfangen vermag, wir uns aber seiner Ankunft, die wir zur Förderung der Kirche und des Reiches und zum Heil der Christenheit erwarten, und des Erfolges, den wir davon hoffen, erfreuen können."

Gegen die Mitte des Januar 1152 verließen die königlichen Gesandten den Papst. Über ihre Verhandlungen mit den Römern sind wir nicht unterrichtet; wir hören nur, daß Wibald dem Papste riet, nicht seine Hoffnung einzig und allein auf die Romfahrt des Königs zu setzen, sondern mit dem Senat, wenn es in ehrenvoller und sicherer Weise geschehen könne, ein Abkommen zu treffen; doch ist es zu keiner Vereinbarung zwischen dem Papste und dem Senat damals und in der nächsten Zeit gekommen. Auch über die Verhandlungen mit den anderen Städten Italiens sind wir ohne Nachrichten. Arnold wurde auf der Rückkehr zu Lucca durch unerfreuliche Geschäfte zurückgehalten und bewog Wibald, der nach Hause eilte, nur mit Mühe, ihn abzuwarten. Im Anfange des Februar gingen beide wieder über die Alpen und nahmen ihren Weg nach

[1] Hierher hatte der Papst im Sommer 1151, nachdem er Ferentino verlassen, seine Residenz verlegt.

den rheinischen Gegenden. Als sie am 17. Februar nach Speier kamen, erhielten sie die unerwartete Schreckenskunde, daß der König nicht mehr unter den Lebenden sei.

Konrad hatte den Anfang des Jahres zu Basel zugebracht, wo wahrscheinlich auch das Weihnachtsfest von ihm begangen war; um Epiphanias hielt er einen Hoftag zu Konstanz. Anwesend waren sein Neffe Friedrich von Schwaben, Herzog Konrad von Zähringen und dessen Sohn Berthold, Markgraf Hermann von Baden, Graf Welf wie die Bischöfe von Konstanz, Basel und Chur. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der König die alemannischen Gegenden aufgesucht hatte, um bei dem in Sachsen ausgebrochenen Kampfe mit Herzog Heinrich den Grafen Welf und die Zähringer von jeder Unterstützung desselben abzuhalten und sie enger an sein eignes Interesse zu fesseln. Jedoch starb Konrad von Zähringen, Herzog von Burgund, der Schwiegervater Heinrichs des Löwen, in den Parteistreitigkeiten jener Zeit einer der einflußreichsten Männer, schon am 8. Januar 1152 in Konstanz selbst am Hofe des Königs[1]. In dem Kloster St. Peter auf dem Schwarzwalde, welches seine Eltern begründet und sich zur Ruhestätte erwählt hatten, wurde auch er bestattet. Seine großen Reichswürden und Lehen gingen auf seinen ältesten Sohn Berthold über. Am 12. Januar waren der König und sein Neffe mit der ganzen Familie der Zähringer — dem neuen Herzog Berthold und seinem Bruder Albert, dem Markgrafen Hermann und seinem gleichnamigen Sohne — in der zähringischen Stadt Freiburg zusammen.

Obwohl sich der König leidend fühlte, eilte er doch nach Bamberg, wohin er zum 2. Februar einen Reichstag beschieden hatte, um über die Beilegung der inneren Streitigkeiten und die Romfahrt mit den Fürsten Beratungen zu pflegen. Er kam rechtzeitig dort an, aber seine Krankheit nahm bald die bedenklichste Wendung. Man glaubte, gewiß ohne allen Grund, an Vergiftung durch italienische Ärzte, denen der König sich abermals anvertraut hatte, und die von Roger bestochen sein sollten. Der König selbst fühlte, daß es an der Zeit sei, für sein Haus und für das Reich Fürsorge zu treffen. Er sah ein, daß die Wahl seines einzigen ihn überlebenden Sohnes Friedrich, eines etwa achtjährigen Knaben, unter den obwaltenden Verhältnissen kaum zu erwarten sei, und glaubte deshalb, am besten für Deutschland und zugleich für sein Haus zu sorgen, wenn er den Fürsten seinen Neffen Herzog Friedrich von Schwaben, einen Mann von erprobter Tüchtigkeit, zu seinem Nachfolger empfehle; ihm übergab er die Reichsinsignien und übertrug er zugleich den Schutz seines Sohnes. Unter den letzten Vorschriften, die er Friedrich gleichsam als sein Testament hinterließ, war auch die, daß er fest an dem Bunde mit dem griechischen Reiche hielte.

[1] Konrad von Zähringen erscheint noch als Zeuge in einer königlichen zu Konstanz am 7. Januar ausgestellten Urkunde.

Am 15. Februar, am Freitage nach Fastenanfang, hauchte König Konrad, der noch im Todeskampfe die oft ihm nachgerühmte Standhaftigkeit bewahrte, den letzten Atem aus. Er hatte sein Alter auf 58 Jahre gebracht; sieben Jahre hatte er einst als Gegenkönig die Krone getragen und sie nur niedergelegt, um sie nach kurzer Zeit sich wieder auf das Haupt zu setzen; fast volle vierzehn Jahre hatte er dann nach Kaiser Lothars Tode allein den königlichen Namen in Deutschland und Italien geführt, der erste zur Herrschaft berufene Staufer. Die nächsten Angehörigen wollten die Leiche des Königs nach dem Kloster Lorch bringen und auf altstaufischem Boden bestatten; es soll sein eigener Wunsch gewesen sein, dort neben den Gebeinen seines Vaters das Grab zu finden. Aber die Bamberger wollten die Königsleiche nicht ziehen lassen und bestanden darauf, daß sie neben dem Grabe Kaiser Heinrichs II. beigesetzt werde, welches bei Konrads Regierungszeit eröffnet war, um die Reliquien des kanonisierten Herrschers der Verehrung der Gläubigen zu übergeben. Den Sarkophag, in welchem die irdischen Reste Konrads III. eingeschlossen wurden, sieht man jetzt in der Krypta des Bamberger Doms. Früh aus der schwäbischen Heimat in das Frankenland versetzt, hat Konrad hier sein Lebensziel erreicht; hier ist ihm auch die Grabstätte bereitet worden.

Ein vielbewegtes, kampferfülltes und mühseliges Leben hatte Konrad III. geführt. Man wird seine Regierung nicht als eine glückliche preisen können; sie war vielmehr überreich an Unglücksfällen und Niederlagen, und alle die großen Entwürfe, mit denen der König umging, blieben lediglich Entwürfe. Nichts hat ihn mehr beschäftigt als die Herstellung der alten kaiserlichen Macht in Italien: aber er gelangte nicht einmal zur Romfahrt und zur Kaiserkrone. In Deutschland ist er niemals der Welfen völlig Herr geworden; Glück genug für ihn, daß ihm die beiden mächtigen Fürsten dieses Hauses in ihren Interessen auseinanderzuhalten gelang; einem vereinten Angriffe derselben wäre er kaum gewachsen gewesen. Weiter hinaus in die Welt als seine Vorgänger hat er die deutschen Waffen getragen, aber er hat mit ihnen im Orient keine Siege gewonnen. Unter dem Banne des Papstes hatte er in jungen Jahren das Regiment ergriffen und empfinden müssen, daß Roms Bann stärker war als seine Königsmacht; dann hat ihm Rom selbst wieder den Weg zum Throne geebnet und ihn mit seinem Segen begleitet, aber ihm damit einen andern Bann auferlegt, den er oft widerstrebend genug trug, dem er sich jedoch nie mehr zu entwinden vermochte. Albero von Trier, der im Einverständnis mit Rom die zweite Wahl Konrads veranlaßt hatte, war wenige Wochen vor dem König (15. Januar) zu Koblenz gestorben. Der Trierer hatte bei dieser Wahl mehr gewonnen als der Staufer; jener hinterließ das Erzbistum reich, die Vasallen desselben gedemütigt, den inneren Frieden geschützt, während das Reich verarmte, die Großen desselben aufsässig, der Landfriede gefährdet war.

Man wird nicht umhin können, manche Mißstände dieser Regierung den Charakterschwächen des Königs beizumessen. Sein eigener Kanzler klagt darüber, wie wenig man sich auf sein Wort verlassen könne; auch Wibald beschwert sich über das Schwankende der königlichen Entschlüsse. Wie leicht man es damals am Hofe mit der Wahrheit nahm, zeigt deutlich der Briefwechsel mit Konstantinopel, welcher der Vermählung der Kaiserin Irene voranging. Nichts ist ferner auffälliger, als wie der König mit seinen Gedanken stets in die Ferne griff, ohne je in seiner Nähe eine feste Stellung gewinnen zu können, wie er mit der kaiserlichen Würde prunkte, obwohl er nach den Rechtsansichten jener Zeit nicht einmal den kaiserlichen Titel zu führen befugt war, wie er bei einem überaus starken Selbstgefühl sich doch so leicht von anderen beeinflussen ließ. In jungen Jahren ein Werkzeug seines Bruders Friedrich und der Mailänder, begibt er im Mannesalter sich bald in den Dienst des Papstes oder des heiligen Bernhard, bald in den seiner babenbergischen Halbgeschwister.

Es wäre jedoch unbillig, dieses Mißverhältnis zwischen Wollen und Vermögen, zwischen Schein und Sein allein auf Konrads Persönlichkeit zurückzuführen, da es unzweifelhaft zum großen Teil in Zuständen ruhte, welche auch die tüchtigste Natur in verderbliche Konflikte führen mußte. Auch steht außer Frage, daß Konrad neben den erwähnten Schwächen höchst gewinnende persönliche Eigenschaften besaß, über welchen die Zeitgenossen jene fast übersahen. Gottfried von Viterbo, der in der königlichen Kapelle damals diente, vergleicht in seiner emphatischen Weise Konrad dem Seneca an Weisheit, dem Paris an Schönheit, dem Hektor an Tapferkeit, und auch andere Zeitgenossen preisen Konrads Güte und Milde, seine stattliche Erscheinung, seine ritterliche Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Bedrängnissen. Wibald schrieb gleich nach dem Tode des Königs an die Korveier Mönche: er habe nicht so sehr einen Herrn an ihm verloren wie einen liebreichen Vater, der ihn seinen eigenen Söhnen nicht nachgestellt, seinen leiblichen Brüdern oft vorgezogen habe. Wir wissen auch von Wibald, daß der König dem Umgange mit gelehrten Männern nicht abhold war, daß er sich gern beim Mahle mit ihnen unterhielt und gelegentlich ihre Sophismen verspottete. Er, der nur zu sehr erfahren hatte, wie eng die Grenzen des Möglichen gezogen sind, lachte über das lustige Leben der Philosophen, die mit trügerischen Schlüssen das Unmögliche flugs als möglich darzutun wußten. Ein gemütlicher Zug tritt uns aus den Anekdoten entgegen, die über den König in Umlauf waren, wie z. B. aus der bekannten Geschichte von den Weinsberger Frauen. Nicht unzutreffend sagt der kölnische Annalist: „Die Zeiten dieses Königs waren überaus traurig; schlimme Witterungsverhältnisse, andauernde Hungersnot und zahlreiche Fehden herrschten. Konrad selbst war jedoch ein tapferer Kriegsmann und, wie es einem Könige ziemt, von stolzer

Gesinnung. Dennoch führte das Mißgeschick das Reich unter ihm der Auflösung entgegen."

Als der König die Augen schloß, tobte der innere Krieg in Sachsen. Der Herzog erwehrte sich tapfer der auf ihn einstürmenden Fürsten, unter denen Albrecht der Bär in vorderster Reihe stand. Dem alten Hader zwischen ihm und dem Welfen war gerade damals neue Nahrung geboten durch eine Greueltat, welche ganz Sachsen aufregte. Durch tyrannische Strenge und unsittlichen Lebenswandel hatte sich Hermann von Winzenburg, einer der reichsten und mächtigsten Herren im Lande, den allgemeinen Haß zugezogen; er teilte ihn mit seiner Gemahlin Liutgarde von Stade, der Witwe des Dänenkönigs Erich[1], die Hermann zu ihrem dritten Manne genommen hatte, nachdem er durch Scheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin die schmähliche Ehe ermöglicht hatte. Aber das verbrecherische Paar sollte sich seines Glückes nicht lange freuen. In der Nacht des 29. Januar 1152 brachen Ministerialen der Hildesheimer Kirche in die Winzenburg ein und töteten Hermann mit dem Schwerte; ein gleiches Schicksal traf die schwangere Liutgarde. Den Schatz der Winzenburg, der auf 6000 Pfund Silber geschätzt wurde, plünderten die Mörder; über die Güter und Burgen des ermordeten Grafen, der keine männlichen Nachkommen hinterließ, fielen Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär mit gewohnter Habgier her. Noch hatten sie den Streit über die Hinterlassenschaft Bernhards von Plötzke nicht ausgetragen, und schon streckten sie nach einer neuen Beute die Hand aus. Stattliche Heere führten sie gegeneinander; Albrecht soll 1500 Ritter zusammengebracht und Heinrich ihm 5000 entgegengestellt haben. Ist dem so, dann gebot der junge Welfe schon damals über eine Kriegsmacht, die einer königlichen gleich zu achten war.

Vielfach erinnert die Regierung des dritten Konrad an die des ersten deutschen Königs, der diesen Namen führte. Auch sein Ende mahnt an die letzten Augenblicke des ersten Konrad. Wie dieser, die Schäden seines Regiments erkennend, auf den rechten Mann zur Herstellung der inneren Ordnung hinwies, so erkannte Konrad III., daß vor allem den Parteistreitigkeiten, welche durch ein Vierteljahrhundert das Reich lähmten und in dem Gegensatz der staufenschen und welfischen Macht wurzelten, ein Ziel gesetzt werden müsse und daß nicht sein Sohn, sondern allein Herzog Friedrich von Schwaben dies vermöge. Beide haben das Wohl des Reiches dem Interesse ihrer nächsten Angehörigen vorangestellt und sich dadurch den Dank der Nachwelt gesichert.

Rückblick und Umschau

Ein Menschenalter war verflossen, seit das Kaisertum mit der Römischen Kirche den Wormser Vertrag geschlossen hatte, und in dieser Zeit

[1] Vgl. oben S. 392.

hatte sich nur zu deutlich gezeigt, daß der Investiturstreit zu einem glänzenden Siege des Papsttums geführt hatte. Auch das blödeste Auge mußte erkennen, daß die leitende Macht der abendländischen Welt nicht mehr in den Händen der Nachfolger Ottos des Großen lag, sondern die Nachfolger Gregors VII. es waren, welche als die höchsten Gebieter der lateinischen Christenheit galten. Die überschwenglichsten Vorstellungen von den Machtbefugnissen des römischen Bischofs beherrschten die Zeit; ein Produkt derselben ist das zu Bologna entstandene Dekret des Gratian, welches sogleich in Rom Anerkennung fand und bald alle anderen Kirchenrechtssammlungen verdrängte. Dieses Buch, durchaus von der Idee der päpstlichen Allgewalt erfüllt, ist der Ausgangspunkt für die ganze weitere Entwicklung des Kirchenrechts im Abendlande geworden; kein anderes hat nur von ferne so sehr das kirchliche Leben in den nächsten Jahrhunderten beherrscht und, wie der Staat immer mehr in die Dienstbarkeit der Kirche geriet, zugleich das politische Leben beeinflußt. So lange das Dekret in seiner Autorität unerschüttert dastand, war auch die päpstliche Macht gleich wie in einer sicheren Festung geborgen.

Das Papsttum war zu dieser Zeit durch nichts weniger als energische Persönlichkeiten vertreten. Honorius II. war ein furchtsamer Mann; nach seinem Tode führte die Doppelwahl die ärgerlichsten Zerwürfnisse in der Kurie herbei, und Innocenz II. zeigte nach gewonnener Alleinherrschaft wohl gegen schwächliche Gegner Beherztheit, aber einem Manne wie Roger von Sizilien gegenüber konnte er seine Selbständigkeit nicht behaupten, und der empörten römischen Bürgerschaft wagte er nicht einmal entgegenzutreten. Nach einer freieren Stellung trachteten Cölestin II. und Lucius II., aber beider Pontifikat war zu kurz, um irgendwelche Erfolge zu erzielen. Die Aufgaben, welche sie sich gestellt hatten, nahm Eugen III. auf und zeigte eine Gewandtheit in den Geschäften, die man von dem schlichten, der Welt abgewandten Mönche nicht erwartet hatte; aber dieser argwöhnische, eigenwillige, stets mit Bedenken erfüllte Papst brachte es doch weder zu einer gesicherten Residenz in seiner eigenen Stadt, noch vermochte er eine nachhaltigere Wirkung auf die lateinische Christenheit zu üben. Das waren nicht Männer, eine Weltherrschaft zu führen. Wenn die Völker dennoch im Gehorsam gegen die Nachfolger Petri verharrten, wenn sie ihnen die letzte Entscheidung in den wichtigsten Angelegenheiten überließen, ihre Befehle als die höchsten Gebote achteten, ihre Legaten als die Stellvertreter der obersten Gewalthaber aufnahmen und keine Strafen mehr fürchteten als Roms Bann und Interdikt, so zeigt dies am klarsten, wie sehr die Idee der päpstlichen Allgewalt die Zeit beherrschte, wie man nach dem Sinken des deutschen Kaisertums nur noch in Rom eine einigende und leitende Macht sah, der man sich hingab, auch wenn sie in so wenig glänzender Weise repräsentiert war.

Es ist früher[1] auf den kräftigen Aufschwung hingewiesen, den um die Wende des Jahrhunderts die französische Nation genommen hatte, und dabei darauf hingedeutet worden, wie nur aus den kriegerischen, geistlichen, poetischen und gelehrten Elementen, die sich damals in Frankreich entwickelten, die Kreuzzugsbewegung und die Erfolge Urbans II. und Calixts II. erklärlich sind. Bis zur Zeit des zweiten Kreuzzuges war der Enthusiasmus, welcher das französische Ritter- und Mönchstum erfaßt und allgemach das Leben der ganzen Nation ergriffen hatte, nicht gedämpft worden, hatte vielmehr immer neue Antriebe gewonnen und so seine Wirkungen weiter und weiter auch nach außen verbreitet. Es ist erstaunlich, wie schnell die Mönche von Prémontré und Citeaux nicht nur in allen romanischen, sondern auch in den germanischen und slawischen Ländern festen Fuß faßten, wie zugleich die Ritterorden der Johanniter und Templer in wenigen Jahrzehnten überall Besitzungen und Häuser erhielten. Eine Folge davon war, daß die ritterlichen und geistlichen Einrichtungen Frankreichs, die gelehrten Beschäftigungen und die Lebensanschauungen der Franzosen überall Verbreitung und Einfluß gewannen. Waren in der Ottonischen Zeit die neuen Tendenzen, welche das deutsche Leben bewegten, in einer universellen Bedeutung gediehen, so waren es jetzt die französischen Anschauungen, die eine ähnliche und vielleicht noch größere Macht übten. An dem zweiten Kreuzzug haben sich die meisten Völker des Okzidents beteiligt, die größten Streitmassen zogen von den deutschen Ländern aus: dennoch war derselbe seinem ganzen Charakter nach wesentlich ein französisches Unternehmen.

Die idealen Anschauungen der französischen Welt gipfelten in dem Kampf gegen den Unglauben und die Ungläubigen, in der allgemeinen Herrschaft der lateinischen Christenheit und ihres Oberhauptes, des Papstes, dessen Herrschaft man zwar vor allem als eine geistliche auffaßte, aber so, daß die weltliche Macht daneben keine selbständige Bedeutung behielt. Diesen Anschauungen hat niemand einen so beredten Ausdruck in Schrift und Wort zu geben gewußt wie der heilige Bernhard, und darin wurzelt zum großen Teil die unwiderstehliche Gewalt, die er auf seine Zeitgenossen übte. Nicht nur die Massen hat er bewegt, sondern auch die Könige und Fürsten, die Bischöfe und selbst die Päpste zu bestimmen gewußt. Kein anderer Mann hat nur annähernd mit ähnlicher Kraft auf jene Epoche gewirkt als dieser einfache, in schlichten Kleidern einhergehende, von Fasten geschwächte und bleiche Mönch, dessen Leiblichkeit fast nur wie ein Hauch erschien. „Er erweckt", sagt Wibald von Korvei, „die Schlafenden, ja in gewissem Sinne die Toten, er erneuert mit Gottes Hilfe die Menschen, und die an dem Wagen des Pharao zogen, führt er gefangen unter das Joch Gottes." Gewiß nicht allein das natürliche Genie Bernhards, seine Gelehrsamkeit, sein unvergleichlicher Fleiß, seine unaus-

[1] Vgl. oben S. 206 ff.

gesetzte Übung, sein deutlicher Vortrag und die ausdrucksvolle Gebärde erzielten, wie Wibald meint, die außerordentlichen Wirkungen seiner Rede, sondern die Hauptsache war doch, daß Bernhard in der überzeugendsten Weise zu sagen wußte, was mehr oder weniger klar in dem Bewußtsein aller seiner Zeitgenossen lag, womit er in der Brust eines jeden einen Widerhall weckte.

Noch heute, wenn wir uns die Anschauungen jener Zeit, welche unmittelbar dem großen Siege des Papsttums folgte, vergegenwärtigen wollen, müssen wir vor allem zu Bernhards Werken greifen. Die Auffassung von der päpstlichen Gewalt, die sich dort findet, ist nicht ihm allein eigen; sie wurde fast von allen geteilt, welche sich damals zu einer idealen Weltansicht aufschwangen, ja in gewissem Sinne ist es die, welche die Zeit beherrschte. Bernhard hält durchaus das Papsttum für die höchste Gewalt auf Erden, von keiner anderen Schranke eingeschlossen, als die sie sich selbst setzt; er hält entschieden daran fest, daß die beiden Schwerter, die geistliche und die weltliche Gewalt, dem Nachfolger Petri von Gott übertragen seien, nur daß er die geistliche Gewalt selbst, die weltliche meist durch Laien zu üben habe, wie er sich denn überhaupt der weltlichen Mühen und Sorgen, der untergeordneten Geschäfte und eitlen Hoffreuden möglichst entschlagen solle, damit er den Geist sammeln, in den himmlischen Dingen leben, die Ratschläge Gottes erwägen, die Menschheit geistig aufrichten und zu ihrem Heil führen könne. Wo er am Schlusse des vierten Buches „Über die Betrachtung" kurz zusammenfassen will, was die Christenheit von dem Nachfolger Petri zu beanspruchen hat, da kann er doch nicht Worte genug finden, um die Menge seiner Pflichten zu bezeichnen; er beginnt damit, daß der Papst das Bild der Gerechtigkeit, der Spiegel der Heiligkeit, das Vorbild der Liebe, der Verteidiger des Glaubens, der Lehrer der Heiden, der Führer der Christenheit sein solle, und so weiter und weiter fortfahrend, schließt er damit, daß er ihn als die Zuchtrute der Mächtigen, den Hammer der Tyrannen, den Vater der Könige, den Herrn der Gesetze, den Spender der Kanones, das Salz der Erde, das Licht der Welt, den Priester des Höchsten, den Vikarius Christi, den Gesalbten des Herrn, den Gott über Pharao[1] bezeichnet.

So sehr Bernhard darin mit Gregor VII. übereinstimmt, daß er die päpstliche Gewalt für die höchste auf Erden und von durchaus universaler Natur hält, so bestimmt hebt er doch den geistlichen Charakter derselben vor dem weltlichen hervor; den ursprünglichen Begriff des Sazerdotium im Auge behaltend, sucht er das Gregorianische Papsttum auf eine priesterliche Höhe zu erheben, auf der ihm die Welt zu Füßen liegt, ohne daß es sich mit den Kleinlichkeiten des irdischen Treibens zu befassen habe. Mochte Bernhard selbst, sich der niederen Sorgen entschlagend und geistlicher Betrachtung obliegend, sein Kloster regieren können, so lag doch in

[1] 2. Buch Mose 7, 1.

einem Weltregiment von einem Standpunkte gleichsam außer der Welt ein unlösbarer innerer Widerspruch, den sich Bernhard verhehlte. Freilich das verhehlte er sich nicht, daß das Papsttum, wie er es in der Idee auffaßte, mit dem römischen Papsttum jener Zeit wenig gemein hatte, und deshalb ermüdete er nicht, auf Reformen der römischen Kurie zu dringen, die sich im Grunde auf alles und jedes erstreckten.

Der römische Klerus, welcher jetzt frei über den Stuhl Petri verfügte, ließ sich die Huldigungen wie die energische Hilfe des Heiligen von Clairvaux gern gefallen, hat aber seinen Reformplänen wohl kaum mehr als ein Lächeln geschenkt. In der Tat waren in den Augen dieses Klerus unter den neuen Machtbefugnissen des Papstes gerade diejenigen die wertvollsten, denen Bernhard nur eine untergeordnete Bedeutung beilegte. Für jene ideale Höhe, auf welche er das Papsttum erhoben sehen wollte, hatte die römische Geistlichkeit wenig Verständnis; dagegen war sie auf nichts mehr bedacht, als sich alle die realen Vorteile zu sichern, welche aus der jetzt dem apostolischen Stuhle beigemessenen Vollgewalt abzuleiten waren. Ihr trat das Sazerdotium hinter dem Imperium zurück; der Thron des heiligen Petrus verwandelte sich ihr allgemach in den Thron des Konstantin.

Während man früher den Amtsantritt des Papstes durch die Erhebung auf den Bischofsstuhl Petri — durch die Inthronisation, eine Zeremonie, die auch in anderen Bistümern üblich war, — zu bezeichnen pflegte, wurde in dieser Zeit neben derselben zu Rom die Krönung Brauch, welche bald die Inthronisation zurückdrängte. Der fürstlichen Krone legte man schon größeren Wert bei als der bischöflichen Mitra. In der Krone zeigte sich der Papst an den hohen Festtagen der Menge und zog in ihr gleich den Kaisern und Königen in den Prozessionen auf. Das Regnum — so wurde die päpstliche Krone genannt — sollte dieselbe Krone sein, die einst Kaiser Constantin getragen und Papst Silvester geschenkt hatte; man bezeichnete sie als das kaiserliche Diadem oder als das Diadem des römischen Erdkreises. Ein so glänzender Hofstaat umgab den gekrönten Papst, wie man ihn nur etwa noch im Kaiserpalaste zu Byzanz finden mochte. In den Urkunden Eugens werden in seinem Gefolge nicht allein eine große Zahl von Klerikern, sondern auch von ritterlichen Herren genannt: da erschienen die Frangipani und Pierleoni, „die erlauchten Konsuln der Römer", dann Vertreter aller Geschlechter des Stadtadels, zahlreiche Grafen und Vizegrafen und neben ihnen der Oberst der päpstlichen Truchsesse, der Marschall der weißen Rosse, der „Oberkoch" und sogar die „Schildknappen des Herrn Papstes". Auf seiner Reise durch Frankreich und Deutschland begleitete Eugen ein Gefolge, welches man einem Heere verglich, und dessen Verpflegung die größten Schwierigkeiten bot.

Unausgesetzt war die päpstliche Kurie mit geistlichen und weltlichen Händeln beschäftigt. Sie war damals der größte Gerichtshof der Welt.

Täglich hallte es in ihr von Berufungen auf die Gesetze wieder: aber es waren mehr die Gesetze des Justinian als die des Herrn, welche man im Munde führte. Es gab im ganzen Bereiche der Kirche und des Staates kaum irgendeine erhebliche Frage, welche nicht vor das Forum des Papstes und der Kardinäle gezogen werden konnte und meist auch gezogen wurde, wenn sich die streitenden Parteien einen Vorteil davon versprachen. Aber nur zu oft wurde die Entscheidung aus weltlichen Rücksichten getroffen oder hinausgeschoben, und die Schriften jener Zeit strömen über von Klagen, daß alles Recht in der römischen Kurie um Geld feil sei.

Die Beschwerden über die Herrschsucht und die Geldgier Roms waren noch weit mehr gegen die Kardinäle als gegen die Person des Papstes gerichtet, und Eugen III., welcher die Kardinäle seine Rippen zu nennen pflegte, war sich selbst wohl bewußt, daß er an den Rippen leide. Aus den großen Prärogativen, welche das Papsttum gewonnen, wußten die Kardinäle auch für sich Vorteil über Vorteil zu ziehen, und die Zeit war nur zu geneigt, ihnen eine Stellung einzuräumen, welche sie zu mehr als fürstlicher Höhe erhob. „Bei Euch“, schrieb ihnen der Touler Domherr Hugo Metellus, „wird jede Streitfrage gelöst und alles Ungewisse bringt Ihr zur Gewißheit, und das ist nicht zu bewundern; denn Ihr seid nicht schlichte Menschen, sondern Halbgötter. Ihr wohnt nicht hienieden, sondern im Äther inmitten des Himmels und der Erde.“ Daß es aber den Kardinälen trotzdem auf weltlichen Glanz, auf äußere Ehren und irdischen Reichtum ankam, war aller Welt bekannt; alle Welt sah sie als päpstliche Legaten ihre Triumphe und Raubzüge durch die Länder der abendländischen Christenheit halten.

Unzweifelhaft übersah man in der päpstlichen Kurie damals die Weltlage besser als an irgendeinem der fürstlichen Höfe, und es fehlte nicht an dem Willen, tief in die Dinge einzugreifen, überall die letzte Entscheidung an sich zu ziehen. Nicht allein, daß man in jenen Ländern, die seit Jahrhunderten unter römischem Einfluß standen, ihn befestigte und verstärkte, man suchte zugleich festen Boden im fernen Orient zu gewinnen und den skandinavischen Norden, den man vordem der Mission Hamburgs überlassen hatte, unmittelbar an die Autorität des apostolischen Stuhls zu binden. Die Politik Roms zog die weitesten Kreise, drang in jedes Interesse ein, erfaßte die ganze Welt; es gab keine Macht, der sie neben sich eine volle Selbständigkeit zuerkannt hätte. Deshalb konnte es aber auch an Widerstand gegen sie nicht fehlen. Mit Notwendigkeit mußte sie in eine Reihe von Kämpfen verwickelt werden, und einer weit energischeren Leitung und viel größerer Machtmittel hätte sie bedurft, wenn sie in diesen Kämpfen den Erfolg immer auf ihrer Seite hätte haben sollen. Es zeigte sich bald, daß die römische Kurie, wie sie damals war, das Weltregiment, welches sie beanspruchte, und das man ihr nur zu bereitwillig zugestand, nicht zum Heil der Christenheit zu führen vermochte.

Wir kennen die allgemeine Verwirrung, in welche die Verhältnisse des Abendlandes schon vor dem zweiten Kreuzzuge geraten waren. Unzweifelhaft war es eine richtige Politik, wenn das Papsttum die unter unheilbaren Zerwürfnissen leidenden Völker dann in einem großen Gedanken zu verbinden, ihre kriegerischen Kräfte auf ein hohes Ziel zu lenken suchte. Und es gab zu jener Zeit keinen Gedanken, der so allgemein verständlich war und so tief die Gemüter ergriff als jener der Kreuzfahrt; in ihm ließ sich das Zerstreute sammeln, in ihm folgenreiche Siege gewinnen. Und in der Tat war die Wirkung der Kreuzpredigt eine außerordentliche, sie überstieg weit alle Erwartungen. Die Welt schien eine völlig neue Gestalt zu gewinnen, und wäre das Unternehmen geglückt, es hätte unermeßliche Vorteile dem Papsttum bieten müssen, seine imperatorische Stellung wäre gesichert worden.

Aber der Kreuzzug scheiterte auf das Kläglichste, und zwar trug einen nicht geringen Teil der Schuld die Mattherzigkeit und Unsicherheit des Papsttums selbst. Wunderbar genug waren die Waffen der Christenheit gegen den Islam in Portugal, Spanien[1] und in Nordafrika, wo der Papst sich wenig oder gar nicht um sie gekümmert hatte, siegreich gewesen, auch dem Zug gegen die Wenden, obwohl ihn Rom mehr zugelassen als veranlaßt, hatten nicht alle Erfolge gefehlt: aber gerade da, wohin der Papst selbst die gläubigen Streiter gewiesen, wo er ihnen den herrlichsten Lohn in Aussicht gestellt hatte, war Niederlage auf Niederlage gefolgt, und jede derselben war zugleich ein schwerer Schlag für den Papst selbst und die kirchliche Herrschaft.

Sehr erklärlich ist es, wenn der Ausgang des Kreuzzugs Eugen mit Verzagtheit erfüllte, wenn der heilige Bernhard in helle Verzweiflung geriet und meinte: die Fundamente wichen, und die letzte Kraft müsse man aufbieten, damit nicht der ganze Bau zusammenstürze. „Wie niedergeschlagen sind diejenigen", schrieb er dem Papste, „die Frieden verkündigten und Gutes verhießen; wir sprachen: Friede, und es ist kein Friede; wir verhießen Gutes, und vor unsern Augen ist die Verwirrung." Und allerdings hatte der mißglückte Kreuzzug die allgemeine Verwirrung nur gesteigert. Wenig fehlte, daß nicht die beiden Könige, die miteinander in den heiligen Krieg gezogen waren, nach demselben gegeneinander ihre Heere führten. Der Papst besorgte, daß sich sogar die Häupter des Mor-

[1] Um dieselbe Zeit, als Lissabon in die Hände der Christen fiel, eroberten die Christen in Spanien unter Alfons VII. von Kastilien, der sich Kaiser von Spanien nannte, die große Seestadt Almeria. Gegen Ende des Jahres 1148 gewann Raimund Berengar, Markgraf von Barcelona, Tortosa, den Schlüssel zu dem Verkehr der Ebroländer mit dem Mittelmeere. Bei diesen Erwerbungen hatten Pisa und Genua die Christen unterstützt. Im Jahre 1150 stand Alfons vor Kordova, welches er freilich vergeblich belagerte; auch Almeria ging nach einigen Jahren den Christen wieder verloren.

gen- und Abendlandes die Hände gereicht hätten, nicht allein um den Sizilier zu verderben, sondern auch um die römische Kirche zu unterdrücken. Aller Zusammenhalt der abendländischen Welt schien aufgelöst.

Und Auflösung und Verwirrung, wie in den allgemeinen Verhältnissen, so in den einzelnen Staaten! In Frankreich war dem jungen Ludwig VII. durch die Gunst des Glücks eine Macht zugefallen, wie sie noch nie ein Kapetinger besessen hatte; durch seine Ehe mit Eleonore von Poitou war ihm ein großer Teil des Südens unmittelbar unterworfen worden. Aber kaum war Ludwig aus dem Orient heimgekehrt, so wurde seine Macht von verschiedenen Seiten angefochten; ernstlich war sie bedroht, als er im März 1152 seine Ehe lösen mußte und Eleonore wenige Monate später sich mit dem jungen Heinrich Plantagenet, dem Sohne der englischen Mathilde, vermählte und diesem, der bereits die Normandie und dreizehn französische Grafschaften besaß, das Herzogtum von Aquitanien und der Gascogne zubrachte. Die wachsende Macht Heinrichs war fortan eine beständige Gefahr für Ludwig und nicht minder für die ohnehin so wenig befestigte Herrschaft König Stephans in England. Kein Jahr verging, und Heinrich landete mit seiner Mutter an der englischen Küste, um seine Erbansprüche geltend zu machen. Nicht fester standen die Herrschaften im Norden und Osten. Um Dänemark stritten noch immer Sven und Knud, der Sohn des Magnus, das polnische und ungarische Reich waren in gleicher Weise von Prätendenten bedroht, die im Auslande Unterstützung suchten.

Überall mußte sich fühlbar machen, daß eine hohe schiedsrichterliche Gewalt, wie sie sich früher im Kaisertum dargestellt hatte, jetzt der Welt fehlte. Man rief wohl Roms Beistand an, aber wer durfte dem Papsttum, welches nicht einmal seiner nächsten Feinde Herr werden konnte, die Kraft zutrauen, alle diese Wirren zu lösen? Nur zu gut lernte man die Ansprüche der neuen Weltmacht kennen — dafür sorgten die Legaten, die nirgends fehlten —, aber davon verspürte man wenig, daß sie Ordnung und Halt in die verwirrten Verhältnisse der Welt zu bringen vermocht hätte.

Am unmittelbarsten war der Umschwung der Dinge in Italien und Deutschland zu empfinden. Gerade hier, wo die kaiserliche Autorität Jahrhunderte lang alles bestimmt hatte, trat Rom mit seinen Ansprüchen am schroffsten hervor, und auch hier hatte dies keine andere Folge als die Zerrüttung aller bisher bestehenden Ordnungen.

Die Festigkeit, mit welcher das Papsttum dahin strebte, König Roger wieder in das frühere Vasallitätsverhältnis der normannischen Fürsten zurückzudrängen, sich die Campagna vollständig zu unterwerfen und die mathildischen Länder in die Hand zu bekommen, läßt kaum bezweifeln, daß eine Ausbreitung seiner weltlichen Macht über ganz Italien im Plane lag. Aber die weltliche Herrschaft des römischen Bischofs wurde gerade da am lebhaftesten bestritten, wo man sie sich am breitesten entfalten sah.

Seit dem Tode Innocenz' II., den König Roger übel genug behandelt hatte, herrschten zwischen Rom und Sizilien unausgesetzt Zerwürfnisse. Im Jahre 1144 hatte Lucius II. mit Roger einen Waffenstillstand geschlossen: und seitdem lebten Roger und die Päpste in einem eigentümlichen Zwischenzustande zwischen Krieg und Frieden. Zeitweise unterstützte Roger Eugen gegen die empörten Römer, dann aber griff er selbst ohne alle Rücksicht Städte des Papstes an. Am 2. September 1150 nahm er nach langer Belagerung Rieti ein und verwandelte die Stadt in einen Schutthaufen. Eugen war ein ohnmächtiger Mann gegen den Sizilier, der unstreitig unter den Fürsten jener Zeit die erste Stelle verdiente. Nicht allein, daß er in dem von ihm begründeten Königreich Recht und Ordnung zur Geltung brachte; er führte seine Waffen zugleich siegreich gegen die Griechenheit und den Islam, während er selbst unaufhörlich von den geistlichen und weltlichen Häuptern des Abendlandes bedroht war. Keinen bittereren Feind hatte Roger gehabt als den heiligen Bernhard, und doch hat dieser selbst dem König von Sizilien später seine Huldigungen dargebracht. Roger war nicht der Mann, der sich zu einem Werkzeuge des römischen Bischofs hergab, diesen frei in seinem Reiche schalten ließ; Glück genug, wenn der Sizilier von den anderen Teilen Italiens, wenn er von Rom selbst ferngehalten werden konnte.

Wie im Süden der Halbinsel die Monarchie weiteren Raum gewonnen hatte, so im Norden die republikanische Verfassung. Seit dem Investiturstreit hatten die größeren Städte der Lombardei und des mittleren Italiens fast sämtlich die Selbstverwaltung erlangt, teils durch kaiserliche Privilegien, teils durch offene Usurpation. Diese Städte waren reich und bevölkert, ihre Bürgerschaften waffengeübt und streitlustig; wie sehr waren sie unter der deutschen Herrschaft emporgekommen! Venedig, Genua und Pisa, deren Flotten das mittelländische Meer beherrschten, waren aus Städten zu mächtigen Staaten erwachsen, und mit nicht geringerer Macht stand ihnen Mailand im Binnenlande zur Seite. Selbst Rom hatte die päpstliche Verwaltung abgeschüttelt und brüstete sich seit fast einem Dezennium mit seiner republikanischen Freiheit. Es war eine glanzvolle und überaus folgenreiche Erhebung des Bürgertums, aber leider war ihr Glanz nicht ungetrübt. Denn zwischen den städtischen Republiken herrschte unablässiger Hader, der oft zu blutigen Kriegen führte; mit der grausamsten Erbitterung wüteten die Söhne Italiens gegeneinander. In dem Zwiespalt zwischen Monarchie und Republik, in dem Zwiespalt der Städte untereinander wurde der nationale Zusammenhang Italiens zerrissen, und das Land krankte trotz seines Reichtums und seiner Freiheit an tausend Leiden.

Wie hätte inmitten des Elends nicht der Ruf Italiens nach Herstellung des Friedens und der Ordnung laut werden sollen? Die Päpste haben ihn nicht überhört und es auch nicht an Versuchen fehlen lassen, den Hader zu schlichten. Aber eine Bewegung, die sich zum großen Teil gerade

gegen die weltliche Macht der Geistlichkeit richtete, konnte sich von ihnen nicht Maß und Ziel vorschreiben lassen. Waren sie es doch selbst, welche die neuen städtischen Freiheiten Roms mit Feuer und Schwert verfolgten. Eher gestand man noch eine oberherrliche Gewalt dem Kaiser zu. Seit Heinrich V. waren die Kaiser mit Privilegien der Städte nicht sparsam gewesen, und stets wurden neue von ihnen verlangt; selbst Pisa und Genua verschmähten es nicht, sich Freiheiten von den deutschen Herren zu erbitten. In dem Kampf der Parteien suchte der unterliegende Teil noch immer Schutz am deutschen Throne, und dem Kaiser, der über die Berge kam, fehlte es in Italien selbst nie an einem Anhange. Der kaiserliche Name war in Italien nicht vergessen, und auch das Studium des Zivilrechts, wie es jetzt in Blüte kam, diente dazu, ihm neuen Glanz zu geben. Die römische Republik wandte sich nicht nur schutzflehend an den deutschen Hof, sondern erinnerte ihn auch an Constantin und Justinian; man begann mit dem kaiserlichen Recht das päpstliche zu bekämpfen.

Wuchs so aus der Not der Zeit in Italien das Verlangen nach dem Kaisertum in seiner früheren Bedeutung hervor, wie hätte dies nicht vielmehr noch in Deutschland geschehen sollen? Die neuen Verhältnisse waren wahrlich nicht der Art, daß man sich hätte bei ihnen befriedigt fühlen können. Trachtete die römische Kurie hier auch nicht nach Land und Leuten wie jenseits der Berge, so machte sie doch in den kirchlichen Angelegenheiten ihre unbeschränkte Herrschaft geltend und übte auch auf alle staatlichen Verhältnisse den schwersten Druck.

Die Wahlen Lothars und Konrads waren unter dem Einflusse Roms erfolgt; geflissentlich hatte Rom sie so gelenkt, daß beide Male die bisher übliche Nachfolge im Geschlechte beseitigt, die in der Erblichkeit ruhende Kraft des Königtums gebrochen und die Macht des Reichs durch den Hader der mächtigen Häuser geschwächt wurde. Auch eine Bestätigung der Wahlen ist dann vom Papste erbeten und gewährt; zugleich nahm er die Erteilung des Kaisertums — „der Vollgewalt" nach römischem Ausdruck — als sein besonderes Vorrecht in Anspruch. Nie hatten auf dem deutschen Throne Fürsten gesessen, welche sich mehr den Anforderungen der Römischen Kirche zu entsprechen beeiferten, welche willigeres Gehör den Päpsten und ihren Legaten schenkten als Lothar und Konrad III.; es hielt schwer daran zu glauben, daß sie wirklich die Nachfolger Karls und Ottos des Großen und Heinrichs III. seien.

Ohne Frage war das Ansehen des Papsttums in Deutschland in den letzten Jahrzehnten unermeßlich gestiegen. Es gab keine wichtigere kirchliche Streitfrage, die nicht vor das Forum des römischen Bischofs gebracht wurde, und auch in allen politischen Angelegenheiten fielen seine Entscheidungen schwer in das Gewicht. Seitdem man die Wirkungen des Bannes selbst an Kaisern erkannt hatte, war die Furcht vor den kirchlichen Strafen Roms in Deutschland überaus mächtig. Als es einmal galt,

Rom entgegenzutreten, schrieb ein dem Kreise der Prämonstratenser nahestehender Kleriker: „Die Bischöfe, des Himmels Säulen, tragen bei ihrer Schwäche und Unbesonnenheit jetzt nicht sowohl den Himmel, wie sie, ihren Nacken beugend, den Sturz desselben herbeiführen. Und wenn die Fürsten einmal ein rauhes Wort dem Herrn Papste schreiben, wenn sie etwas Unliebsames ihm melden oder sich unvorsichtig benehmen, so straft der Herr Papst und die Römische Kirche sogleich voll Unwillen eine solche Verwegenheit nach göttlichem Recht; dann wird es schlimm und schlimmer, bis sie endlich der Bann trifft. Wer soll also helfen?" Einer der fehdelustigsten und hochmütigsten Herren jener Zeit war der Graf Heinrich von Namur, und doch war es derselbe Herr, der im Jahre 1148 an Papst Eugen III. schrieb: „Demütig bitte ich Euch, Heiliger Vater, gegen mich, der Euch gehorsam ist und Eure Forderungen gern erfüllt, kein Strafurteil zu erlassen und mein Land nicht unter ein Interdikt zu stellen, damit ich Euch aufrichtiger lieben und der Kirche Gottes bessere Dienste leisten kann."

Es war, als ob es im deutschen Reiche keine höhere Macht als die Römische Kirche gebe, und vielleicht würde man sich dabei beruhigt haben, wenn so nur Friede erreicht und Segen gewonnen wäre. Aber man lebte in einem nur selten unterbrochenen inneren Kriege, die äußere Macht des Reiches schwand, und so willig man der Römischen Kirche diente, kam man doch mit ihr selbst nie ins reine. So ergeben ihr Lothar und Konrad waren, traten doch öfters bedenkliche Spannungen mit der römischen Kurie ein, und wie dienstbeflissen sich die deutschen Bischöfe auch zeigten, keiner hat allen Anforderungen derselben entsprochen. Schon als Eugen III. in Deutschland während des Kreuzzugs sich aufhielt, kam es zwischen ihm und dem Mainzer und Kölner Erzbischof zu argen Zerwürfnissen, und er fühlte es nur zu gut, daß die Ergebenheit der deutschen Kirche und des deutschen Volks doch nicht ganz so groß war, wie sie schien. Und diese Ergebenheit wurde durch den Ausgang des zweiten Kreuzzugs, dessen Verluste und dessen Schmach man nirgends tiefer empfand, auf eine harte Probe gestellt, welche sie nicht bestand. Eugen III. sprach von der undankbaren deutschen Nation, und sicher ist, daß man ihm in seinen letzten Lebensjahren in Deutschland wenig geneigt und der päpstlichen Eingriffe in die Angelegenheiten des Reichs bereits überdrüssig war.

Mit Notwendigkeit mußte da die Erinnerung an eine Zeit, wo eine solche Herrschaft des priesterlichen Roms über Deutschland nicht bestand, wo vielmehr das Papsttum in der Abhängigkeit vom Deutschen Reiche existierte, wieder hervortreten; es mußte mit anderen Worten der kaiserliche Gedanke wieder erwachen — erwachen, denn ganz hatte er seine Lebenskraft nie verloren, sondern nur eine Zeitlang im Schlummer gelegen. Bezeichnend ist, daß gerade in dieser Zeit die Kaisersagen, die wohl immer unter dem Volke umgingen, Eingang auch in die Literatur fanden.

In großer Ausdehnung sind sie in die um 1150 entstandene gereimte deutsche Kaiserchronik übergegangen. Dieses in vielfachem Betracht außerordentlich merkwürdige Buch zeigt, in wie unmittelbare Verbindung man die Geschicke des deutschen Volks noch immer mit dem Kaisertum setzte, und wie fremd die päpstliche Herrschaft doch noch vielen erschien. Obwohl der Verfasser unzweifelhaft ein Kleriker, von Kaisern und Päpsten, „guten und bösen", zu reden verspricht, treten die Kaiser doch in den Vordergrund, und von den Päpsten ist in den späteren Partien des Werks nur noch beiläufig die Rede; der Name Gregors VII. wird gar nicht genannt, nicht ein Wort findet sich von den heißen Kämpfen zwischen Heinrich IV. und dem römischen Pontifikat. Von der sonst so geläufigen Vorstellung, daß die Zeit der kirchlichen Knechtschaft abgelaufen und eine neue Epoche der Freiheit und Herrschaft der Kirche angebrochen sei, läßt sich hier keine Spur entdecken.

Ob die Macht des Reiches gehemmt und gebeugt war, das deutsche Volk hatte an Kraft, Selbstbewußtsein und Unternehmungsgeist in den letzten Jahrzehnten eher gewonnen als eingebüßt. Es ist bereits darauf hingedeutet worden, wie gewaltig sich damals der Stand der Ministerialen emporarbeitete; eine nicht geringere Rührigkeit und ein gleich kraftvolles Aufstreben erscheint in dem deutschen Bürgertum. Schon trieben die Städte an der Nordsee und die Binnenstädte Westfalens einen ausgedehnten und einträglichen Handel nach England; vor allem Köln, welchem in London das Gildehaus der deutschen Kaufleute gehörte — „der Leute des Kaisers", wie man sie nannte. Da das skandinavische und wendische Vikingertum jetzt seinem Untergange entgegenging, wurde auch die Ostsee endlich dem deutschen Handel frei. Bereits zu Lothars Zeiten war in Roeskilde auf Seeland eine Kolonie deutscher Kaufleute und Handwerker, kamen deutsche Kaufleute nach der Insel Gotland, von wo sie dann nach nicht langer Zeit den Weg nach der Düna fanden. Und wie schnell blühte Lübeck auf, sobald der Graf von Holstein deutschen Kaufleuten die neue Stadt eröffnete, die er an der Stelle des alten Wendenplatzes errichtet hatte! Ein überaus frisches und rühriges Leben war in dem aufstrebenden deutschen Bürgertum. Und auch die deutschen Bauern, welche Überschwemmungen, Mißwachs, Teuerung, Bedrückung aus den niederrheinischen, friesischen und westfälischen Gegenden vertrieb, waren nichts weniger als ein verkommenes und verzweifelndes Geschlecht. Für ihre Tüchtigkeit, ihre Energie und zugleich für ihr deutsches Bewußtsein zeugen ihre rasch emporkommenden zahlreichen Ansiedlungen im Wendenlande, in denen der Keim zu der folgenreichsten Ausbreitung der deutschen Nationalität nach dem Osten lag.

Wie weit das Volk, während das Reich eingeengt wurde, an Raum gewann, zeigt vor allem die deutsche Kolonie, welche in dieser Zeit in Siebenbürgen entstand. Auch hier waren es besonders Leute aus den

niederrheinischen Gegenden, aus den Ländern zwischen Mosel und Maas, aus Flandern, Friesland und Westfalen, welche in das ferne unwirtbare Transsilvanien zogen, um es der Kultur zu gewinnen und gegen die Angriffe barbarischer Horden zu schützen; man hat sie später zusammenfassend Sachsen genannt, mit welchem Namen man im Osten gemeinhin die Deutschen zu bezeichnen pflegte. König Geisa II. hat die ersten deutschen Kolonisten unter Zusicherung von Freiheiten, welche ihnen ihre Nationalität und Selbstverwaltung sicherten, nach Siebenbürgen berufen. Dies ist auf das beste bezeugt; aber keine glaubwürdige Aufzeichnung meldet, in welchem Jahre und in welcher Weise die ersten Deutschen in das Land einzogen. Es kann jedoch nur in den ersten Jahren der Regierung Geisas zwischen 1141 und 1145 geschehen sein; denn damals stand er in den freundschaftlichsten Beziehungen zu den Deutschen, und seine Schwester war dem Sohne Konrads III. verlobt, der als des Vaters Nachfolger galt; später waren die Verhältnisse zwischen Ungarn und dem deutschen Reiche so feindlich, daß eine massenweise Hereinziehung Deutscher in sein Land dem Könige kaum in den Sinn kommen konnte. Wie fest und stark das nationale Bewußtsein in den ersten deutschen Ansiedlern Siebenbürgens war, beweist das mannhafte und ruhmwürdige Festhalten ihrer Nachkommenschaft an deutscher Sprache und deutscher Sitte durch alle Jahrhunderte.

Diese deutsche Ansiedlung an den Ostgrenzen des ungarischen Reiches erscheint weniger befremdlich, wenn man in Betracht zieht, daß damals eine deutsche Kolonie in Konstantinopel war und Konrad III. für seine „kaiserlichen Leute" vom Kaiser Johannes die Erlaubnis zum Bau einer besonderen Kirche verlangte, daß in Konstantinopel damals schwäbische Ritter im Solde der Griechen dienten, daß Konrad, als deutsche Leute von Ruthenen überfallen und teils geplündert, teils erschlagen waren, vom griechischen Kaiser die Züchtigung der Räuber beanspruchte. Man sieht, daß die Deutschen damals, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, bereits bis zum Bosporus und bis zum Schwarzen Meere zogen. Offenbar hing es auch mit dieser Unternehmungs- und Wanderlust der Deutschen zusammen, wenn der Aufruf zum zweiten Kreuzzuge einen so gewaltigen Erfolg unter allen Klassen des Volkes hatte; wir wissen, welche unermeßlichen Scharen unter dem Kreuze auszogen, und wie Deutsche damals nicht nur im Orient, sondern auch vor Lissabon und an der Oder kämpften. Aber um so tiefer war auch überall in Deutschland der Eindruck, daß ein Unternehmen, welches man auf die Verheißungen des Papstes und des heiligen Bernhard hin unternommen, zu so furchtbaren Verlusten und empfindlichen Demütigungen geführt hatte.

Wie schwer der traurige Ausgang des zweiten Kreuzzugs auch von unsern Vorfahren empfunden wurde, er ist dennoch ein Gewinn für die Entwicklung der deutschen Nationalität gewesen. Viele Tausende von

Deutschen hatten den Orient betreten, hatten die griechische und arabische Welt kennengelernt: damit war der Gesichtskreis der ganzen Nation unermeßlich erweitert. Und nicht minder bedeutend war ein anderes. Die deutschen Kreuzfahrer waren in stete Berührung mit den französischen gekommen. Sie mußten wahrnehmen, worin das lebendigere Volk ihnen vorausgeeilt war, welche neuen Bildungselemente es in sich aufgenommen hatte. Aber zugleich mußten sie sich auch in diesem Zusammenleben mit dem fremden Volke ihrer eigenen Art, ihrer eigenen Nationalität nur um so bestimmter bewußt werden.

In der Begründung einer nationalen Literatur sind die Franzosen den Deutschen vorangegangen, aber bald sind diese ihnen auch hierin gefolgt. Wir haben früher[1] darauf hingewiesen, wie inmitten des Investiturstreits und durch ihn angeregt eine deutsche Dichtung wieder erstand; sie war durchaus geistlich-religiösen Inhalts und entnahm den Stoff vorzugsweise der Heiligen Schrift. Von da an ist die nationale Poesie in ununterbrochenem Fortgange geblieben, und mit wunderbarer Schnelligkeit entwickelte sich an ihr die oberdeutsche Sprache zu jener Gefügigkeit und Harmonie, welche sie schon am Ende des zwölften Jahrhunderts zum wirksamen Ausdruck jedes poetischen Gedankens eignete. Es sind meist namenlose Kleriker, von welchen wir Gedichte aus den Zeiten Lothars und Konrads besitzen, aber ihre Arbeiten sind für uns nicht ohne Interesse. Sie tragen einen von den lateinischen Gedichten der Schule, neben denen sie hergehen, sehr abweichenden Charakter; vor allem sind sie volkstümlicher, nicht allein in der Sprache, sondern auch in der Auffassung. Sie verleugnen nirgends den kirchlich-religiösen Charakter der Zeit, aber greifen doch vielfach auf das weltliche Gebiet hinüber. Diese Gedichte rühmen die wunderbaren Geheimnisse Gottes, aber sie verherrlichen auch die großen Taten der Vergangenheit, wie sie Geschichte, Sage und Volkslied überliefert hatte. Der Papst findet in ihnen selten eine Stelle, aber der kaiserliche Name — wir erinnern hier noch einmal an die Kaiserchronik — tönt vielfach durch die deutschen Reime hindurch.

Einem Fürsten, welcher den Mut in sich fühlte, die Freiheit des Reichs und die alte Geltung des deutschen Namens herzustellen, kam in allen Klassen des Volks die günstigste Stimmung entgegen. Vor allem kam es freilich darauf an, dem Streit der Parteien im Reiche gründlich ein Ziel zu setzen, und das war nur möglich, wenn der Gegensatz zwischen den Staufern und Welfen, der immer von neuem das Reich mit Kampf erfüllt hatte, eine dauernde Ausgleichung fand. Niemand schien eine solche Ausgleichung leichter herbeiführen zu können als Friedrich von Schwaben, welchen Konrad zu seinem Nachfolger empfohlen hatte, und der selbst, beiden Häusern angehörig, die Fähigkeit sich zutraute, das schwierige Werk durchzuführen.

[1] S. 220. 221.

Unfraglich war Friedrich von dem Augenblick an, wo sein Oheim die Augen schloß, fest entschlossen, die Herrschaft zu ergreifen. Sein Ehrgeiz begegnete sich mit den Bedürfnissen des Reichs, mit den Wünschen der Nation. Wie verändert die ganze Lage der Dinge gegen die Verhältnisse der letzten beiden Interregnen war, trat schon dadurch an den Tag, daß man die Wahlversammlung nur wenige Wochen hinausschob, sie bereits auf den Anfang des März ansetzte. So wurde es dem Papste unmöglich gemacht, seine Legaten zu senden und die Wähler zu bestimmen: die Wahl der deutschen Fürsten war frei. Man bestimmte diesmal Frankfurt gegen die bisherige Sitte zum Wahlort: es geschah wohl, um die Erinnerung an jene Demütigungen zu meiden, welche einst Friedrichs Vater zu Mainz durch den Erzbischof Adalbert zu erleiden hatte. Auch war Heinrich, der damals auf dem Mainzer Stuhle saß, den Staufern nicht hold; er lag mit dem Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, dem Gemahl der Gertrud von Staufen, in vielfachen Zerwürfnissen; es ist auch unseres Wissens der einzige gewesen, der einen Versuch machte, Friedrichs Wahl zu hindern.

Es scheint eine müßige Frage, wen der Mainzer zu erheben gedachte. Selbstverständlich konnte, nachdem Konrad selbst auf Friedrich hingewiesen hatte, die staufensche Partei keine andere Wahl im Auge haben; die welfische Partei aber war in sich gespalten, so daß Graf Welf kaum seinen Neffen, dieser kaum seinen Oheim über sich als Herrn anerkannt hätte. Heinrich von Mainz soll Friedrich vorgeworfen haben, daß er zu seinen Vertrauten geäußert habe, er werde das Reich, selbst wenn ihn die Fürsten nicht wählten, an sich reißen. Auch sonst verlautet, daß Friedrich List und Gewalt angewendet habe, um seine Wahl zu bewirken, und unzweifelhaft scheint, daß er sie ebenso lebhaft selbst betrieb, wie er sie von ganzer Seele wünschte.

Schon zu Bamberg, wohin Konrad einen Reichstag beschieden hatte, waren viele Fürsten zusammen, als das Reich erledigt wurde: schon hier wird Friedrich mit ihnen über seine Wahl verhandelt haben. Wenige Tage später, am 20. Februar, hatte er mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg am Main eine Zusammenkunft, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch dort die Wahl zur Sprache kam. Wir wissen, daß die Fürsten zahlreiche Tagfahrten hielten, um die große Frage des Tages zu beraten, und daß sie dabei Erzbischof Arnold von Köln und Abt Wibald von Korvei, die eben von der römischen Legation zurückgekehrt waren, vielfach zu Rate zogen. Es ist von Bedeutung, daß gerade Arnold von Köln, der frühere Kanzler Konrads III., der in so nahen Beziehungen zu Rom stand, für die Wahl Friedrichs sich eifrig bemühte, daß auch Hillin, der kürzlich Albero in Trier gefolgt war, für dieselbe eintrat. Das wichtigste war, Heinrich den Löwen und den Grafen Welf zu gewinnen; die Vermutung liegt nahe, daß ihnen schon vor der Wahl die großen Lehen verheißen

wurden, die sie später erhielten, und durch welche Heinrich in Deutschland, Welf in Italien Stellungen gewannen, um welche sie Könige beneiden konnten.

Die Fürsten hatten durch Briefe und Boten auf eine stattliche Beschickung der Wahlversammlung hingewirkt. So geschah es trotz der beschränkten Zeit, daß fast alle Fürsten Deutschlands entweder persönlich in Frankfurt erschienen oder Bevollmächtigte dahin schickten. Als sie am 4. März 1152 hier zusammenkamen, war Friedrichs Wahl bereits unzweifelhaft. Sie erfolgte noch an demselben Tage in vollständiger Einhelligkeit. „Die Wünsche aller trafen", wie Wibald alsbald dem Papste schrieb, „nicht nur zusammen, sondern jeder suchte in seinem Eifer dem andern zuvorzukommen." Wie Otto von Freising, selbst bei der Wahl zugegen, berichtet, war der Grund dieser so einmütigen Wahl kein anderer, als daß man die Hoffnung hegte: Friedrich werde die Eintracht im Reiche herstellen und dem langen verderblichen Zwist zwischen Staufern und Welfen ein Ende bereiten. Deshalb wählten ihn alle Fürsten, deshalb jubelte ihm freudig das deutsche Volk am Wahltage zu.

Wibald von Stablo meldete dem Papste die neue Wahl und unterließ nicht, ihm von der Persönlichkeit Friedrichs ein deutliches Bild zu entwerfen. „Unser König", schreibt er, „ist nach unserem Dafürhalten noch nicht dreißig Jahre alt; er zeigte sich bisher scharfen Geistes, rasch im Entschluß, glücklich im Kriege, nach Gefahr und Ruhm begierig, nimmermehr eine Unbill duldend, leutselig, freigebig und von glänzender Beredsamkeit in seiner Muttersprache. Gott mehre in ihm alle Tugenden, damit er Recht und Gerechtigkeit auf Erden übe! Mit Euch aber sei ein Engel hohen Rats, daß Ihr ihn als König und Vogt der römischen Kirche anerkennt."

In seinem ersten Briefe an den Papst betont Friedrich gleich in den ersten Worten das ihm „von Gott übertragene Reich"; er meldet dem Papste seine Wahl, er verspricht ihm seine Ehrerbietung und Liebe, er verheißt ihm und der ganzen Kirche Schutz und Unterstützung, er stellt als Ziel seines Regiments hin, daß die katholische Kirche in allen Vorrechten ihrer Würde glänze, aber auch zugleich, daß die Hoheit des Römischen Reichs wieder in ihrer alten Kraft und Herrlichkeit hergestellt werde. Eine Bestätigung seiner Wahl verlangte er nicht; nicht mit einem Worte ist auf eine solche hingedeutet.

Mit Friedrichs Wahl beginnt eine neue Zeit. Sobald sich in Deutschland das Kaisertum wieder tatkräftig erhob, mußte der ganze Gang der abendländischen Geschichte eine andere Richtung nehmen. Man hat die Periode, an deren Ende wir stehen, nicht mit Unrecht das Zeitalter des heiligen Bernhard genannt, denn in der Tat hatte dieser französische Mönch ein Menschenalter hindurch die Weltgeschicke mehr bestimmt als irgendein mit der Tiara oder der Krone geschmücktes Haupt. Wer die wunderbare Macht dieses außerordentlichen Geistes leugnen wollte, obwohl er überall

ihre erstaunlichen Wirkungen wahrnimmt, der gliche einem Menschen, der Licht und Wärme der Sonne in Abrede stellte, deren belebenden Einfluß er doch rings um sich erkennt. Wie hoch man aber auch das Genie Bernhards stellen mag, man wird doch erkennen müssen, daß die rechte Ordnung der Dinge in einer Zeit, wo die letzten Fäden der Weltereignisse sich in die Zelle eines Klosters verliefen, gestört sein mußte. Wie ein unlösbarer Widerspruch zwischen bischöflicher und imperatorischer Macht besteht, liegt auch eine nie auszufüllende Kluft zwischen Mönchsleben und Weltgetriebe.

Als Friedrich gewählt wurde, war Bernhards Stern bereits im Verbleichen. Seit dem traurigen Ende des Kreuzzugs war sein Geist umdüstert und sein ohnehin so gebrechlicher Körper sank zusammen. Sein letztes Werk war ein Friedenswerk. Die Bürgerschaft von Metz war mit dem umwohnenden Adel in Fehde geraten, und dem Blutvergießen war kein Ziel zu setzen. Da wandte sich Erzbischof Hillin von Trier mit der Bitte an Bernhard, als Vermittler einzutreten. Todkrank und lebensmüde begab sich Bernhard nach Metz; unter unsäglichen Mühen brachte er dort den Frieden zustande und kehrte dann nach Clairvaux zurück, um es nicht mehr zu verlassen. Er starb am 20. August 1153 in dem Alter von 63 Jahren. In derselben Woche, wo Bernhard abschied, wurde Askalon von König Balduin und den Fürsten des Königreichs Jerusalem erobert. Länger als ein halbes Jahrhundert hatten die Christen um die wichtige Stadt gekämpft; es war der erste namhafte Erfolg der Christen im Gelobten Lande seit dem Verluste Edessas. Die Freude über dieses Ereignis war außerordentlich und wurde im ganzen Abendlande geteilt. Die Brüder in Clairvaux meinten: so hätten sich doch noch Bernhards Weissagungen von großen Siegen der Christenheit im Osten erfüllt; sie sahen im Fall von Askalon eine göttliche Rechtfertigung für ihren so hart angefochtenen Abt.

In die Mitte der Weltereignisse trat, als Bernhards Kraft zusammenbrach, Friedrich von Staufen; in die kaiserliche Stellung trat wieder ein kaiserlicher Mann. Die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts zeigte das deutsche Kaisertum von der Übermacht der Kirche gebeugt, die zweite Hälfte sah es wieder in stolzer Erhebung und abermals in einem langen Kampfe mit dem Papsttum — einem Kampfe von welthistorischer Bedeutung.

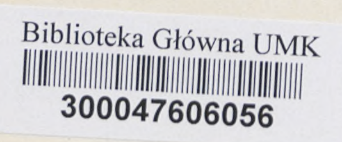
Inhalt des vierten Bandes

Achtes Buch

Ausgang des Streits mit dem Papsttum unter Heinrich V.

1106—1125

Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig


Biblioteka Główna UMK
300047606056